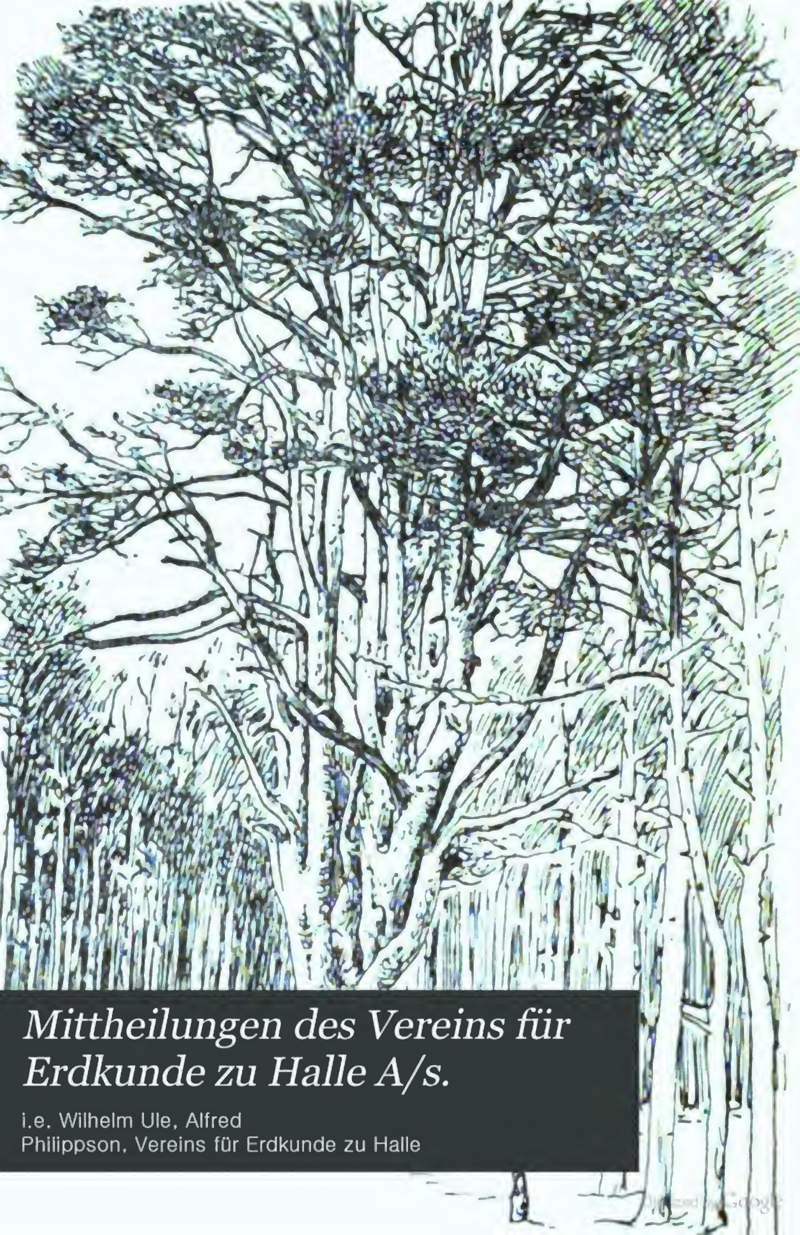


Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle A/s.

i.e. Wilhelm Ule, Alfred Philippson, Vereins für Erdkunde zu Halle





MITTEILUNGEN

DES

VEREINS FÜR ERDKUNDE

ZU

HALLE A. S.

Zugleich Organ des Thüringisch-Sächsischen Gesamtvereins für Erdkunde.

1903.

INHALT:

HALLE A. S.

VERLAG VON TAUSCH & GROSSE.

1903.



Matthias Christian Sprengel, ein geographischer Publizist am Ausgange des 18. Jahrhunderts.

Von

Dr. B. F. Hänsch

aus Pulsnitz.

Einleitung.

In allen Wissenschaften, im Geistesleben des einzelnen Menschen, wie in dem ganzer Völker macht man die Beobachtung, dafs aller Fortschritt sich sprungweise vollzieht, dafs Perioden fast überstürzter Entwickelung mit Perioden langen scheinbaren Stillstandes abwechseln. Man steht unter dem Eindrucke, als müsse das in ungezügelter Hast hinzuströmende Neue sich erst in Ruhe assimilieren. So werden die langen Pausen in der Forschung in Wahrheit keine Ruhepunkte, sondern es ist die Zeit, da tausend Geister mit Bienenfleifs in emsiger Kleinarbeit sichten, ordnen, verarbeiten, was wenige führende Genies in schöpferischer Intuition uns offenbarten. Wir wenden an: Als mit dem Tode Antonio van Diemens in der Mitte des 17. Jahrhunderts das Interesse an geographischer Forschung erloschen schien, ruhte dasselbe mit wenigen Unterbrechungen, die sich an die Namen Halley, Bering, Steller, Dampier, Roggeven knüpfen, bis zu den Reisen Pallas' und Cooks um das Jahr 1769, also fast ein Jahrhundert lang. Nur auf dem Gebiete der mathematischen Geographie gelangte man zu wichtigen Ergebnissen, unter denen die grofse französische Gradmessung in Peru und Lappland an hervorragender Stelle steht, und die in den Newtonschen Forschungsergebnissen ihre notwendige Voraussetzung hatten. Mit Cook und Pallas erst begann das Interesse an geographischer Länderforschung neu zu erwachen und nahm erst jetzt wissenschaftliche Gestalt an. Wir müssen diesen Spuren des neuerwachenden Lebens nachgehen und ein Bild der Weltlage zeichnen, um die nachfolgenden Untersuchungen verstehen zu können.[1]

[1] Soweit die Geographie in Betracht kommt, wurde Peschel, Geschichte der Geographie, benützt. Für das rein Historische war Oncken die Quelle (Zeitalter Friedrichs des Grofsen).

Schon in den Jahren 1761—1767 hatte Carsten Niebuhr Arabien bereist und 1764 der Kommodore Byron die Südsee im Auftrage Georgs III. von England durchquert. Zwei Jahre später finden wir Samuel Wallis (1766) und den Franzosen Bougainville im Auftrage seiner Regierung auf denselben Pfaden. Aber erst mit James Cook beginnt ein stürmischer Forschungsdrang zu erwachen. Auf seiner ersten Reise, die die Beobachtung des Venusdurchgangs im Jahre 1769 zur Aufgabe hatte, bestimmte er nach deren Lösung die Lage Neuseelands und des Festlandes von Australien. Die zweite Reise (1772—1775) zerstörte den Glauben an die Existenz eines grofsen Südpolarlandes und ist ausgezeichnet durch die Teilnahme von Reinhold und Georg Forster. Die dritte Reise vervollständigte unsere Kenntnis der Nordwestküste von Nordamerika (1778—1780). So war durch Cooks Reisen das Erdbild vollständig verändert worden: Neuseeland und Neuguinea waren als Inseln erkannt, die Küsten Australiens entschleiert, neue Inseln der Südsee entdeckt, die Zurückdrängung eines Südpolarlandes über den 60.° s. Br. hinaus war vollzogen worden, und, was das Bedeutungsvollste ist, man wufste nun, dafs die trockene Erdoberfläche kleiner sei als die nasse: Die Hydrographie der Erde war in ihrem Grundzuge festgelegt. Zugleich bedeuteten die Entdeckungen Cooks ebensoviele Eroberungen für sein Mutterland, das darin Entschädigungen für den Verlust von Nordamerika, besonders in Australien, fand.

Etwa gleichzeitig mit den Reisen Cooks beginnen die Forschungen Peter Simon Pallas' (1741—1811) im Jahre 1768, die sich auf unbekannte Gegenden des südlichen und östlichen Rufsland bis Innerasien erstreckten und 1774 ihren Abschlufs fanden.

Für die geograhische Forschung war es von hohem Werte, dafs man eine verbesserte und vor allem leichtere Methode der geographischen Längenbestimmung nach Mondtafeln gefunden hatte, deren sich Carsten Niebuhr zum ersten Male bediente. Tobias Mayer hat hier grofse Verdienste.

In die Jahre 1761—1769 fallen die Forschungen des Franzosen Legentil, der sich zum Zwecke der Beobachtung des Venusdurchgangs (1761 und 1769) in den indischen Gewässern aufhielt. Auch der Franzose Sonnerat befand sich in dieser Zeit (1769) und dann noch einmal 1774—1781 in den indischen Gewässern, mit geographischen Forschungen, die sich besonders auf die Tierwelt erstreckten, beschäftigt. Ein Engländer, George Forster, durchreiste 1783—1784 von Indien aus auf dem Landwege Asien bis zum Kaspisee, während George Bogle

(1774) und Samuel Turner (1783) Forschungen jenseits des Himalaya in Tibet vornahmen.

Am Schlusse des Jahrhunderts, als Bonaparte in Ägypten weilte, und schon vorher, als die Sklavenfrage zur Erledigung drängte, konzentrierte sich das wissenschaftliche Interesse auf dieses Land. Aber auch hier gingen die Haupterfolge der Forschung von England aus, wo sich im Jahre 1788 eine Gesellschaft zur Unterstützung von Afrikaforschern gebildet hatte, in deren Dienste z. B. auch Hornemann reiste.

Es wäre ein grofser Irrtum, wollte man mit dieser Aufzählung die gröfseren Forschungsreisen jener Zeit für erschöpft halten. Nur die für die Wissenschaft bedeutungsvollsten konnten hier erwähnt werden. Die Zahl der Reisen aber, welche im Auftrage von Regierungen im politischen Interesse (es sei nur genannt die englische Gesandtschaftsreise des Lord Makartney nach China), oder von Händlern und Privatpersonen im Verfolg wissenschaftlicher und kaufmännischer Vorteile unternommen wurden, ist sehr grofs, und sie stellen in ihrer Gesamtheit, da die Mehrzahl der Reisenden zur Veröffentlichung ihrer Beobachtungen sich berufen fühlte, eine wesentliche Bereicherung der Länder- und Völkerkunde ihrer Zeit dar.

Unterdessen hatte aber auch auf politischem Gebiete das Antlitz der Erde sich gewaltig verändert. Nachdem durch den Frieden von Paris 1763 den Engländern nahezu ganz Nordamerika zugefallen war, begann von 1765 an, hervorgerufen durch die Stempelakte und die Zollbill, vorerst nur eine gewisse Opposition in Nordamerika gegen das Mutterland sich zu regen. Diese Opposition steigerte sich zu Unruhen vor allem dadurch, dafs die englische Regierung der englisch-ostindischen Kompagnie, die infolge der unausgesetzten Kämpfe, die sie in Indien zu führen hatte, finanziell sehr geschwächt war, das Recht der zollfreien Theeeinfuhr nach Nordamerika gewährte (1773), um sie dadurch vor dem Untergange zu retten. Da die englische Regierung zur Gewährung einer Autonomie sich nicht verstand, kam es 1775 zu den ersten Kämpfen und ein Jahr darauf zur Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten. Als sich im Jahre 1778 Frankreich mit den Vereinigten Staaten verband, war das Schicksal des englischen Einflusses auf diese Kolonie besiegelt: England verlor durch den Frieden zu Paris (1783) die Vereinigten Staaten, die sich 1788 ihre Verfassung gaben. In Deutschland wurden alle diese Vorgänge mit Aufmerksamkeit verfolgt.

Es war nur natürlich, dafs eine Macht wie England, deren Lebensbedingungen schon längst in ihren Beziehungen zu kolonialen Unter-

nehmungen im Auslande wurzelten, für diesen Verlust anderweit Entschädigung suchen mufste. Zwar hatte die englisch-ostindische Kompagnie (gegründet ca. 1600) schon lange in Ostindien Ländererwerbungen durch Kauf und Eroberung gemacht. Doch richtete sich die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf die Erwerbungen dieser Gesellschaft erst, als die in Nordamerika entstandenen Unruhen ein Weiterbestehen des nordamerikanischen Kolonialbesitzes fraglich erscheinen liefsen. Die Regierung benützte deshalb mehr oder weniger mit Absicht die Verlegenheiten, in die die Kompagnie geraten war, sich bei der Neuregelung der Verhältnisse derselben im Jahre 1773 einen entscheidenden Einflufs zu sichern. Aber erst 1784, als die Vereinigten Staaten für England bereits verloren waren, nahm die englische Regierung die politische Leitung der indischen Besitzungen unter Wahrung der Privilegien der Kompagnie allein in die Hand, indem sie einen Gouverneur einsetzte. Der erste derselben, Warren Hastings (1784 und 1785), lenkte durch sein Ausbeutungssystem die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich. In den nun folgenden Kämpfen mit den Eingeborenen gliederten die Engländer ihren Besitzungen einen Binnenstaat nach dem andern an und entschädigten sich so für den Verlust von Nordamerika. Besonders lenkten die Kämpfe gegen Hyder Ally[1] († 1782) und dessen Sohn Tippu Saheb († 1799), den Herrscher des Reiches Mysore, und gegen die Maratten die Aufmerksamkeit auf sich. Mysore wurde 1799, der Marattenstaat 1803 unterworfen, womit die Herrschaft der Engländer begründet war.

Das war der Stand der geographischen Wissenschaften und die allgemeine Weltlage in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Rechnet man dazu noch die französische Revolution und die grofse Menge von politischen und wirtschaftlichen Veränderungen, die sie im Gefolge hatte, so darf man sagen: Es war ein Zeitalter, so reich an Stürmen und Umwälzungen, dafs es nur im Zeitalter der Entdeckungen ein Gegenstück findet. Es war für die Geographie das Morgenrot eines neu hereinbrechenden Tages. Eine Fülle von neuen Kenntnissen strömte, allenthalben Licht verbreitend, in Geist und Herz der Völker des Kontinents. Eine unerhört grofse Masse von neuen Begriffen, von bisher unbekannten Tatsachen drängte sich dem menschlichen Geiste auf zur Verarbeitung für den Gelehrten, wie für den gemeinen Mann. Keiner von beiden konnte an ihr vorübergehen. Sie mufsten betrachtend

[1] In der Schreibung der indischen Namen wurde der Einheitlichkeit halber Sprengels Schreibart beibehalten.

Halt machen, jener, um den Wust seiner vorgefafsten, nicht auf dem Boden exakter Forschung stehenden und deshalb in die Irre führenden Urteile zu berichtigen, dieser, um aus der Fülle der neuen Gaben für sich Vorteil zu suchen. Und die Wirkungen dieser Flut neuer Anschauungen, die dem geistigen Leben auch unseres Volkes ihren Stempel aufdrückten, wenn es auch dem Schauplatze jener Ereignisse ferne stand, würden noch viel gewaltiger gewesen sein, wenn eine politische Einheit und innere Kraft des deutschen Volkes ein mutiges Eingreifen und Mittun gestattet, wenn eine bessere Ordnung seiner inneren Verhältnisse eine tätige Beteiligung an den Forschungen zugelassen hätten. Wenn ich jetzt versuche, diesen Spuren nachzugehen, so geschieht es in dem Bestreben, nicht blofs dem Geographen, sondern auch dem Beurteiler des Charakters unseres Volks einen wenn auch bescheidenen Dienst zu leisten.

Um für meine Untersuchungen einen passenden Mittelpunkt zu erhalten, greife ich aus der Zahl der Männer, die den Geist der Zeit erkannt hatten, einen heraus, der, ein Geograph und Historiker, die Eigenheiten der Zeitströmung uns klar erkennen läfst, der als Mann der Wissenschaft den Regungen und Bedürfnissen der Deutschen, wie sie jene Zeit unter ihren eigentümlichen Umständen hervorgebracht hat, ebenso eifrig als liebevoll entgegenkam: Matthias Christian Sprengel, Professor der Statistik in Halle. Von seinem Leben und Wirken ausgehend, werden wir seine geographische Bedeutung feststellen, werden dann das Bild, das sich uns zeigt, unter Heranziehung weiterer geographischer Literatur seiner Zeit vervollständigen, indem wir ihre Tendenzen herauszuheben suchen, und werden so zur Klarstellung der Beziehungen gelangen, die zwischen ihr und dem geistigen und öffentlichen Leben der Deutschen bestanden. Dafs dabei die Beziehungen Sprengels zu den beiden Forster mit Ausführlichkeit zu behandeln sein werden, wird bei der grofsen Bedeutung, die gerade diese beiden Männer in der Geschichte der Geographie besitzen, kaum einer Rechtfertigung bedürfen.

Erster Teil.

Matthias Christian Sprengels Leben und Wirken.

1. Kapitel.

Sprengels Jugend und akademische Laufbahn.

Matthias Christian Sprengel war ein Kind der mecklenburgischen Küste. Er wurde geboren am 24. August 1745[1] zu Rostock als Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der aus Danzig eingewandert war, wo die Glieder der alten Patrizierfamilie lange Zeit öffentliche Ämter begleitet hatten.[2] Über seine Jugend wissen wir nichts.[3] Auch seine Studentenzeit ist in Dunkel gehüllt: Er studierte in Göttingen und trieb mit Eifer Sprachstudien. Englisch und Französisch, und — wie es scheint — auch Italienisch, waren ihm aufser den alten Sprachen geläufig, was ihn später zu einer umfassenden Übersetzertätigkeit befähigte.[4] Im Jahre 1773 begann er sich literarisch zu betätigen, und schon in seinen ersten Versuchen zeigt sich die geistige Richtung, der er zeitlebens treu geblieben ist: das Interesse an der Geschichte Englands und seiner Kolonien, das ihn dann auch hinübergeleitet hat auf das Gebiet geographischer Forschung.[5] Seine ersten Aufsätze dürfen wir mit Fug und Recht als Früchte seiner Studienzeit und der von seinen akademischen

---

[1] Pütter-Saalfeld, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Georgs-Augustus-Universität zu Göttingen, 3. Band, Hannover 1820, Seite 137, giebt den 24. August 1746 an, wie dort gesagt wird, auf Grund eigener Angaben des betr. Gelehrten. Da aber die Register der St. Jakobskirche zu Rostock 1745 als Geburtsjahr nennen, so wird jene Angabe, die sich auch in der Allgemeinen Deutschen Biographie findet, der Berichtigung bedürfen.

[2] Das Geschlecht der Sprengel läfst sich in gerader Linie bis 1620 zurückverfolgen.

[3] Die Matrikeln der ehemaligen Stadtschule zu Rostock, die sich heute in eine Realschule und ein Gymnasium gespalten hat, sind für die Jahre 1745—1828 nicht mehr vorhanden.

[4] Italienisch: Brief an Heyne 25. Dezember 1781.

[5] Wenn das anonym erschienene Schriftchen „The Gaberlunzieman, an old scotch ballad“, Göttingen 1775, das der Katalog der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig Sprengel zuschreibt, wirklich von ihm stammt, so würde die Angabe der ADB dafs Sprengel die schottische Balladendichtung studiert habe, eine weitere Stütze erhalten. Es würde auch eine tiefere Beschäftigung mit der schönen Litteratur beweisen, und eine bei den noch lebenden Enkeln Sprengels vorhandene Familienüberlieferung, dafs er Mitglied des Göttinger Hainbundes gewesen sei, würde an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Eine wissenschaftlich giltige Bestätigung der Angabe hat Verfasser bis jetzt noch nicht gefunden. (Vergl. Prutz, Der Göttinger Dichterbund, Leipzig 1841).

Lehrern erhaltenen Anregungen betrachten. Er veröffentlichte 1776 „Geschichte der Falklandinseln“ und „Kurze Schilderung der Grofsbritannischen Kolonien in einer Tabelle“.[1] Bedeutend erweitert erschien dieser Aufsatz im folgenden Jahre unter dem Titel „Briefe, den gegenwärtigen Zustand von Nordamerika betreffend“.[2] Britische Kolonialgeschichte ist also Sprengels Spezialstudium gewesen, und man kann nicht anders sagen, als dafs ihn zu der ausgeprägten Vorliebe, ja zu der Ausschliefslichkeit, mit der er sich diesen Studien in seinem akademischen Bildungsgange hingab, und die in seiner Zeit eine seltene Erscheinung war, nur ganz bestimmte Anregungen gedrängt haben können. Es ist nicht schwer, als deren Ausgangspunkt Schlözer zu erkennen, der mit seinen kolonialgeschichtlichen Vorlesungen, z. B. im Jahre 1774 über französische Kolonien in Nordamerika, einen neuen Stoff in den Bereich akademischer Lehrtätigkeit einbezog. Sicher haben auch Sprengels Herkunft aus dem deutschen Küstengebiete, die Beziehungen, die er mit seiner Heimat unterhielt,[3] und der kaufmännische Lebenskreis, aus dem er stammte, die Vorliebe für auswärtige Geschichte und Geographie, für Studium des Handels und der Kolonien unterstützt.

Als sich deshalb Sprengel im Jahre 1778, also in einem Alter von 33 Jahren, in Göttingen als aufserordentlicher Professor der Philosophie niederliefs, tritt seine entschiedene Geistesrichtung sofort wieder klar hervor. Wir begegnen seiner akademischen Lehrtätigkeit zuerst im Sommersemester 1778, wo er seinen Unterricht mit einer Vorlesung über „die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der britischen Kolonien in Amerika“ eröffnete.[4] Aufser dem genannten Gebiete widmete er seine Lehrtätigkeit in Göttingen der Statistik und der europäischen Staatengeschichte.[5]

Die Universität Göttingen war damals die Hauptpflegstätte der geographischen Wissenschaften in Deutschland überhaupt. Eine Reihe bedeutender Männer, Historiker und Geographen, hatte sie auf diese Höhe gebracht: Tobias Mayer hatte die Geographie nach der mathematischen Seite, Achenwall nach der statistischen Seite ausgebildet, während ihr Büsching durch seine historisch-politische Betrachtungs-

---

[1] Göttingen 1776.

[2] Göttingen 1777.

[3] Veröffentlichungen im Rostockschen Wochenblatte 1773 u. a.

[4] Catalogus praelectionum publice et privatim habendarum 1778 und 1779. Göttingen bei Dieterich.

[5] Catalogus praelectionum a. a. O.

weise auch in dieser Hinsicht neue Bahnen wies. Die Schlözer, Gatterer, Heeren und Lichtenberg liefsen Göttingen noch lange die führende Stellung behaupten, und der Ruf der Universität erscholl in ganz Deutschland. In Sprengel aber hatten diese Göttinger Gelehrten trefflich Schule gemacht.[1] So geschah es denn sicher nicht ohne Absicht, als das Kuratorium der Universität Halle Sprengel nach kurzer Tätigkeit in Göttingen als ordentlichen Professor der Geschichte und Statistik nach Halle berief.[2] Mit Beginn des Sommersemesters 1779 trat er an Stelle des verstorbenen Professors der Geschichte Pauli[3] sein neues Amt an, ohne die Fäden der Freundschaft, die ihn mit den Professoren und Gelehrten Meiners, Feder, J. Fr. Gmelin, Blumenbach, Lichtenberg und besonders Heyne verbanden, zu zerreifsen. Mit letzterem war er durch seine Mitarbeit an den Göttinger Gelehrten Anzeigen, für welche er bis weit in die Neunziger Jahre Rezensionen englischer Schriften über Geschichte und Statistik von Nordamerika und Ostindien lieferte, in enge Berührung gekommen und hörte auch in Halle nicht auf, „so viele von ihm (Heyne) in Göttingen genossene Freundschaft und Gefälligkeiten mit der dankbarsten Erinnerung zu verehren“.[4]

„Mit Freude und Stolz“ darüber, nun „das Glück zu geniefsen, das Geburt ihm versagte, nämlich als Untertan unter dem allergnädigsten Schutz des preufsischen Monarchen zu leben“, trat er sein Amt an[5] und eröffnete seine Lehrtätigkeit mit einer Vorlesung „Über den Ursprung des Negerhandels“,[6] die in demselben Jahre im Druck erschien. Er lenkte mit dieser Arbeit in den Strom jener Bewegung ein, die den Sklavenhandel bekämpfte und deren Tendenz durch das Motto bezeichnet wird, das Sprengel seiner Vorlesung voranstellte: „Quamquam animus meminisse horret luctuque refugit“. Zeit seines Lebens hat Sprengel seine Kräfte in den Dienst dieser Bewegung gestellt. Wir werden später Gelegenheit haben, eingehender davon zu sprechen.

---

[1] Die Annahme Schraders (Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle, Berlin 1894, Bd. 1, 4. Buch 1768—1806), dafs Sprengel vielleicht durch R. Forster zum Studium der Geschichte Englands und seiner Kolonien angeregt worden sei, ist vollständig irrtümlich.

[2] Reskript vom 20. Februar 1779.

[3] J. Chr. Hoffbauer, Geschichte der Universität Halle bis zum Jahre 1805. Halle 1805. S. 330.

[4] Brief an Heyne 6. Mai 1780.

[5] Ursprung des Negerhandels, Vorrede.

[6] Halle 1779.

Sprengel las in Halle über Statistik, Geschichte Preufsens und des Deutschen Reichs und über „Europäische Staatengeschichte“, wobei er der neueren Geschichte den Vorrang einräumte.[1] Anfänglich vertrat er diese Fächer allein, erhielt jedoch 1787 in dem Magister Krause einen Mitarbeiter in seinem Lehrfach. Die Statistik las er nach dem Achenwallschen Grundrifs[2] über diesen Stoff, der damals als Lehrbuch ein aufserordentliches Ansehen genofs. Doch hielt er sich nicht streng daran. Vielmehr lassen seine handschriftlichen Kompendien[3] erkennen, wie er sich alle Fortschritte der statistischen und historischen Kenntnisse in gröfstem Umfange zu nutze machte und wie er besonders fremdländische Originalwerke gründlich verarbeitete.

Weit besser aber als aus diesen privaten lernen wir Sprengels Eigenart aus seinen öffentlichen Vorlesungen kennen. Unter diesen spielt die Geschichte der geographischen Entdeckungen[4] eine grofse Rolle. Ganz in seinem Lieblingsstudium bewegte er sich aber in seinen öffentlichen Vorlesungen über die britischen Kolonien in Nordamerika, über den Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner, über die Friedensschlüsse zu Paris in den Jahren 1763 und 1783, über die Geschichte von Indien und die Handelsbeziehungen der Europäer mit diesem Lande, Stoffe, in deren Behandlung er Belehrungen über Politik, Handels- und Finanzwissenschaften[5] einflocht. Auch suchte er in einer Art geographisch-historischen Seminars („geographica schola“) und in Examinatorien über ausgewählte Kapitel der neuesten Geschichte eine besondere Vertiefung dieser Studien in seinen Zuhörern zu erreichen.[6]

---

[1] Catalogus praelectionum. Halle 1779—1802.

[2] Seit 1781 war Sprengel als Nachfolger Schlözers an der Herausgabe der Achenwallschen Statistik beteiligt. Er besorgte die sechste Auflage derselben, sowie teilweise die siebente. Ebenso bewegt sich Sprengels „Grundrifs der Staatenkunde“ (1793) nach Plan und Methode ganz in den Bahnen Achenwalls, was Sprengel im Vorwort selbst ausspricht. — Sprengels historische Werke über Grofsbritannien und Irland und über das 18. Jahrhundert liegen aufserhalb unserer Betrachtungen. Sie bedürfen nur insofern der Erwähnung, als man an der Wahl des Stoffes sieht, wie Sprengel auch hier seiner Neigung treu bleibt.

[3] Im BFA zu Weimar.

[4] Sprengels Geschichte der geographischen Entdeckungen, die 1783 als Grundrifs zu akademischen Vorlesungen erschien und 1785 und 1792 bedeutend vermehrt neu aufgelegt wurde, war zu Sprengels Zeit ein sehr begehrtes und geschätztes „Handbuch“ und hat wohl auch heute noch seinen Wert. Es behandelt die Entdeckungsgeschichte bis 1542, als die Portugiesen in Japan ankamen.

[5] Vergl. Ursprung des Negerhandels, Vorrede.

[6] Catalogus praelectionum. Halle 1779—1802.

Man sieht, dafs sich in Sprengels Vorlesungen alle weltbewegenden Ereignisse seiner Zeit wiederspiegeln, und es war zweifellos ein gewagtes Unternehmen, in einer Zeit und an einer Universität, wo die Brotstudien an erster Stelle standen, wo „keine Kollegien eigentlich gehört werden, als die zum Predigtmachen, Klagschriftentwerfen und Rezeptschreiben gehören",[1] sich an diese Dinge zu wagen. Ein reges Interesse für Stoffe, wie Sprengel sie darbot, war zwar vorhanden, und dieses Interesse ging weiter als bis in die Hörsäle der Universitäten, aber opfern wollte man dafür nichts. Angesichts dieses Mifsstandes klagt Sprengel: „Wenn ich publice lese, so habe ich die ganze Universität zu Zuhörern, in meinem amerikanischen Krieg sieht mein Hörsaal wirklich einer schwarzen Höhle oder der berufenen black hole gleich. In den privatis apparent rari . . . . ." (unleserlich);[2] und ein andermal: „Wenn Sie sich von dem grofsen Teil (unserer Studierenden) einen Begriff machen wollen, so sehen Sie einmal den Casselschen Rekrutentransport an, der von Münden nach Amerika geht. Wie kann das aber anders sein, wenn Schuster, Schneider, Küster, Torschreiber und alles studiert".[3] Wenn Sprengel 1783 trotzdem 54 zahlende Zuhörer[4] hatte, so ist das ein Zeichen von seiner anregenden Lehrart, über die wir von einem Zeitgenossen, Professor Hoffbauer in Halle, ein Zeugnis besitzen. Er sagt: „Sprengel hatte . . . einen meisterhaften historischen Vortrag, der jeden für die Geschichte gewinnen mufste".[5]

Überhaupt waren die Zustände an der Universität Halle zu dieser Zeit durchaus nicht dazu angetan, einen Gelehrten zur Schaffenslust anzufeuern. Die Briefe Sprengels werfen ein trübes Licht auf die Verhältnisse an den Universitäten jener Zeit, auf die unausgesetzten Streitigkeiten und „Kabalen", wie sie sehr zum Schaden der Wissenschaft die Gemüter fortgesetzt erregten und den Lehrkörper erschütterten. Es war ein „bellum omnium contra omnes".[6] Die geringe finanzielle Unterstützung durch die Regierung war eine Hauptursache dieser Verwirrungen, so dafs Sprengel schon im Juni 1780[7] und viel entschiedener

---

[1] Brief an Heyne 7. April 1781.

[2] Brief an Heyne 16. November 1783.

[3] Brief an Heyne vor Ostern 1783 (undatiert).

[4] Brief an Heyne 30. März 1783.

[5] Hoffbauer, a. a. O., Fufsnote Seite 366/367.

[6] Brief an Heyne 17. Dezember 1787.

[7] Brief an Heyne: „Halle ist bei allem, was der Minister und der König auch wirklich für die Universität tun, doch das nicht, was es sein könnte; und mir wird es bei allen Vorteilen, die ich hier wirklich geniefse, nie meine ehemalige Göttingische Lage ersetzen".

1787, als Magister Krauses Anstellung ihm einen Teil seiner Hörer entzog, sich mit dem Gedanken trug, eine andere Stellung anzunehmen,[1] umsomehr, da er einen Ruf nach Rostock erhalten hatte. Besonders die Jahre seiner Rektoratsverwaltung,[2] die damals, wo die Gerichtsbarkeit noch von der Universität selbst ausgeübt wurde, ganz andere Opfer an Zeit und Mühe forderte als heute, sind reich an Befehdungen und Vorfällen, die in einem Kreise von Männern der Wissenschaft eigentlich unerklärlich sind und die ein unendlich trübes Bild von Engherzigkeit und Kleinstädterei an den Universitäten entrollen.[3]

Diese unerquicklichen Verhältnisse wurden noch erhöht durch das Amt des ersten Bibliothekars, das Sprengel gleich nach seinem Antritte in Halle an Stelle des verstorbenen Professors Thunmann übernahm, und zu dessen erspriefslicher Verwaltung es ihm weder an gutem Willen noch an Geschick, seitens der Universitätsverwaltung aber an allem fehlte. Als er im September 1801 um seine Enthebung von diesem Amte einkam, „wegen der damit verbundenen Unannehmlichkeiten[4] und besonders in Rücksicht auf das nahe Alter“, da war er

[1] Brief an Heyne: „Wenn ich nur irgend etwas wüfste, so verlasse ich Halle morgen. Nach Rostock könnte ich wohl kommen, wie mir unter der Hand Anträge gemacht worden, allein ich hasse den Norden und die dortige Barbarei. Marburg und Mainz kenne ich nicht genug, um vielleicht einige Spekulationen zu machen. Sollte Ihnen etwa etwas Annehmliches dieser Art, und wäre es auch nur eine gute Archivariusstelle vorkommen, so empfehle ich mich.“

[2] 1787, 1796, 1799: AH.

[3] Sprengels Briefe an Heyne und Bertuch geben darüber Aufschlufs. So schreibt er an ersteren 1787: „Meine Zeit wird ganz von Verhören und Untersuchungen verzehrt. Ich habe nicht Gefängnisse genug, die Schuldigen (es handelt sich um Teilnehmer an einem verbotenen Orden) zu beherbergen. Und nun noch die ewigen Schuldklagen, die Händel mit den Professoren und anderen Universitätsverwandten.“ Ähnliche Klagen gegen Bertuch. Im grofsen und ganzen liefs ihn aber der „strepitus fori“ und „der Höllenspektakel der Professoren, Syndiker und Direktoren“ kalt, er las nicht einmal „ihre weitläuftigen Deduktionen“, daher man denn sagte, „Seringapatam läge ihm näher als das Wohl der ganzen Universität“ (!) (an Bertuch 1. April 1800).

[4] Die Bibliothek hatte bis 1787 400 Taler und von da an 500 Taler Regierungszuschufs. Ein Gehilfe war nicht vorhanden. Als Sprengel gegen Hilfeleistung in der Bibliothek an Studenten Freitische vergab, wurde ihm das Recht von den Ephoren entzogen, und es bedurfte einer Eingabe an die Regierung, um wenigstens diesen Ausweg offen zu halten. Das Bibliotheksgebäude war gleichzeitig Lager für das Magazinmehl der Garnison, und im August 1802 mufste dem Oberkuratorium angezeigt werden, „dafs im kommenden Winter sowohl am Gebäude, als auch an den Büchern durch Wind und Wetter ein noch beträchtlicherer Schade entstehen werde, als bisher schon geschehen ist“. — Durch diese Zustände wurde die Benutzung der Bibliothek sehr erschwert, so dafs in öffentlichen Blättern darüber Klage geführt wurde. (Vergl. AH, Repert. Act. B. 43, B. 3 d e.)

sich bewufst, dafs er in dieser Stellung nicht blofs einen guten Teil seiner Lebenskraft in „ewigen unangenehmen Verlegenheiten“ verzehrt, sondern auch „einen nicht unbeträchtlichen Teil seines Vermögens zugesetzt“ habe.[1]

2. Kapitel.
Sprengel als Forscher und Publizist.

Wenn man Sprengels Wirken als akademischer Lehrer und als Bibliothekar betrachtet, das doch schon aufsergewöhnliche Anforderungen an Zeit und Kraft stellte, denen nicht ein jeder gewachsen gewesen wäre, wenn man ferner die erschwerenden Umstände in Betracht zieht, unter denen Sprengel diese Arbeit zu leisten hatte, so fragt man sich, wie er dabei noch zu einer so ausgebreiteten literarischen Tätigkeit fähig war; denn seine schriftstellerischen Produkte machen eine kleine Bibliothek aus. In über dreifsig verschiedenen Werken, von denen einzelne über zehn Bände zählen, und in einer unendlichen Reihe von Abhandlungen und Rezensionen hat er seine Wissenschaft verbreitet. Freilich besteht ein grofser Teil davon aus Übersetzungen; doch auch diese zeigen die Richtung seines geistigen Schaffens und ergeben mit seinen selbständigen Werken ein einheitliches Bild.

Die ersten zwei Jahre in Halle benutzte Sprengel vorerst dazu, sich in seine Wissenschaft noch mehr zu vertiefen. Besonders durch eifriges Studium englischer Quellen eignete er sich in diesen Jahren eine Kenntnis der englischen Kolonialgeschichte an, „wie sie an einem anderen Orte ihresgleichen nicht fand“. Dann aber fafste er im Verein mit Eberhardt[2] und Fischer die Gründung einer Zeitung ins Auge; doch kamen die drei Gelehrten infolge Mangels an „guten und unparteiischen Mitarbeitern“, die in einer Stadt wie Halle schlechterdings nicht aufzutreiben waren, nicht über den Plan hinaus.[3] Dagegen brachte dasselbe Jahr (1780) für Sprengel die Bekanntschaft eines Mannes, der auf seinen Lebensgang von bedeutendem Einflusse sein sollte: Johann Reinhold Forsters. Im Sommer 1780 traf Forster von London in Halle ein,[4] um hier ein Lehramt zu übernehmen, und sofort kamen beide in engere Berührung, wie es ja bei dem Gedankenkreise, in dem Sprengel sich bewegte, und der mit dem Leben und Wirken Forsters

---

[1] AH, B. 3e pag. 13a.

[2] Professor der Philosophie (Ästhetik) 1718—1809, bekannt durch den Streit mit Lessing.

[3] Brief an Heyne 27. Juni 1780.

[4] Brief an Heyne 29. August 1780.

so unendlich viel Berührungspunkte hatte, nicht anders sein konnte. Der erste Eindruck, den Sprengel gewann, war ein guter, wenn er sich auch nur mit Vorbehalt darüber ausspricht. Denn Sprengels Menschenkenntnis und seine gerade, ehrliche Natur liefsen sich durch nichts blenden. Schon wenige Wochen nach der ersten Bekanntschaft schreibt er: „Prof. Forster ist wirklich ein trefflicher, helldenkender Mann, nur zu sehr von der Oppositionspartei, dafs wir also noch manches Turnier miteinander haben werden“.[1] Dafs sich sein Verhältnis zu ihm später so übel gestalten würde, wie es sich wirklich gestaltete, wird er nicht geahnt haben zu einer Zeit, wo die Bewunderung für den Mann, der den grofsen Cook auf einer seiner weltbewegenden Forschungsreisen in die Gewässer der fernen Südsee begleitet hatte, ihn leicht über seine klein erscheinenden Fehler, die ihm freilich nicht entgangen waren, hinwegsehen liefs. Am 26. Dezember 1780 schrieb Sprengel an Heyne: „Mit Forstern habe ich viel Umgang, ob er gleich mancherlei Eigenschaften hat, die ihn eben nicht empfehlen, er ist unter anderem ausnehmend leichtgläubig, welches beinahe niemand glauben soll“. —

Es war vorerst wirklich nur die Verwandtschaft ihrer Wissenschaften, die beide Männer zusammen führte, nicht zu vergessen der reichen Bibliothek über Indien, die Forster mitbrachte und die er Sprengel zur Verfügung stellte.[2]

Im Jahr 1781 fanden diese engen Beziehungen zwischen Sprengel und Forster ihren Ausdruck in einem gemeinschaftlich begonnenen Werke, dem Sprengel bis 1790 und von da — fast immer unter Mitwirkung anderer Mitarbeiter — in drei Fortsetzungen bis zu seinem Tode ohne Unterbrechung seine Kräfte gewidmet hat; es sind dies die: „Beiträge zur Völker- und Länderkunde“ (Leipzig, 14 Bände von 1781 bis 1790), die „Neuen Beiträge zur Völker- und Länderkunde“ (Leipzig, 13 Bände 1790 bis 1793), die „Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde“ (Halle, 14 Bände von 1794 bis 1800) und die „Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen“ (Weimar, 8 Bände bis zu Sprengels Tode von 1800 bis 1803). Ich fasse die Besprechung dieser zeitlich so weit auseinanderliegenden Werke hier gleich zusammen, da sie als ein Werk aufzufassen sind. Diese Sammlungen von Reisebeschreibungen

[1] Brief an Heyne 29. August 1780.

[2] Brief an Heyne 26. Dezember 1780.

sind mit der grofsen Zahl ähnlicher Werke[1] ihrem Inhalte und ihrem massenhaften Auftreten nach ein ganz charakteristisches Zeichen ihrer Zeit. „Belehrung und Unterhaltung“ wird an verschiedenen Stellen als der Zweck bezeichnet, dem sie dienen sollen.[2] „Nicht die Nähe oder die Entfernung eines Landes oder Volks von unseren genauer bekannten Gegenden, sondern Neuheit, Gründlichkeit oder Interesse für die Leser sind die Gründe, die die Aufnahme eines jeden Aufsatzes bestimmen oder rechtfertigen“.[3] Diese Aufsätze aber bestehen zum gröfsten Teile aus Übersetzungen englischer und französischer Originalwerke; doch sind in umfassender Weise auch italienische, holländische, dänische, schwedische, portugiesische und russische Berichte übersetzt, während deutsche Arbeiten nur in bescheidenem Mafse berücksichtigt sind. Letztere rühren gewöhnlich entweder von Sprengel selbst her und haben dann, da Sprengel aus eigener Anschauung über fremde Länder nicht berichten konnte, meist eine geographisch-historische Erörterung zum Gegenstand, oder sie stammen aus den Federn der beiden Forster. Reinhold Forster war bei den „Beiträgen“ Band 1—3 beteiligt, und diese erschienen unter seinem und Sprengels Namen. Vom 4. Bande an arbeitete Sprengel allein, bis er vom 10. Bande an in Georg Forster, der sich damals eben in Mainz niedergelassen hatte, einen wertvollen Mitarbeiter erhielt (1789), was Sprengel in der Vorrede selbst seinen Lesern als eine „gewifs vorteilhafte Nachricht“ meldet. Die ganze Sammlung der „Neuen Beiträge“ wurde dann von Sprengel und G. Forster gemeinschaftlich besorgt und durch des letzteren politischen Zusammenbruch plötzlich beendet. Alle vier Sammlungen stehen bei weitem nicht auf gleicher Höhe. Die „Beiträge“ sind durchweg eine solide Arbeit und verdienen den Dank, den das Publikum „der längst akkreditierten Firma“ Sprengels[4] dafür schuldet, „dafs er so interessante Nachrichten auf deutschen Boden verpflanzt“ hat.[5] Zahlreiche Anmerkungen, die Sprengel aus dem reichen Schatze seines Wissens dem Werke hinzufügte, gaben ihm „einen für den Sachkundigen vorzüglichen Wert“.[6] Eine von Sprengel verfafste Einleitung historischen Inhalts machte die einzelnen Reisebeschreibungen, von denen die gröfseren auch als be-

[1] Dem Verfasser liegen die Titel von annähernd 20 ähnlichen Sammlungen aus den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts vor!

[2] Vorrede zu den „Neuen Beiträgen“; Allgemeine Literaturzeitung von 1786.

[3] Neue Beiträge, Vorrede.

[4] ALZ, 1789, Bd. 2, S. 81.

[5] Ebenda.

[6] ALZ, 1789, Bd. 4, S. 245.

sondere Drucke erschienen,[1] auch für den Gelehrten brauchbar. Dieser Vorzüge entbehren die „Neuen Beiträge“ und die „Auswahl“, und besonders die letztere Sammlung leidet an Flüchtigkeit und Fehlern der Übersetzung, die ihren Wert bedeutend herabdrücken. Auch in der Wahl seiner Aufsätze war hier Sprengel nicht gerade peinlich, was ihm eine herbe Kritik eintrug. Erst in der „Bibliothek“ gelangte Sprengel wieder auf die alte Höhe. Auch der Verlag unter Bertuchs Leitung tat alles, um sie zu einem für jene Zeit wirklich gediegenen Sammelwerke zu machen, wozu die jedem Bande beigefügten vortrefflichen Karten wesentlich beitrugen. Besonders wertvoll war die Beteiligung Hornemanns an dieser Bibliothek, so dafs Sprengel am 17. Juni 1802 voll Freude schreibt: „Hornemann ist für unsere Bibliothek eine unschätzbare Acquisition“. Deshalb wurde diese Sammlung wieder mit ungeteiltem Beifall aufgenommen, „wie man es von den Verdiensten des auf dem Titel genannten Gelehrten erwarten kann“.[2] Sie war nach der Vorrede „nicht blofs dem Zeitvertreibe, der Unterhaltung und der Liebhaberei“ gewidmet, „sondern durch sie soll die Erdkunde wissenschaftlich erweitert“ werden, sie sollte als „Quelle und Hilfsmittel“ noch lange nachher dienen.[3] Es war von grofsem Vorteil für die Sammlung, die im Verlage des Industriecomptoirs in Weimar erschienen ist, dafs die Verbindungen dieser Anstalt mit fast allen Hauptstädten Europas, die die Herausgabe der „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden“ erforderte, auch dieser Sammlung zu gute kamen.

In seiner Arbeitsweise war für Sprengel durchaus der Geschmack des Publikums, für das er arbeitete, mafsgebend. Er kürzte deshalb, wo sich der Reisebeschreiber in fachmännischen Untersuchungen verlor, er kompilierte, wo eine Mehrzahl von Berichten vorlag, und war vor allem kein Freund einer sklavischen Übersetzung. Deshalb klagt er einmal angesichts des undeutschen Stils zahlreicher Übersetzungen: „Man scheint zu vergessen, dafs eine Übersetzung in der Anwendung der Geisteskräfte auf eine Schrift des Auslandes besteht“.[4] Bei alledem suchte er seine Arbeiten auf einen wissenschaftlich möglichst hohen Standpunkt zu bringen. Er schaltete deshalb im Text kleine Zusätze ein, verbesserte einzelne Unrichtigkeiten und fügte, wo es ihm nötig schien, in den Noten Erklärungen bei.

---

[1] Besonders die der „Beiträge“ und der „Auswahl“.
[2] ALZ, 1801, Bd. 4, S. 318.
[3] Vorrede.
[4] Neue Beiträge, Bd. 2, Vorrede.

Es bedarf wohl keiner besonderen Betonung, dafs Sprengel diese ungeheure Arbeit nicht allein leisten konnte. Übersetzer, unter denen wir Namen wie Andreae, Schmidt, Dohm finden, und denen die Anerkennung des Verdienstes um ihre Zeit nicht vorenthalten werden darf, waren ihm behilflich. Dann leistete er nur die „seelenlose und undankbare Arbeit des Revidierens, Durchlesens und Abänderns".[1] Aus den Briefen aber, die die Witwe Sprengels an Bertuch richtet, geht hervor, dafs auch sie selbst Sprengel ihre Kräfte zur Verfügung stellte, und wie sicher sie sich in dieser Arbeit bereits fühlte, läfst sich aus ihrer Bitte an Bertuch erkennen, ihr durch Übermittlung weiteren Übersetzungsstoffes die Möglichkeit ihres Lebensunterhaltes zu gewähren. Auch seinen Sohn zog Sprengel zu dieser Arbeit heran und gab ihm sogar, als er ihn nach Berlin schickte, um ihn dort studieren zu lassen, Werke zum Übersetzen mit, und „Sprengel war mit der Art und Weise, wie er seine Aufträge ausrichtete, immer vollkommen zufrieden".[2]

Die Tatsache, dafs hier eine ganze Familie schriftstellerisch tätig ist, und die durch die gedrückte wirtschaftliche Lage, in der sie sich befand, ein trauriges Relief erhält, ist geradezu rührend. Es ist ein trübes Bild deutschen Gelehrtentums in einer Zeit, wo die Regierungen sich noch nicht zu der hohen Auffassung unserer Tage hindurchgerungen hatten, dafs die Aufwendungen für Erziehung und Unterricht des Volkes die beste Kapitalanlage sind und die reichsten Zinsen bringen, wo die Etats für Schulen und Förderungen der Wissenschaft nur mit den Resten bedacht wurden. — Nicht zum wenigsten dadurch, dafs Sprengel durch seine Lehrtätigkeit seinen Unterhalt nicht fand, wurde er zur Herausgabe seiner Reisesammlungen gedrängt, und mit seinem Eifer für Verbreitung der Wissenschaft war eine Art kaufmännischer Spekulation auf das Interesse des Publikums, auf den an allem teilnehmenden Idealismus des deutschen Volkes verknüpft, der auf den Pulsschlag der weiten Welt lauschte, sich aber zu einem kräftigen Selbstmitwirken am Webstuhle der Zeit nicht entschliefsen konnte.[3]

---

[1] Brief an Bertuch 1. September 1800.

[2] Brief der Witwe Sprengels an Bertuch 10. Januar 1803.

[3] In denselben Bahnen wie in den „Beiträgen" und den ihnen verwandten Sammlungen bewegt sich Sprengel in verschiedenen einzeln oder in anderen Sammlungen erschienenen Übersetzungen, von denen hier nur genannt seien: „Briefe über Portugal" (Leipzig 1782), „Nachrichten vom Lande Guiana" (1785), „Sullivans Übersicht der neuesten Staatsveränderungen in Ostindien" (Halle 1787), „A. Philipps Reise nach der Botany-Bai" (1791).

Die Verbindung Sprengels mit R. Forster wurde aber für ihn noch in anderer Beziehung von Bedeutung. Im April 1781 kann er Heyne mitteilen, dafs er sich „mit der dritten Schwester des Professors Forster in Cassel“ verlobt habe.[1] Es war R. Forsters Tochter Wilhelmine.[2] Mit schlichten Worten, so wie es seinem allem Überschwenglichen abholden Wesen entsprach, nennt er die Vorzüge seiner Wahl: „Ich habe an ihr zwar keine reiche, aber doch vielleicht tugendhafte und vernünftige Frau und da ich hier meine ehemalige Denkungsart in so vielen Stücken geändert, so hoffe ich mit ihr ein zufriedenes Leben zu führen; denn sie ist wirklich ein verdienstvolles Mädchen“.[3] Bereits am 28. Oktober 1781 wurde die Ehe geschlossen,[4] freilich unter sehr ungünstigen Umständen. Denn alles „bis auf das kleinste Küchengerät“ mufste Sprengel selbst anschaffen. Doch weifs er sich mit trefflichem Humor über seine Lage hinwegzusetzen und findet sich darein, dafs er „in anderen Etats grofse Reformen habe machen müssen“ und „dafs in seiner ehemaligen Kellerei die Reform noch viel gröfser gewesen sei als in Ludewig des Vielgeliebten Marstall“.[5] Von nun an galt seiner Frau und seiner Familie seine ganze Sorge. Unermüdlich war er tätig für sie und hatte, soviel wir wissen, wirtschaftlich eine gewaltige Arbeit zu leisten, da mancherlei Krankheiten ihm und seiner Frau viel zu schaffen machten und die trüben Verhältnisse, die auf R. Forsters Existenz lasteten, wohl auch auf sein Leben ihre Schatten warfen. Doch half Sprengel in diesem Kampfe die gute Eigenschaft, die G. Forster rühmend an ihm hervorhebt, „dafs er sich nach der Decke zu strecken“ wufste und dabei auf eine solide Art arbeitsam war. Treffend fügt er mit Beziehung auf Sprengel hinzu: „Mich däucht, wenn ich die Welt ansehe, wie sie ist, müssen mir die Leute darinnen noch besser gefallen, die ihren zwei oder drei Grundsätzen getreu bleiben, als die ein ganz vollkommen ausgedachtes System der Religion und Sittenlehre im Kopfe haben, und es in keinem Falle zur Regel ihres Handelns machen“.[6]

Sprengels literarische Tätigkeit erfuhr durch seine Verehelichung keine Unterbrechung. Im Jahre 1782 veröffentlichte er ein Schriftchen

[1] Brief an Heyne 7. April 1781.
[2] Eigene Unterschrift in einem Briefe an Bertuch 16. Juli 1803.
[3] Brief an Heyne 7. April 1781.
[4] Brief an Heyne 28. Oktober 1781.
[5] Brief an Heyne 22. Juli 1781.
[6] Georg Forsters Briefwechsel mit Sömmering, hrsg. von H. Hettner, Braunschweig 1877, 29. Dezember 1781.

„Über den jetzigen Nordamerikanischen Krieg und dessen Folgen für England und Frankreich“ (Leipzig 1782). Es ist eine unter nationalökonomischen Gesichtspunkten ausgeführte politische Studie, die einzig und allein durch die Zeitereignisse veranlafst war. Sprengel untersucht die Frage, ob England oder Frankreich mehr zur Führung des Krieges aufgewandt haben, und welcher von beiden Staaten zuerst die „endlich mangelnden Staatsresourcen“ fühlen wird. Diese Untersuchung stützt sich auf die Vergleichung der beiderseitigen Staatsschulden, der Einkünfte und sonstigen Hilfsmittel, auf die Anleihen, Steuern, Zölle, auf das Steigen und Fallen des Staatskredits. Es ist eine trefflich geschriebene Schrift, deren Tendenzen wir in unseren Tagen leicht verstehen können, wo aus ähnlichen Anlässen eine grofse Zahl ähnlicher Schriften aus dem Boden schiefsen. Und wenn wir von diesen Schriften auf die Bewegung, aus welcher sie erzeugt werden, schliefsen dürfen, so ist die grofse Gedankenwelt klar zu erkennen, in der das deutsche Volk sich damals bewegte: Eine gesteigerte Anteilnahme am Entfernten. Diese Erscheinung läfst sich schlechterdings nicht leugnen, um so weniger, wenn wir die Werke Sprengels zu Rate ziehen, die sich in ähnlichen Bahnen bewegen. Bis zum Jahre 1783 stand noch Nordamerika im Mittelpunkte des Interesses. Nachdem aber Sprengel im Jahre 1782 seine „Geschichte der Europäer in Nordamerika bis 1688“ (Leipzig) veröffentlicht hatte, beschäftigte er sich mit diesem Stoffe nur noch einmal im Jahre 1783, wo er die „Geschichte der Revolution in Nordamerika“ im historisch-genealogischen Kalender erscheinen liefs, und wendete sich dann, dem Schritte der Zeit folgend, anderen Stoffen zu.

Mit der Verdrängung der Engländer aus Nordamerika liefs nämlich das Interesse des deutschen Volkes für dieses Land nach und wandte sich jenem andern grofsen Schauplatze der Erde zu, wo die Engländer sich für ihre Verluste zu entschädigen suchten: Ostindien. Sogleich aber trägt Sprengel diesem Umstande Rechnung. Wie früher Nordamerika, so wird vom Jahre 1783 an Ostindien der Mittelpunkt seiner Studien, für die er auch, wie schon erwähnt, in der reichen Bibliothek R. Forsters reiche Anregungen fand. Auch die Bibliothek der Universität Halle bereicherte er in seiner Eigenschaft als Bibliothekar durch Werke über Indien, so dafs er so viel Materialien beisammen hat, dafs er beinahe mutmafst, in Deutschland finde man, Göttingen ausgenommen, nicht so viel an einem Orte beisammen.[1] Als Frucht seiner Studien

[1] Brief an Heyne 16. November 1783.

erschien bald eine Schrift „Über den Krieg der Engländer in Ostindien“ (Halle 1783), die er als Vorlesung vor dem Herzog von Württemberg gehalten hatte, und die zugleich ein Beispiel ist, wie er ungefähr seine Geschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts las.[1] Und diese Behandlungsweise ist interessant genug. Indem er sich bemühte, die Tatsachen in historischer Treue und Objektivität darzustellen, legte er doch dort, wo er Vergewaltigung und Versündigung gegen die Gesetze der Menschlichkeit bemerkte, die ganze Wucht seiner ebenso patriotisch als gerecht empfindenden Persönlichkeit in die Wagschale, und wir können beim Lesen dieser Schrift den Zudrang zu seinen öffentlichen Vorlesungen verstehen. Schonungslos deckt Sprengel die Barbarei der Engländer in Indien auf. „Die Engländer“, so sagt er, „haben durch Ungerechtigkeit, Habsucht und Bedrückungen die Fürsten der Hindu und Mongolen gezwungen, zu den Waffen zu greifen. Sie haben Bündnisse und Verträge mehrfach gebrochen“. Sie suchen die Nationen durch sich selbst aufzureiben. Er schildert ferner das rücksichtslose Ausbeutungssystem der Engländer in ihren Kriegen und in ihrer Handelstätigkeit und zürnt über ihre Gleichgiltigkeit gegenüber der Hungersnot in Indien im Jahre 1770 und über ihr System der Verheimlichung und Verdunkelung von Kriegsnachrichten. Dem Stoffe, dessen wissenschaftlicher Aufhellung er sich mit dieser Arbeit zum ersten Male gewidmet hatte, blieb er von nun an treu und wurde, wie die ALZ sagt, der erste Geschichtsschreiber des bedeutendsten der indischen Eingebornenvölker, der Maratten. Über dieses Volk veröffentlicht er im Jahre 1785 seine „Geschichte der Maratten bis auf den letzten Frieden mit England den 17. Mai 1782“,[2] ein Werk, das seine Zeitgenossen sehr hoch schätzten. Das umfassendste Werk Sprengels über Ostindien aber erschien als wissenschaftlicher Hauptartikel im historisch-genealogischen Kalender für 1786 unter dem Titel „Geschichte der wichtigsten Staats- und Handelsveränderungen in Ostindien“ (Berlin). Hiermit diente Sprengel zum zweiten Male dem Bestreben, durch die jährlich erscheinenden Kalender die Fortschritte der geographischen und historischen Wissenschaften im Anschlufs an Zeitereignisse im Volke zu verbreiten.[3] Denn durch diese Kalender sollten „die neuesten Weltbegebenheiten in einem Taschenbuche vorgetragen werden“, und Sprengel kann seine Freude darüber ausdrücken, dafs er damit

[1] Brief an Heyne 17. März 1783.

[2] Halle 1785, Vorarbeiten dazu im 25. Stück der Hallischen Missionsgeschichte und 1783 im Historischen Portefeuille.

[3] Vergl. S. 26.

„den Beifall des deutschen Publikums erhalten hat". Das Büchlein besitzt in den Kupferstichen von des berühmten Chodowiecky Hand eine wertvolle Zierde. Die Titelvignette bringt die Idee des Buches zu künstlerischem Ausdruck: Es ist eine Küste mit Palmen und Mais und den Resten zerstörter indischer Tempel dargestellt. Am Fufse derselben ergiefst sich ein Strom von Münzen aus einem Füllhorn. Daneben liegt ein Ritterspeer und ein Schild, nahe dabei der Rest einer zerbrochenen Eingebornenlanze. Zwei lasttragende Eingeborne gehen durchs kaudinische Joch, ein europäisches Schiff ankert im Hafen. In dieser künstlerischen Komposition kommt die Beurteilung der Grundsätze der damaligen englischen Kolonisationstätigkeit unter Hastings zu trefflichem, freilich auch absprechendem Ausdruck.[1]

Auch in Übersetzungen ist Sprengel auf dem Gebiete der Geographie und Geschichte von Ostindien tätig gewesen. Er übersetzte 1784—1786 aus dem Französischen das „Leben Hyder Allys, Nabobs von Mysore" (1. Teil 1784, 2. Teil 1786, beide in Halle), 1787 „Sullivans Staatsveränderungen in Ostindien" (Halle) und „Geschichte der wichtigsten indischen Staatsveränderungen von 1756—1783" (Leipzig 1788), beide aus dem Englischen. — Mit Ostindien beschäftigte er sich dann bis zu seinem Ende: Noch im Jahre 1797 schrieb er „Über den neuesten Zustand der ostindischen Handelsgesellschaft in den Niederlanden" (Lübeck und Leipzig) und 1800 in den AGE „Über Tippo Sahebs Staaten".

Neben allen diesen Arbeiten fand Sprengel noch Zeit zu einer ausgedehnten Tätigkeit als Rezensent und Publizist in der periodischen Presse. Er veröffentlichte als solcher eine unzählige Menge von Abhandlungen, Aufsätzen und Rezensionen im „Rostocker Wochenblatt" (1773), „Encyklopädischen Journal" (1775), „Deutschen Museum" (1779—1788), in Gatteres „Historischem Journal", in Meusels verschiedenen Veröffentlichungen über historische Literatur, in der „Allgemeinen Litteraturzeitung", in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", in den „Rostockschen gemeinnützigen Nachrichten" und in den

---

[1] Die Überschriften der einzelnen Aufsätze, unter deren Verfassern sich auch G. Forster („Neuholland und die britischen Besitzungen in Botany-Bay", S. 300—322) befindet, lassen erkennen, was beim Publikum auf Interesse hoffen konnte: „Lebensart eines Engländers in Ostindien", „Englische Warenaus- und einfuhr", „Sitten und Gewohnheiten der Indier", „Rekrutierung der europäischen Truppen der englisch-ostindischen Kompagnie", „Steigen und Fallen der Dividenden der Londoner ostindischen Gesellschaft", „Der bengalische Seidenhandel", „Indische Elefanten", „Hastings Lebensbeschreibung und Übersicht seines Prozesses vor dem Unterhause".

„Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ u. a. Auf diese kleineren Arbeiten einzugehen, ist unmöglich; denn ihre Zahl ist Legion. Sie lassen immer wieder sein Bemühen erkennen, dort mit seiner Wissenschaft zu stehen, wo er den weitesten Kreisen nützen kann. Sie sind aber auch ein Zeugnis für die unerschöpfliche Arbeitskraft dieses Mannes.

Mit wenigen Unterbrechungen flofs nun Sprengels Leben ruhig und gleichmäfsig dahin. Nur kleine Reisen brachten ab und zu Abwechslungen in seine angestrengte Tätigkeit. So knüpfte er im Sommer 1784 mit den Jenenser Gelehrten persönliche Beziehungen an, dankt aber nach seiner Rückkehr Gott, „dafs er dort nicht leben darf“.[1] Im Sommer 1786 besuchte er seine alte Heimat Rostock,[2] im Jahre 1788 frischte er seine alten Freundschaften in Göttingen wieder auf, besonders mit Heyne, für den er eine unbeschränkte Verehrung hegte,[3] und den er wiedersehen möchte, um ihm sein „Herz recht ausschütten“ zu können, „wenn in Halle alles darunter und darüber geht“.[4] Auch Weimar hat er mehrere Male besucht. Zu einer gröfseren wissenschaftlichen Reise aber hat er sich nicht Zeit genommen, und über die Grenzen Deutschlands kam er nicht hinaus.

In Weimar knüpften sich durch Sprengels Beziehungen zur ALZ zwischen ihm und dem Begründer des Industriecomptoirs in Weimar, Bertuch, engere Bande, die dann Sprengels Tod überdauert haben. Das Industriecomptoir verlegte im Jahre 1795 „Muñoz' Geschichte der neuen Welt“ (Weimar), eine Übersetzung aus dem Spanischen, hrsg. von Sprengel, und in demselben Jahre Sprengels Abhandlung über „J. Riberos älteste Weltkarte 1529“ (Weimar).[5] Durch diese beiden Werke lernte Bertuch Sprengels schätzenswerte Kraft kennen und lud ihn darauf im Oktober 1797 ein, sich an der Herausgabe der neu zu gründenden „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden“ zu beteiligen. Sprengel sagte seine Teilnahme zu und wählte sich als Arbeitsgebiet Reisen und Beschreibungen von Ostindien und Nordamerika, Geographie und Statistik von Portugal, Spanien und Grofs-

[1] Brief an Heyne 14. August 1784.

[2] Brief an Heyne 24. Mai 1786.

[3] Mit Heynes Tochter Therese und ihrem Gatten G. Forster stand Sprengel besonders in der Wilnaer Zeit in Briefwechsel, und es ist schade, dafs dieser Briefwechsel, aus dem einzelne Mitteilungen in die Briefe Sprengels an Heyne übergegangen sind, allem Anschein nach verloren gegangen ist.

[4] Brief an Heyne 14. März 1789.

[5] Eine erweiterte Bearbeitung von Sprengels gleichnamigem Aufsatze in den „Beiträgen“ Bd. 4, 1784, S. 156, der als Anhang zu Magalhaes' Reise erschienen ist.

britannien.[1] Er hat sich in der kurzen Zeit, die seine Mitarbeiterschaft währte, durch zwei gröfsere Artikel, den schon erwähnten Aufsatz über „Tippo Sahebs Staaten" und einen solchen über den „Theehandel der europäischen Nationen", sowie durch eine Reihe von Rezensionen beteiligt. Bertuch wurde dann vom Jahre 1800 an der Verleger von Sprengels „Bibliothek", doch kam es im weiteren Verlaufe zwischen beiden auch zu mancherlei Mifshelligkeiten. Bertuch erfüllte nicht die Erwartungen, die Sprengel von ihm bei der Herausgabe dieser Sammlung gehegt hatte. Er war ihm bei seiner tiefgehenden Gründlichkeit zu säumig in der Fertigstellung der einzelnen Bände, „so dafs alle ähnlichen Sammlungen seiner Bibliothek zuvorkommen".[2] Auch scheint die Bibliothek für Bertuch und besonders für Sprengel kein einkömmliches Unternehmen gewesen zu sein.[3] Kurz, es tut Sprengel leid, dafs er sich mit dieser Arbeit eingelassen hat und seine „Zeit und Anstrengung nicht auf einen würdigern und für ihn in allem Betracht einträglicheren Gegenstand verwandt hat".[4]

Sprengels letztes bedeutenderes geographisches Werk war des 11. Teiles 2. Abteilung von Büschings Erdbeschreibung, enthaltend die Geographie von Hindostan und Dekan (Hamburg 1802).

Beim Blick auf sein gesamtes Schaffen ist zweierlei besonders erwähnenswert: Die Neuheit und Fremdheit der Stoffe, denen er seine Zeit widmete, und die eigentümliche Anpassung der Wissenschaft an die Anforderungen des populären Geschmacks. Diese Eigenschaften seiner literarischen Produktion verschafften ihm das Ansehen, das seine Zeitgenossen ihm entgegenbrachten und das begreiflicherweise unter dem Laienpublikum zur Verehrung[5] sich steigerte. Verschiedene seiner Werke wurden durch Nachdruck verbreitet,[6] andere erlebten mehrere Auflagen[7]

---

[1] Brief an Bertuch 12. Okt. 1797.

[2] Brief an Bertuch 16. Juni 1800.

[3] Die Klagen über zu geringe Honorierung seitens Bertuchs hören später auf, erhielt doch Sprengel z. B. für den 4. Band der Bibliothek 220 Taler, für Band 5 230 Taler Honorar. Jedes Bändchen der Auswahl brachte ihm ca. 100 Taler ein. Für seine Erdbeschreibung von Hindostan und Dekan in Büschings geographischem Werke erhielt er 4 Dukaten pro Bogen.

[4] Briefe vom 10. Febr. 1800 und 23. Nov. 1801 an Bertuch.

[5] Vergl. die Vorrede eines Aufsatzes des Garnisonspredigers Lindemann auf Minorka im 6. Bande der „Beiträge".

[6] Z. B. „Geschichte der Revolution in Nordamerika" in Speyer bei der typographischen Gesellschaft 1785. (Vergl. ALZ, 1785, Bd. 5, S. 278).

[7] Z. B. „Geschichte der geographischen Entdeckungen", Bearbeitungen von Achenwalls Statistik.

oder wurden ins Holländische[1] und Französische[2] übersetzt. Es wurde der Titel des Werkes nachgeahmt, um ihm „das Aushängeschild zu nehmen“[3] oder man beging ohne weiteres literarischen Diebstahl an seinen Werken,[4] alles Beweise, wie einflufsreich seine Schriftstellerei geworden war. Dabei kamen ihm seine Beziehungen und zahlreichen Korrespondenzen mit anderen Gelehrten sehr zu statten, wenn auch Sprengels scharfe und rücksichtslose Kritik die Anknüpfung solcher Beziehungen nicht gerade erleichterte.[5] Sprengel korrespondierte, soweit bis jetzt bekannt, mit den schon genannten Göttinger Freunden und Schlözer, mit Bertuch, G. Forster, Ehrmann und Gaspari, und besonders vor den Leistungen Heerens und des letztgenannten hatte Sprengel hohe Achtung.[6] Sprengels Verhältnis zu R. Forster dagegen hatte sich nach und nach immer ungünstiger gestaltet. Bei den literarischen Unternehmungen, zu denen Sprengel ihn heranzog, um ihn bei Verbesserung seiner Einkünfte behilflich zu sein,[7] bewies Forster keine Ausdauer.[8] Zum vollständigen Bruch kam es aber infolge des leichtsinnigen Lebenswandels, den R. Forster in Halle führte und der Sprengel als seinem Schwiegersohne fortgesetzt unsägliche Verlegenheiten bereitete. Schreckte doch Forster zur Zeit seines Prorektorats, um seiner Spielleidenschaft fröhnen zu können, sogar vor Veruntreuungen nicht zurück.[9] Es ist nicht von der Hand zu weisen,

[1] „Geschichte der Europäer in Nordamerika“: Geschiedenis der Europeers in Nordamerika. Deel I. Uit het Hoogduitsch overgezet door Adam Abraham van Moerbeek. Leyden 1784, Honkoop.

[2] „Geschichte der wichtigsten indischen Staatsveränd.“ (Vergl. Vorrede.)

[3] Vergl. „Auswahl“, Vorrede.

[4] Brief an Bertuch 18. bis 21. Januar 1802.

[5] So schüttet er in Briefen an Bertuch seine ganze Verachtung über den „miserablen Meusel“ und seine „elende Fabrik“ aus, v. Zach kommt ebenso schlecht weg: Seine Aufsätze über Indien bezeichnet Sprengel als „elende Wische“. Beide lagen auch in literarischen Händeln wegen einer Kartenrezension (vergl. AGE, Bd. 6, Seite 574).

[6] Brief au Bertuch 26. Februar 1800.

[7] Vergl. auch Schrader, a. a. O., Bd. 1, S. 403.

[8] Vergl. seinen Austritt aus den „Beiträgen“. Ebenso mufste Sprengel am 7. November 1797 an Bertuch schreiben: „Ob Forster den Staunton rezensieren wird, daran zweifle ich. Er kann nicht rezensieren, hat, wie Schlözer zu sagen pflegte, bereits das Prophetenalter erreicht, und für eine lange Rezension, wie Staunton erfordert, hat er keine Geduld“.

[9] Die darauf bezüglichen Stellen der Briefe Sprengels dürften allgemeines Interesse beanspruchen, sie seien deshalb hier in Kürze mitgeteilt: Forster übernahm das Prorektorat im Juli 1790. Alles ging anfangs gut, „die Studenten vergötterten ihn“. „Gestern auf des Königs Geburtstag“, schreibt Sprengel, „brachten die Studenten

dafs Sprengels eigene wirtschaftlich bedrückte Lage in den späteren Jahren seines Lebens auf die unglückliche Verbindung mit R. Forster zurückzuführen ist und dafs dadurch sein eigenes geistiges selbständiges Schaffen übel beeinflufst wurde. Denn während sich Sprengel anfänglich in guten Verhältnissen befand, hören von 1795 die Klagen über seine wirtschaftliche Bedrängnis besonders Bertuch gegenüber nicht mehr auf.[1] Und doch mufste ihm seine literarische Tätigkeit, in der er durch Frau und Sohn unterstützt wurde, grofse Summen einbringen, und seine Frau war nach seinem eigenen Urteile eine gute Haushälterin. Von den wenigen hundert Talern, die sein Gehalt betrug, konnte er freilich nicht leben, ebensowenig von seinen Kollegienhonoraren, die nach seiner eigenen Mitteilung im Sommer 1787, als Magister Krause angestellt worden war, nur 84 Taler betrugen. Dazu kamen die Verluste, die ihm sein Amt als Bibliothekar verursachte.

So ist Sprengels Leben eine Zeit unausgesetzten Ringens und gewinnt dadurch eine allgemein menschliche Bedeutung. Wir fühlen bei Betrachtung seines Erdenwallens, wie auch der Mensch Sprengel unserm Herzen näher rückt. Wir stehen erstaunt vor dem unermüdlichen Schaffen eines Mannes, der mit unendlicher Arbeitskraft und mit aufsergewöhnlicher Vielseitigkeit sich durch die Erzeugnisse seines Geistes die Stellung wirklich zu erringen strebte, die ihm sein Amt verlieh, für welche es ihn aber nicht ernährte. Wir sehen mit unverholener Bewunderung, aber auch mit menschlicher Teilnahme, wie er an der Seite seiner mutigen und geistvollen Gattin dem Leben sein Brot abtrotzt, wie seine ganze Familie sich in diesem Bemühen mit ihm vereint, wie er mit Frau und Kind tätig ist, dem Hause jenen bescheidenen Glanz zu geben, auf welchen er als ein Mann der Wissenschaft und als angesehener Gelehrter Anspruch machen durfte. Ein

---

auf einem feierlichen Ball seine Gesundheit bei Trompeten und Pauken aus. Das macht, er ist populär". Aber 1792, ein Jahr nach Ablauf des Prorektorats, stellt es sich heraus, dafs Forster „ganz schändlich gewirtschaftet und einen Kassendefekt von 750 Taler herbeigeführt hat", und nur Sprengels als Vizeprorektors Eingreifen hatte schlimmeren Verlusten vorgebeugt. „Blofs das leidige Spiel!" sagt Sprengel, „da liegt er in der Messe 14 Tage in Leipzig und spielt Tag und Nacht Faro und verliert das Geld. . . . Denn dahin mufs er, wenn er auch keinen Groschen in der Tasche hat, und Frau und Tochter darben müssen. Ein paarmal hat er sich schon in Leipzig festge . . . . . ., und ganz fremde Leute haben ihn ausgelöst. Ich mag nicht mehr davon schreiben, von seinen Bubenstücken liefse sich ein Buch füllen". Brief an Heyne 12. April 1792. Wir können nicht anders als mit Bedauern von dem unseligen Geschicke dieses Mannes Kenntnis nehmen.

[1] Briefe an Bertuch den 24. März 1795, 4. November 1800 usw.

freundliches Bild aber ist es sicher nicht. Es erscheint dem Auge noch trüber, wenn man bedenkt, dafs diese Erscheinung in ihrer Zeit typisch war. Sprengels Wissenschaft war für kein Brotstudium geeignet, man kostete wohl nebenbei von ihr wie von einer Näscherei, aber nur wenige kamen, um ihren Wissensdurst an ihr zu befriedigen. Damit malt sich aber in Sprengels Leben ein Stück Kulturgeschichte. Und wenn wir beim Blick auf unsere Zeit eines gewaltigen Fortschritts in dieser Beziehung uns rühmen dürfen, so wollen wir doch nie vergessen, dafs im deutschen Geistesleben jahrhundertelang eine Zeit währte, wo eine edle und an kostbaren Anregungen reiche Wissenschaft betteln ging.

Doch in allen Widerwärtigkeiten blieb Sprengel der, der er von Anfang an war, ein Norddeutscher von markigen Knochen. Die rauhen Stürme seiner meerumspülten Heimat hatten seinen Charakter gehärtet und damit sein Wesen über das Alltägliche erhoben. Die Eltern von der Wasserkante hatten ihm die Unbeugsamkeit gegeben, die in jeder Lage auf die eigene Kraft baut und die kein Schicksal brechen kann. Mit geraden ehrlichen Sinnen ging er seinen Weg, alles Intrigantentum war ihm verhafst, von allen „Kabalen", wie sie ja in Halle an der Tagesordnung waren, hielt er sich fern. Er blickte nicht rechts und nicht links, aber auch nicht nach oben. Kerndeutsch war seine Natur, ja grob und derb, wenn es sein mufste. Äufsere Auerkennungen sind ihm deshalb auch nicht geworden. Er war nicht Mitglied irgend einer gelehrten Gesellschaft, hatte keine Titel und Ehrenzeichen, aber er trug eine Zierde in sich, die sich selbst höher bewertet: ein tiefes Bewufstsein für Recht und Gerechtigkeit, dafs er in seinen Schriften auch seinem Volke einzuhauchen sucht.

Auch einen kernigen Humor hatte ihm seine nordische Heimat mitgegeben, und das lustige Göttinger Studenten- und Dozentenleben hatte ihm diesen Humor bewahrt, der, wenn es nötig war, vor niemand Halt machte, und in scharfe Satire sich verwandelte, wo er Halbheit und Hohlheit einherstelzen sah. Bissig und verletzend wurde dann die Kritik, die mit dieser Satire gewürzt war, und der ja Sprengel als Rezensent in hervorragendem Mafse seine Kräfte widmen mufste. Nie brachte er es fertig gegen seine Überzeugung etwas zu schreiben, und wenn es seinen besten Freund betroffen hätte. Wir finden oft in Briefen an seinen Verleger die Bemerkung, eine Rezension von ihm ganz zu unterdrücken, wenn sie zu scharf erscheine, anders abfassen könne er sie nach seiner Überzeugung nicht.

Wo er dagegen wahres Verdienst fand, beugte er sich in ehrlicher Bewunderung. Er kennt genau die Grenzen seiner Kraft und weicht z. B.

vor Heeren in Bescheidenheit zurück, „da er auf seine Art die Arbeit nicht hätte leisten können".[1] Es darf uns ja nicht entgehen, dafs ein grofser Teil von Gelehrten seiner Zeit und seiner Wissenschaft Sprengel in ihren Leistungen, streng wissenschaftlich genommen, übertraf. Doch müssen wir uns hüten, aus diesem Grunde ein Urteil über sein Schaffen zu fällen, das zum mindesten voreilig, vielleicht aber, wie wir zu sehen hoffen, ungerecht wäre. Seine Bedeutung liegt in ganz anderer Richtung.

Sprengels Gesundheit und Widerstandsfähigkeit hatte unter diesen verbitternden Lebensumständen sehr gelitten. Zeiten der Gesundheit wechselten mit häufigen Krankheiten ab. Aufserdem wuchsen seine Kinder heran und stellten an seine Kraft erhöhte Ansprüche. Als ihn im Januar 1803 der Tod seiner Familie entrifs, war es viel zu frühe. Am 29. Dezember 1802 hatte er mit seiner Frau und seinen Töchtern noch der Einladung eines Offiziers zu einem Ball Folge gegeben, war aber schon verstimmt. Am folgenden Tage fing er an zu klagen und verlor bald mit wenigen Unterbrechungen lichter Augenblicke die Besinnung. Schon nach acht Tagen, am 7. Januar 1803, raffte ihn eine Brustentzündung, mit Nervenfieber verbunden, im Alter von nahezu 58 Jahren hinweg.[2]

Seine Familie fand in der schweren Bedrängnis, in der sie Sprengel hinterliefs, in dem edelmütigen Bertuch die erste Stütze. Bertuch übernahm den gesamten handschriftlichen Nachlafs Sprengels käuflich,[3] und mit dem erlösten Gelde überwand die Witwe die erste Not. Denn sie hatte es in achtenswerter Ehrenhaftigkeit für ihre Pflicht gehalten, ungeachtet der Vorstellungen ihrer Freunde von jenem Gelde „einen jeden Heller zur Bezahlung von ihres Mannes Schulden anzuwenden".[4]

Der eben erwähnte handschriftliche Nachlafs, den Bertuch als einen „wahren Schatz" bezeichnet, sollte nach Bertuchs Plane in der Bearbeitung durch einen Gelehrten die Grundlage für eine zwölfbändige Staatengeschichte von Europa werden, deren erste Bände schon Michaelis 1804 erscheinen sollten.[5] Unaufgeklärte Umstände haben ihre Herausgabe verhindert.[6] Seinen Zeitgenossen galt Sprengels Tod als ein schwerer

---

[1] Vorlesung über Indien: Brief an Heyne 17. März 1790.

[2] Brief der Witwe an Bertuch 10. Januar 1803.

[3] Briefe desgl. 24. Mai, 16. Juli, 10. August 1803.

[4] Brief desgl. 16. Juli 1803.

[5] AGE, Bd. 13, 1804, S. 524.

[6] Dieser umfangreiche Nachlafs befindet sich in Gestalt von zehn dicken Quartbänden noch gegenwärtig im BFA zu Weimar. Er sei in folgendem kurz charak-

Verlust für die Wissenschaft. „Der durch seine grofsen Verdienste um die Geschichte und Erdkunde berühmte Sprengel“,[1] „dessen Verlust die Geographie beweint“,[2] war nur schwer zu ersetzen, und noch Jahre nachher finden die AGE Worte der Klage über seinen Tod.[3] Wenn er auch heute fast vergessen ist, so bleiben seine Verdienste für seine Zeit bestehen. In ihnen liegt auch die innere Berechtigung für die vorliegende Arbeit. Und wäre die politische Entwickelung eine andere gewesen, hätten nicht die Kriegsstürme mit rauhem Wüten die frischen und schwellenden Keime, die er mit allen Kräften und nicht ohne Erfolg in einem trostlosen Ödland zu erwecken bemüht war, hinweggefegt, so würde vielleicht sein Name heute unter den Taufpaten eines neuen Zeitalters genannt werden, das sich erst 80 Jahre nach seinem Tode aus neuen Anfängen und unter besseren Lebensbedingungen neu entwickeln mufste.

Zweiter Teil.

Der Einflufs Sprengels auf das öffentliche und geistige Leben seiner Zeit.

3. Kapitel.

Die Deutschen und das Ausland.

Wir erblicken, wie schon gesagt, am Ende des 18. Jahrhunderts auf der Weltbühne ein Vorwärtsdrängen und Kämpfen, deren Ergebnis

terisiert: 1. Band: Einleitung in die Statistik von Sprengels Hand, mit zahllosen Anmerkungen, Ergänzungen, Quellenangaben. — 2. Band: Durchschossenes Exemplar vom Grundrifs der Staatenkunde, enthaltend Rufsland und die Niederlande mit zahlreichen Anmerkungen von Sprengel. — 3. Band: Preufsische Monarchie, von fremder Hand, mit zahlreichen Anmerkungen Sprengels. — 4. Band: Aktenstücke und Belege zu Nr. 3, bestehend aus Drucksachen, Listen, Tabellen über Almosenwesen, Rekrutierung, Garnisonlisten usw. — 5. Band: Österreichischer Staat, von fremder Hand, sehr ausführlich. — 6 Band: Batavische Republik. — 7. Band: Frankreich. Als Einlage verschiedene Drucksachen, u. a. zwei Finanzkarten über Frankreich von Necker. — 8. Band: Rufsland. — 9. Band: Portugal mit den Vorlesungen über den Negerhandel. — 10. Band: Geschichte von Nordamerika.

[1] ALZ, Intell.-Blatt 1803, S. 167.

[2] AGE, Bd. 13, 1804, S. 5.

[3] Im fünften Stücke der AGE 1803 (Mai) findet sich eine Silhouette von Sprengel. Die A. D. Bibliothek bringt im 87. Bande ein Porträt von ihm; die Direktion der Universitäts-Bibliothek zu Halle teilt mit, dafs sie ebenfalls sein Porträt besitze. Im Widerspruche damit steht eine Mitteilung der Witwe Sprengels an Bertuch, dafs sie ihm kein Bild von ihrem Manne senden könne, denn „er hat sich nie malen lassen“. Brief vom 15. Februar 1803.

eine unerhörte Veränderung und Bereicherung des Weltbildes war sowohl in politischer als auch in geographischer Hinsicht. Nur im Zeitalter der Entdeckungen finden wir darin ein Analogon. — Vor allem war ja die politische Presse dazu berufen, in der Bekanntmachung und Besprechung jener Umwälzungen vermittelndes Organ zu sein. In dieser Hinsicht ging Schlözer mit seinem politischen Briefwechsel[1] und seinen Staatsanzeigen[2] allen auf gleichem Gebiete tätigen Publizisten voran und behielt darin eine führende Stellung. Sein Verdienst, zum ersten Male einen unabhängigen Sprechsaal für alle Vorgänge im Leben der Völker geschaffen zu haben, ist heute allenthalben richtig gewürdigt.

In zweiter Linie stellte sich aber auch die geographische Literatur in den Dienst der öffentlichen Meinung, da ja die grofsen politischen Neubildungsprozesse in Nordamerika und Indien allenthalben mit einer Bereicherung der geographischen Wissenschaften verknüpft waren.

Es konnte nicht ausbleiben, dafs diese Vorgänge in der weiten Welt zunächst in den direkt beteiligten Völkern tiefgehende Erregungen auf allen Gebieten hervorriefen. Denn wie dem Staatsmanne aus den neuen Verhältnissen neue Probleme erwuchsen, so öffneten sich für den Händler und für die produktiven Gewerbe neue Erwerbsmöglichkeiten, und mit den Interessen beider vereinigte sich das der Wissenschaft, die wertvolle Bereicherungen für sich erhoffen durfte. Diese Tatsachen spiegeln sich in einer reichen Literatur besonders Englands wieder.

Von den beteiligten Nationen aus verbreiteten sich nun die Ergebnisse der neuen Forschung und der Neugestaltung der Dinge, und mit ihnen zugleich tausend Anregungen in Wissenschaft und Leben, auf die Völker des Kontinents, die einen tätigen Anteil an den aufsereuropäischen Vorgängen nicht nehmen konnten und wollten; und ihre Wirkungen mufsten sich darnach modifizieren, ob das ideale wissenschaftliche Interesse vorwaltete, oder ob durch jene Umwälzungen die Lebensinteressen der Völker, sei es in Handel und Verkehr, sei es in der Industrie und in der Beschaffung der Rohprodukte für dieselbe, sei es auch in der Verschiebung der politischen Macht mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen wurden. Auch das „Deutsche Reich" als solches hätte in den eben gekennzeichneten Richtungen der Neugestaltung der Dinge Rechnung tragen müssen. Doch war dem schattenhaften Gebilde, welches diesen Namen trug, eine Zusammen-

---

[1] „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" 1776—1782.

[2] Staatsanzeigen 1782—1793.

fassung seiner Kräfte nicht mehr möglich. Die Verwirrung in seinen inneren Angelegenheiten hatte es noch nie zur Verfolgung weiterreichender Pläne kommen lassen, und tüchtigen Anfängen in früherer Zeit hatte es seinen Schutz versagt und sie dem Untergange preisgegeben. Doch was das „Reich“ versäumte, das leistete das Volk in seinen instinktiven Regungen. In ihm hatte sich ein gesunder Rest germanischer Kraft bewahrt. Es begann teilzunehmen, und wenn es auch vorerst nur die Teilnahme des Zuschauers war. In welcher Weise die neuen Ideen nach Deutschland drangen, zeigt trefflich das Beispiel Hüttners. Von London aus leitete er ihren Strom nach Deutschland und hat sie fortdauernd genährt.[1] Mit solchem Eifer versenkte sich der Deutsche in die Züge des grofsen Schachspiels der Völker, dafs Zach von einem „Geschmack, Bedürfnis und Hang des Publikums zu politischen Lesereien“ redet, der „so herrschend und überwiegend geworden sei, dafs es kaum möglich sei, die Aufmerksamkeit eines gröfseren Publikums überhaupt nach der Seite einer wissenschaftlichen Lektüre zu lenken.“[2]

Nicht in jeder Entwickelungsperiode wäre der Deutsche solchen Einflüssen zugänglich gewesen. Vielmehr mufste die besondere politische Gestaltung, die der Norden Deutschlands eben jetzt nach dem siebenjährigen Kriege angenommen hatte, den Boden bereiten helfen. Friedrichs des Grofsen gewaltiges Lebenswerk bot die festen Grundlagen, und es bedürfte zur Bestätigung dieser Wahrheit nicht des Zeugnisses Goethes,[3] dafs die Preufsen und mit ihnen das protestantische Deutschland in Friedrich dem Grofsen, in seinen und seines Heeres Heldentaten einen Schatz gewonnen hatten, dessen Mangel die Gegenpartei durch keine nachherige Bemühung habe ersetzen können“. Wohl aber läfst der Ausspruch klar erkennen, was Goethe mit diesen Schatze meint: es ist das kraftvolle und kraftspendende Gefühl nationaler Selbstachtung, das in harten Kämpfen gestählte Bewufstsein völkischer Zusammengehörigkeit, womit wir die idealen Errungenschaften der siebenjährigen siegreichen Kämpfe Friedrichs zusammenfassen können. Unterstützt wurde dieses Gefühl durch das Bewufstsein der Mustergiltigkeit der vaterländischen Institutionen,[4] die durch einen Vergleich mit den fremden, besonders denen der nächsten Nachbarn, nur gewinnen konnten.

---

[1] Vergl. die treffliche Dissertation von Godan, J. Chr. Hüttner, Leipzig 1898.

[2] AGE, Bd. 3, S. 3, (Januar 1799).

[3] Dichtung und Wahrheit II, 7. Buch.

[4] Sprengel nennt bereits 1779 Preufsen den blühendsten, mächtigsten und glücklichsten Staat.

Aus diesem Gefühle heraus konnte Sprengel im „Ursprung des Negerhandels“ im Jahre 1779 versprechen, „dafs er den Patriotismus, der jeden preufsischen Untertan mit Recht beseelt, anfeuern wolle durch die Vorbilder ihrer Regenten, dafs er aus diesem Zwecke die Gesetze herleiten wolle, wonach er sich in seinen Lehrstunden auszubreiten gedenke.“ Seine ganze Wissenschaft will er in den Dienst dieser Idee stellen. In diesem Gedanken, und besonders in der Ausschliefslichkeit, mit welcher er Sprengels Wirken bestimmen soll, liegt ein so eigenartiges Programm akademischer Lehrtätigkeit, dafs wir es nur auf dem Boden des blühenden preufsischen Staates und im Lichte friedericianischen Heldentums verstehen können. Auf dieser Stelle stand Sprengel, als er sein Wirken begann, und auf diesem Boden entwickelte er sich — nach meiner Meinung notwendig — zu dem, was er war — zum Geschichtschreiber und Geographen der neuesten Staatsumwälzungen, zum Interpreten der damaligen kolonialen und merkantilen Tätigkeit der Ausländer. Es trifft deshalb nicht den Kern der Sache, wenn Schrader sagt: „Die Stellung, welche der grofse König in Europa errungen, die Ausbildung Englands zu einem Weltreiche und die Umwälzungen in Nordamerika und Frankreich lenkten die Aufmerksamkeit nach aussen“[1]. Vielmehr waren Preufsens politische Erhebung, sein Anwachsen zur Weltmacht und die daraus hervorgehende Steigerung des politischen Machtgefühls im Volke allein die Grundlagen, aus denen der Sinn für die Vorgänge in England, Frankreich und aufserhalb Europas entspringen konnte. Denn eben dieses Gefühl der Macht begann seine Ziele nun draufsen zu suchen. Es erwachen damit neue politische Ideen, das Leben des Volkes als einer Einheit erhält einen tieferen Gehalt, neue Aufgaben entstehen und drängen zur Lösung und dieses nationale Selbstbewufstsein mufste sich am reinsten, aber auch am reichsten äussern, solange in Friedrich dem Grofsen gewissermafsen seine Verkörperung vor Augen stand.

Bei diesen Gedanken tritt uns die wahrhaft herzerquickende Gestalt eines Mannes entgegen, dessen Leben und Wirken eine einzige grofse Bestätigung für die bisherigen Erörterungen ist, Joachim Nettelbecks, Bürgers zu Kolberg. Bekannt ist ja Nettelbecks glühende Begeisterung für sein Königshaus, besonders aber für Friedrich den Grofsen. Es ist wunderbar zu lesen, wie diese geradezu abgöttische Verehrung an vielen Stellen seiner Selbstbiographie mit hinreifsender Gewalt zum Durchbruch kommt. Getragen von diesem

[1] Schrader a. a. O. Bd. 1, 4. Buch 1768—1806, S. 421.

Patriotismus und im Glauben an die wenn auch junge Macht seines geliebten Königs, wagte er im fremden Lande und unter fremden Nationen seiner Landesflagge zu vertrauen und fremder Anmafsung scharf und selbstbewufst gegenüber zu treten.

Planmäfsig arbeitet Nettelbeck daran, das Volk seiner nordischen Heimat aufs Meer zu weisen und damit den Sinn für neue Aufgaben im Volke zu erwecken. Er befuhr ja selbst als Sklavenhändler den Atlantischen Ozean und lernte dabei die Küsten von Westafrika und Surinam genau kennen. Und wie er in Kolberg die geistige Ausbildung des heimischen Schiffervolkes seine Sorge sein liefs, so benützte er draufsen in der fernen Welt jede Gelegenheit, anderen Nationen Achtung vor seinem Lande einzuflöfsen. Seine Seereisen erweiterten seinen Blick, und in ihm wurden die oben dargestellten Ideen seiner Zeit so mächtig, dafs sie zu politischer Gestaltung drängten. Er zuerst kam auf den Gedanken, warum denn nicht sein König ebensogut als England und Frankreich seine Kolonien haben und Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaren eben wie jene anbauen lassen sollte?[1] Er wollte Preufsen auch jenseits der Weltmeere grofs, blühend und geachtet sehen, es sollte seine Kolonien gleich anderen besitzen.[2] So reichte er denn dreimal an Friedrich den Grofsen und seine Nachfolger Denkschriften ein, die zur Gründung einer Kolonie in Guiana aufforderten. Zur Verwirklichung dieser Pläne kam es nicht. Die kriegerischen Wirren verhinderten vorläufig alle und jede politische Gestaltung der neuen auf die Ferne gerichteten Ideen der Zeit. Aber doch sind Nettelbecks auf einen kraftvollen Patriotismus sich stützenden Pläne ein deutlicher Ausdruck derselben.[3]

Übrigens war der Deutsche bei allen den Umwälzungen, die sich an fernen Gestaden abspielten, selbst in einer Weise beteiligt, die sein Interesse rege halten mufste. Der Landesherr sandte ja die Söhne seiner Untertanen als Mietsoldaten in ferne Länder, und der hessische und hannoversche Bauer erfuhren an ihrem eigenen Fleisch und Blut, was sich ferne von der heimischen Scholle Gewaltiges abspielte. Wenn die 30000 Soldaten, die die deutschen Fürsten im Dienste Englands nach Amerika, und die weiteren Tausende, die sie nach Ostindien schickten, auch nur zum kleinen Teile die mitteldeut-

---

[1] Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg, herausg. v. Haken. 4. Aufl. 1878. 2. Teil. Seite 86.

[2] Ebenda S. 212—213.

[3] Vergl. auch Bergér, Überseeische Handelsbestrebungen und koloniale Pläne unter Friedrich dem Grofsen. Leipzig 1899.

schen Gebirge wiedergesehen haben, so bildeten sie auch dann noch ein Element, das die heimischen Verhältnisse mit fremdem Mafsstabe messen gelernt hatte, und das eben dadurch und durch seine Erzählungen von fremden Ländern und Völkern eine Eigenschaft verbreiten half, die ihnen die weite Welt anerzogen hatte: den weiten Blick aufs grofse Ganze, das Interesse an fremden Verhältnissen.

Ein naheliegender, fast trivial zu nennender Vergleich mit Verhältnissen der Gegenwart wirft ein helles Licht auf die geistige Bewegung im öffentlichen Leben jener Zeit. Wenn wir heute deutsche Offiziere in den Reihen eines fernen Volkes kämpfen sahen, so wissen wir, dafs der hohe Flug, den unser deutsches Volk so herrlich in unsern Tagen genommen hat, dafür die Anregungen gab. Warum sollten wir nicht für jene Zeit, da die Steuben, Kalb u. a. zu den amerikanischen Bannern eilten, eine ähnliche geistige Strömung im deutschen Volke voraussetzen dürfen? Man nahm lebhaft Partei und Franklin wurde eine Art Nationalheld.[1] Denn das Gemüt des Deutschen, das immer die Partei des Unterdrückten und Schwachen ergreift und für Freiheit und menschliche Gröfse so leicht und so glühend sich begeistert, fand in diesen Männern seine Ideale. Bis in welche Schichten des Volkes diese Bewegung drang, läfst sich nur schwer ergründen. Sicher ist: Der Dichter der Ode auf den Nordamerikanischen Krieg[2] war nicht mehr der Bürger im Faust, der hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen hört und dabei Fried' und Friedenszeiten segnet.

Die geographische Literatur spiegelt diese Sachlage deutlich wieder. Sprengels schriftstellerische Tätigkeit ist hierfür ein geradezu klassisches Beispiel. Er hat mit den beiden Forster durch ihre zahlreichen Reisebeschreibungen „erst angefangen, das deutsche Volk in die Weite der Welt zu führen".[3] Nicht nur dafs er im allgemeinen dem Publikum der Zeit und seinen Bedürfnissen, die ich eben dargelegt habe, Rechnung trug. Nein, er macht sogar die Schwenkungen des öffentlichen Interesses im einzelnen mit, und wie sich das Bild der Welt draufsen kaleidoskopartig veränderte, so wechseln die Gebiete seiner Tätigkeit. Er lebt und atmet in seiner Halleschen Studierstube mit jener grofsen Welt draufsen und folgt der Muse der Geschichte von einem Schauplatz zum andern. Es wurde schon bemerkt, dafs das

---

[1] Herders Werke, herausgegeben von Suphan, Briefe zur Beförderung der Humanität. Band 17, S. 7. Ferner: Goethe in Dichtung und Wahrheit, 4. Teil, 17. Buch (hrsg. von Cotta, Stuttgart 1895, Bd. 21, Seite 286).

[2] Klopstock, vergleiche Herder a. a. O. 17, 93.

[3] G. Forsters sämtliche Schriften, Band 1, Vorrede Seite VI.

Jahr 1783, also das Jahr des englisch-amerikanischen Friedensschlusses, die Hauptschwelle in seiner Tätigkeit bedeutet. Das läfst sich schon an den Titeln seiner Werke mit Leichtigkeit verfolgen. Doch Sprengel spricht es auch selbst mit klaren Worten aus. Er sagt in einer Schrift vom Jahre 1788: „Seitdem England am Ganges so grofse weitläuftige Länder bezwungen hat, hat die indische Geschichte in Deutschland, sowie im übrigen Europa sehr an Würde, Klarheit und Interesse gewonnen",[1] und an einer anderen Stelle erklärt er, dafs bei dem Mangel eines vollständigen Werkes über die Geschichte der englischen Eroberungen in Ostindien ein solches Werk um so lieber sein müsse, da Indien durch die Kriege der Engländer in diesem Lande allgemein interessant geworden sei.[4] Aus ähnlichen Gründen bringt er im Jahre 1790 in den „Neuen Beiträgen" einen Aufsatz über Schweden, wie er sagt, „wegen des Interesses, welches Schweden bei gegenwärtigem Kriege mit Rufsland bei jedem Freunde der Geschichte und Länderkunde haben mufs".[2]

Es war eine neue Weltbühne geöffnet, an ihrem bunten Spiele fand das deutsche Volk Gefallen; doch nun wollte es auch die Bühne in allen ihren Teilen klar und deutlich überblicken. Es wollte beim Verfolgen der Zeitereignisse des Lichtes der Wissenschaft nicht entbehren. In Briefkastenanfragen, die, wie Sprengel berichtet, aus dem Publikum an die Leiter der periodischen Presse gerichtet werden und welche Literaturangaben z. B. über indische Verhältnisse erbitten,[3] macht sich diese Wifsbegierde Luft. An einer anderen Stelle sagt Sprengel über die Annalen Zimmermanns, „sie hätten gar keinen Absatz gehabt, wenn er sich auf deutsche Sachen eingeschränkt hätte. Die ausländischen gaben seinen Annalen Relief".[4] Das ist in demselben Sinne gesprochen und zeigt immer von neuem, in welcher Richtung sich die Interessen des Volkes bewegten: Und diese Bedürfnisse der Deutschen erkannt, mit all seinen Kenntnissen genährt und mit seiner Wissenschaft ihnen gedient zu haben, ist das grofse Verdienst Sprengels. Ja, er hat durch seine reiche literarische Tätigkeit, die nie den Boden der geographischen Wissenschaft verliefs und sich damit frei hielt von romantischen Übertreibungen und poetischen Ausschmückungen, unendlich viel zur Verbreitung und Klärung der geographischen Kenntnisse

---

[1] Geschichte der indischen Staatsveränderungen, Vorrede.

[2] Neue Beiträge 7, 2.

[3] Brief an Bertuch 29. Dezember 1800.

[4] Desgleichen 7. November 1797.

im Volke und zur Reinigung und Bereicherung der politischen Anschauungen seiner Nation beigetragen.

In der grofsen Zahl von englischen Schriften nun, die in dieser Zeit in Deutschland im Original und in Übersetzungen erschienen sind, konnte sich der an enge Verhältnisse gewöhnte Blick der Deutschen nicht zurecht finden. Es fehlte ihm jeder Mafsstab der Beurteilung. Auch hier finden wir Sprengel auf der Warte, indem er dem Publikum mit seinen Kenntnissen beisteht. Er spricht es ja ausdrücklich aus, dafs er durch seine Schriften über Ostindien das Publikum in stand setzen will, die grofse Menge von Schriften, „die seitdem England in diesen Gegenden den Meister spielt, dort von so ungleichem Gehalt und verschiedener Brauchbarkeit erscheinen, zu beurteilen“.[1]

Unter den Quellen, die von Sprengel und anderen Geographen seiner Richtung benützt werden, stehen diese englischen Schriften obenan, sowohl an Zahl als auch an Wert. Sprengel sagt selbst, dafs in literarischer Beziehung ein Engländer ihm mehr wert sei als zehn Franzosen.[2] Das lag in der Natur der Sache, da England als die erste Seemacht auch über die gründlichste kolonisatorische Erfahrung und über die gröfste Zahl überseeischer Forscher verfügte. Ganz anders, als jener Ausspruch Sprengels zeigt, verhielt sich dagegen der Deutsche, wo er den englischen Forscher zugleich als Verbreiter englischer Macht und Herrschaft tätig fand. Da wurde aus dem wifsbegierigen Zuschauer ein kritischer Beobachter, der vom Standpunkte seines Volkstums aus, unter dem Gesichtspunkte der Interessen seines Vaterlandes seine Stimme gegen solches Gebahren erhebt und das schändliche System der Ausbeutung, das die Engländer überall handhaben, scharf brandmarkt. Die Schrift Sprengels „Über den Krieg der Engländer in Ostindien“ ist dafür ein Zeugnis vom ersten bis zum letzten Buchstaben. R. Forster verbindet mit dieser absprechenden Beurteilung zugleich die Aufmunterung an die Deutschen, sich selbst tätig und in besseren Absichten als die Engländer an der Aufklärung der Erdkunde zu beteiligen. Er schreibt: „Überdem so freut es mich, dafs ich dem deutschen Vaterlande eine glaubwürdige Nachricht von einem weitentfernten Lande aus dem Munde eines rechtschaffenen und verdienstvollen Deutschen vorlegen kann, indes dafs die stolzen Briten in elender Gewinnsucht vertieft, nur die Absicht reich zu werden vor Augen haben und oft vergessen, irgend etwas zur Geschichte der Menschheit und der

[1] Historisch geneal. Kalender für 1787. Vorrede.
[2] Brief an Bertuch, 11. Juli 1800.

Natur in wenig bekannten Ländern beizutragen."[1] In genau demselben Sinne drückt sich Herder aus, wenn er sagt: „Die Urteile der Engländer über fremde Nationen verraten immer den divisum toto orbe Britannum, wo nicht gar den monarchischen Kaufmann, da ein Reisebeschreiber eigentlich kein ausschliefsendes Vaterland haben müsse",[2] und an einer andern Stelle: „Rule Britannia, rule the waves", mit diesem Wahlspruche, glaubt mancher, seien ihnen die Küsten, die Länder, die Nationen und Reichtümer der Welt gegeben. Der Kapitän und sein Matrose seien die Haupträder der Schöpfung, durch welche die Vorsehung ihr ewiges Werk ausschliefsend zur Ehre der britischen Nation und zum Vorteil der britischen Kompagnie bewirkt. Dem Sinn und Gefühl der Menschheit sind solche Berechnungen und Selbstschätzungen unerträglich".[3] Nettelbeck[4] und R. Forster an anderer Stelle drücken sich noch schärfer aus. Letzterer gibt den Engländern die Schuld, dafs sie den Namen der Europäer in allen andern Weltteilen verabscheut gemacht haben.[5] Das ist sicher übertrieben. Aber eben weil alle die angeführten Auslassungen in ihrer einschränkungslosen Schärfe eine Ungerechtigkeit sind, gewinnen sie eine besondere Bedeutung. Sie sind Zeichen dafür, dafs bei den denkenden Deutschen die Machtentfaltung der Engländer nicht ohne ein gewisses Unbehagen beobachtet wurde; sie sind der Ausdruck des dunkeln Gefühls, dafs der unaufhaltsame Siegeszug der Engländer in den indischen und australischen Gewässern für den Deutschen den Verlust von Schätzen bedeute, auf die er mit demselben Rechte wie er, wenn auch nicht mit denselben Machtmitteln Anspruch erheben könne. Gewifs hat sich damals mancher wie Nettelbeck gefragt, warum allein Deutschland zurückstehen soll?

4. Kapitel.
Die geographische Renaissance.

Indem wir jetzt aufhören, uns ausschliefslich mit Sprengel zu beschäftigen, ziehen wir neben ihm noch andere Erscheinungen, wie wir schon hier und da getan haben, zu Rate, die aus derselben Bewegung, aus der Sprengel hervorging, entsprungen sind.

Ans grofse Publikum wendet sich die geographische Literatur in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Sie wollte unter-

[1] Beiträge 1, 2. Vorrede.
[2] Herder a. a. O. Hum.-Briefe 18, 250, Fufsnote.
[3] Ebenda 18, 236—237.
[4] Lebensbeschreibung a. a. O. S. 174 u. a. a. Stellen.
[5] R. Forster, Le Vaillants neuere Reisen, Berlin 1796, 1. Teil, Seite 69.

haltend und belehrend wirken und brachte deshalb Beschreibungen von unbekannten Ländern, besonders von solchen, welche durch die politischen Zeitereignisse im Vordergrunde des Interesses standen. Und die Literatur, die sich diesen Aufgaben widmete, stellt eine ganz gewaltige publizistische Leistung dar. Wenn man sich in Deutschland auch bewufst war, dafs andere Völker für die geographische Forschung besonders in tätiger Beteiligung weit mehr geleistet haben, so konnte man sich doch auf dem Gebiete geographischer Literatur einer regen Mitarbeit rühmen, die Ehrmann treffend mit den Worten kennzeichnet: „Die Deutschen haben durch ihre Bemühungen im Sammeln, Übersetzen, Ordnen, Ausarbeiten der Erdkunde grofse Dienste geleistet“.[1]

Zugleich bildete sich in Deutschland eine besondere Art geographischer Naturschilderung aus, die von da an herrschend wurde. Georg Forster war hier grundlegend und schöpferisch tätig. In seiner Herausgabe des Reisewerks seines Vaters und in den „Ansichten vom Niederrhein“ eröffnete er der Naturschilderung ganz neue Bahnen. Er stärkte den Sinn und das Gefühl für landschaftliche Schönheiten und wurde zugleich mustergültig im Ausdrucke derselben. Indem von da an die Reisenden solche Gemütsstimmungen, in die sie durch landschaftliche Reize versetzt wurden, mit Vorliebe schilderten, zeigt sich die geographische Reisedarstellung dauernd und in einem sehr edlen Sinne von ihm befruchtet.[2]

Eine derartige Literatur, in solchen Massen ins Volk geworfen, mufste das Ansehen und die Beliebtheit der Geographie überhaupt steigern, und es ist sehr erklärlich, dafs Ehrmann „die lobenswerte Wärme unseres Publikums für die geographischen Wissenschaften“ rühmen kann.[3] Weit höher aber stieg die Wertschätzung unter den gelehrten Vertretern der geographischen Wissenschaft selbst. Ihnen mochte wohl eine Art geographischer Renaissance vorschweben. Sie glaubten eine neue Blüte ihrer Wissenschaft für gekommen oder doch für nahe, und sie hatten ein Recht dazu: die Entwickelung hat sie nicht Lügen gestraft.

Wenn wir zur Vervollständigung dessen, was sich hierüber bereits ergeben hat, noch einige Einzelheiten hinzufügen, so sei vorerst auf die Begeisterung hingewiesen, die unter den Vertretern der Geographie

---

[1] Geschichte der merkwürdigen Reisen, Vorrede.

[2] Vergleiche Peschel, Geschichte der Geographie und die Dissertationen über Naturschilderung von Richter (Leipzig 1900) und Örtel (Leipzig 1899).

[3] Geschichte der merkwürdigsten Reisen. Vorrede zu Band 1, pag. IV.

herrschte und die oft den überschwenglichsten Ausdruck findet. Mit freudiger Zustimmung begrüfst es z. B. Zach, als Bertuch ihm mitteilt, dafs er das Industriecomptoir[1] in den Dienst der geographischen Wissenschaften stellen wolle.[2] „Sehr angenehm", so schreibt er: „war es mir zu erfahren, dafs das Industriecomptoir sich vorzüglich dem geographischen Fache widmen wolle, es war ein grofses Bedürfnis fürs deutsche Publikum".[3] Wie gewaltig mufste dieses Bedürfnis gestiegen sein, wenn Bertuch, dieser wohlerwägende Geschäftsmann mit seinem feinen Gefühle für die Erfordernisse des literarischen Marktes, ihm in dieser Weise entgegenzukommen kein Bedenken trägt, umsomehr, da ein solches Institut bereits bestand. Denn auch Perthes in Gotha hat seine geographische Anstalt 1785 gegründet. Unter dem Ausdrucke hochgespannter Erwartung erklärt sich Zach freudig zur Mitwirkung bereit. „Ich werde mit Teilnahme", so schreibt er, „an den besseren Fortschritten unserer deutschen Geographie mitwirken, denn leider ist bisher der Deutsche seinen Nachbarn weit zurückgestanden."[4]

Dieser hohe Flug der Geographie fand am Ausgange des 18. Jahrhunderts seine schönste Gestaltung in der Gründung der „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden",[5] die uns, da in ihr gleichsam am Ende einer langen vorausgehenden Entwickelung alle die schönen Keime in eins zusammengefafst werden, zum Verweilen nötigt. Man darf wohl sagen, dafs die AGE die erste auf streng wissenschaftlichem Boden stehende geographische Zeitschrift waren. Zwar hatten sich schon vorher einige längere Zeit erhalten, wie Hagers „Geographischer Büchersaal" (Chemnitz 1763—1778), Büschings „Magazin für Historie und Geographie" (Hamburg 1767—1793), und dessen „Wöchentliche Nachrichten von neuen Landkarten". Allein sie gingen an der Verquickung der geographischen Wissenschaften mit der Geschichte zu Grunde.[6] Jetzt nahm sich Bertuch der Sache an und stellte sein Institut vor die Aufgabe der Schaffung einer rein geographischen Zeitschrift. Diese Aufgabe hat das Institut glänzend gelöst. Als Leiter und Herausgeber der Zeitschrift hatte Bertuch in Zach, dem Astronomen

[1] Gegründet 1785.

[2] Fürs erste wollte sich das Institut nur auf Schulen und den täglichen Gebrauch einschränken und für diese Zwecke richtige, wohlfeile, aber auch schöne Karten liefern. (Brief Zachs an Bertuch 5. November 1796.)

[3] Brief desgleichen 5. November 1796.

[4] Zach an Bertuch 9. Januar 1796.

[5] Herausgegeben von v. Zach, Weimar 1798 ff.

[6] Wagner, Lehrbuch der Geographie, Seite 4.

an der Sternwarte von Seeberg bei Gotha, einen ebenso feurigen, wie tüchtigen Mann gewonnen. Von ihm rührt die enge Verbindung von Geographie und Astronomie her, die der ersteren eine so feste wissenschaftliche Grundlage, den AGE aber dauernd ihr eigentümliches Gepräge gab. Wie Zach seine Stellung auffafste und in welchem Sinne er tätig war, zeigt ein Brief an Bertuch, worin er sagt: „Der Himmel hat uns nicht ohne Absicht zusammengebracht, wir wollen uns immer enger aneinanderschliefsen. Sie sollen der Homann des 18. Jahrhunderts sein; ich will Ihr Tobias Mayer sein".[1] Wahrlich, er hatte sich in diesem Vorbilde ein hohes Ziel gesteckt und war mit seinem Können und in diesem idealen Streben würdig des Stabes der berühmtesten Gelehrten, mit denen er sich in die Arbeit an dieser Zeitschrift teilte. Über fast alle Länder Europas waren diese Gelehrten verbreitet und verbürgten in ihrem Zusammenwirken die Vortrefflichkeit der Darbietungen der AGE. Namen wie Blumenbach, Reinhold Forster, Sprengel, Heeren, Hüttner, Tralles in Bern, Labillardière in Paris, Mechain in Barcelona, Buache und Lalande gaben ihnen einen besonderen Glanz.[2]

So wurden die AGE in einem Lande, das doch dem Wogen und Drängen der Welt so ferne stand, eine Art geographischer Mittelpunkt für den Kontinent. Demgemäfs war ihre Aufnahme. Sie wurden, wie Zach auf Grund von Zuschriften versichern kann, in Deutschland und Österreich „mit Heifshunger verschlungen",[3] in Dresden „steigt der Beifall bis zur Bewunderung",[4] Gaspari in Oldenburg[5] und Martens und Schlözer in Göttingen[6] sind voll Rühmens. Von allen Seiten strömen die wissenschaftlichen Beiträge herbei[7] und am 3. Juli 1799 nach reichlich einjährigem Bestehen konnte Zach stolz an Bertuch berichten: „Unsere AGE revolutionieren die Geographie am Pol und an der Nordsee".[8]

Zachs glühende Sprache sagt hier nichts als die reine Wahrheit. Es scheint mir, als sei die Bedeutung dieser geographischen Zeitschrift unter uns bei weitem noch nicht genügend gewürdigt. Liefs doch der

---

[1] 7. Januar 1798.
[2] Verzeichnis der Mitarbeiter von Bertuchs Hand im BFA.
[3] Briefe v. Zachs an Bertuch 29. Oktober 1798 und 17. Dezember 1798.
[4] Brief desgleichen, 11. Februar 1798.
[5] Desgleichen 7. Juni 1798.
[6] Desgleichen Sprengels an Bertuch 9. Mai 1800.
[7] Desgleichen v. Zachs an Bertuch 17. Dezember 1798.
[8] Vergleiche auch AGE, Band 3, Seite 4.

Kaiser (von Österreich) auf seine Kosten, durch die AGE angeregt, zwei Astronomen zu geographischen Ortsbestimmungen durch ganz Ungarn reisen. Erfreut berichtet Zach diese Tatsache, die ihm Professor Schedius in Pest mitgeteilt hatte, an Bertuch und fährt fort: „Sie sehen, liebster Freund, dafs wir nach und nach die ganze Welt umspannen und unsere AGE von selbsten das Bureau Central der Geographie werden sollen.“ [1]

Die Ephemeriden sind gewissermafsen die Krönung einer etwa fünfzigjährigen, stürmischen Entwickelung in der geographischen Literatur Deutschlands und bedeuten gleichzeitig das Hinüberlenken der Geographie in selbständige Bahnen. Und bestünde ihre Bedeutung in weiter nichts, als dafs sie zuerst die vollständige Befreiung der Geographie aus den Fesseln der historischen Wissenschaften auch in der periodischen Presse vollzogen haben, so würde ihnen damit ein Ehrenplatz gesichert sein. Von der geographischen Literatur der Reisebeschreibungen aber und der damit zusammenhängenden Kartographie zeigt sie sich darin beeinflufst, dafs sie dem dringend zu Tage getretenen Bedürfnisse nach Bestimmungen geographischer Länge ausgesprochenermafsen abhelfen will. Die Gründung und der Fortbestand dieser Zeitschrift zeigen, dafs erst jetzt die Geographie eine solche Bedeutung erlangt hatte, wie sie zum Bestehen der Zeitschrift nötig ist. Zeitlich fällt die Gründung derselben zusammen mit den Vorbereitungen auf Humboldts Amerikareise. Diese Reise aber ist der zweite Zweig, der aus der kräftigen Wurzel geographischer Renaissance entsprang. Denn aus der Begeisterung jener Tage heraus, die sich selbst zu immer höheren Zielen fortrifs, war allein es möglich, dafs ein Gelehrter als Privatmann sein Vermögen hingibt, und die Ruhe seiner Studierstube mit den Gefahren eines Wanderlebens vertauscht, um eine Reise in von der Kultur noch unberührte Länder in rein wissenschaftlichem Interesse zu unternehmen. Damit betreten wir ein neues Gebiet.

Wo bisher immer Reisen in entfernte Weltteile ins Werk gesetzt wurden, geschah es in Verfolg kaufmännischer Interessen oder im Auftrage und auf Kosten der Regierungen und in politischen Absichten. Der Zweck solcher Reisen war von vornherein nicht die Bereicherung der Wissenschaft, als vielmehr die Angliederung der neuentdeckten Länder an das auftraggebende Mutterland, die Erschliefsung neuer Handels- und Absatzgebiete, die leichtere Beschaffung von Roh-

[1] 17. Dezember 1798.

produkten für die heimische Industrie. Jetzt aber trat als neues Motiv die Bereicherung der Wissenschaft auf, wenn die genannten Beweggründe natürlich auch ferner bestehen blieben und ein Hebel neuer Forschungen für immer bleiben werden. In Cook und den beiden Forster, sowie in Pallas fand dieser neue, ungemein fruchtbare Umschwung gleich so tüchtige und für alle Zeiten mustergültige Vertreter, dafs die neuere Länderforschung dauernd von ihm angeregt blieb: Die Bevölkerung, die tierische Lebewelt, die Flora und den geologischen Bau eines Landes auf rein wissenschaftliche Weise und mit Unterstützung aller Hilfsmittel und Methoden kennen zu lernen, wurde von nun an nicht mehr als gelegentliches Ergebnis einer Reise betrachtet, sondern schon in den Vorbereitungen als ein Hauptzweck derartiger Unternehmungen berücksichtigt. „Was Cook vor allen seinen Vorgängern auszeichnete und was ihn zum Begründer einer neuen Ära der Entdeckungsreisen machte, das war der rein wissenschaftliche Geist, der ihn beseelte, der ihn nebst seinen Reisegefährten zur genauesten naturwissenschaftlichen Erforschung aller bereisten Meere und Länder veranlafste, unbeschadet der ihm zu teil gewordenen Aufträge“.[1] Im gleichen Sinne sagt Humboldt von G. Forster: „Durch G. Forster, meinen berühmten Lehrer und Freund, begann eine neue Ära wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist“.

In England fand diese neue Strömung ihren Ausdruck in der Gründung einer Gesellschaft für Afrikaforschung im Jahre 1788. Es läfst sich zwar nicht leugnen, dafs bei Gründung dieser Gesellschaft auch kaufmännische Ziele verfolgt wurden; doch standen sie nicht im Vordergrunde.

In Deutschland ist die neue Zeit in idealstem Sinne an der wachsenden Unternehmungslust Einzelner zu erkennen. Schon Hornemanns kühne, im Auftrage genannter Gesellschaft unternommene Forschungsreise nach dem Innern von Afrika bestätigt diese Auffassung. Wie hoch aber das rein wissenschaftlich-geographische Interesse gestiegen war, zeigt am besten Humboldt, der sich mit Gut und Leben auf eigene Faust nach einer in allen Einzelheiten mustergültigen Vorbereitung auf allen Gebieten der Geographie an eine Aufgabe wagt, die ihm nichts als wissenschaftliche Befriedigung und das Bewufstsein einbringen konnte, der Länderforschung einen Dienst geleistet zu haben. Wie reich mufsten die Anregungen gewesen sein, die einen Deutschen zu

[1] Hallier, Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1889. Seite 342.

einem solchen Unternehmen drängten! Die geographische Literatur war in Wahrheit zu einem reich spendenden und hinreifsenden Interpreten einer neu heraufdämmernden Welt geworden, deren lockende Geheimnisse für den gemeinen Mann ebenso anziehend waren, wie sie den wissenschaftlichen Ehrgeiz des Gelehrten anfeuerten.

Die Begeisterung für geographische Dinge ging also wirklich viel tiefer und weiter als bis in die Hörsäle der Universitäten, in denen wir eine Art von Kolonialprofessor tätig finden. Denn Sprengels eigentümliche Geistesrichtung steht nicht vereinzelt da. In Göttingen z. B. wandelte Heeren auf ganz verwandten Pfaden und hatte in seinem Gebiete, alter Geschichte, dem Drange der Zeit nachgegeben.[1] Handel, Verkehr und koloniale Tätigkeit der alten Völker hatte er, in direkter Beeinflussung durch seine Zeit, wie er ausdrücklich erklärt, zu seinem Lieblingsstudium gemacht. So bedeutete es eigentlich nur den natürlichen Fortschritt der in der Zeit ruhenden Ideen, wenn Zach die Gründung einer kosmographischen Akademie in Deutschland in Anregung bringt. Er versendet, in Anlehnung an einen Vorschlag auf Erweiterung der AGE, an die Mitarbeiter derselben am 3. April 1799 ein Rundschreiben, in welchem er unter anderem sagt: „Sie können vielleicht, wenn das Glück wohl will, den Grund zu den Memoirs oder Gedenkschriften einer kosmographischen Akademie in Deutschland legen, ein Projekt, das schon Franz Lowitz, Tobias Mayer, Büsching etc. gehabt haben, aber wie bekannt verunglückt ist".[2] Dieser Plan aber konnte nur gefafst werden, wenn man seine Grundbedingungen für gegeben hielt: eine hinreichend erstarkte Literatur, eine genügende Ausbildung der Geographie als Wissenschaft, eine grofse Zahl tüchtiger Fachgelehrter. Wir dürfen heute nur bedauern, dafs Zachs Plan nicht zur Ausführung kam. Mag die bald darauf erfolgende Trennung Zachs von Bertuch, mögen auch, was wahrscheinlicher ist, die Unbeständigkeit der politischen Verhältnisse und die nie aufhörenden und sich von Jahr zu Jahr steigernden kriegerischen Wirren die Schuld tragen, — jedenfalls gingen auch hier tüchtige Keime verloren, die erst Jahrzehnte später neu hervorspriefsen mufsten.

Dafs die Schar geographischer Literaten, die übersetzend und verarbeitend tätig war, auch manches Werk erzeugte, das eine wissenschaftliche Kritik nicht vertrug, ist erklärlich. Spricht doch

[1] Heeren, Ideen über die Politik der alten Völker, Vorrede, Seite VIII.

[2] Beilage zu einem Briefe an Bertuch.

Ehrmann von einer „unbeschränkten Übersetzungswut unserer deutschen Autoren".[1] Auch R. Forster klagt: „Es ist betrübt, dafs die Schriftstellerwut (!) in Deutschland so viele versucht, dem Publikum so unreife und zum Teil so falsche Nachrichten mitzuteilen. Die Sucht, was neues zu sagen, bringt so viele unreife Nachrichten in die Welt. dafs zuletzt der historische Glaube wird müssen Not leiden, weil man Geschichte ohne Prüfung und ohne Kenntnis schreibt".[2]

Erscheinungen wie die, über welche hier geklagt wird, zeigen sich unabweisbar im Gefolge einer raschen Entwickelung. Sie müssen als das genommen werden, was sie in Wahrheit sind, als Erzeugnisse einer überstürzenden Hast, die zum Glück für die Wissenschaft ebenso rasch verschwinden wie sie gekommen sind.

Beim Blick auf das Gesamtbild der geographischen Renaissance sei endlich noch auf ein Urteil Heerens über den Zeitraum, in dem er lebte und wirkte, verwiesen. Er sagt: „Es gab noch nie einen Zeitraum, wo die Erde und ihre Bewohner so allgemein Gegenstand der Forschungen gewesen wären; und noch nie ein Volk, dessen Wifsbegierde mit einem so gleichen Interesse alles umfafst hätte, was darauf Beziehung hat, als unser Zeitalter und unsere Nation. Unsere Länderkunde hat in den beiden letzten Dezennien gröfsere Fortschritte gemacht, als sonst in manchem Jahrhundert".[3] Ein Zeugnis, das die bisherigen Untersuchungen so rückhaltslos und in ihrem vollen Umfange bestätigt, läfst sich aus einem berufeneren Munde als dem Heerens wohl kaum finden. Die Worte liefsen sich ohne die geringste Veränderung als Leitsatz diesen Erörterungen voransetzen. Sie entwerfen mit einer ausserordentlichen Klarheit das Bild der geographischen Renaissance, zu der die Deutschen erwacht waren.

5. Kapitel.

Die geographische Literatur und gewisse ethische Anschauungen der Aufklärung.

Mit der deutschen Aufklärung hatte eine neue Auffassung der Menschennatur und der Menschenrechte Platz gegriffen. In ihrer grofsen Befreiungstendenz läfst sie das Recht des Subjekts an erste Stelle treten. Ihrem Ursprunge nach führt diese Auffassung auf Frankreich zurück, wo sie aus dem Munde Rousseaus wie ein neues Evangelium auf-

[1] Ehrmann, Geschichte der merkwürdigsten Reisen, Vorrede, Seite VI.
[2] Beiträge 2, V.
[3] Heeren, a. a. O.

genommen wurde. Hier an ihrer Geburtsstätte und in den Händen eines irregeleiteten Volkes führte sie zur Revolution und zur Erklärung der Menschenrechte. „In dem Rufe der Erklärung der Menschenrechte machte sich wie in einem Naturlaut all das heifse Begehren Luft, das Rousseaus Lehre in Frankreich geweckt. Er zuerst hatte unterschieden zwischen positiven Gesetzen und natürlichem Recht und aus dem letzteren ein Ideal von Gleichheit gefolgert“.[1] In Rousseaus Emil und in seinem Gesellschaftsvertrag haben wir den Anbruch der neuen Zeit zu erblicken. „Von Rousseau hatte dieses Geschlecht gelernt, die Gleichheit als das Ursprüngliche, die Ungleichheit als die spätere Mifsbildung desselben zu betrachten und das Recht auf Gleichheit, mit dem das Recht auf Freiheit zusammenfiel, nicht zu fordern wie ein neues, sondern zurückzufordern als ein uraltes, durch dessen Entreifsung der freie Mensch zum unfreien Bürger geworden war. Die Vorstellungswelt, welche Rousseaus Naturmensch und Gesellschaftsvertrag im jungen Frankreich erzeugt, war in diesem Geschlecht allmächtig geworden.[2]

Von allen Schlacken, die den neuen Ideen im Lande ihrer Entstehung anhafteten, und die sie dort so furchtbare Wirkungen hervorbringen liefsen, befreit, gelangten sie nach Deutschland. Im Volke der Denker mufste sich ihr Einflufs ganz anders und vor allem edler äufsern. Das Gewaltsame ihres Hervorbrechens war verschwunden. Sie wirkten hier umgestaltend auf das Geistesleben, befruchteten die Erziehung und brachten neue Gesichtspunkte in die Betrachtung von Menschentum, in die Auffassung der menschlichen Pflichten und Aufgaben. Alle die Erscheinungen im Geistesleben jener Zeit, die wir unter dem Namen Humanität zusammenfassen, sind in ihrem Ursprunge auf jene Vorgänge und Umwälzungen bei unseren westlichen Nachbarn zurückzuführen. In der Ethik und der Popularphilosophie der Aufklärung, sowie in der schönen Literatur lassen sie sich verfolgen und gelangen in Lessings „Nathan der Weise“ zur klassischen, in Herder aber zur innigsten und tiefsten Gestaltung.

Diese neuen ethischen Anschauungen bemächtigten sich einzig und allein durch ihre Verbindung mit der geographischen Literatur ihrer Zeit eines Problems, das sich mit notwendiger Konsequenz aus der Erklärung der Menschenrechte ergeben mufste: Des Problems der sittlichen und kulturellen Bewertung der sogenannten wilden Völker. Durch das zeitliche Zusammenfallen dieser Aufgabe mit den grauenvollen Ent-

---

[1] Oncken, Zeitalter der Revolution, Seite 223.

[2] Ebenda, Seite 223.

hüllungen über die Mifsstände des Sklavenhandels gestaltete es sich zu einer dringlichen kaufmännischen und politischen Frage, die stürmisch zur Lösung drängte. Die ersten Anregungen auf Abschaffung des unwürdigen Menschenhandels gingen von den Quäkern aus. Im Verfolg dieser Anregung hatte Clarkson in seinem Essay über den Menschenhandel vom Jahre 1785 auf dessen Abschaffung gedrungen. Einige Jahre später brachte Wilberforce, von Pitt und anderen Staatsmännern unterstützt, das Thema im englischen Parlamente zur Sprache und deckte nicht blofs die Greuel des Negerhandels, sondern überhaupt der englischen Handelsgeschichte, wie sie durch den Prozefs Hastings so erschreckend zu Tage getreten waren, schonungslos auf. Der Erfolg aller ersten Bemühungen war die Gründung einer Kolonie befreiter Sklaven in Sierra Leone durch eine englische Gesellschaft vom Jahre 1788 an. Die Franzosen aber gaben in den Stürmen der Revolution allen Sklaven ihres Landes und ihrer Kolonien die Freiheit.

In Deutschland, das in keiner Weise kaufmännisch oder politisch an dieser Frage beteiligt war, war es vor allem die Literatur der geographischen Reisebeschreibungen, die ein rein menschliches Interesse am Lose der unglücklichen Sklaven wachrief, und das ist es, was die Frage für uns zum Gegenstande der Erörterung macht. Die ebengenannte Literatur lieferte dauernd das Material, auf welches sich die eifrigen Erörterungen der Frage in Deutschland stützten, und die Reisebeschreiber waren die Autoritäten, auf welche sich die Ethiker der Zeit bei Besprechung der Frage beriefen.

Hier aber steht Sprengel wohl an erster Stelle. Er konnte im Jahre 1802 sagen, dafs er schon vor 24 Jahren den Negerhandel zuerst beschrieben und bei dieser Arbeit alle alten und neuen Reisen durchgelesen und bis auf den heutigen Tag diese Lektüre fortgesetzt habe.[1] Er behauptet auf diesem Gebiete zeitlebens eine gewisse Autorität, die von seinen Zeitgenossen rückhaltlos anerkannt wird.[2] In mehr denn fünfzehn Aufsätzen, zum Teil eigenen Arbeiten, zum Teil Übersetzungen von ausländischen Reisebeschreibungen, Essays über den Negerhandel — darunter die berühmtesten und einflufsreichen Schriften, die in England erschienen sind — bietet er dem Publikum Stoff zur Erörterung der Frage und lenkt das Urteil desselben durch seine eigenen Einleitungen und Anmerkungen in die rechten Bahnen. Mit der ihm

[1] Brief an Bertuch, 29. November 1802.

[2] Ehrmann a. a. O., Band 3, Seite 12.

eigenen Gründlichkeit studierte er Stand und Bewegung der Frage auch aus den englischen Parlamentsverhandlungen und Regierungsakten, soweit diese ihm zugänglich waren, und konnte so seinen Lesern in der Tat das Beste bieten. Doch auch alle anderen Sammlungen von Reisebeschreibungen und die AGE noch am Ausgange des Jahrhunderts behandeln die Frage und verhelfen einer allgemein menschlichen Auffassung in Deutschland zum Durchbruch, so daſs Ehrmann sagen kann: „In unserem Zeitalter — es gereicht ihm wahrlich zur gröſsten Ehre! — wetteiferten die trefflichsten Männer, die edelsten Menschenfreunde, das Ihrige zur Tilgung dieses Schandflecks beizutragen.“[1]

Die neuen Ideen, ja die völlige Umkehr gewisser althergebrachter ethischer Anschauungen und Werturteile, die als Folge dieser Bemühungen der geographischen Literatur in den edelsten Geistern der Deutschen klar in Erscheinung traten, lassen sich an Herder trefflich erkennen, und er ist um so besser geeignet, die eben gekennzeichnete Entwickelung zu veranschaulichen, weil er in seinen Humanitätsbriefen es ausdrücklich ausspricht, daſs er sich auf die Reisebeschreibungen stützt.[2] In keinem anderen Deutschen sind auch diese Bestrebungen zu so tiefem und edlem Ausdruck gelangt wie bei ihm.

Herder unterwirft vor allem die Reisebeschreibungen selbst, soweit sie eben zur Aufhellung der Fragen dienen wollen, einer Kritik. Er verwirft die Schriften, die den Stolz der Europäer durch schiefe, unerwiesene oder offenbar unerweisbare Behauptungen nähren und preist die Reisenden, die sich in die Sitten und Lebensart fremder Völker zu versetzen wissen, als „Schutzengel der Menschheit.“[3]

Von den unter solchen hohen Gesichtspunkten abgefaſsten Reisebeschreibungen aber hat Herder die höchste Meinung. Er empfindet ihre Wirkung an sich und vermag deshalb die Richtung, in welcher diese Wirkungen sich bewegen, treffend zu kennzeichnen, wenn er sagt: „Zur Anerkennung der Menschheit im Menschen führen treue Reisebeschreibungen viel sicherer als Systeme. Gute Reisebeschreibungen, deren wir viel haben, erweitern den Gesichtskreis und vervielfältigen die Empfindung für jede Situation unserer Brüder. Ohne darüber ein Wort zu verlieren, predigen sie Mitgefühl, Duldung, Entschuldigung, Lob, Bedauern, vielseitige Kultur des Gemüts, Zufriedenheit, Weisheit.“[4]

---

[1] Ehrmann, a. a. O., Band 6, S. 353.
[2] Humanitätsbriefe, 18, 222.
[3] Ebenda 18, 238.
[4] Humanitätsbriefe 18, 250—251.

Herder steht ganz unter dem Einflufs der durch die Reisebeschreibungen verbreiteten neuen völkerkundlichen Kenntnisse, die allgemein zu einer höheren Wertschätzung der wilden Völker führten, wenn er den Europäern das Recht bestreitet, in die Heimat der Schwarzen wie Räuber einzudringen. Hier erhebt er sich auf die Höhe seiner humanen Anschauungen, nach welchen ein Volk zur Erfüllung seiner Kulturaufgaben nur auf dem Wege der Entwickelung und Bewahrung seiner nationalen Eigenart geschickt ist. Die nationale Eigenart wird aber durch das gewaltsame Eingreifen fremder Völker gehindert oder gar zerstört. Daraus ergibt sich für Herder nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht eines jeden Volkes, sich gegen solche Eingriffe mit Gewalt und List zu verteidigen: „Um in Büschings Geographie genauer aufgezeichnet zu stehen, um in gestochenen Kupfern den müfsigen Europäer zu ergötzen und mit den Produkten ihres Landes den Geiz der Handelsgesellschaft zu bereichern; ich weifs nicht, warum sie sich dazu sollten geschaffen glauben?“ [1]

Im Ausdruck dieses Gedankens findet Herder die gewaltigsten Töne, die immer wieder die tiefe Erregung zeigen, die durch die Berichte der Reisenden hervorgerufen wurde. Er behauptet: „Europa ist nicht wert, ihr[2] Glück zu sehen, da es sich an diesem Erdteil unverzeihlich versündigt hat und noch immer versündigt.“[3] „Lasset uns also den Neger, da ihm in der Organisation seines Klimas kein edleres Geschick werden konnte, bedauern, aber nicht verachten.“[4] „Was für Recht hattet ihr Unmenschen,“ so fragt er im edlen Zorn, „euch dem Lande dieser Unglücklichen nur zu nahen, geschweige es ihnen und sie dem Lande durch Diebstahl, List und Grausamkeit zu entreifsen? Seit Jahrtausenden ist dieser Weltteil der ihre, so wie sie ihm zugehören: Ihre Väter hatten ihn um den höchsten und schwersten Preis erkauft, um ihre Negergestalt und Negerfarbe. Bildend hat die afrikanische Sonne sie zu Kindern angenommen und ihr Siegel auf sie geprägt; wohin ihr sie führt, zeiht euch dieses als Menschendiebe, als Räuber.“ [5]

Zur schönsten Gestaltung gelangt aber die humane Auffassung Herders, wo sich seine dichterische Phantasie der düstern Stoffe bemächtigte, die die Reisebeschreiber verbreiteten. Er wurde durch sie

[1] Humanitätsbriefe 18. 236.
[2] Der Neger.
[3] Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 13, 233.
[4] Ebenda 13, 236.
[5] Ideen . . . 13, 263.

zu seinen Negeridyllen angeregt.[1] Bei vielen derselben läfst sich die Reisebeschreibung genau feststellen, aus der die zu Grunde liegende Erzählung stammt. Die ergreifenden Dichtungen sind von wahrer Menschenliebe getragen und zeigen, wie Herder im tiefsten Herzen den Schmerz der gepeinigten Menschenrasse mitfühlt. In den „Stimmen der Völker" liefs ihn seine Menschenliebe das Menschlich-Schöne auch an den Stiefkindern der Erde finden.

Schon aus den verschiedenen oben angeführten Urteilen Herders war zu erkennen, dafs die Sklavenfrage innerlich im Zusammenhang steht mit der sittlichen und kulturellen Bewertung der sogenannten „Wilden" überhaupt. Es tritt damit noch eine Reihe anderer Völker in den Kreis Herderscher Humanität. Es ist ja Tatsache, dafs, ehe ein Forster in Deutschland gewirkt hatte, sogar der Gelehrte und Gebildete an dem törichten und hochmütigen Glauben festhielt, der in den Hirten und Naturvölkern der wenig erforschten Erdteile nur „Wilde" sah, dafs er verächtlich auf diese Völker herabsah und ihre Sitten und Gebräuche vom Standpunkte ihrer Kultur aus verwarf. Dafs sie damit einen Mafsstab an diese Völker anlegten, der in keiner Hinsicht berechtigt ist, dafs der Wert irgend einer Kultur nur aus den Verhältnissen heraus beurteilt werden kann, unter denen dieses Volk auf diese Stufe gelangt ist, dieser Gedanke war ihnen noch fremd. Solche Vorurteile aber wurden jetzt vernichtet. Allenthalben wurde der doppelten ethischen Beurteilung der Menschen ein Ende gemacht, und die „Wilden" wurden so gut als Brüder anerkannt, wie jeder Angehörige eines europäischen Kulturvolkes. Im Jahre 1797 konnte Ehrmann bei Besprechung der Hottentotten sagen: „Auch hier findet sich zum Troste der Aufklärung die Bemerkung bestätigt, dafs in unserer neueren Völkerkunde die Völker alle, die sonst als die rohesten Barbaren geschildert wurden, in einem milderen Lichte erscheinen, seit Seefahrer und Erdforscher angefangen haben, auch den Neger und den Indier für einen Menschen ihrer Art, für ihren Mitbruder zu erkennen. Je mehr die Vorurteile schwinden, desto heller glänzt das Licht, und je aufgeklärter die Reisebeschreiber sind, desto menschenfreundlicher betrachten sie auch andere Völker, die so sehr von uns gebildeteren Europäern verschieden sind."[2] In diesem hohen und edlen Sinne haben die Reisebeschreiber am Ausgange des 18. Jahrhunderts ihre Aufgabe erfafst und durchgeführt und somit unendlich

---

[1] Humanitätsbriefe 18, 224f., vergleiche auch 251.

[2] Ehrmann a. a. O. 17. Band, 1797, Vorrede, Seite 6.

viel zur engsten Verknüpfung der grofsen Familie „Mensch“ beigetragen.

Die exakten Forschungen führten aber auch noch eine andere, durch keine wissenschaftliche Begründung gestützte Anschauung jener Zeit auf ihr richtiges Mafs zurück. Es ist die eingangserwähnte Auffassung, von der Rousseau erfüllt ist, welche im Zustande der Naturvölker die reine und unschuldige Natur erblickte, zu der der Mensch aus seinem Zustande der Kultur zurückkehren müsse. — Gewifs ist ja, dafs Forster und Cook in der Behandlung der neuentdeckten Kulturvölker allein durch die Grundsätze der Humanität sich leiten liefsen. Diese Humanität verführte sie aber nie zu einer Überschätzung des Naturzustandes der Völker. Im Gegenteil, G. Forster bekämpft diese Rousseausche Auffassung auf das entschiedenste. Er sagt: „Der untergeschobene Begriff, die Perfektibilität als ein der Natur entgegengesetztes Extrem zu betrachten, mufste freilich den Gesichtspunkt verwirren und eine Täuschung zuwege bringen, welche nur eine konsequentere Philosophie wieder aufheben kann. Diese wird in allem, was geschieht, eine Kette von Verhältnissen gewahr, welche notwendig, wie Ursache und Wirkung in einandergreifen, und die Möglichkeit vernichten, dafs ein Stäubchen sich anders bewegt haben könnte, als es sich bewegt hat. Wie das Unendliche ans Endliche, so ist, über alle menschlichen Begriffe hinaus, Freiheit an Notwendigkeit geknüpft, und hiermit zwischen dem innigen Bewufstsein des kühnsten Denkers, dafs seinen Handlungen Gedanken vorhergehen, und der ehernen Wahrheit, dafs keine Idee aus nichts entstehen kann, ein ewiger Kampf erregt“.[1]

Forster und Cook haben also auch hier die überschwängliche Auffassung ihrer Zeit, die wie so manches flatterhafte Gedankengebilde der Aufklärung von keiner Erfahrung bestätigt wurde, auf einen wissenschaftlich unanfechtbaren Boden gestellt. Erst jetzt hatte die Betrachtung der Natur- und Kulturvölker einen einheitlichen Ausgangspunkt gewonnen. Und diese von wahrhaftem Forschergeist durchdrungene Anschauung hat sich dann unwiderstehlich Bahn gebrochen und ist, worauf Hallier so treffend hinweist, in den Werken Friedrich Ratzels und Oskar Peschels ein unveräufserliches Gemeingut der geographischen Wissenschaften geworden.

[1] Sämmtliche Schriften, Band 5, Seite 52.

Schlufsbetrachtung.

Überblicken wir zum Schlufs noch einmal, was wir als Ergebnis unserer Untersuchungen betrachten können: Ein eigentümliches Zusammentreffen der verschiedenartigsten Umstände begünstigte die Entwickelung neuer Ideen und Anregungen, und in dieser Zeit hatte sich das deutsche Volk einen Kern lebendiger Geisteskraft, frischer Beweglichkeit bewahrt, der es befähigte, aus diesen Anregungen auch für sich Gewinn zu schlagen. Es ist bedeutsam und drängt sich unserem Empfinden mit tröstender Gewifsheit auf, dafs es dem deutschen Volke in solcher Zeit, die notwendig für die Entwickelung seines inneren Lebens von gröfster Bedeutung sein mufste, nie an Männern gefehlt hat, die das Volk an sicherer Hand leiteten. Es scheint, dafs auch hier wieder die wunderbare Veranlagung des deutschen Volkes, sich und sein Geistesleben fremden Anschauungen leicht und glücklich zu assimilieren, sich glänzend bewährt hat. Das alles sind die Gründe, die uns berechtigten, Sprengel in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, die uns in ihrer Vielseitigkeit aber auch nötigten, bei ihm allein nicht stehen zu bleiben. Denn wir können Sprengel in dieser Hinsicht eine glänzende Befähigung ebensowenig absprechen, als wir seine grofsen Verdienste verkennen dürfen. Er trug mit bei zur Klärung der ethischen Anschauungen der Aufklärung und brachte mit den beiden Forster den Sinn edler Menschlichkeit auch dort zur Geltung, wo der „gesittete" Europäer nicht Menschen von seiner Art und Farbe fand. Er verhalf dem Mitgefühl für eine unglückliche Menschenrasse, die jahrhundertelang in Knechtschaft und Elend geschmachtet, zum Durchbruch — nicht in sentimentalen Explorationen, sondern durch sein sachliches, wissenschaftliches Wirken, das die Tatsachen darstellt wie sie sind und sie für sich selbst reden läfst. Er verschaffte im Verein mit anderen Gelehrten der Geographie grade dort Achtung und Zuneigung, wo diese Wissenschaft in seiner Zeit noch wenig bekannt war, wo man von ihr nur die Vorstellung einer abenteuerlichen und märchenhaften Unterhalterin hatte, nämlich im Volke, und seine populäre Art und Weise und sein Geschick, dem Publikum seine Interessen abzulauschen, machten ihn dazu besonders fähig. Er lenkte zuerst den Blick des deutschen Volkes nach aussen, rüttelte den deutschen Michel, der mit dem Horizonte seines Kirchturms die Welt für abgeschlossen hielt, wach und zeigte dem Volke, dafs weit draussen auch noch eine Welt sei, die des Anschauens wert ist, dafs es aufser seinen hausbackenen Ideen noch andere gebe, die es pflegen müsse. Mit seinem Streben

aber vereinigt sich das einer Anzahl gleichgesinnter Männer. Doch sahen wir sie nur hier und da eingreifen, und allesamt haben sie den Geist und Zug der Zeit nicht so klar erkannt und noch viel weniger so umfassend ihm gedient, wie Sprengel. Sein Wirken ist mit dem Januskopfe zu vergleichen, der nach zwei Seiten blickt. Das eine Antlitz schaut hinaus auf die Vorgänge der Welt, das andere in die Seele des Volks. Und was Sprengel so schauend gefühlt und fühlend geschaut hat, das verarbeitete er in Gedanken an eine Zukunft, immerdar bemüht, Keime in das Volk zu legen, von deren Aufgehen er sich grofsen Nutzen versprach. Dafs diese Keime nicht zur Entfaltung kamen, ist nicht seine Schuld. Für uns aber, die wir mit Stolz und Freude auf den Besitz von Gütern politischer und geistiger Art blicken dürfen, den Sprengel vergeblich ersehnt hat, ist es eine Lust, jenem Manne den Zoll der Dankbarkeit zu bringen und ihn der Vergessenheit zu entreifsen, in die ihn und sein Werk eine mehr denn zehnjährige politische Vernichtung des deutschen Volkes versenkt hat und aus der ihn die Ohnmacht einer sechzigjährigen Reaktion nimmermehr erwecken konnte.

Anhang.

Die geographische Literatur in der Kulturforschung und Kulturgeschichte.

Es hat sich gezeigt, dafs die ganze geographische Literatur des Zeitraums an der Verbrüderung der Völker arbeitete. Man suchte in ihr einen ungeheuren Schatz für die Erziehung und Vervollkommnung nicht blofs des einzelnen Menschen, sondern der Völker und der Menschheit überhaupt; sie sollte die Völker einander näher bringen. Denn in jener Zeit galt der Satz als unumschränkte Wahrheit: „Die Gemeinschaft der Völker ist die mächtige Beförderin der Kultur“ und „die Gemeinschaft, die wechselseitige Verbindung zwischen den Völkern der Erde ist die Mutter der Vervollkommnung menschlicher Kenntnisse“.[1]

Durch diese Wertschätzung der geographischen und besonders völkerkundlichen Literatur wurde die Kulturgeschichte beeinflufst. Es entstand in den zahlreichen sogenannten „Menschheitsgeschichten“ der letzten vier Decennien des 18. Jahrhunderts ein völlig neuer Zweig der Kulturgeschichtschreibung. Der Kulturforscher schrieb nicht mehr

---

[1] Ehrmann, a. a. O., Bd. 1, S. 7. 8.

Kulturgeschichte eines einzelnen Volkes, sondern der Menschheit überhaupt, der Menschheit als eines Ganzen. Das bedeutet aber nichts Geringeres als die Erkennung eines neuen Problems und die Behandlung desselben nach neuen Prinzipien. Adelung bereits, dessen „Kulturgeschichte" allein sich noch nicht in diesen neuen Bahnen bewegt, fühlt diesen Unterschied deutlich heraus, indem er selbst sagt, daſs dieses Gebiet (wie er es behandelt) ein wenig bearbeitetes Feld[1] sei. Er führt weiter aus: „Man hat sogenannte Geschichten der Menschheit; ...... Menschheit kann der Ableitung und dem Sprachgebrauche nach nichts anderes bedeuten, als die menschliche Natur, und die ist denn von der Kultur des menschlichen Geschlechts doch noch sehr verschieden." Gewiſs, eine solche Verschiedenheit besteht. Denn das, was uns die „Geschichten der Menschheit" bieten, ist eine systematische Darstellung der allgemeinen Kulturfaktoren. Sie verdienen den Namen „Geschichte" nur insofern, als sie den allgemein-historischen Fortschritt der Menschheit nachzuweisen suchen. Denn die Geschichte bietet das Material nur in geringem Maſse, in viel bedeutenderem aber die Länder- und Völkerkunde. Und gerade dadurch erhält dieser ganze Zweig der historischen Wissenschaften ein ganz eigentümliches Gepräge, ein Gepräge, das vom ersten bis zum letzten Buchstaben den Einfluſs der Zeit, die der Länder- und Völkerkunde ein besonderes Interesse entgegenbrachte, verrät. Diese unwiderlegliche Tatsache, daſs sich in diesen Menschheitsgeschichten die Kulturforschung von der geographischen Renaissance beeinfluſst zeigt, macht eben die Menschheitsgeschichten zu einer charakteristischen Erscheinung ihrer Zeit und ist der Hintergrund für Hirschfelds verwunderten Ausspruch, daſs er in einer Zeit lebe, „wo die Geschichte der Menschheit ein Lieblingsstudium unter uns zu werden scheint."[2]

Die Abhängigkeit der sogenannten „Menschheitsgeschichten" von der Länder- und Völkerkunde ist so umfassend, daſs R. Forster die Begriffe „Geschichte der Menschheit" und „Völkerkunde" an einer Stelle nahezu synonym gebraucht.[3] Deshalb kann es uns nicht wunder nehmen, wenn man einer „Menschheitsgeschichte" begegnet, die weiter nichts ist als eine Zusammenstellung der ethnologischen Ergebnisse der Reisebeschreibungen, zuweilen nicht einmal stilistisch sonderlich ver-

[1] Adelung, Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts, Leipzig 1782.

[2] Hirschfeld, C. C. L. Bibliothek der Geschichte der Menschheit. Leipzig 1780 bis 1785. 8 Bände, vom 5. Bande von 1783 an von V. A. Heinze, Bd. 1, S. 5.

[3] An einer Stelle der „Beiträge" 1, 2 Vorrede, die oben Seite 42, Zeile 1 von unten citiert wurde.

ändert: es ist das die „Bibliothek der Geschichte der Menschheit"[1] von C. C. L. Hirschfeld. „Diese Bibliothek soll nur Reisebeschreibungen, Beobachtungen und Gemälde für die Geschichte der Menschheit liefern."[2] Diese sollen dann reiche Quellen für die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse abgeben. Jede Kunst und jede Wissenschaft, die nicht blofs auf Spekulation eingeschränkt ist, soll daraus zu ihrem Vorteil schöpfen. „Man hat für die Geographie, für die Landwirtschaft, für die Tiergeschichte, für die Botanik u. s. f. die Beobachtungen und Nachrichten genützt. Sollte die Philosophie[3] und ihr wichtigster Teil, die Geschichte der Menschheit, nicht eben dieses Vorrecht haben, oder nicht eben diese Vorteile wahrnehmen dürfen?" Damit ist aber der Schwerpunkt der Menschheitsgeschichten treffend gekennzeichnet: eine Verwertung des reichen durch die geographische Literatur dargebotenen ethnologischen Materials für die Kenntnis der Menschen überhaupt; denn „man kennt den Menschen nur halb, wenn man ihn blofs aus den verfeinerten Gesellschaften der europäischen Nationen kennt, wenn man ihn nicht in seinen Naturzuständen betrachtet,[4] und erst „aus den Schicksalen vieler Völker zusammengenommen lassen sich die allgemeinen Gründe und Vorzüge beobachten, welche der gesittete Stand und die bürgerliche Verfassung dem menschlichen Geschlechte gewährt, und der Nachteile, welche sie ihm zugezogen haben".[5]

Die Entwickelung des Menschengeschlechts von niederen zu höheren Stufen, die Darstellung des Menschlich-Schönen und -Erhabenen, was auch im niedersten Volksstamme vorhanden ist, das sind die Tendenzen, welche die Menschheitsgeschichten verfolgen. Dabei suchen sie sich frei zu machen von den Vorurteilen der Zeit: „Billig müssen wir", sagt

---

[1] Auch dieser Titel beweist, dafs man unter „Geschichte der Menschheit" eigentlich Völkerkunde verstand.

[2] Hirschfeld, a. a. O., Vorrede, Bd. 1, S. 2.

[3] Es sei hier bemerkt, dafs auch Kant in gewissen Beziehungen auf der geographischen Literatur seiner Zeit fufst. Lehmann sagt über ihn (Kants Bedeutung als akademischer Lehrer der Erdkunde, Berlin 1886, S. 123): „Dafs Kant mit regem Eifer Reisebeschreibungen las, ist bekannt. Er überraschte seine Freunde durch die Klarheit seiner Vorstellungen von Gegenden, die diesen durch eigene Anschauung bekannt waren, und ward gelegentlich wohl gefragt, wann er in England und wie lange er in Italien gewesen sei. (Jachmann, Kant, geschildert in Briefen an einen Freund, Königsberg 1804). Kant nennt selbst als seine Quellen die „Allgemeine Historie der Reisen", die Göttingensche „Sammlung neuerer Reisen", das Hamburger und das Leipziger „Magazin", Varenius, Buffon, Lulof.

[4] Hirschfeld, a. a. O., Vorrede, Blatt 2, S. 2.

[5] Iselin, Geschichte der Menschheit, Vorrede, S. XVIII.

zum Beispiel Herder, „unsere stolzen Vorurteile verleugnen und die Organisation des Erdstrichs (eines Volkes) so unparteiisch betrachten, als ob sie die einzige in der Welt wäre“.[1]

Auch aus der Vergleichung des neuen völkerkundlichen Materials mit den physikalischen Verhältnissen des betreffenden Landes versprach man sich Aufklärung über die Natur des Menschen. Einen derartigen Versuch machte ein Engländer, Falkoner, dessen Werk ins Deutsche übersetzt wurde.[2] Er schildert die Erwartungen, die er von seinem Unternehmen hegt, mit folgenden Worten: „Ich glaube den Nutzen einzelner Beobachtungen über den Zusammenhang besonderer Nationaleigenschaften mit äufseren Verhältnissen nicht hoch genug ansetzen zu können. Der Theolog und der Moralist werden in der Schätzung gewisser Nationaltugenden und Laster die gehörige Mäfsigung und bei Beurteilung besonderer Religionsmeinungen die Pflichten der Duldsamkeit genauer beobachten, wenn sie wissen, wie grofsen Anteil physische Ursachen an selbigen haben. Der Gesetzgeber und der Staatsmann wird sie benutzen, um seine Gesetze und Regierungsgrundsätze dem Einflufs dieser äufserlichen Verhältnisse anzupassen. Die Seelenlehre wird von ihnen mancherlei wichtige Aufschlüsse in den verborgensten Tiefen des menschlichen Geistes zu erwarten haben, — sollte es auch oft am Ende nur die Bestätigung der Wahrheit sein, dafs der Mensch sich selbst das gröfste Rätsel in der Natur ist, und dafs er in seinem Eigendünkel zu weit geht, wenn er sich als Schöpfer mancher ihm eigenen Vorzüge und Fähigkeiten betrachtet, die oft nur durch den Zusammenhang äufserlicher, nicht selten unbeträchtlich erscheinender Umstände entwickelt wurden. Ebenso werden viel andere Wissenschaften aus solchen einzelnen Vergleichungen des Charakters verschiedener Nationen mit physischen Ursachen nicht geringen Vorteil ziehen, und Menschenliebe, Bescheidenheit, Wachsamkeit über sich selbst und dankbare Bewunderung der ebenso weisen, als mannigfaltigen Anordnungen des Weltschöpfers auf der Erde werden die allgemeinen heilsamen Früchte derselben bei jedem unparteiischen und gutgesinnten Beobachter sein.“[3]

Die Kenntnis der Menschheitsgeschichte soll demnach auch veredelnd auf die Sitten wirken. Über diese Einwirkung spricht sich Hirschfeld noch schärfer in einer Weise aus, die von neuem die un-

---

[1] „Ideen“ . . . . 13, 228.

[2] Falkoner, Bemerkungen über den Einflufs des Himmelsstrichs etc., Leipzig 1782, S. 27.

[3] Falkoner, a. a. O.

gewöhnliche Wertschätzung des völkerkundlichen Materials beweist: „Das Studium der Geschichte der Menschheit kann selbst einen moralischen Einflufs haben, indem es Erweiterung der Begriffe von der Vorsehung, Besiegung der Nationalvorurteile, Zufriedenheit mit unserer Lage, Toleranz, Mitleiden und ausgebreitete Menschenliebe zu befördern fähig ist.“ [1] Damit aber treten die Menschheitsgeschichten in den Dienst der Humanitätsbestrebungen ihrer Zeit, wie sie ja auch aus demselben Boden der geographischen Literatur, freilich in weit ausgedehnterem Mafse als diese, sich nähren. Denn auch die Geschichten der Menschheit, die über Hirschfeld hinausgehen und zu tiefsinnigen philosophischen Erörterungen über Menschentum und Menschenwürde sich erheben, gründen sich dem Material nach hauptsächlich auf die Reisebeschreibungen, wie Grundmann [2] von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und Meyer [3] von Iselins „Geschichte der Menschheit“ nachgewiesen haben, und wie es sich jedem sofort offen darbietet, der nur einen Blick in diese Werke wirft.

Um die Genesis der Geschichten der Menschheit zu verstehen, mufs man bedenken, dafs die geographische Forschung eine gewaltige Menge neuen Materials über fremde Völker und Länder in den Gesichtskreis der europäischen Kulturvölker brachte, dafs eine reiche Fülle von Beobachtungen ein Gebiet erhellte, das bisher im tiefsten Dunkel gelegen hatte. Es waren erwünschte Stoffe für die Aufklärung, welcher jede Bereicherung der menschlichen Kenntnisse willkommen war. Sie wagte sich, nachdem sie ihren Gesichtskreis so gewaltig erweitert sah, auch an neue Probleme der Kulturforschung. Aber in ihrem Bestreben, jene Stoffe vernunftmäfsig zu verknüpfen, ging sie zu weit. Sie suchte auf spekulativem Wege zu antizipieren, woran sich erst viele Jahrzehnte später die exakte Forschung mit mehr Hoffnung auf Erfolg gemacht hat: den Gedanken der Entwickelung des Menschengeschlechts, des „Fortganges der Menschheit von der äufsersten Einfalt zu einem immer höheren Grade von Licht und Wohlstand“, den z. B. Iselien als „herrschende Idee“ seines Werkes hinstellt.[4]

Da ist es denn nicht zu verwundern, dafs diese Geschichtsschreiber, die sich in ihrer Weise bemühten, in die Vielheit der Erscheinungen philosophische Einheit zu bringen, ihrer Aufgabe nicht gewachsen sein

---

[1] Hirschfeld, a. a. O., Bd. 1, S. 5.

[2] Grundmann, Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen“ . . . ., Dissertation, Berlin 1900.

[3] Meyer, Einleitung zu Iselins pädag. Schriften, Langensalza 1882, S. 51.

[4] Iselin, a. a. O., Vorrede, S. XXIII.

konnten. Das Auge der Beobachter war nicht geübt genug, überall das Wahre zu erkennen. „Sie beurteilen alles, was sie beobachten, zu einseitig und immer nur mit einem Seitenblick auf ihre eigene Landesart und geraten dadurch leicht in Versuchung, die Laster, die Tugenden, die Kenntnisse der Nation, die sie beschreiben, bald zu grofs, bald zu gering anzugeben."[1] Dazu kam, dafs die verwandten Wissenschaften, besonders die Naturwissenschaften noch zu sehr in ihren Anfängen lagen, als dafs sie helfend und berichtigend hätten eingreifen können. Die Geographie aber hatte trotz der Fülle doch nicht genug und vor allem zu junges Material; es fehlte ihr die systematische Forschung und die exakte Methode, die ohne Vorurteil an die Tatsachen herantritt und nichts mitbringt, als was die klare Auffassung der Erfahrungstatsachen fordert.

Lediglich die erdrückende Massenhaftigkeit des Stoffes, die Flut von neuen Entdeckungen nach einer jahrhundertlangen Ruhe, das oft Abenteuerliche und Wunderbare und eben dadurch Fesselnde, was den geographischen Schilderungen, die noch dazu auf dem Hintergrunde eines stürmischen Weltschauspiels sich abheben, eigen war, regte zu spekulativer Behandlung an. Es bedarf vielleicht nur einer geringen psychologischen Überlegung, um diese Erscheinung zu verstehen, macht man doch häufig die Beobachtung, dafs an neue Entdeckungen der menschliche Geist mit Spekulation herantritt, dafs er über die Grenzen seines Vermögens hinausschiefst und die Lücken mit seiner Phantasie ausfüllt, an denen die Wissenschafft bescheiden vorübergeht.

Hierin liegen die Schönheiten dieser Werke, zugleich aber auch ihre Schwächen. Sie sind geistreich, aber kritiklos. Sie wimmeln von mifsverstandenen Erscheinungen, falschen Analogien und fehlerhaften Konsequenzen, und die schönen Gebäude mufsten zusammenbrechen, sobald die Fortschritte der exakten Forschung ihre Haltlosigkeit ergaben und den Hang zum Spekulieren überhaupt einengten.

Georg Forster gebührt das Verdienst, diese Entwickelung vorausgesehen und ihr vorgearbeitet zu haben. Er erklärt: „Ich halte mich zuvörderst an die Erfahrung allein und betrachte Erscheinungen der Wirkungen, die unsern Augen täglich kund werden, die sich täglich berichtigen lassen".[2] Er steht also auf einer durchaus exakten Grundlage und fühlt, auf eine lange Erfahrung und eigene Anschauung gestützt, in sich den Beruf, die ausschweifenden Philosopheme der Geschichts-

---

[1] Falkoner, a. a. O.

[2] Ausgewählte kleine Schriften, herausgegeben von A. Leitzmann, Stuttgart 1894, S. 99, im „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit".

schreiber der Menschheit auf ihr gebührendes Mafs zurückzuführen und sie vor allem ebenfalls auf den Boden der Erfahrung zu stellen. Ihm ist es nicht entgangen, woran ihre Werke kranken, nämlich, „dafs man bei dem bestimmten Suchen nach dem, was man bedarf, dasselbe oft auch da zu finden glaubt, wo es wirklich nicht ist, und dafs ein fehlerhaftes Prinzip den Beobachter oft verführt, den Gegenständen die Farbe seiner Brille zu leihen.“ [1] Auch über den geringen Erkenntniswert solcher Ideen täuscht er sich nicht, wenn er sagt: „Wer wollte nicht die wenigen Beobachtungen eines blofsen, jedoch zuverlässigen Empirikers den vielen geschminkten eines parteiischen Systematikers vorziehen?“ ... [2] In diesem Sinne konnte er bei Beurteilung von Herders „Ideen“ tadeln, dafs Herder „die Natur zu sehr auf menschliche Art allegorisieren läfst.“ Seine Klage ist, „dafs doch der Mensch nie bei dem Erwiesenen und Erweislichen stille stehen kann, immer Hypothesen machen will, immer die alten Träume in neue Röcke kleidet.“ [3]

Über die gleiche geognostische Beschaffenheit von Brocken und Kiffhäuser.

Von
Prof. Dr. O. Luedecke
in Halle a. S.

Das geognostisch älteste Gebirge am Harze meinte man bis vor kurzem in dem Gneifs des Kiffhäusers, jenes Vorbergs des genannten Gebirgs zu kennen; jene Gebirgsart kannte man bis jetzt im Innern des Harzes nicht, wenigstens ist der sogenannte Eckergneifs kein Urgneifs, sondern hat eine durchaus andere Geogenie, als man sonst dieser Gebirgsart zuschreibt. Dagegen findet sich sowohl am Brocken und Ramberg wie am Kiffhäuser Granit, eine Erscheinung, welche die gleichartige Bildung der genannten Gebirgsteile schon früher anzudeuten schien. Eine neuere, zum Teil noch unveröffentlichte Untersuchung des Autors hat nun gezeigt, dafs in der Tat Brocken und Kiffhäuser dieselben ähnlichen Bestandmassen haben und daher auch derselben Entstehung sind.

---

[1] Ausgewählte kleine Schriften, S. 29.

[2] Ebenda S. 30.

[3] G. Forsters Briefe an Sömmering.

Nach den Untersuchungen der jüngeren Geognosten, insbesondere des um die Geologie des Harzes hochverdienten K. A. Lossen, ist der Brocken bei der Auffaltung der paläozoischen Schichten des Harzes zur Zeit des Kulms als feuerflüssiger Granit-Laccolith zwischen die älteren Sedimente injiziert worden; ehe dies geschehen konnte, mufsten natürlich die silurischen, devonischen und kulmischen Schichten des Harzes in Äonen von Jahren vorher aus dem Urmeere abgesetzt worden sein; sie wurden nun zur Zeit des jüngsten Kulms zu Falten zusammengeschoben, wodurch ein mächtiges Gebirge, welches eine bei weitem gröfsere Ausdehnung als der Harz besafs, geschaffen wurde; hierbei wurde an den Faltungsstellen der Zusammenhang der Schichten besonders stark in Anspruch genommen und daher mehr gelockert als an den übrigen Stellen; den darunter befindlichen feuerflüssigen Massen wurde daher hier der Austritt leichter gemacht als an anderen, wo gröfserer Zusammenhang und daher gröfserer Widerstand vorhanden war, es erfolgte daher hier ein Durchbrechen der Sedimente durch die feuerflüssigen Massen und eine Injektion der letzteren in die geöffneten Spalten der Faltungsteile und die gelockerten Fugen der Schichten. Dort wo noch gröfserer Zusammenhang der letzteren vorhanden war, breiteten sich die Massen auf den Schichtfugen aus und bildeten brotförmige, riesige Massen: sogenannte Laccolithen. Solche sind die Granitmassen des Brockens, des Rambergs und wahrscheinlich auch des Kifthäusers. Diese Laccolithen waren ringsum, also auch von oben von Schichten bedeckt, und wohl nirgends erreichten sie — dies lehrt die petrographische Beschaffenheit dieser Massen — die Oberfläche der kulmischen Erde; diese Massen wurden nun von den Sedimenten der jüngeren Schichten teilweise bedeckt, deren Bildung, teilweise Verschiebung und nachherige Zerstörung uns hier nur insoweit interessiert, als sie jedenfalls teilweise vorhanden gewesen sind und die kulmischen Massen zum Teil eingehüllt haben. Später wurden sie wieder entfernt, ebenso wie die kulmischen Schichten, welche die Laccolithen des Brockens, Rambergs und Kiffhäusers bedeckten; so kam dann endlich der Granit des Brockens etc. an die Erdoberfläche, welcher Zustand noch heute am Brocken und Ramberg sichtbar ist: wir sehen in der Mitte den Brockengipfel aus Granitit bestehend, sich herausheben aus Schichtgesteinen, welche ersteren überlagern; so besteht der Gipfel des Rehbergs aus Sediment, während am Rehberger Graben der Granit darunter lagert. Schon dem Geologen des 18. Jahrhunderts, dem besten damaligen Kenner des Harzes Lasius waren die schönen Intrusionen des Granits (Granophyr Rosenbuschs) in die Grauwacke des Rehbergs hinein bekannt; fingerförmig greifen

hier von unten die sich aus dem kompakten Granit des Brockenlaccolithen nach oben abzweigenden Granophyrgänge in die Grauwacke hinein, während letztere durch den Granit in Hornfels verwandelt ist; auch die Spitze der Achtermannshöhe besteht aus Hornfels, welcher auf der Granitunterlage aufgelagert ist; ebenso verhält es sich mit der Spitze des grofsen Wurmbergs und mit der kleinen Klippe auf der Südseite dieses Berges bei Braunlage; auch die Nordseite des Brockens trägt solche Reste der ehemaligen Sedimentkuppel an der Buchhorstklippe, im Kelbeck etc., wo sie früher von Lossen näher studiert worden sind; besonders interessant sind die verwandelten Sedimentreste auf jenem Teile des nördlichen Brockenlaccolithen, welcher von der Gabbrogranitzone Jasches eingenommen wird (vergl. unten). Denkt man sich diese einzelnen Stellen durch eine verbindende Ebene miteinander verbunden, so hat man die ehemalige Sedimentdecke des Laccolithen rekonstruiert; nur ist sie natürlich früher viel mächtiger gewesen. Aber auch Stellen, wo der Laccolith neben den Sedimenten steht, sind bekannt geworden: so sieht man an der Holzemme bei Hasserode Sedimente neben dem Granit anstehen, so in der Nähe von Ilsenburg an dem Ilsestein den Ilsenburgquarzit von silurischem Alter neben dem miarolithischen Ilsestein-mikro-Pegmatit und endlich im Sägemühlenberg bei St. Andreasberg im Rehberger Stollen ebenfalls Sedimente neben dem Granophyr des Rehbergs; in allen drei Fällen steht die Grenze beider Gebirgsarten fast senkrecht. Da nun die Sedimente den Granitlaccolithen ganz umhüllen, so müfsten also auch Stellen vorhanden sein, wo die Schichtgesteine unter dem Granit anstehen, also umgekehrt wie oben, nicht letzterer von ersteren bedeckt wird, sondern die Sedimente von der Unterfläche des Granits bedeckt werden. Natürlich wäre dies nur da möglich, wo die Erosion möglichst tief eingegriffen und sehr stark einschneidende Täler geschaffen hat. Dieses Lagerungsverhältnis war bis zum Jahre 1900 am Brocken unbekannt; um es aufzusuchen, machte ich — Pfingsten des genannten Jahres — nicht 1890, wie S. *63* der Zeitschrift d. deutsch. geolog. Gesellschaft steht, Exkursionen im Brockengebiet; gleich eine der ersten Exkursionen in das Ilsetal liefs mich das Liegende des Brockenlaccolithen auffinden. An der Landstrafse, welche von Ilsenburg an dem Fufse des Ilsesteins vorüber, zwischen dem Unter-Meineckenberg und Unteren Gebbertsberg hinführt, an den landschaftlich berühmten Ilsefällen zwischen den Kilometersteinen 4,1 und 4,3 findet sich eine Unterlagerung von Granit durch den silurischen Ilseburgquarzit so deutlich aufgeschlossen, dafs es wundernimmt, dafs diese wichtige Stelle nicht schon längst den Geologen be-

kannt geworden ist. Vielleicht hat sie der Nestor der Brockengeologie Jasche gekannt, denn er spricht von Ausscheidungen von Gneifs im Brockengranit an der Ilse. So kann man aber diese Erscheinung nicht bezeichnen, denn der Quarzit erhebt sich an der Ilsebrücke ungefähr 20 m hoch über die Talsohle, ist also von sehr bedeutender Höhe; auch der Umfang ist 200 m weit an der Strafse aufgeschlossen; es ist also eine recht bedeutende Masse, welche hier unter dem Granit hervorschaut. Dafs wirklich der Granit über dem Quarzit liegt, zeigt sich sehr deutlich und zwar so, dafs man Handstücke schlagen kann, welche beide Gesteine umfassen; ich habe aus denselben sogar Dünnschliffe herstellen lassen, in welchem die Grenze deutlichst zu sehen ist.

Auch die Form der Klippe spricht dafür, dafs sie mit gröfseren festeren Untergrundsmassen verbunden sein mufs; sie erhebt sich sehr steil, so steil, dafs es nicht leicht ist an ihr hinaufzuklimmen, und verschwindet im Granit des Ilsebettes. Aufserdem ist sie von Granitgängen durchquert, welche massenhaft nur in dem unter den Laccolithen liegenden Massen sich finden; auch würde, wenn dieser Quarzit nur eine Scholle wäre, wohl durch die Spalten der Granitgänge dieselbe in weit auseinander liegende Teile zerdrückt sein. Schon die oben erwähnte Massenhaftigkeit spricht gegen den Schollencharakter. Entsprechend der feuerflüssigen Einwirkung des Granits auf den Quarzit findet man als Neubildung Biotit und Cordierit, welch letzterer allerdings bereits gröfstenteils wieder in Kaliglimmer verwandelt ist. Auch der sogenannte Eckergneifs ist das Liegende des Brockengranits, wofür besonders seine Lagerung (vergl. Zeitschrift d. deutsch. geolog. Gesellschaft Bd. 1901 S. 63) und die Massenhaftigkeit der ihn durchsetzenden Granitgänge sprechen; er ist aus Schiefer, Konglomeraten und Grauwacken, die zum gröfsten Teil dem Kulm angehören, durch die glutflüssige Einwirkung des Granits entstanden.

Mit diesen Erscheinungen steht auch die sonstige Beschaffenheit des Brockenlaccolithen selbst in ursächlichstem Zusammenhange: so die Erscheinung, dafs der Rand des Laccolithen anders ausgebildet ist als seine innere Hauptmasse, eine Erscheinung, welche auch anderen Laccolithen so eigentümlich ist, dafs man Stücke der verschiedenen Teile leicht voneinander unterscheiden kann; während die innere Hauptmasse kristallinisch körnig ist, von welcher Beschaffenheit doch der Granit seinen Namen hat, sind die Ränder porphyrisch entwickelt. Während in der inneren Hauptmasse also Korn an Korn sich dicht aneinander lagert, findet man in der „Randfacies" zwischen den gröfseren Körnern (Kristallen) eine für das menschliche Auge dicht grau-braun

erscheinende Grundmasse, die, wie das Mikroskop lehrt, aus denselben Mineralien: Feldspat und Quarz besteht. Diese porphyrische Randfacies des Granits (Granophyr Rosenbusch) finden wir am Rehberg bei St. Andreasberg, am Ulrichswasser und im Tal der warmen Bode bei Braunlage; mit dieser Beschaffenheit des Randes des Laccolithen steht die Turmalinführung, welche schon Lasius kannte, in engster Verbindung; auch die teilweise Ausbildung des Randes als „Gneifs", den schon Prediger an der SO.-Ecke des Laccolithen bei Forsthaus Hohne erwähnt, gehört zu diesen Erscheinungen. Dafs der ganze Laccolith nicht auf einmal injiziert worden ist, lehrt uns die an verschiedenen Stellen verschiedene Differenzierung des Brockengranits: so besonders die Gabbrogranitzone von Jasche: Quarz-Diorit, Augit-Diorit, Gabbro etc. finden sich an der Holzemme, Hohne-Kopf, der steinern Renne, der Plessenburg, im Dielenweg etc. auf der NO.- und N.-Seite des Laccolithen; gerade auf diesen basischeren Gesteinen finden sich die Reste der Hornfelsdecke auf der N.-Seite des Brockens. Von demselben Alter und derselben Entstehung sind die grofsen Gabbromassen zwischen dem Torfhause und Harzburg; gleichzeitig also mit den zuerst erwähnten Gabbromassen sind diese Harzburger injiziert worden, sie bilden nur eine Phase in der Injektion des Brockengranits. Dafs granitische und gabbroitische Injektionen sich abwechselten bei Bildung des Laccolithen, lehrt besonders das Hasselbachtal zwischen dem Molkenhause und der Ecker; hier wechsellagern Gabbro und Granit miteinander. Den Schlufs der Granitinjektion bildete der Ilsesteingranit (vergl. a. a. O.).

Aus vorliegenden Darlegungen folgt also, dafs man nun auch das Liegende des Brockengranits kennt, womit also der Charakter des Berges als Laccolith erst vollständig bestätigt worden ist. Auch der Ramberg ist ein ganz ähnlicher Laccolith (vergl. Luedecke, Die Minerale des Harzes 1896 S. 537 ff.).

Nun gehen wir über zum Kiffhäuser. Die früheren Geologen Girard, Streng, Moesta, Kayser und Dathe hielten den am genannten Berge auftretenden Gneifs für ein Glied des Urgebirges, woraus folgte, dafs hier das älteste Gebirgsglied des Harzes überhaupt anstehend sei, und in demselben gab es weiter keine äquivalenten Schichten; überhaupt war damit gezeigt, dafs der Kiffhäuser und Harz nicht in so naher Beziehung zu einander stehen, dafs man sie miteinander vergleichen könne. Dem ist nun nicht mehr so, wie das Folgende lehren wird.

Auch der Kiffhäuser ist ein solcher Laccolith, der aus ganz ähnlichen Gesteinsmassen besteht wie der Brocken. Der Nordhang des ersteren besteht aus Granit, Diorit und Gneifs und wird bedeckt von

jüngeren karbonischen Schichten (vergl. v. Fritsch, Das Saaltal zwischen Wettin und Könnern, Zeitschrift f. Naturwissenschaften 1888). Wie am Brocken ist wahrscheinlich auch hier zur Kulmzeit ein Granitlaccolith mit basischen Schlieren (Diorit) zwischen die paläozoischen Schichten injiziert und in jüngerer Zeit wieder erodiert worden; später sind auf demselben die Ottweiler Schichten (= Mansfelder Schichten = Rotliegendes der preufsischen Landesgeologen) abgesetzt worden; nirgends hat man bis jetzt eine feuerflüssige Einwirkung des Granits auf die Unterfläche dieser Schichten auffinden können: der Granit war also längst erkaltet, als die Mansfelder Schichten sich auf demselben ablagerten; er hat also wahrscheinlich auch hier das Alter des Brockengranits. Wie am Brocken haben wir einen typischen Granitit mit basischer Facies, dem Diorit, ganz ähnlich also dem Vorkommen an der Ostseite des Brockens. Vielfach ist im Diorit des Borntals neben der Hornblende auch Augit vorhanden, aus welchem scheinbar vielfach die Hornblende durch Druck erst entstanden ist. Neben diesen Dioriten und Quarzdioriten findet man dann an der Rothenburg und südwestlich derselben den Urgneifs der früheren Geologen. Nach den mikroskopischen Untersuchungen, welche ich an denselben vorgenommen habe, ist es aber kein Urgneifs, sondern ein durch Druck aus dem Granit entstandener Gneifs: die Schieferung ist also sekundär durch den Druck bei der grofsen Verschiebung am N.-Fufse des Gebirgs hervorgerufen. Auch der Dioritgneifs oder Hornblendegneifs von Dathe ist ein typisches Eruptivgestein, seine teilweise schwache Schieferung ist ebenfalls nur durch Druck hervorgerufen worden. Die Mitglieder der deutschen geologischen Gesellschaft, welche ich im Herbst 1901 dorthin führte, erklärten sich mit meiner Auffassung, dafs dieser Dioritgneifs ein eruptives Gestein, also Diorit und Quarzdiorit sei, einverstanden. Im Gneis finden sich nun dieselben Minerale wie im Granit, nur die Struktur desselben ist eine andere, er ist schiefrig, während der erstgenannte körnig ist. Dafs diese schiefrige Struktur sekundär ist, dafür sprechen folgende Erscheinungen: Sowohl die Feldspäte wie die Quarze zeigen Mörtelstruktur, d. h. wie der Backstein zwischen dem Mörtelbrei liegt, so liegen die gröfseren Kristalle in einem Brei von kleinen Bruchstücken, welche durch den Druck von gröfseren Kristallen abgequetscht worden sind; ferner besitzen beide Kristallarten zwischen gekreuzten Nicols undulöse Auslöschung, welche derselben Kraft ihr Dasein verdankt. Ferner finden sich sowohl in den Gneifsen, wie in den Dioriten Augitkristalle, aus welchen durch Druck die Hornblenden erst entstanden sind; nur an wenigen Stellen ist der ursprüngliche

Augit noch frisch erhalten; an den meisten hat ihn der Druck in Hornblende verwandelt.

Was aber besonders charakteristisch ist, ist die Erscheinung, dafs der Ganggranit Gneifsstruktur erhalten hat. Gänge sind fast immer mit Granitmaterial injiziert worden; Gneifsgänge kennt man nicht. Zeigen also solche Gänge Gneifsstruktur, so kann dieselbe nur durch Druck hervorgerufen sein. Nun beobachtet man diese schiefrige Struktur an verschiedenen Gängen im Gneifs und im Diorit auf das deutlichste schon makroskopisch: es sind also diese Ganggranite durch Druck in schiefrige Gesteine umgewandelt worden! Was man für sie erwiesen sieht, kann man dann auch für die Gesteine, in welchen sie auftreten annehmen: Die Gneifse sind demnach am Kiffhäuser weiter nichts als schiefrige Granite. Das Urgebirge verschwindet demnach am Kiffhäuser, und es bleibt nur der mit basischen Gesteinen abwechselnde Granit übrig; da beide, Brocken und Kiffhäuser, hierin übereinstimmen, so steht der Annahme, dafs es sich in beiden Fällen um das gleiche handelt, nichts mehr im Wege. Brocken, Ramberg und Kiffhäuser sind daher von gleicher petrographischer Beschaffenheit und daher auch gleicher — und nicht verschiedener, wie man bis jetzt annahm — Entstehung.

Der Püsterich in Sondershausen.

Von
Dr. H. Toepfer,
Realschuldirektor in Sondershausen.

In den älteren Reisehandbüchern und Landeskunden wird neben den Lohkonzerten als besondere Merkwürdigkeit Sondershausens der Püsterich erwähnt. Die Lohkonzerte haben ihren Ruf bewahrt, aber nach dem Püsterich fragt kaum einer der heutigen Besucher unserer Stadt. Sein Ruhm, so grofs in früheren Jahrhunderten, ist wohl für alle Zeiten dahin, aber ein gewisses kulturhistorisches Interesse darf er doch noch beanspruchen, und das wird mich entschuldigen, wenn ich in kurzer Darstellung auf ihn aufmerksam mache.

Was ist der Püsterich? Die im fürstlichen Schlosse befindliche Erzfigur, von der sich auch Nachbildungen in Halle und im Germanischen Museum befinden, stellt einen knieenden Jungen von etwa zwölf Jahren dar. Das bausbäckige Gesicht ist ausgestattet mit platter Nase und dicken Lippen. Die Haare sind glatt heruntergekämmt. Der Bauch

ist unförmlich dick, die Arme und Beine dünn. Der obere Teil des Körpers ist vollständig nackt, der untere trägt die Andeutung einer recht mangelhaften Bekleidung.

Das Bild ist schon im Gufs schlecht geraten, zum Teil mit Absicht verstümmelt. So fehlen, wohl schon von Anfang an, drei Finger der rechten auf dem Kopfe liegenden Hand; der linke Arm bis zum Ellenbogen ist abgeschnitten. Ebenso fehlen die Füfse und der untere Teil der Beine, ob schon ursprünglich oder infolge späterer Eingriffe, läfst sich nicht mehr entscheiden. Im Kopfe finden sich zwei enge Öffnungen, die des Mundes ist vielleicht erst später eingebohrt. Die Figur ist hohl, und zur Herausschaffung des Gufskerns dienten oben und unten zwei später verschlossene, verlötete Öffnungen.

Die ganze Figur wiegt $35\,^1/_3$ Kilo und fafst beinahe 8 Liter Wasser.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde das Metall des Püstrichs für ein ganz absonderliches gehalten, von dem wohl gar seine Taten abhingen; man sagte, es sei mit Steinen gemischt. Die genaue Untersuchung Klaproths stellte fest, dafs es eine Bronze sei aus 916 Teilen Kupfer, 75 Zinn und 9 Blei bestehend. Die Masse ist nicht ganz homogen und ziemlich porös; jedenfalls haben wir im Püsterich keinen Kunstgufs, wie er in unseren Tagen hergestellt wird.

Das Bild wurde, wie es heifst, in den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts unter Schutt und Steinen der damals schon in Trümmern liegenden Rothenburg gefunden, die zu dieser Zeit im Besitz der Herren von Tütgerode war. Dies Geschlecht starb 1576 aus und die Rothenburg fiel als offenes Mannslehen an die Grafen von Schwarzburg. So wird um diese Zeit der Püsterich nach Sondershausen gekommen sein.

Sehr bald, vielleicht schon vor seiner Überführung nach Sondershausen, mag das wunderliche Gebilde die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Man zerbrach sich den Kopf, wie sich Rabe ausdrückt, unter welchem Namen und Charakter es in die Welt einzuführen sei.

Die erste Erwähnung des Bildes findet sich in der Schrift des Fabricius (De metallicis rebus) aus den Jahren 1561 und 1565; in derselben heifst es auch schon, nur ein wenig latinisiert, Pustericius. Diese Schrift war der Beginn einer fast unübersehbaren Püsterich-Literatur. Rabe führt in seinem 1852 erschienenen Buche: „Der Püsterich in Sondershausen kein Götzenbild", allein fünfzig Autoren an, die nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts über den Püsterich kleinere und gröfsere Abhandlungen veröffentlicht haben, nicht gerechnet die Schriften, in denen er nur beiläufig erwähnt wird. Im 19. Jahrhundert kamen

noch ungefähr zwanzig hinzu. Auch Abbildungen, mehr oder weniger genaue, gab es in Menge.

In den ältesten Beschreibungen der Figur wird dem armen Püsterich bitter unrecht getan. Wo wir nichts anderes sehen können, als das Gesicht eines gutmütigen, einfältigen Jungen, sieht Scharff, medicinae licentiatus et archiater Sondershusanus, ein Bild aspectu terribilis, und Sagittarius übersetzt das „scheufslich anzusehen". Auch Tentzel sagt, der Püsterich habe die Gestalt eines bösen Jungen und sehe sehr scheufslich aus. Behrens, der in Nordhausen lebend das Bild doch wohl gesehen hat, meint, die Gestalt sei „ziemlicher Mafsen häfslich, denn er wie ein wilder und unbändiger Junge aussieht, der aus Bosheit seine Geberden verstellet". Was Hennie von ihm lateinisch sagt: „imago pueri irati obtutu torvo", übersetzt Schulze „ein Junge, der voller Zorn, und schändlich anzusehen ist".

Die blofse Betrachtung des Bildes, die „voraussetzungslose", wie ich mich ausdrücken möchte, konnte diese Beschreibungen nicht rechtfertigen, aber ein Gebilde mit so höllischer Tätigkeit, wie ich sie gleich erwähnen werde, mufste wohl oder übel auch ein teuflisches Gesicht haben.

Leider ist nicht bekannt, wer zuerst auf den genialen Gedanken verfiel, die Höhlung der gegossenen Figur mit Wasser zu füllen, Kopf- und Mundöffnung zu verstopfen und das ganze Ding aufs Feuer zu setzen. Ich glaube, niemand wird sich heute wundern, dafs beim Sieden des Wassers der Pfropfen aus dem Munde flog und ein Dampfstrahl herausspritzte.

Vielleicht war man auf die Verwendung des Püsterich zu einer dampfausströmenden Figur durch ein zur Zeit des Papstes Leo X. in Rom vorhandenes Bildwerk gekommen. Die in lateinischen und deutschen Versen uns aufbewahrten Schilderungen seiner Verwendung lesen sich ganz wie die der Wasserproben, denen der Püsterich unterworfen wurde. Das Dampfausstofsen der erhitzten Figur, das Pusten, war eigentlich das ganze, was dem Püsterich zu seiner Berühmtheit verhalf, was ihm ohne Zweifel auch den Namen verschaffte.

Der letzte Versuch dieser Art ist im Jahre 1801 angestellt worden unter Aufsicht des Fürstl. Schwarzburgischen Sekretärs Ludloff. Bertram, der Verfasser eines 1811 erschienenen Schriftchens über den Püsterich, beschreibt ihn — mit einigen Übertreibungen — als Augenzeuge: „Es begann in dem auf glühende Kohlen gesetzten mit Wasser gefüllten Püsterich zu brausen, der Mundpflock flog mit einem Flintenschusse ähnlichem Knalle heraus, und es entströmte dem Munde ein 20—25 F. langer Dampfstrahl. Dabei verbreitete sich ein schwacher Schwefel-

geruch, aber eine Flamme — auf die man gehofft hatte —, war nicht sichtbar. Die ganze Geschichte dauerte etwa 7 Minuten".

So sind aller Wahrscheinlichkeit nach wohl auch die älteren Versuche ausgefallen. Was hat man aber aus ihnen gemacht?

Der schon erwähnte älteste Berichterstatter Fabricius ist verhältnismäfsig noch recht nüchtern; er spricht nur von einem ingens sonitus, also einem sehr starken Geräusche, das sich habe hören lassen und fügt hinzu, dafs der Dampf flammengleich — instar flammarum — herausgestofsen wurde.

Aus diesen flammengleichen Ausströmungen des Fabricius machte eine grofse Zahl seiner Nachschreiber, etwa vom Anfange des 17. Jahrhunderts an, frischweg Feuerflammen. Bis zum Jahre 1590 wufste man aber nichts von einer feuerspeienden Tätigkeit des Püsterich; das geht klar aus einem Briefe des Landgrafen Wilhelm von Hessen vom 16. Nov. 1590 hervor. In diesem teilt er mit, dafs sein Werkmeister Hans Weczel vor vielen Jahren den „Peuster" bei Friedrich von Teutcherodt im landt zu Turingen gesehen habe. „Wenn man Wasser darin geust und das Mundloch mit einem Pflock zumachet, undt ins fewer setzet, dafs der Pflock alsdann herausfährt und das Bild ein solch schröcklich braufsen von sich geben soll, dafs fast kein Mensch dabei bleiben könne."

Aber mit dem Dampfausströmen war man eben nicht zufrieden, und so erzählt Saccus, Domprediger zu Magdeburg, der Püsterich habe „eitel Fewer-Flammen wie Hellisch Fewer ausgespeiet". Unter einem schon im Anfange des 17. Jahrhunderts angefertigten Kupferstiche stand: „Dieser Götze beginnt, wenn er voll Wassers und andere materi gefüllt, zwischen glühende Kohlen gesetzet, durch die Brust zu schwitzen, inwendig zu donnern, dadurch sich der Zapfen zu entledigen und vieles Feuer in unglaubliche Höhe und Weite auszuwerfen, was gantz grausam anzuschauen ist".

Ebenso weifs Tentzel, dafs der nur mit Wasser gefüllte Püsterich infolge der Erhitzung aus beiden Löchern viel Feuer in unglaubliche Höhe und Weite auswerfe, welches gräfslich anzuschauen. Jäger hält es nicht für unmöglich, dafs die alten heidnischen Pfaffen durch leichte Mittel es hätten machen können, dafs der Püsterich auf $^1/_4$ Meile Weges von der Höhe des Berges herab Feuer ausgeworfen habe. Bei einer Probe, die Fürst Günther auf freiem Felde angestellt hätte, so wird erzählt, soll der Püsterich häufig und stromweise Feuer auf etliche tausend Schritte um sich geworfen haben.

Solche Erzählungen konnten natürlich nur Leute ausstreuen, die nie einer Probe beigewohnt hatten; dafs sie aber bei der Menge Glauben fanden, darf uns für die Zeit des Teufels- und Hexenspuks mit ihren minimalen naturwissenschaftlichen Kenntnissen nicht wundernehmen. Bei den wirklich in Sondershausen angestellten Versuchen mufste man sich bald überzeugen, dafs der mit Wasser gefüllte Püsterich eben nur Wasserdampf ausströmte. Es half ihm aber nichts: Das Teufelswerk mufste wirkliches Feuer und übeln Geruch von sich geben.

Um das zu erzielen, versuchte man es mit brennbaren Substanzen, die dem Püsterich eingegeben wurden. So geschah das z. B. auch ein paar Tage nach der im Jahre 1801 angestellten, schon erwähnten Wasserprobe. Wie Bertram erzählt, benutzte man starken Branntwein, Phosphor, Eisenspäne, Schwefel usw. Aber auch dieser Versuch fiel recht kläglich aus. Der Strahl war weniger stark, brannte nur, wenn er mit einem Lichte angesteckt wurde, und immer nur auf kurze Zeit, als ein kleines blaues Flämmchen „eines Fingers lang“.

Das Rezept zum Feuerspeien, das nach einer Andeutung des Prinzeninstruktors Weber im Sondershäuser Archiv aufbewahrt war, war also entweder nicht mehr vorhanden, oder es war unwirksam — wie manche andere Rezepte.

Erfolgreicher können auch frühere Versuche nicht gewesen sein, der Zusatz von gelöschtem Kalk und oleosen Materien wird nicht viel geholfen haben.

Nur einmal erwies sich der Püsterich als feuergefährlich. Bei einer Probe, die im Anfange des 17. Jahrhunderts ein Schlofshauptmann bei Abwesenheit seines Herrn in der Schlofsküche anstellte, entstand ein Brand, der das ganze Schlofs in Gefahr brachte. Wie Bertram ganz richtig bemerkt, ist das freilich nicht durch die dem Munde des Bildes entströmenden Feuerflammen, sondern durch andere Unvorsichtigkeit geschehen. Die ganze Geschichte wird übrigens bezweifelt.

Bei einer in der Mitte des 18. Jahrhunderts im Freien angestellten Probe kam es aber nicht einmal zur Dampfbildung. Ehe der Mundpflock heraussprang, stürzte das leider auf sehr schwachen Beinen ruhende Bild um, und das herauslaufende Wasser löschte das Feuer aus.

Aber solche Mifserfolge konnten dem Püsterich nicht schaden, und der Graf von Schwarzburg war um seinen Besitz höchlich beneidet. Es sind noch Briefe des Landgrafen Wilhelm von Hessen vorhanden, in denen er sich dringend um Überlassung des Bildes bewirbt. Und wie wurde mit allen Mitteln tiefgründiger Gelehrsamkeit an der Deutung

des Bildwerkes, in Aufstellung von neuen Ansichten über seine Herkunft, seine Verwendung gearbeitet!

Wozu hatte der Püsterich ursprünglich gedient? Der schon erwähnte Domprediger Saccus weifs umständlich zu erzählen, wie die Mönche an dem Wallfahrtsorte, wo der Püsterich aufgestellt gewesen wäre, diesen, d. h. seine Wasser und Feuer speiende Kraft benutzten, um das arme Volk zu schrecken und zur Darbringung reichlicher Gaben zu veranlassen. Saccus hat den Püsterich nie gesehen, und der Wallfahrtsort ist seine Erfindung.

Dem Saccus folgt Walther 1630. Gläubig wiederholt er, was jener zusammengefaselt hatte. Noch im Anfange des 18. Jahrhunderts ist der Direktor des Gymnasiums in Altenburg Mag. Chr. Weifs der Ansicht, dafs der Püsterich ein Werkzeug schändlichen Betrugs christlicher Mönche gewesen sei; und 1782 schreibt der bekannte Geograph Galetti, ja selbst noch 1830 der Erfurter Diakonus Quehl, dafs schon vor den christlichen Priestern die heidnischen den Püsterich als Schreckbild benutzt hätten, um das unwissende Volk im Zaume zu halten.

Moncäjus (sein wahrer Name soll Prätorius gewesen sein) und Tentzel haben wieder eine andere Meinung. Der erstere weifs — aber er nur ganz allein — von einer am Kyffhäusergebirge umgehenden Sage zu berichten, nach der das Schreckbild auf der Burg Kyffhausen gestanden habe als Schutzmann des Kaisers Friedrich, um ihn durch sein Feuerauswerfen, seinen glühenden Regen, gegen seine Feinde zu verteidigen.

Tentzel erkennt im Püsterich nicht einen Beschützer des Kaisers Friedrich sondern der auf der Burg Kiffhausen lebenden Raubritter. Hierzu bemerkt Bertram, dafs der Püsterich „denen Räubern zur Defension ihrer Raubschlösser nur geringe Dienste habe leisten können“. Wir müssen das unterschreiben.

Die Ansichten des Moncäjus und Tentzel fanden auch schon zu ihrer Zeit keine allgemeine Anerkennung, es wurde eben dem Püsterich von verschiedenen Seiten eine viel höhere Rolle zuerteilt.

Frischweg machte man ihn schon im Anfange des 17. Jahrhunderts zu einer Gottheit der alten Deutschen, insbesondere der Thüringer und Niedersachsen. Diese Ansicht vom Götzentume des Bildwerkes hat sich am allerlängsten, selbst bis zum heutigen Tage, wenigstens im Volke erhalten, obgleich sich im Altertume nirgends eine Spur findet, die auf eine Gottesverehrung erzener Bildwerke bei unsern Altvordern hinweist. Auf ganz besonderem Wege fand man aber eine Unterstützung der Ansicht vom Götzentume des Püsterich.

Es ist bekannt, dafs seit dem 12. Jahrhundert in verschiedenen Teilen Norddeutschlands Flamländer angesiedelt wurden. Das war auch in Thüringen der Fall, wie z. B. das Dorf Flämingen bei Naumburg noch heute den Namen seiner Erbauer bewahrt. Auch die Mönche von Walkenried brachten Flamländer in die ihnen zuständigen Niederungen des Helmegebietes, in die goldene Aue. Danach bestanden bei Heringen, Berga, Görsbach flamingische Ländereien, die Bewohner hiefsen Flaminge, hatten ihr eigentümliches flamingisches Recht und entrichteten flamingische Zinsen. Der sonnenklare Ursprung dieser Bezeichnungen war dem Gedächtnis entschwunden. Da bot sich die Gelegenheit, sie mit dem Püsterich in Zusammenhang zu bringen: Der Gott hatte seinen Namen von seinem Pusten. Pusten kann man aber mit flare übersetzen, darum hiefsen seine Priester Flamines, und von diesen stammt klärlich die Benennung Flaminge! Man ging noch weiter: Die römischen Priester heifsen ja auch flamines. Konnte nun nicht Dinsus, der vielleicht bis zur Rothenburg gekommen war, solche flamines mit sich geführt haben? Einzelne derselben blieben zurück, nahmen die eben erwähnten Ländereien in Besitz und begründeten nach ihrem Namen die Verehrung des pustenden Gottes. Diese geistvolle Konjektur geht auf Behrens zurück, Titius und Weber haben sie weiter ausgeführt. Doch will ich nicht verschweigen, dafs sie auch Gegner fand. Bertram war wohl der letzte, der die Priester des Püsterich Flamines nennt.

Manchen Gelehrten mochte es doch bedenklich vorkommen, dafs der Püsterich einen besonderen Gott darstellen sollte, von dem gar nichts in allen den Urkunden und Schriften des Mittelalters erwähnt war. Nun, somachte man ihn zu einem Abbilde des Thor, der ja unzweifelhaft eine altdeutsche Gottheit war. Unsere heutigen Bildner haben bekanntlich eine andere Vorstellung von dem gewaltigen Donnergotte. Noch 1811 ist Bertram der törichten Meinung, dafs der Püsterich ein Abbild des Thor sei.

Manche verwarfen den Püsterich als deutschen Gott, sie hoben hervor, dafs das Bild verschnittene Haare zeige, was doch aller altdeutschen Gepflogenheit widerspreche.

So überwies man ihn einem andern Götterkreise, dem der Sorben-Wenden; selbst seinen guten deutschen Namen suchte man aus dem Slawischen zu erklären, das tat z. B. Frencelius 1719. So wenig wie das deutsche ist das slawische Götzentum des Püsterich zu erweisen. Die Sammlung von wunderlichen Erklärungen unseres Bildes ist noch nicht zu Ende. Im 18. Jahrhundert und im Anfange des 19. trat die Meinung auf, der Püsterich sei nichts anderes als ein physikalisches

Kunststück, eine Art Äolopile; ja er wurde sogar für eine Destillierblase zur Gewinnung des Branntweins erklärt. Zu dieser den armen Püsterich so arg heruntersetzenden Ansicht kommt der Nordhäuser Rosenthal in seinem „Versuch eines Beweises, dafs in Nordhausen Branntwein schon im 12. Jahrhundert bekannt war und aus dort gewachsenem Weine destilliert wurde". Indem er gläubig annimmt, dafs der Püsterich schon im 12. Jahrhundert zum Feuerspeien gebraucht wurde, dafs ferner solch Feuerspeien nur durch brennenden Spiritus erzeugt werden könne, so ergibt sich ihm der Schlufs, dafs man zu jener Zeit in Nordhausen oder seiner Umgegend den Branntwein gekannt habe! Quod erat demonstrandum.

Wenn aber nun der Püsterich weder ein deutscher noch slawischer Götze war, kein blofses Schreckbild, kein Dampfkessel, und wenn er auch mit der Schnapsbereitung nichts zu tun hatte, was war er dann? Denn freilich, wie schon Leuckfeld bemerkt, „das Bildnis mufs notwendig in den älteren Zeiten gebraucht worden sein, sonst man nicht nötig gehabt, solches zu erfinden und zu verfertigen".

Auch heute noch müssen wir uns mit Vermutungen begnügen, aber diese Vermutungen beruhen wenigstens nicht auf unhaltbaren, geschichtswidrigen, abergläubischen Phantastereien. Ich denke, Rabe hat solchen in seinem schon erwähnten Werke vom Jahre 1852 für einigermafsen nüchtern denkende Menschen ein für allemal ein Ende gemacht und nach Ausfegung eines wahren Augiasstalles eine im ganzen annehmbare Ansicht aufgestellt.

Nach ihm dürfte der Püsterich nichts anderes sein als eine aus dem 10. bis 11. Jahrhundert stammende Figur, die etwa neben zwei oder drei ähnlichen zum Tragen eines Taufbeckens bestimmt war. Er gibt eine Zeichnung, die seine Meinung erläutert. Auch die neueste Abhandlung über den Püsterich, die als Festschrift zum 300jährigen Jubiläum der Klosterschule Pforta vom Prof. Selmar Lüttich verfafst wurde, gibt zu, dafs Rabe mit seiner Deutung recht habe. Dieser letzten Schrift mufs ich aber noch ein paar Worte widmen, sie beweist, dafs dem Püsterich beschieden war, noch in unserer Zeit wunderliche Geistesblüten zu zeigen. Mit einem ungeheuren Aufwand von Gelehrsamkeit, die das Altertum und die Neuzeit umfafst, Material aus allen Erdteilen zusammensucht, will der Herr Professor beweisen, dafs unser Püsterich das Abbild eines alemannischen Kriegers sei! Wenn er nicht erwähnte, dafs er die Figur selbst gesehen, Nachbildungen genau studiert habe, wenn seiner Abhandlung nicht ein ziemlich getreues Abbild beigefügt wäre, so müfste man in der Tat annehmen, dafs er nur nach

Hörensagen urteile. Dieser arme Junge mit dem einfältigen Gesichte, dem dicken Bauche, dem sorgfältig gekämmten Haare, ein allemannischer Krieger! Ich glaube, man darf doch eine andere Vorstellung von den Vorfahren unserer schwäbischen Vettern haben.

Es ist wohl nicht angebracht, den Gedankengang des Herrn Professors im einzelnen zu verfolgen. Nur ganz kurz will ich erwähnen, was er für seine Ansicht anführt.

Gregor von Tours berichtet, dafs bei der Taufe Chlodwigs in Rheims am Weihnachtsfeste 496 die Taufkirche herrlich geschmückt war. Wäre es nun nicht denkbar — so fragt Lüttich —, dafs ein Erzbild, welches einen Krieger des von Chlodwig besiegten Alemannenheeres darstellte, zur Verherrlichung des Christentums und zu Ehren des siegreichen Königs für das bevorstehende Fest gegossen worden sei? Nachbildungen dieses Erzbildes konnten später auch nach Thüringen kommen; hier haben sie etwa im 9. Jahrhundert die Aufgabe erhalten, ein Taufbecken zu tragen. Ich brauche nichts hinzuzufügen.

Wir könnten uns wohl mit Rabes Deutung begnügen, vielleicht dürfte man sich aber noch für eine wesentliche Vereinfachung entscheiden.

Ich denke, die Annahme von drei oder vier gleichen Bildwerken ist nicht geboten. Ein Taufbecken oder vielleicht ein Weihwasserkessel findet auf dem Kopfe des einen Püsterich Platz genug, und eine durch die Öffnung des Kopfes, früher war sie ja auch weiter, durchgesteckte eiserne Stange würde mäfsigen Gefäfsen auch den nötigen Halt gewähren. Die Gründe für meine Annahme sind einfach genug: 1. Der Püsterich soll in der kleinen Kapelle der Rothenburg gefunden sein, die hätte aber für die Aufstellung eines umfangreichen Bildwerks keinen Raum gewährt. 2. Es ist von zwei oder drei anderen Püsterichen nirgends eine Spur vorhanden. 3. Die Rückenseite der Figur ist vollständig ausgearbeitet, ebensogut wie die vordere; das würde gewifs nicht geschehen sein, wenn er bestimmt gewesen wäre, sich dem Beschauer zu entziehen und sich anderen gleichgebildeten Stücken zuzuwenden.

Wenn sich übrigens nachweisen liefse, dafs der Püsterich ursprünglich einen andern Standort gehabt hätte und nur nach der Rothenburg verschleppt worden sei — was ja für die Zeiten des Raubrittertums nicht unmöglich, vielleicht so garwahrscheinlich ist —, so könnte seine Bestimmung eine ganz andere gewesen sein, er dürfte als Brunnenfigur gedient haben. Die knieende Stellung der Figur, die Mundöffnung widersprechen dieser Annahme gewifs nicht und ein Wasserrohr war leicht in den Hohlkörper einzuführen. Auf der wasserarmen Rothen-

burg war das Bildwerk freilich nicht zu solchem Zwecke zu benutzen und es wäre recht wohl möglich, dafs ihre ursprüngliche Verwendung ganz in Vergessenheit geraten sei.

Bei der Fülle der Deutungen des Püsterich mufs ich fast um Entschuldigung bitten, wenn ich mir erlaube, eine neue aufzustellen.

Der Püsterich mufs seiner ganzen Erscheinung nach zu einer Zeit entstanden sein, da die Kunstübung noch recht in ihren Anfängen steckte. In deutschen Landen hat der Bischof Bernward von Hildesheim im Anfange des 11. Jahrhunderts sich um die Einführung von Kunsttätigkeit die gröfsten Verdienste erworben. Unter seiner Leitung wurden gröfsere und kleinere Bildwerke hergestellt, die noch in Hildesheim übrig sind. Vielleicht geht auf jene Zeit auch die Entstehung des Püsterich zurück.

Der Püsterich ist ein Wahrzeichen der Stadt Sondershausen, insofern hat er auch eine gewisse Beziehung zur Geographie. Das mag die Aufnahme meiner kleinen Arbeit in diese Zeitschrift entschuldigen.

Nachtrag.

In dem vorstehend abgedruckten Vortrage (vom 20. Septbr. 1902) habe ich über manche wunderliche Deutung des Püsterich berichtet. Nun ist in allerneuester Zeit eine hinzugekommen, die ich der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt lassen darf.

Herr von Freydorf hat im vorigen Jahre in der Zeitschrift für Kulturgeschichte eine Untersuchung veröffentlicht, die den Titel führt „Zwanzig deutsche Schreiwahrzeichen und der Gerüftestaat“. In derselben bespricht er die ihm bekannt gewordenen, in Stein gehauenen Köpfe mit herausgestreckter Zunge, dann andere steinerne Menschenköpfe mit weitgeöffnetem Munde und Uhrautomaten, die beim Stundenschlage das Maul aufreifsen. (Den letzteren ist z. B. auch der bekannte Schnapphans am Rathausturme in Jena eingereiht, der nach einem ihm von einer anderen Figur dargereichten Apfel schnappt.)

Die bisher über diese Köpfe umlaufenden Erzählungen und Sagen weist er zurück und stellt eine besondere, alle zusammenfassende Deutung auf. Nach ihm sind alle zwanzig nichts anderes als Darstellungen des „Gerüftes“. Unter Gerüft sind die in verschiedenen Städten verschiedenen Rufe zu verstehen, welche die Bürgerschaft zu gemeinsamer Abwehr drohender Gefahr zusammenrufen.

H. v. Freydorf konstruiert nun einen „Gerüftestaat“. Leider mufs ich gestehen: was er von dem Begriffe dieses Gerüftestaats sagt, „dafs er eine Staatstheorie aufstellt abseits von monarchischer bis zu demo-

kratischer, von sozialistischer bis despotischer Seite usw.“, ist mir unverständlich, und ich mufs es anderen überlassen, sich darüber mit dem Autor auseinanderzusetzen. Vorläufig möchte ich aber die alte Meinung aufrecht erhalten, dafs jene Bilder, wenigstens in ihrer Mehrzahl, nichts anderes sind als Überreste des alten, oft hausbackenen Humors, den insbesondere die Steinmetzen bei der Ausschmückung ihrer Bauten betätigten. Aber, wie gesagt, über den Gerüftestaat will ich nicht mit dem jedenfalls in der Kulturgeschichte bewanderten Herrn streiten.

Nun aber ist in derselben Zeitschrift eine neue Abhandlung des H. v. Freydorf erschienen, in der er auch den Püsterich dem Gerüftestaat einzureihen unternimmt. Dazu möchte ich doch einige Bemerkungen machen.

Er führt zunächst alle die Schriften an, in denen der Püsterich als Götze bezeichnet wird. Er selber glaubt natürlich nicht an dies Götzentum, aber von besonderem Werte erscheint ihm doch, dafs das Volk noch jetzt an der alten Ansicht festhalte; es will ihm nicht gefallen, dafs die neuesten Schriften „im Sinne der Aufklärungszeit die Orts- und Landesüberlieferungen gänzlich beiseite setzen“. Was versteht H. v. Freydorf unter Orts- und Landesüberlieferungen? Das leere Gerede, das ein Skribent dem anderen nachbetete, das er phantastisch ausschmückte und mit Zusätzen versah, das dann vom „Volke“ halbverstanden aufgenommen wurde, kann doch nicht als Landesüberlieferung bezeichnet werden. Was insbesondere das Götzentum des Püsterich anlangt, so ist es in der Tat nicht wunderbar, dafs einzelne aus dem Volke noch heute daran glauben, nachdem ihm der Götzencharakter von gelehrten Leuten so eindringlich gepredigt war. Übrigens kann das Götzentum des Püsterich nicht von entscheidender Bedeutung sein, um ihn dem Gerüftestaate zuzuweisen, wird doch unter den von Freydorf aufgeführten Schreiwahrzeichen nur ein einziges als Götze bezeichnet!

Der Püsterich wurde auf der Rothenburg gefunden, so viel steht fest. H. v. Freydorf weifs aber noch mehr: „Ein in einem Fenster des die goldene Aue überschauenden Haupt- und Prunksaales dieser Burg noch vorhandener (?) Säulenstuhl ist der Standort des Bildwerks gewesen“. Woher weifs das H. v. F.? Von einem Haupt- und Prunksaale kann übrigens in der kleinen Rothenburg keine Rede sein.

Die mögliche Aufstellung auf einer Burg teilt der Püsterich wieder nur mit einer einzigen der Gerüftefiguren; die anderen alle sind an Toren und im Innern der Städte angebracht.

Was das Feuerspeien anlangt, so führt v. F. alle nur etwa darauf hindeutenden Angaben an, die widersprechenden läfst er weg. (Bei-

läufig will ich erwähnen, dafs diese bequeme Art einer Beweisführung auch sonst angewandt wird.) Ich glaube, die Feuertätigkeit des Püsterich ausführlich genug behandelt zu haben, so dafs ich den Ausführungen des H. v. F. nur wenig hinzuzufügen habe.

Nach ihm war der Püsterich einzig und allein zum Zwecke des Feuerspeiens hergestellt worden. Pyrotechnische Rezepte könnten sehr wohl schon im Mittelalter bekannt gewesen sein. Schade, dafs von solchen Rezepten nichts übrig ist, sie würden uns belehren, dafs das Pulver in Deutschland schon lange vor Berthold Schwarz erfunden sei, und dafs es schon vor dem 14. Jahrhundert Pyrotechniker gegeben habe!

Welche Aufgabe hatte aber der Feuer speiende Dämon? Wie schon erwähnt, stand er nach unserem Gewährsmann in einem Saalfenster der Rothenburg, ist als Landesgötze (also schon vor Einführung des Christentums!) von Hoch und Niedrig der Umgegend verehrt worden und war für die Zeit von etwa 2 Minuten zum Funkensprühen auf etwa 8 F. Entfernung eingerichtet. Dies Feuerzeichen diente als Signal, die Bewohnerschaft der goldenen Aue zum Schutze der gefährdeten Burg herbeizurufen.

Wenn Herrn v. Freydorf vergönnt würde, den leibhaftigen Püsterich auf den nach seinen Plänen hergestellten Säulensockel der Rothenburg aufstellen zu dürfen, wenn er die nach dem besten alten Rezept hergestellte 8 F. lange Feuergarbe bei Nacht lodern lassen dürfte, er würde wohl selbst darüber lachen, dafs das aus der engen Mundöffnung fahrende Flämmchen auf einen jenseits des Waldes stehenden Menschen einen Eindruck machen, ja nur von ihm bemerkt werden sollte! — Um nichts zu vergessen, was etwa für seine Deutung des Püsterich spräche, erwähnt er auch die lächerliche von Moncäjus erfundene Geschichte, das der feuerspeiende Püsterich auf dem Kiffhäuser zum Schutze des Kaisers Friedrich — der hohen weltlichen Obrigkeit — gedient habe; das Feuerspeien reichte also mindestens ins 13. Jahrhundert zurück. Wenn aber der Püsterich eine Maschine zum Feuerspeien war, zum Schutze der weltlichen Obrigkeit bestimmt, so sind ja die zwanzig Schreiköpfe, denen jener eingereiht werden sollte, blofse Symbole eines Alarmrufes, keiner hat sich mit Feuersprühen abgegeben. Ist das nicht ein wesentlicher Unterschied? Endlich führt v. F. noch die Mundprotuberanz des Püsterich als der Mundbildung der Schreiköpfe entsprechend an. Man weifs in der Tat nicht, was man dazu sagen soll. Das weit aufgerissene Maul jener Bilder ist doch gar nicht mit den aufgeworfenen, nur mit enger runder Öffnung versehenen Lippen des Püsterich zu vergleichen.

Ich überlasse es dem geneigten Leser zu entscheiden, ob wirklich der Püsterich zu dem Gerüftestaat gehört.

Eins aber möchte ich zum Schlusse noch hinzufügen: Hätte Herr v. Freydorf den wirklichen Püsterich oder auch nur ein gutes Abbild desselben gesehen, so wäre seine Abhandlung, davon bin ich fest überzeugt, ungeschrieben geblieben, viel Fleiſs und Arbeit wäre erspart worden.

Über Einsturzbecken am Südrand des Harzes.

Mit 1 Kartentafel.

Von
Prof. Dr. W. Halbfaſs
in Neuhaldensleben.

(Vgl. vor. Jahrgang S. 94 ff.)

Die Frosttage in der zweiten Hälfte des Januar dieses Jahres benutzte ich, um meine Untersuchungen über die Einsturzbecken am Südrand des Harzes fortzusetzen. Am 25. Januar früh fuhr ich mit den nötigen Hilfskräften ausgerüstet von Walkenried nach Liebenrode. In der Nähe dieses Dorfes und der kleinen Ortschaft Steinsee liegen eine gröſsere Zahl kleinerer und gröſserer Erdfälle, von denen mehrere dauernd mit Wasser gefüllt sind, zur Zeit meines Besuches aber mit einer Eisdecke überzogen waren, die stellenweise eine Dicke von einem Fuſs erreichte, nirgends aber unter 15 cm hinabging. Wir besuchten zuerst einen kleinen Erdfall, der unmittelbar westlich an der Chaussee nach Günzerode liegt. Er stellt eine nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 m in die Oberfläche eingesenkte Mulde dar, deren mittleren Teil eine mit Bäumen bestandene Insel einnimmt, die bis 3 m tiefe Wasserfläche nimmt etwa nur $\frac{1}{4}$ des ganzen Areals ein, die absoluten Gröſsen finden sich am Schlusse dieser Mitteilung tabellarisch zusammengestellt. Der Erdfall öffnet sich nach Südwesten; ihm gegenüber auf der anderen Seite der Chaussee liegt ein bedeutend kleinerer, der aber ganz mit Wasser gefüllt ist. Seine Form ist elliptisch, er öffnet sich nach Westen, seine Ufer sind bis 4 m hoch, die gröſste Wassertiefe beträgt nur 60 cm. In südöstlicher Richtung von ihm liegt der Röstesee, ein Erdfall, dessen Ufer auch nur eine Höhe bis zu 4 m erreichen, gegen Südwesten aber ganz flach sind. Er ist von den Einsturzbecken dieser Gegend der tiefste, denn er erreicht ziemlich nahe dem Ostufer eine Tiefe von 12 m. Der Boden der bisher betrachteten Seen ist gleichmäſsig mit hellbraun gefärbtem Schlamm bedeckt, der aber nirgends eine gröſsere Mächtigkeit erreicht.

Südöstlich von diesem Becken befindet sich ein Erdfall, der auf dem Meſstischblatt Ellrich keinen Namen und auch nicht die Signatur eines Sees trägt, heutzutage aber mit Wasser gefüllt ist. Seine Ufer sind bis auf eine Stelle im Osten, wo sie sich sanft abdachen, sehr steil und erreichen eine schätzungsweise Höhe von 15 m, das Becken erreicht aber bei weitem nicht die Tiefe des Röstesees, dem es an Gröſse etwas nachsteht, sein Boden ist mit dunkelbraun gefärbtem Schlamm bedeckt, der einen besonderen Geruch nicht besitzt.

Ganz in der Nähe dieses unbenannten Einsturzsees befindet sich ein Erdfall von ziemlich verwickelter Gestalt, das Grabenloch genannt; dieser See wird durch eine ziemlich groſse Insel, welche bei niedrigem Wasserstand wohl zur Halbinsel wird, in zwei morphologisch ganz verschieden geartete Hälften geteilt; die östliche Hälfte erreicht nahezu eine Tiefe von 6 m, die westliche dagegen ist gröſstenteils sehr flach und nur nahe der Insel kommen Tiefen bis zu 3 m vor. Die Höhe des südöstlichen Ufers schätze ich auf mindestens 20 m, auch die übrigen Ufer sind meist steil und nur wenig niedriger, nur im Osten öffnet sich der Erdfall, der an dieser Stelle durch einen künstlichen Graben mit dem auf dem Meſstischblatt Opfersee genannten Erdfall. Derselbe war bei meiner Anwesenheit fast ganz trocken, seine Ufer schienen mir nirgends über 5 m Höhe hinauszugehen, Lotungen habe ich auf ihm keine vorgenommen. Genau südlich von diesem fast wasserlosen Erdfall liegt das Wiedertäuferloch, welches von allen Erdfällen dieser Gegend die steilsten Ufer besitzt, die relative Einsenkung mag 12 bis 15 m betragen. Das Auffallendste an diesem Becken ist der durch Anwesenheit von H_2S hervorgerufene äuſserstübliche Geruch seines aus der Tiefe geschöpften Wassers, eine Erscheinung, die ich lediglich der Fäulnis zahlloser am Grunde liegender organischer Stoffe, nicht etwa irgendwelchen geologischen Ursachen, zuschreiben möchte.

Am Nachmittag desselben Tages stattete ich mit meinen Gehilfen den zwischen Walkenried und Ellrich gelegenen Erdfällen einen Besuch ab.

Von den drei östlich des Tunnels gelegenen Pontelseen waren die beiden westlichen fast ganz ausgetrocknet, sie werden meist jeden Herbst des Fischfangs wegen abgelassen, der östlichste nahe dem Bahnhof und der Gipsfabrik gelegene hat an seinem westlichen Ende eine gröſste Tiefe von 4 m, meist hat er eine Tiefe von 3 m, auch sein Tiefenwasser ist nicht frei von H_2S und daher stark übelriechend. Alle drei Pontelseen sind als der letzte Rest eines einst weit gröſseren Einsturzbeckens von unregelmäſsiger Bodenkonfiguration zu betrachten,

dessen Tiefenverhältnisse beim Bau des Bahndammes der Linie Nordhausen—Northeim eine wesentliche Änderung erfahren haben und daher naturgemäfs nicht das Interesse bieten können, wie die bisher noch von der Kultur unberührten Erdfälle bei Steinsee.

Dasselbe gilt auch von dem ziemlich grofsen Itelteich westlich vom Tunnel, dessen Zuflufs übrigens unterirdisch mit den Pontelseen in Verbindung steht, welche selbst zur Zorge abwässern. Der gröfsere Teil des Itelteiches ist nur $^3/_4$ bis $1^1/_2$ m tief, nur die östlichste Ecke nahe dem Ausflufs erreicht eine Tiefe von $2^1/_2$ m. Das Tiefenwasser ist ungefähr ebenso übelriechend als das vom Wiedertäuferloch. Die südlichen Ufer des Itelteiches erreichen eine Höhe von 40 m, das ihn von den Pontelseen trennende „Himmelreich“ eine Höhe von etwa 60 m.

Die geologische Formation der Erdfälle bei Steinsee ist die gleiche wie bei dem Grofsen Seeloch (s. vorigen Jahrg.), nämlich das Rotliegende; Itelteich und Pontelseen liegen in der Zechsteinformation, deren Gipslager an Ort und Stelle abgebaut werden.

Die 30° übersteigende Härte des Wassers im Pontelsee, Itelteich und Wiedertäufersee legt schon allein Zeugnis für die bedeutende Verunreinigung des Wassers ab; die übrigen Seen weichen in der Härte nur wenig voneinander ab. Der Gehalt an Halogenen ist bei dem kleinen See gegenüber dem Röstesee, dem Wiedertäuferloch und dem Grabenloch ziemlich genau der gleiche, bedeutend stärker zeigte er sich im Röstesee und im Pontelsee, in welchem letzteren sie ja durch Verunreinigung des Wassers durch die daneben liegende Gipsfabrik hinreichend erklärt ist; ohne Erklärung bleibt zunächst noch der starke Halogengehalt des Röstesees. Einige Züge mit dem qualitativen Planktanetz zeigten, dafs das Grubenloch bei weitem am reichsten an Zooplanktonten war, namentlich Daphnia cuculata war reichlich vertreten, dann Eurytemora lacustris, vereinzelter Cyclops strenuus und Heterecope appendiculata, am Röstesee kamen Nauplienformen von Copepoden am häufigsten vor neben einzelnen Exemplaren von Eurytemora, Daphnia und Cyclops, planktonärmer zeigte sich der Pontelsee und noch ärmer der Itelteich, trotz seiner Flachheit, vermutlich wegen der starken Schneedecke, die auf ihm lag und sehr merklich stärker war als bei den übrigen Seen.

Von Temperaturbeobachtungen am Boden der Seen ist wohl die interessanteste die am Wiedertäuferloch mit 5,6° und im Pontelsee mit 6,1°, entsprechend der durch die Fäulnisprodukte hervorgerufenen Erwärmung.

Tabelle.

Name des Sees	Areal qm Schätzung	Gröfste Tiefe m	Volumen cbm Schätzung	Gröfste Höhe des Ufers m	Temperatur des Wassers am Boden	Vorübergehende Härte	Teile Halogenen in 100000 Tl.
Namenlos gegenüber Röstesee westlich der Chaussee . .	1500	3	1000?	2,5	4,1	10,4	11,6
Kl. Röstesee . . .	500	0,6	200?	4	2,1	—	—
Röstesee	3500	12,5	27000	6	3,0	10,1	16,4
Namenlos westlich vom Grabenloch . . .	2500	4,2	7500	15	—	—	—
Grabenloch	7000	5,6	16000	20	3,0	11,4 (Oberflächenwasser)	11,7 (Oberflächenwasser)
Wiedertäuferloch . .	2000	8,5	14000	12	5,6	über 30	11,6
Opfersee	3000	1,5	1000?	10	—	—	—
Östlichster Pontelsee .	5000	4,0	12000	30	6,1	über 30	17,5
Itelteich	55000	2,6	60000	60	4,0	dsgl.	13,0

Beiträge zur Landeskunde des Eichsfeldes.

Von

Dr. A. Nehmer

in Halle a. S.

Abgrenzung und Name.

Die Ausdehnung des mit dem Namen „Eichsfeld" bezeichneten Gebietes wird sehr verschieden angegeben. Im weitesten Sinne ist darunter das Gebirgsland zwischen Harz, Göttinger Leinetal, der Werra und den Bleicheröder Bergen verstanden worden, im engeren Sinne nur der südliche Teil.

Im allgemeinen ist das in unserer Arbeit als „Eichsfeld" bezeichnete Gebiet abgegrenzt durch eine Linie, welche verläuft über die Orte Treffurt, Witzenhausen, Lindau, Weilrode, Friedrichsrode, Treffurt. Eine eingehendere Darlegung der Abgrenzung sei im folgenden gegeben: Von Treffurt bis zum Einflufs des Mühlgrabens in die Werra bei Unter-Rieden bildet letztere, darauf der Mühlgraben, der Bahnhof Eichenberg und der von Eichenberg kommende und in die Leine mündende Bach die Grenze. Von da verläuft die Grenze über die Wasserscheide zwischen Ruste- und Schleierbach dem Rohrberg zu, um dann der geologischen Senke am Ostrand des südlichen Ausläufers des Göttinger Waldes und dessen östlichen Vorbergen über Bremke, den Eschenberg, den Ostabfall des Hengstberges zu folgen und von hier der 250 m Isophyse

bis zur Wasserscheide zwischen Ruhme und mittlerer Leine bei Holzerode die Abgrenzung zu überlassen, von wo ab die Grenzlinie in fast nördlicher Richtung an die Ruhme und an dieser entlang bis zum Einflufs der Oder zieht. Die NO.-Grenze folgt zuerst der Oder, dem Mühlenbache und dem Beberbache, geht dann über die Wasserscheide zwischen Eller und dem am SW.-Rand des Harzes gelegenen Senkungstal bis in die Nähe von Weilrode. Von hier folgt sie der Wasserscheide zwischen Eller und Helme; sodann geht sie über den Steinberg, die Hasenburg,[1] dem Hellberg und Galgenberg nach Rehungen, von hier aus, den Ostrand des Dün umschliefsend, über Friedrichsrode den Feuergrund abwärts bis zur Einmündung in das Helbetal. Von diesem Punkt, als dem östlichsten unseres Gebietes, zieht die Grenze dieses Bachtal über Gr. Keula aufwärts, um dann dem Landgraben zu folgen, der bei Eigenrieden endet. Die Südgrenze bildet die von hier über Katharinenberg und durch ein herrliches Bachtal nach Wanfried führende Strafse.

Dieses in vorstehendem umschriebene Gebiet, ein landschaftliches Individuum, ist in der Erdkunde mit dem Namen „Eichsfeld“ zu belegen.

Der Name „Eichsfeld“ tritt uns zuerst in einer Urkunde aus dem Jahre 897 entgegen, wo er Eichesfeld geschrieben ist; später ändert sich seine Schreibweise in Aikesfelt (950), Eichesfelt (1022), Eychisfelt (1083), Eychysfeld (1294).[2] Er ist nicht von einem mit Eichen bewachsenen Feld herzuleiten, sondern von dem Feld eines Aiko oder Eico; daher auch erklärt sich der k-Laut für ch.

Bodengestalt.

Durch den Nordrand des Dün und den Oberlauf der Leine ist das Eichsfeld geologisch wie orographisch, ja selbst klimatologisch in das nördliche, Unter-Eichsfeld und das südliche, Ober-Eichsfeld zu teilen.

Als ein Teil des Randes der Thüringer Triasmulde besteht das Eichsfeld zum gröfsten Teil aus den aufgekrempten Muschelkalkpartien, welches Gestein hauptsächlich das Ober-Eichsfeld zusammensetzt, und dem das aufsenseitige Vorland bildenden und dem ersteren unterlagernden Buntsandstein; letzterer ist in seinen drei Hauptabteilungen vertreten: der unteren, einem rotbraunen feinkörnigen, der mittleren, einem

---

[1] Duval, Das Eichsfeld, Sondershausen 1845, S. 592.

[2] v. Wersebe, Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale und Weser. Hannover 1829, S. 37. — Wolf, Politische Geschichte des Eichsfeldes (mit Urkunden). Göttingen 1792—93 I, § 12.

rosarot bis rotbraunen grobkörnigen Sandstein, und der oberen Abteilung, dem sogenannten Röt, der aus tonigen Ablagerungen, gelb bis rot gefärbt, besteht. Die Unterstufe nimmt den Nordosten ein, im allgemeinen nordöstlich der Linie Stöckey — Zwinge — Duderstadt — Gieboldehausen, auf dem sich dann nach S., SW. und W. bis zu der oben angegebenen Trennungslinie der mittlere Buntsandstein auflagert. Wie der Buntsandstein so findet sich auch der Muschelkalk, der mauerartig aus der welligen Buntsandsteinbasis aufragende Steilgehänge bildet, in seinen drei typischen thüringischen Muschelkalkzonen: einer unteren, den Norden und Westen des oberen Eichsfeldes sowie das steil aus dem Buntsandstein des Unter-Eichsfeldes hervorragende Ohmgebirge zusammensetzend, einer mittleren dolomitischen und petrefaktenarmen, an der Oberfläche als schmales Band zwischen der unteren und einer oberen Stufe sich zeigend, welch letztere aus einer aus Ton und Kalk bestehenden Schichtenreihe zusammengesetzt ist und den mittleren und südöstlichen Teil des Ober-Eichsfeldes wie auch auf der Höhe des Ohmgebirges und dem Dün kleinere besondere Platten auf den gröfseren und überhaupt die höchsten Erhebungen bildet. Während im südöstlichen und mittleren Ober-Eichsfeld nur Muschelkalk an der Oberfläche ansteht, ist im Norden und Westen durch die Bäche und die Werra der Buntsandstein, besonders oberer und mittlerer, blofsgelegt, so dafs er die Muschelkalkpartien umgibt und einzelne als Halbinseln oder Inseln im Buntsandsteinmeere erscheinen läfst.

Dieses geologische Gebilde wird nun im Nordosten und Südwesten geologisch abgegrenzt durch den Zechstein, der im Südwesten jedoch nur an einigen Stellen des rechten Werraufers auftritt, im Südosten durch das eingesunkene Mühlhäuser Keuper-Becken, von dem eine kleine abgesonderte Scholle der oberen Stufe nordöstlich Zella-Helmsdorf in das obere Eichsfeld hineinragt. Dieser sogenannte Kohlenkeuper steht kaum 7 km ab von dem langgestreckten Zug in dem oberen Teil der „Leinefelder Mulde“ im Ritterbachtal bei Worbis, einer südsüdwestlich-nordnordöstlich streichenden geologischen Muldensenkung, in der hauptsächlich Muschelkalk in den Buntsandstein eingesunken lagert. Diese Keuperscholle beweist, dafs die Keuperbedeckung des Thüringer Beckens ursprünglich nicht unbeträchtlich weiter nach Norden bis in die Nähe des West-Harzes gereicht haben mufs und hier nur durch Abtragung wieder verschwunden ist. Allein seiner geschützten Lage in der durch Einbruch gebildeten Mulde verdankt der Keuper bei Worbis seine Erhaltung, wie auch die in vollständiger Aufeinanderfolge seiner drei Haupttypen auftretende, in dem südöstlich-nordwestlich

von Eichenberg über Gerbershausen streichenden Eichenberg-Gothaer Graben eingesunkene, flachgelagerte Keuperformation den Wirkungen der Atmosphärilien um ein beträchtliches vertikales Mafs entzogen ist. Im Nordwesten ist unser Gebiet geologisch begrenzt durch eine nord-südlich streichende Grabenversenkung, resp. Bruchlinie, bezeichnet durch eine Linie Rohrberg — Brehme — Potzwenden; Röt füllt als schmales langgestrecktes Band diese Senke. Westlich derselben sind die Geländeformen noch bedingt durch einige rechtwinklig gegen jene Südnordbrüche verlaufende Muschelkalkeinsenkungen, die A. v. Koenen (Jahrbuch der Preufs. Geol. Landesanstalt 1884, S. 44) als erst in postglacialer Zeit entstanden ansieht, während solche östlich der oben erwähnten Senke fehlen. Parallel dieser und der Leinefelder Senke finden sich Muschelkalkversenkungen nördlich von Uder (Steinberg, Tietzenberg) und bei Weifsenborn.

Das Eichsfeld bietet uns in geologischer bezw. geotektonischer Hinsicht ein höchst bedeutsames Gebiet. Die Nordwest — Südost — Richtung der Verwerfungsspalten, die für die Thüringer Mulde so charakteristisch sind, werden hier von einem ganzen System nord-süd bis nordost-südwest streichender, jüngerer Dislokationsspalten unterbrochen, setzen auch hin und wieder in ebenerwähnte Richtung um.[1] Die durchschnittlich nordwest-südost streichenden Faltungen, Verwerfungen und Versenkungen setzt A. v. Koenen ihrer Entstehungszeit nach in die Miocänepoche und hält sie für älter als die Nord-Süd-Spalten und die senkrecht gegen diese letzteren verlaufenden „Radialspalten“.[2]

Bei Eichenberg tritt ein ganzer Schwarm sich in den verschiedensten Richtungen kreuzender Verwerfungsspalten auf; die nordwestlich-südöstlich gerichtete Gotha-Eichenberger Senke wird hier von der nordsüdlichen des Leinetales unterbrochen. Infolgedessen fand hier eine grofse Versenkung statt, so dafs selbst der Lias in einem kleinen dreieckigen Stück beim Bahnhof Eichenberg durch diese starke Einsenkung erhalten ist, auflagernd auf Keuper. Hieraus ist ersichtlich, dafs unser Gebiet in der älteren und mittleren Jurazeit, wie überhaupt jedenfalls ganz

[1] Käsemacher, Die Volksdichte der Thüringer Triasmulde. Stuttgart 1892, S. 6.

[2] Jahrbuch der Königl. Preufsischen geolog. Landesanstalt und Bergakademie. Berlin 1884, S. 44. (Cf. Mösta, Liasvorkommen bei Eichenberg usw.; v. Koenen, Über geolog. Verhältnisse, welche mit Emporhebung des Harzes in Verbindung stehen; v. Koenen, Über Dislokationen im W. und SW. vom Harzrand, in den Jahrbüchern der königl. preufs. geolog. Landesanstalt 1883 und 1884; Otto Lang, Über den Bau des Leinetales, Zeitschr. der deutschen geolog. Gesellschaft VI, 1880, S. 799.)

Thüringen, landfest gewesen sein mufs; ebenso in der älteren Kreidezeit: in der jüngeren Epoche jedoch bedeckte das Kreidemeer das nordwestlichste Thüringen, bis zum Nordabfall des oberen Eichsfeldes reichend. Dies beweisen die in den Ohmbergen und seiner nordöstlichen Fortsetzung erhaltenen, auf eingesunkenen Triasschichten lagernden Schollen oberer Kreide (Tourtia und Cenoman), die zuerst im Jahre 1852 bei Gerode aufgefunden wurden (cf. Bornemann, Jahrbuch für Mineralogie 1852, S. 815 und 1852, S. 1 bis 34; K. v. Seebach, Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1868, S. 128). Seebach sagt hierüber:[1]

„Diese Kreideablagerungen gehören dem niedersächsischen Bildungsraum an; die nächsten Ausläufer stehen aber immer noch 6 bis 7 Meilen ab. Die Ablagerungen der niedersächsischen Kreideformation müssen daher dereinst mindestens um diese Entfernung nach Süden gereicht haben und sind am Südwestabhange des Harzes bis auf die in den Einsturzbecken des Ohmgebirges geschützten Schollen nur durch Erosion und Abtragung wieder verschwunden."

Das Tertiärmeer hat das Eichsfeld nicht zu seinem Meeresboden gemacht; auch ist unser Land frei geblieben von der nordischen Übergletscherung; nur der äufserste Osten hat einige Spuren dieses alles zerstörenden Eises in Form nordischer Blöcke aufzuweisen. Im Südosten reichte es bis an die Eichsfeldfläche, indem das Mühlhäuser Becken dem skandinavischen Einwanderer völlig untertan war.

Aus der Diluvial- und Alluvialzeit finden wir Ablagerungen wie Schotter, Lehm, Löfs, Auelehm und Kalktuff. Mit Schotter sind hauptsächlich die unteren Gehänge und die Sohlen der Täler bedeckt. Der Lehm findet sich vorwiegend im Werratal und im unteren Eichsfeld, hier teils an den Sandsteingehängen, teils als Decke der Buntsandsteinhöhen. Zuweilen kommt der Lehm löfsartig vor, z. B. in der Gegend von Seeburg, Ebergötzen und Krebeck, wo er vorzugsweise an den östlichen Gehängen der Südsüdwest-Nordnordost streichenden Hügelrücken liegt. Aufser Schotter und Lehm kommt in vielen Tälern ein mürber Kalktuff vor, der sich aus stagnierendem kalkhaltigen Wasser oder Quellen niederschlug, wie deren in grofser Menge an der Grenze zwischen Röt und Muschelkalk hervorbrechen.

Aufser den Gesteinsarten ist der Bau und damit zum Teil die Oberfläche des Eichsfeldes bedingt durch geotektonische Kräfte; die

[1] v. Seebach, Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preufsen und den Thüringischen Staaten, Blatt Worbis, 1872, S. 13.

größten Wirkungen dieser sind schon im vorhergehenden erwähnt. Nur will ich noch kurz darauf hinweisen, daſs infolge horizontaler Druckwirkungen, im Ober-Eichsfeld besonders aus SW., im Unter-Eichsfeld aus O. und SW., die vom Meere horizontal abgesetzten Schichten gefaltet, und infolge der seit Ablagerung spröde gewordenen Schichten viele Bruchspalten entstanden sind.

Infolge Einsinkens der Mühlhäuser Mulde und Aufkrempens des Muschelkalkes an seinem Nord- und Westrande fallen die Gesteinsschichten im Ober-Eichsfeld nach Südosten und Süden ein, während sie im Unter-Eichsfeld nach Nordwest zu sich neigen.

Interessant ist der geologische Bau des Ohmgebirges und seiner nächsten Umgebung. Es bildet ein Becken, das sich rechtwinklig auf die Streichrichtung des Harzes in zwei Mulden, also nach NNO. und SSW. verlängert, welch letztere in einer langen, schmalen Brücke den Muschelkalk des Ohmgebirges mit dem des Nordabfalles des Dün verbindet, während erstere, die Holunger Mulde, in den zwei isolierten Kuppen des Ibergs und der Allerburg bei Bockelnhagen ihr Ende erreicht (cf. Geologische Aufnahme des Blattes Worbis).

Von groſser Bedeutung sind die einzelnen geologisch-mineralogischen Varietäten der erwähnten Gesteinslagen, ebenso wie die Geotektonik für die Gestaltung der Landschaft.

Das obere wie das untere Eichsfeld stellen im groſsen und ganzen Platten dar, denen jedoch weit ausschauende Kuppen und malerisch durchsägte Täler nicht fehlen. Durch den mannigfachen Wechsel zwischen sanft gerundeten, teils bewaldeten, teils kahlen Kuppen, den grotesken, oft gar seltsam zerklüfteten Kämmen der Kalksteinberge und den blühenden Ebenen der Talsohle, durch ihren Reichtum an historischen Denkmalen (Burgruinen) und Sagen bietet die nordwestliche Grenzmarke Thüringens so viele Reize, daſs sie einer gröſseren Beachtung, besonders seitens der Touristen, wohl wert wäre.

Beginnen wir mit dem Unteren Eichsfeld, so finden wir entsprechend der Gesteinsbeschaffenheit ein Hügelland, dessen Höhen fast sämtlich gröſsere oder kleinere Platten darbieten, deren Gehänge sanft abfallen und deren Ränder stark denudiert sind. Sanft verlaufende, flach gewölbte Bergrücken erstrecken sich zwischen verhältnismäſsig breiten, nie besonders stark gewundenen Tälern. Oft sind diese breiten Bergrücken im Laufe der Zeit durch Quertäler mit hinzutretender Denudation in gröſsere und kleinere Kuppen zerlegt, die landschaftlich dem sonst fast ebenen Lande, wie um Duderstadt, einigen Reiz verleihen. Die Streichungsrichtungen der Höhen werden im wesentlichen

durch die schon erwähnten Faltungen und Spalten bedingt. Im allgemeinen gliedert sich dieses Gebiet in zahlreiche nw.—sö., n.—s., nnö.—ssw. und o.—w. (letztere infolge radialen Druckes vom Harz) streichende Sättel und Mulden.

Südwestwärts der schmalen Ebene des Odertales erhebt sich der langgedehnte Bergrücken des Rotenberges mit ausgezeichneter Gleichförmigkeit seiner Ausdehnung in der Streichungslinie des Harzes (OSO. bis WNW.) zu durchschnittlicher Kammhöhe von 271 m. Nach NO. hin sind seine Abhänge steil und prall, während sie sich nach SW., wo er von der Ruhme und Eller begrenzt wird, sanft verflachen. Anfangs noch breit und plattenartig erscheinend, wird der Rücken des Zuges nach NW. hin immer schmaler und nimmt dabei an Höhe ab,[1] so dafs der letzte Gipfel desselben (214,5 m) sich nur noch 54,5 m über dem Oderbett erhebt, während seine höchsten Erhebungen im SO. und O. liegen: der Bykopf (304 m) und der Rotenberg (290 m). Wie auf dem Rücken des Thüringer Waldes der Rennsteig, so bildet auf dem des Roten Berges von Pöhlde nach NW. der Fastweg die Wasserscheidelinie.

Rechtwinklig zur Richtung des Rotenberges setzt sich im SO. die sogenannte Eichsfelder Grenzhöhe an, eine unregelmäfsig gestaltete, vom südwestlichen Harzrand bis zu den Ohmbergen verlaufende Bodenschwelle, auf der die Wasserscheide zwischen den Elbe- und Weserzuflüssen liegt.[2] Sie bildet bis Lüderode keinen geschlossenen, sondern einen flach gewölbten, nirgends über 350 m aufsteigenden Höhenzug. Die rundliche Gestalt der Berge, besonders um Bockelnhagen, haben der dortigen Gegend den Spottnamen „Bucklige Welt“ eingebracht.[3] Während nördlich des vom Kloster Gerode herabkommenden und von Lüderode nach NW. abfliefsenden Baches aus den Buntsandsteinmassen nur die beiden isolierten Muschelkalkbergkegel des Iberges (309 m) und des Ellerberges (301 m) süd-südwestlich von Bockelnhagen emporragen, erhebt sich im Süden der Höhenzug in süd-südwestlicher Richtung plötzlich zu bedeutender Höhe in dem nordwestlichen Ausläufer des Ohmgebirges, der aber vom Ohmgebirge im engeren Sinne abgetrennt ist durch einen Einschnitt, welchen der Weg von Duderstadt über Holungen und Bodungen nach Nordhausen benutzt, der falscherweise häufig als die eigentliche „porta Eichsfeldica“ bezeichnet wird. Die höchsten Punkte

[1] Guthe, Die Lande Braunschweig und Hannover. Hannover 1867, S. 368.
[2] Regel, Thüringen. Ein geographisches Handbuch. Jena 1892, I, S. 6, 72.
[3] v. Seebach, Erläut. zu Blatt Gerode. 1884, S. 1.

dieses abgetrennten Zuges aus Muschelkalk mit aufgelagerter oberer Kreide sind die Heringsleite (447 m) und der Sonnenstein (472 m).

Zwischen Worbis im Süden, Tastungen im Westen, Holungen im Norden und Haynrode im Osten ragen die Ohmberge als geschlossene Gruppe mit stellenweise an 100 m senkrecht aufsteigenden Muschelkalkwänden über den Buntsandstein auf. Im weitesten Sinne rechnet O. Speyer[1] den ganzen im Mittel 220 m hohen Höhenzug hinzu, welcher sich in seiner Längserstreckung nach NW. senkt und sich zwischen Hahle und Eller-Ruhme bei Gieboldehausen auskeilt: „Das Ohmgebirge zieht sich mit lang ausgedehntem Rücken in nordwestlicher Richtung über Langenhagen und Breitenberg bis Gieboldehausen fort, beiderseits nach den zwei Haupttälern zahlreiche, zum Teil tief einschneidende Wasserrisse hinabsendend.“ Im SO. erreicht dieser Buntsandsteinausläufer Höhen von 340 m (südlich Fuhrbach), während im NW. (südlich Gieboldehausen) die zwischen Hahle und Ruhme inselartig hervorragenden Kuppen der Vogelsburg und des Wachberges nur 201 m absolute Höhe, also 52 m relative Höhe, bezogen auf die Höhenlage von Gieboldehausen (149 m), erreichen.

Dieses Miniaturgebirge der Ohmberge — ein eigentliches Gebirge kann es kaum genannt werden — bildet eine unregelmäfsig viereckige Klotzmasse, mit einer Platte von ungefähr 28 qkm Flächeninhalt. Während die Südseite bei Worbis flach abgedacht ist, schiefsen nach den anderen Seiten diese Abdachungen steil, an vielen Stellen senkrecht ins Tal hinab; meist sind die Abhänge mit schönen Buchenwaldungen bestanden.

Auf der ungefähr 480 m hohen Muschelkalkplatte sind in nordnordöstlicher-südsüdwestlicher Richtung streichende, relativ niedrige Rücken aufgelagert, wie unweit des östlichen Abhanges bei Kaltohmfeld der Kälberberg (522 m), des höchsten Punktes des Ohmgebirges und damit des Unteren Eichfeldes, der übrigens früher einmal für den höchsten Punkt Deutschlands galt, auf dem Weizen gebaut wurde; ferner der Birkenstein (522 m) und die Wilde Kirche (524 m), welch letztere sich nach NO. und O. fortsetzt in die Hauröder Klippen, nördlich von Kaltohmfeld der Ochsenberg (503 m), der Bornberg (519 m), Kuppen, die wegen ihrer Kahlheit eine weite Aussicht gestatten, so dafs bei klarer Luft der Inselsberg sogar zu sehen ist. Die Ohmberge strecken, vorzüglich nach der Westseite, mehrere Vorgebirge — Zungen oder Köpfe genannt — ins Hahletal hinaus, die eine Menge lieblicher

[1] O. Speyer, Erläut. zu Blatt Gieboldehausen. 1884, S. 1.

Täler, besonders Kesseltäler bilden. Wie diese Tafel sind auch von der vollkommenen Denudation verschont gebliebene Reste der ursprünglich zusammenhängenden, den Buntsandstein überlagernden Muschelkalkplatte die Kuppen des Hubenberges (462 m) und der Haarburg (461 m), isoliert stehende, nach drei Seiten steil abfallende und mit dichter Bewaldung bedeckte kleine Platten. Sie tun die frühere Verbindung zwischen den Ohmbergen und den Bleicheroder Bergen kund.

Südwestlich der Ohmberge erstreckt sich von der Platte des Kalt-Lindenberges (414 m) südwestlich von Hundeshagen aus der schmale, platte Buntsandsteinrücken des Rotenberges mit einer Mittelhöhe von 400 m (407 m sein höchster Punkt) nach WNW.

Zwischen Rotenberg (zwischen Oder und Ruhme-Eller) und der erwähnten nordwestlichen Fortsetzung des Ohmgebirges im NO., den Ohmbergen im Osten, Rotenberg im Süden, dem steil und schroff sich erhebenden Ostrande der Muschelkalkplatte des Göttinger Waldes, dem südöstlich des letzteren isoliert sich erhebenden Hengstberge und den steil aufsteigenden, in ihrer äufseren Form an Vulkane erinnernde Muschelkalkhöhen des Eschenberges und der beiden Gleichen im Osten liegt die nordwestliche, etwa 220 m hohe, fast waldlose Platte des Unter-Eichsfeldes, die durch die zahlreichen Bäche in einzelne, meist plattenförmige oder sanft gewellte Höhen zerlegt ist: gemäfs der Geotektonik zeigen diese n.-s. bis nnö.-ssw. und ungefähr w.-ö. Streichrichtungen: Enzenberg (285,7 m) westlich von Duderstadt, Höheberg (198,3 m) nordwestlich von Duderstadt, Höherberg (169 m) östlich von Germershausen, Warteberg (197,2 m) südlich und der Marsfelderberg (194,8 m) nördlich von Rollshausen, Rote Berg (206,7 m) und Püttenberg (209 m) südlich von Germershausen, wobei ferner noch die Tettelwarte (284,9 m) südlich von Breitenberg und Kl. Klingenberg (301,5 m) nördlich von Ecklingerode als besonders schöne Aussichtspunkte Erwähnung verdienen.

Weiter westlich trennen in ungefähr süd-nördlicher Aufeinanderfolge folgende Berge den Kreis Duderstadt vom östlichen Kessel des Landkreises Göttingen: Rotes Ufer (345,9 m) östlich von Beyenrode, Buchholz (276,1 m), Otten-Berg (276,8 m), Wester-Berg (264 m), Schmiede-Berg (267,4 m), Klingsberg (246,7 m), Lohberg (247 m) und Wester-Berg (275 m, westlich von Krebeck).

Diese so umgrenzte Landschaft senkt sich nach Norden unter 200 m, bis 135 m am Zusammenflufs der Oder und Ruhme, dem niedrigst gelegenen Punkt des ganzen Eichsfeldes. Gegen Süden steigt sie zu dem erwähnten Rotenberg an.

Südlich dieses nördlichen Unter-Eichsfeldes senkt sich das Terrain ein wenig gegen die Täler der oberen Leine, der Ohne und Wipper, um dann wieder allmählich gegen das obere Eichsfeld hin zu steigen. Nur die geologische Leinefelder Muldensenke macht sich infolge der schweren Verwitterbarkeit des Muschelkalkes als kleiner Höhenzug geltend, wodurch dieses südliche Unter-Eichsfeld in zwei Landschaften geteilt wird, deren östliche „Kessel" genannt wird; auch im Osten ist letztere durch Höhen von dem flachen, breiten Wippertal im Nordhäuser Kreise abgeschlossen: Hellberg (358 m) und Galgenberg (333 m) bei Bernterode. Im Westen erhebt sich über Arendshausen der nordwestlichste Eckpfeiler des früheren Eichsfeldgaues (gegen den Leinegau hin), der 450 m hohe Muschelkalkkegel des Rusteberges.

Die Platte des Ober-Eichsfeldes mit einer mittleren Höhe von etwa 450 m steigt südlich der Leine, der Ohne und Wipper steil empor, wie auch auf der SW.-Seite an der Werra; nach SO. hin jedoch tritt gemäfs der Geotektonik allmähliche, jenseits des Mühlhäuser Landgrabens stärkere Senkung gegen das Mühlhäuser Becken hin ein. Durch die geologische Senkung Eichenberg — Gr. Bartloff — Gotha wird das Obere Eichsfeld, das nach Daniel (Handbuch der Geographie, Stuttgart 1863, III, S. 408) „mit der Hochfläche von Paderborn oder dem oberen schlesischen Plateau verglichen werden kann", in den kleineren westlichen Teil und die grofse östliche Platte zerlegt.

In erst erwähntem Gebiet steigt das Eichsfeld am höchsten empor, und zwar erreicht es auf der Muschelkalkplatte der Goburg im Sonnenstein eine Höhe von 566 m. Während die Goburg wie auch die nördlich von ihr gelegene Muschelkalkplatte „Auf dem Stein" (463 m) eine nord-südliche Streichung aufweisen, fügt sich der Höheberg der Streichrichtung der meisten Bergzüge der Thüringer Mulde, also der nordwestlich-südöstlichen.

Infolge der quarzitischen Zusammensetzung der durch kalkiges Bindemittel festeren Sandsteinbänke erliegt der Höheberg der Verwitterung und damit der Denudation nicht so schnell wie die meisten vorher betrachteten Buntsandsteinberge. Ein weiterer Grund ist die starke Aufsattelung der Schichten von der westlich gelegenen flachen Mulde des Werratales in der SO.—NW.-Richtung und die gleichzeitige Unterbrechung des Buntsandsteins durch die beiden breiten, grabenartig ausgebildeten Verwerfungen. Der auf eine Basisplatte von sehr geringer Breite beschränkte Höheberg mit der Teufelskanzel (452 m), der Junkerkuppe (512 m) und dem Riegelsberg (400 m) fällt durchschnittlich 150 m nach SW. (10°) und NO. (7°) steil ab. Am NW.-Ende liegt auf einem

kegelförmig gestalteten Berggipfel die durch den freien Überblick der malerischen Landschaft ihrer Umgebung bekannte Burgruine Hanstein (400 m), von der aus man über das Gebiet der Versenkungen hinaus sowohl ins Eichsfeld als auch in die waldigen Höhen des Kaufunger Waldes und Meifsners einen nicht nur landschaftlich schönen, sondern auch geologisch interessanten Ausblick geniefst, da der Zusammenhang zwischen geologischem Bau und dem Bodenrelief ein höchst prägnanter ist.[1]

Nordwestlich, in dem Gebiet der nordsüdlichen Verwerfung Eichenberg—Werleshausen, erstrecken sich in eben dieser Richtung die Muschelkalkplatten des Winterberges (375 m), der Ebenhöhe (322 m) und der Sturzliede (354 m), die durch ein Tälchen von den mit herrlichem Buchenwalde bedeckten Abhängen des Arnstein (237 m) mit der Burg gleichen Namens getrennt ist. Sie sind hervorgerufen durch äufserst intensive Faltungen der eingestürzten Muschelkalkschichten, deren Mulde das Neu-Seesener Tal bildet.

Südöstlich der Goburg erhebt sich als kegelförmige Kuppe aus Muschelkalk der Greifenstein (453 m). Aus der nach NO., NW. und SW. steil abfallenden Muschelkalkhochfläche zwischen Werra und Frieda ragen als markante Berge hervor: der berühmte kegelförmige Hülfensberg (465 m) mit der vielbesuchten Wallfahrtskirche, südöstlich von Gr. Töpfer, die Keudelkuppe (482 m) bei Keudelstein, die Plesse (483 m) und der Konstein (444 m). Geotektonisch wie orographisch gibt sich die Gotha-Eichenberger Senke im Eichsfeld als Graben zu erkennen. Als kleinere Höhenzüge treten am Rande des Grabens bei Gerbershausen die widerstandsfähigen Dolomiten des oberen Zechsteins auf (Hasenwinkel usw.), ebenso besonders im südlichen Teile solche, die auffällig sich in der Grabenrichtung ordnen und deren Bildung im engsten Zusammenhange mit der Versenkung der harten Muschelkalkschichten in den lockeren und weicheren Buntsandstein steht, aus dem die Erosion die Hügel herausmodellierte.[2]

Östlich dieses Grabens breitet sich die grofse Muschelkalkhochfläche des Oberen Eichsfeldes aus, die jedoch nicht wieder die Meereshöhe des südwestlich des Grabens gelegenen Gebirgsabschnittes gewinnen soll. Aus dieser Platte erheben sich ohne scharfe Abgrenzung wellenförmige Gipfel und kleine niedrige Höhenzüge, für die ebenfalls die

---

[1] Beyschlag, Erläuterungen zu Blatt Witzenhausen, S. 4.

[2] O. Zeise, Mitteil. über die Aufnahme im Eichsfeld. Jahrbuch der Königl. Preufs. geolog. Landesanstalt und Bergakademie 1899, Berlin.

Streichrichtungen NW.—SO. und N.—S. bis NNO.—SSW. charakteristisch sind, so zwischen Effelder und Struth der Rain (519 m), der Wester-Wald (504 m im NO.), zwischen Wachstedt und Neuhaus das Nonnenholz (516 m), nördlich von Flinsberg der Warteberg (512 m), der Eichstruther Kopf (503 m) u. a. m.

Im NO. ist das Obere Eichsfeld durch den von Heiligenstadt bis Reifenstein wnw.—osö. streichenden Höhenzug des Dün plattenförmig abgeschlossen, von wo er sich in einem nach NNW. offenen Bogen ansteigend bis Friedrichsrode fortsetzt. Hier allein finden wir eine orographische Grenze gegen die Hainleite vor, nämlich den Feuergrund, während nordöstlich davon weder eine geologische, noch eine orographische Trennungslinie vorhanden ist. Das natürliche Eichsfelder Tor bei Sollstedt wird demnach von der Hainleite und den Bleicheroder Bergen gebildet, nicht, wie oft gesagt, vom Dün und den Bleicheroder Bergen. Analog diesen beiden Streichungsrichtungen dacht sich der westliche Teil, der bei seiner geringen Breite östlich von Heiligenstadt durch tief eingeschnittene Erosionstäler in einzelstehende Berge von bedeutender Höhe aufgelöst wird, nach SSW. ab, der östliche, breitere dagegen nach SSO. In seinem Norden weist der Dün kammartige Formen auf, nach dem Unter-Eichsfeld hin einen jähen Steilrand bildend. Seine mittlere Höhe von 470 m überragen Gipfel von über 500 m: Hockelrain (517 m), das Rondelchen (505 m) über Vollenborn. Südwestlich von Reifenstein erreicht der Dün nur noch 399 m. Diese Einsenkung benutzt die Gotha—Leinefelder Eisenbahn und die Berlin—Metzer „Kanonenbahn."

Bewässerung.

Seiner relativ hohen Lage wegen strömt dem Eichsfelde kein Wasser zu, wogegen von ihm aus Bäche und kleine Flüsse nach allen Richtungen hin ihren Lauf nehmen. Unser Gebiet gehört zu einem Teile dem Stromgebiet der Elbe, zum andern dem der Weser an. Die Wasserscheide tritt im SO., vom 455 m hohen Hainich kommend, bei Eigenrieden ein, um von da aus in nordwestlicher Richtung über das Rhode (498 m), den Rain, den Ochsenkopf (461 m), Ade-Berg (498 m) und Wachstedt nach der Höhe (516 m) beim Vorwerk Neues Haus westlich von Kefferhausen zu verlaufen. Von diesem äufsersten Westpunkt des Saalegebietes (50° 50′ 11″ n. Br., 26° 48′ 11″ ö. L.)[1] wendet sich dieselbe, im rechten Winkel abbiegend, nach NO. über den Anger-Berg

[1] Stromgebiete des Deutschen Reiches, Teil IIb, Elbstrom 1, S. 6 (Berlin 1898).

(478 m) dem Dün zu, den sie im Hockelrain schneidet. Von hier verläuft sie auf dem Leinefelder Rücken, nordwestlich von Worbis die Ohmberge erreichend, um auf ihnen über den Bornberg zum Sonnenstein zu verlaufen. Ihre Fortsetzung nimmt sie über den „hellen Platz“ (342 m) südwestlich von Lüderode, die Bauernhecke (322 m) nordwestlich von Lüderode, über die Höhe bei Neuhoff (345 m), den Schöneichelkopf (341 m) und „das schwarze Loch“ (355 m) östlich von Weilrode, um von hier aus dem Südwest-Harz zuzustreben.

In der Anordnung der Richtung des Talnetzes im Eichsfeld können wir drei Hauptgruppen unterscheiden. Analog den Richtungen der geotektonischen Spalten finden wir vorherrschend nw.-sö. und nnö.-ssw. bis n.-s. gerichtete Flufs- und Bachläufe, wozu sich im südlichen Unter-Eichsfeld w.-ö. gerichtete Täler gesellen. Die Gewässer setzen eben im allgemeinen bei horizontal geschichteten Gebirgsmassen nach den Richtungen der ausgezeichneten Kluftabsonderungen mit ihrer erodierenden Tätigkeit ein.

Die Hauptrichtung der abfliefsenden Gewässer ist durch die des Fallens der Gebirgsschichten bedingt, also im nordwestlichen Eichsfeld nach NW., im südlichen nach SO. Die Leine ist in ihrem Oberlauf durch die tiefe Einsattelung bei Eichenberg beeinflufst, weshalb sie von ihrem Ursprung zuerst in ostwestlicher Richtung am Rande der Muschelkalkplatte des Ober-Eichsfeldes entlang fliefst.

Die Beschaffenheit der Täler ist je nach der des Materials, welches die Gewässer durchfliefsen, verschieden. Im N. und NO., wo die weicheren Gesteine des unteren Buntsandsteins anstehen, sind die Täler breit und wenig tief in die Platte des Unter-Eichsfeldes eingesenkt, so das Hahle-, Eller- und Ruhmetal; ihre Gehänge sind niedrig und sanft. Nähern wir uns auf dem Buntsandstein dem Werra-Leine-Gebiet, so nimmt die Breite der Täler ab, ihre Tiefe aber zu infolge der besonders im oberen mittleren Buntsandstein auftretenden harten Bänke feinkörnigen Sandsteines. Diese Täler sind vielfach gewunden, steil ihre Gehänge, aus denen feste Bänke als Felsen hervortreten und das landschaftliche Bild beleben. Die Täler des Muschelkalkes sind als schwache Rinnen eingeschnitten, meist geradlinig. Sind die Wasserrinnen bis in die weichen Rötschichten eingedrungen, so ist seitliche Erosion eingetreten, dabei sind im Laufe der Zeit die Muschelkalkschichten unterwaschen und die Täler selbst in ihren Anfängen verbreitert, so z. B. im Luttertal bei Gr. Bartloff, wo die Abhängigkeit der orographischen Ausbildung von dem geologischen Aufbau deutlich zu erkennen ist. In nächster Umgebung des Dorfes ist durch seitliche

Erosion in den Buntsandstein ein weites Becken gebildet, unterhalb des Ortes jedoch treten die Gehänge desto mehr aneinander, je näher wir dem grofsen Graben Eichenberg — Wilbich — Hildebrandshausen kommen. Kalktuffablagerungen um Gr. Bartloff machen einen heute jedoch nicht mehr vorhandenen, von einer Schwelle am Ausgang des Tales verursachten Stausee wahrscheinlich.

Auffallend ist das rechtwinklige Abbiegen der Laufrichtung, besonders im westlichen Ober-Eichsfeld; dies findet für diesen Teil seine Erklärung in dem parallel der Werra verlaufenden Gotha-Eichenberger Graben und in den beiden hier hauptsächlich vorherrschenden geotektonischen Richtungen. Letztere finden in den Bachläufen ihren Ausdruck, infolgedessen zwischen einigen Gewässern ein gewisser Parallelismus besteht. Hierher gehören nun: der Kratzbach, welcher aus der Landschaft westlich von Katharinenberg nach Wanfried herabfliefst; die Frieda, die vorzüglich die oben erwähnten Erscheinungen zeigt; aus zwei Quellen bei der Schäferei Annenberg in einer Höhenlage von 430 m entstehend, fliefst sie zuerst osö. — wsw., um dann bei Einmündung in den grofsen Graben diesem in sw. — nö. (also fast rechtwinklig zur ersteren) Richtung zu folgen, bis sie bei Geismar in rechtem Winkel nach SSW. scharf umbiegt, um nach Durchbrechung der Buntsandsteinschichten der Werra bei Frieda zuzueilen, in 160 m Höhenlage mündend. Ihr fliefsen zu, teils im Graben parallel der Spalten verlaufend (NW.—SO.), teils fast senkrecht dazu (NNO.—SSW.): die Lutter, südlich von Wachstedt entspringend, die Rosoppe mit dem Krombach und dem Rodebach, der von Wiesenfeld ab einer nw.—sö. verlaufenden Dislokationsspalte folgt;[1] nur wenig Raum liegt zwischen seiner Quelle, bei Schwobfeld, und der des Walfebaches, der nach Durchbrechung der Buntsandsteinmassen von Vatterode ab bei Wahlhausen in die Werra mündet.

Nach Durchbrechung gewaltiger Felsmassen tritt die Werra bei Treffurt in ihren hercynisch gerichteten Unterlauf, in das sich seeartig erweiternde Tal ein, dessen Hauptursache „eine geologische Mulde, welche durch den Sattel paläozoischen Gebirges im Westen und die zum Eichsfeld aufsteigende Schichtenwölbung im Osten begrenzt wird“,[2] ist. Der Hauptteil des Werratales trägt jedoch bis Witzenhausen hin Erosionscharakter. Ihm gibt das steile Aufsteigen der Berge und Höhenzüge von Albungen bis Witzenhausen einen eigentümlichen Reiz. Insbesondere ausgezeichnet ist dadurch die hufeisenförmige Krümmung

---

[1] Geolog. Aufnahme des Blattes Kella (noch nicht erschienen), im erstmaligen Abdruck eingesehen.

[2] Regel, a. a. O. I, S. 300.

desselben bei Lindewerra, über deren nordöstlichem Teile der mit Felsen gekrönte, mit Laub- und Nadelwald geschmückte Abhang des Höheberges bei der Teufelskanzel aufsteigt. Die Schiffahrt, die bei Wanfried beginnt — weshalb Jäschke den Unterlauf von Wanfried ab rechnet[1] —, wird seit Jahrzehnten mit Erfolg betrieben. Das Gefälle der Talsohle beträgt auf der Strecke von Wanfried (179 m) bis Albungen (150 m) bei einer Länge von 26 km 29 m, also pro km 1,12 m, d. h. 1 mm auf 0,89 m; von Albungen bis Witzenhausen[2] (132,94 km) bei 24,32 km Länge 17,72 m, also pro km 0,72 m, d. h. 1 mm auf 1,37 m. Auf dem flachen Talboden haben Ablagerungen von Schlamm und Kies, zwischen welchen Geschiebe bis zu 10 cm Durchmesser vorkommen, Flufsänderungen in geschichtlicher Zeit, namentlich zwischen Frieda und Jestedt, hervorgerufen und veranlassen solche noch jetzt. Ihre gröfste Breite erreicht die Werra bei Lindewerra mit 65 m.

Jäschke[3] hält diesen Flufsabschnitt für älter als das Leinetal, welches in seinem Mittellauf in eine der jüngsten Gebirgsstörungen eingeschnitten ist.

Die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen läuft von der Kreuzungsstelle der Gotha-Eichenberger und der Göttinger Bruchlinienfläche, dem geologisch interessanten Bahnhofsterrain von Eichenberg, über den Höheberg bis zur Teufelskanzel, um von hier, den Graben überschreitend, über den Röhrsberg (468 m), Erpelsberg (430 m), die Lenteroder Warte, den Katzenstein (452 m), die Höhen zwischen Eichstruth, Dieterode und Kaltenebor, über Kaltenebor und Flinsberg dem Vorwerk Neues Haus zuzustreben und hier die Elbe-Weser-Wasserscheide zu treffen.

Das Flufsgebiet der Leine entwässert das untere Eichsfeld. Die Leine, früher Lagina, Logne (d. h. Wasser)[4] genannt, hat ihre Quelle am Bahnhof Leinefelde.[5] Einige Autoren weichen allerdings von dieser Ansicht ab.[6] Von dieser Höhenlage (347 m) hält sie bis Beuren einen onö.—wsw. Lauf ein, schlägt dann nach WNW. bis Bodenrode um, verläuft über Heiligenstadt wieder wsw., um bei Uder eine westliche Richtung in ihrem Lauf einzuschlagen; bei Kirchgandern ändert sie

[1] Jäschke, Das Meifsnerland, Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 1888, S. 73.

[2] Jäschke, a. a. O. S. 70.

[3] Jäschke, a. a. O. S. 73.

[4] Meyer, Die Provinz Hannover. Hannover 1888, S. 408, 409.

[5] Weser-Ems-Stromgebiete. Berlin 1901, IV, S. 66.

[6] Neumann, Das Deutsche Reich. Berlin 1875. I, 185. Guthe, a. a. O. S. 375.

jedoch ihre Laufrichtung in eine meridionale infolge der grofsen über Göttingen n.—s. streichenden Bruchzone, um sich erst tief am norddeutschen Flachland in die Weser zu ergiefsen. Ihr Tal ist bis Schönau sehr wenig gewunden, mit sanften Abhängen in Buntsandstein. Von hier ab ist es jedoch mit steilen Gehängen in dasselbe Gestein eingeschnitten und ähnelt hier in seinem gewundenen Laufe einem Cañontale. Beim Eintritt in die Göttinger Senke war es dem Flusse ermöglicht, durch die wenig geneigten Schichten des Keupers sich ein flachgeböschtes Bett auszuwaschen und fruchtbare Lehme an ihren flachen Geländen abzulagern.[1] Bei Arenshausen ist er nur 8 km von der Werra entfernt; sein Bett liegt 525 m hoch, also um 56 m höher als das der letzteren bei Unter-Rieden. Die Leine wird in diesem, ihrem Ober-Lauf von beiden Seiten durch kleine Bäche verstärkt, so auf der rechten Seite sogleich nach Austritt aus dem Muschelkalk-Quellgebiet durch einen von der östlichen Lindenbergplatte kommenden Bach, den man hin und wieder fälschlich als die Leine angesehen hat.[2] Von derselben Seite empfängt sie an gröfseren Bächen, die im allgemeinen eine nnö.—ssw. Richtung einhalten, den Etzelbach, Steinbach, Bewerbach, Schachtebach und Rustebach, während ihr vom oberen Eichsfeld her zueilen: die Geislede vom Hockelrain und die Lutter in sö.—nw. Richtung, der Asbach, Birkenbach und Steinbach in ssw.—nnö. Richtung.

Vor Einmündung der Ruhme in die Leine unterhalb Northeim eilen der letzteren noch die Garte und der Wendebach zu; die Garte entspringt in der Gegend von Glasehausen aus der Quelle Renkenborn; sie verläuft zunächst in scharf nordwestlicher Richtung mit geringen Krümmungen bis Wöllmarshausen und von hier rein westlich.

Die Ruhme tritt am Springberg im Rotenberg nordöstlich von Ruhmspringe aus zu Tage liegendem Zechstein in einem Entblöfsungstale, wie es O. Speyer nennt,[3] mit einer solchen Mächtigkeit zu Tage, dafs sie, kaum 250 m von der Quelle entfernt, in einer Papierfabrik als bedeutende Wasserkraft benutzt wird. Einem der häufigen Erdfälle am Süd- und Südwestharze ihre Entstehung verdankend, bildet „diese Quelle den Abflufs einer Sammelstelle der dem Einfallen der Schichten nach NW. folgenden Gebirgswasser".[4] Die unterirdischen Gewässer stagnieren auf den zähen Zechsteinletten. Die Ruhmequelle, die einen

[1] Beyschlag, Erläuter. zu Blatt Witzenhausen, S. 5.

[2] Neumann, a. a. O. I, 185; Guthe, a. a. O. S. 375; Meyer, a. a. O. S. 408, 409.

[3] O. Speyer, Erläuter. zu Blatt Duderstadt, S. 1 (1884).

[4] O. Speyer, a. a. O. S. 3.

mit vielen Einschnitten versehenen teichartigen Raum von etwa 10 m Länge und 5 m Breite einnimmt und in der Mitte einen gegen 15 m tiefen Kessel aufweist,[1] fördert in einer Sekunde nahe an 4,019 cbm Wasser, weshalb sie wohl den stärksten Quellen Deutschlands zugerechnet werden darf. Ihr kristallklares Wasser besitzt eine tägliche Mitteltemperatur von 9 bis 10° C.[2] bis Gieboldehausen, und infolge dieser Gleichmäfsigkeit friert der Flufs im Winter auf eine weite Strecke hin nicht zu, zum Vorteil der an ihm gelegenen Fabriken. Schon A. v. Humboldt hat auf die Stärke der Quelle hingewiesen und ihre Wasserförderung auf 3 cbm pro Sekunde berechnet.[3]

Bevor die Ruhme den Südwestabfall des Rotenberges verläfst, nimmt sie die Eller auf, in Gieboldehausen die Hahle. Die Eller entspringt nordöstlich von Bockelnhagen und führt der Ruhme namentlich die Wasser der südöstlichen Hälfte des Rotenbergzuges zu. Die nordwestlich von Worbis entspringende Hahle, welche bis Teistungen in nordwestlicher, dann in fast nördlicher Richtung das Gebiet durchquert, sammelt mit dem bei Duderstadt rechts zufliefst, und mit den auf der linken Seite sich Eichholzbach, bei Teistungen mündend, mit der Brehme, welche ihr anschliefsenden (bei Duderstadt, resp. Westerode) Bächen Muse und Nuthe die Gewässer der Ohmberge, des Kalten-Lindenberges, des Rotenberges und der Grenzberge gegen die Gartelandschaft bis Etzenborn im Westen. Der Hahle führen die Nuthe, in welche der Zu- und Abflufs des Seeburger Sees, die Aue bei Bernshausen mündet, bei Rollhausen und die Eller vor Gieboldehausen die Wasser vom Ostabhange des Göttinger Waldes zu.

In ihrem weiteren nordwestlichen Lauf nimmt die Ruhme noch die vom Harz kommende Oder auf, die im Sommer ein kleiner Bach ist, im Winter und Frühjahr aber zu einem Strom anschwillt, der sein Tal in weitem Umfange mit Geröllen bedeckt, weshalb der Flufs auch Steinlake (lake-See) genannt wird.

Der gewaltigste der unser Eichsfeld betreffenden und dem Elbgebiet angehörenden Flüsse ist die Unstrut (Unstrut = Grofse Strut, d. h. sumpfiges Ried- und Gestrüppland).[4] Sie quillt bei Kefferhausen in einer Meereshöhe von 395 m in fünf Sprudeln aus dem Muschelkalk

---

[1] Rackwitz, Nordhäuser Courier, Sonntagsblatt 1885, Nr. 1.

[2] O. Speyer, a. a. O. S. 1: 7° R.; Guthe, a. a. O. S. 368: 8° R.

[3] Reischel, Besprechung der Literatur über den „Ruhmespring“; Archiv für Landes- und Volkskunde der Prov. Sachsen 1892, S. 211—212.

[4] Elbwerk, a. a. O. III^b, S. 259; Venediger, Die Unstrut, ein landeskundlicher Versuch. Halle a. S. 1886, S. 4—6.

hervor und „fliefst anfangs in südöstlicher Richtung bis zum Dorfe Reiser durch ein meist enges Tal, in welches von den angrenzenden Berghängen eine Anzahl wilder Gräben einmünden, die gewöhnlich trocken sind und nur bei anhaltendem Regen und Schneeschmelze Wasser führen“.[1] In diesem Teil des Oberlaufes folgt der Flufs, mit dem aufserordentlich bedeutenden Spiegelgefälle von 3,9 m pro km (1 : 256),[2] den vielfachen Krümmungen des Tales, das von steil ansteigenden Bergwänden begrenzt und von sehr wechselnder Breite ist (zwischen Dingelstedt und Zella 80 bis 150 m, oberhalb und unterhalb dagegen sehr eng).[3]

Im äufsersten Südosten des Eichsfeldes entspringt die Helbe, ein Nebenflufs der Unstrut, mit 57 km langem Lauf. Obgleich die Anwohner des Helbequellgebietes einstimmig die Helbequelle als im Feuergrund bei Friedrichsrode, aus mittlerem Muschelkalk entspringend, angeben, wie Toepfer in seiner Abhandlung über „Die Wald- und Wasserverhältnisse Schwarzburg-Sondershausens“ (Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen. Halle a. S. 1895, S. 33) sagt, so nimmt man richtiger die Quelle der Helbe bei Gr. Keula an, in einer Meereshöhe von 403 m, worin auch G. Reischel, Credner und F. Regel einstimmen.[4] Das obere Helbetal, dessen Breite 6 bis 12 m beträgt, ist als augenfälliges Erosionstal in den oberen und mittleren Muschelkalk eingeschnitten.[5] Der bachartige Flufs führt infolge des zerklüfteten, durchlässigen Bodens nur in einem Teile des Jahres Wasser, und zwar durchschnittlich von November bis Juni.

Ein bedeutenderer Nebenflufs der Unstrut ist die als Ritterbach aus dem unteren Pläner im Sachsental nnw. von Worbis in einer Meereshöhe von 480 m entspringende Wipper. Erst in Worbis, wo der Bach in 337 m Meereshöhe durch eine aus dem dortigen Brauereikeller sprudelnde wasserreiche Quelle verstärkt wird, nimmt er den Namen „Wipper“ an, weshalb Worbis häufig als eigentlicher Ursprungsort des Flusses bezeichnet wird. Nur 400 m nordwestlich von dieser Quelle entspringt die vorher erwähnte Hahle. Bis zur Vereinigung mit der gleichfalls auf den Ohmbergen und zwar nördlich der Hauröder

[1] Elbwerk, a. a. O. II, S. 144.
[2] Elbwerk, a. a. O. III^{b}, S. 263.
[3] Elbwerk, a. a. O. III^{b}, S. 265.
[4] G. Reischel, Die orohydr. Verhältnisse des Thüringer Zentralbeckens. Mitteil. d. Ver. f. Erdk. z. Halle a. S. 1884, S. 44; Credner, Über die geognost. Verhältnisse Thüringens und des Harzes. Gotha 1843, S. 29; Regel, a. a. O. I, S. 81.
[5] G. Reischel, a. a. O. S. 43.

Klippen südwestlich von Bischofferode entspringenden Bode beim Bahnhof Bleicherode beschreibt die Wipper einen nach NNO. offenen Bogen. Im Eichsfeld nimmt sie zahlreiche kleine Nebengewässer von bedeutendem Gefälle auf, das vielfach in Mühlenwerken benutzt wird; so auf der rechten Seite nördlich von Nieder-Orschel die Ohne, von links her bei Bernterode den vom Ohmgebirge kommenden, durch drei nur selten versiegende kleine Quellen der oberen Rötgrenze gespeisten Rhinbach und rechts bei Wülfingerode den Rehunger Bach.

An stehenden Gewässern, Seen und Teichen, ist das Eichsfeld äufserst arm, während in früheren Jahrhunderten eine ganze Anzahl, besonders um Küllstedt — wovon dieser Ort auch seinen Namen zu tragen scheint — vorhanden waren, worauf Urkunden und ganz besonders Bezeichnungen von einzelnen Feldfluren hinweisen, wie z. B. „grofser See“ und „kleiner See“[1] bei Kreuzeber, „Seestieg“ heifst der Weg dorthin, die Gegend selbst „das Seefeld“ usw. Manche Höhedörfer sind oft durch den Übertritt der Seen in grofse Gefahr gesetzt worden.[2] Teils infolge der übermäfsig starken Abholzung der Wälder, der dadurch verursachten Verminderung der Niederschläge und schnellen Betrocknung der Oberfläche, teils infolge Ablassens wegen Mangel an Wiesen ist die Trockenlegung der zahlreichen Seen und Teiche erfolgt. Nur noch einen besitzt das Eichsfeld: Als Rest eines ehemals weithin ausgedehnten Wasserbeckens, welches allmählich durch herbeigespülte gröbere und feinere Teile des Buntsandsteins ausgefüllt wurde, ist der Seeburger See von den wenigen Seen im Westen der Elbe am isoliertesten gelegen, und zwar in einer Meereshöhe von 157,4 m. Er besitzt nach Halbfafs[3] eine Maximaltiefe von 5 m, eine mittlere von 2,6 m, einen Umfang von 3250 m und ein Areal von 7,8 qkm. Halbfafs erklärt ihn mit Recht für eine aus undurchlässigen, horizontal lagernden, tonigen Sandsteinschichten bestehende flache Mulde, die mit Wasser gefüllt ist. Der Spanische See (in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts allgemein noch „die Spanische See“, jetzt „das Spanier See“ genannt)[4] zwischen Büttstedt und Effelder, auf Muschelkalk liegend, verdient nicht mehr die Bezeichnung „See“; er ist nur noch ein wenige Quadratmeter umfassender Teich, der im Sommer zu einem elenden

---

[1] Duval, a. a. O. S. 218.

[2] Beck, Archiv für Landeskunde der preufsischen Monarchie. Berlin 1856, III, S. 185.

[3] Halbfafs, Der Seeburger See, „Globus“ 75. Bd. 1899, S. 194—195.

[4] Goldmann, Der Spanische See. Sonntagsblatt des Nordhäuser Couriers 1892, Nr. 37.

Tümpel zusammenschrumpft. Goldmann gibt seine Gröfse noch auf 10 Morgen (= 0,255 qkm) an.

Volksdichte.

Methode der Volksdichtekarte.

Bevor ich auf nähere Besprechung der Volksdichte der einzelnen Kreise übergehe, will ich die angewendete Methode erörtern, da diese hier zum ersten Male in der Kartenliteratur zur Darstellung kommt. Während man in früheren Volksdichtekarten das zu behandelnde Gebiet in mathematische Figuren oder in natürliche Parzellen teilte, denen man mittels Planimeter die in den Statistiken angegebenen Arealgröfsen zuwies, ist in der vorliegenden Karte jede Willkür vermieden, und dies wohl Vollkommenste einer Volksdichtekarte ist erreicht durch die Herstellung einer Karte mit den Gemarkungsgrenzen der einzelnen Ortschaften durch Herrn Oberlehrer Dr. Reischel. Leider aber war es ihm unmöglich, auch für die nichtsächsischen Bezirke diese Grenzen einzuzeichnen. Daher habe ich mich bei der Einzeichnung der Volksdichtestufen nur auf das sächsische Gebiet beschränkt, während die Tabelle sie für das ganze Eichsfeld enthält; späterhin gedenke ich die noch fehlenden Grenzen hinzuzufügen. Jetzt erst ist es möglich, das Verhältnis der Bevölkerung zur bewohnten und genutzten Fläche genau kartographisch darzustellen.

Die Grundlage der Berechnung bildeten natürlich möglichst kleine Flächen, nämlich die Areale der Gemeindebezirke, meist mit Einschlufs der Rittergüter und Domänen. Während in früheren Arbeiten die eingezeichneten Einheiten hinsichtlich der Gröfse und der ungefähren Lage, aber nie der Begrenzung nach dem wirklichen Areal entsprechen, fallen in dieser Karte die Grenzen der Dichtebezirke mit den Gemarkungsgrenzen zusammen.

Betreffs der grofsen geschlossenen Waldungen ist so verfahren worden, dafs dieselben, die meist Staats-, Gemeinde- oder Gutsbesitz sind, für sich berechnet wurden, da sie fast unbewohnt sind und der aus denselben gezogene Nutzen nur sehr gering ist; Streunutzung z. B. findet in den grofsen Forsten nur vorübergehend in sehr futterarmen Jahren statt, während dagegen die im bäuerlichen Besitz befindlichen kleinen Waldungen einer regelmäfsigen Streunutzung unterliegen. Die kleineren Waldparzellen sind daher den einzelnen Gemeinden bei der Berechnung zugewiesen worden. Allerdings werden einzelne Bewohner der am Rande der grofsen Waldungen gelegenen Gemeinden ihren Lebensunterhalt nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch in der

Waldarbeit finden; aber die Anzahl dieser Arbeiter ist sehr gering im Vergleich zu der Einwohnerzahl und verursacht selten einen Unterschied in der Volksdichte, zumal die Waldarbeit meist im Winter vorgenommen wird, nach Vollendung aller landwirtschaftlichen Arbeiten.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse.

Der Boden besteht in seinen höheren Lagen aus den Verwitterungen des Muschelkalkes. Der mittlere Muschelkalk liefert in seinem leider nur schmalen Band einen fruchtbaren Ackerboden, der meist aus Ton, Lehm und sandigem Lehmboden besteht und eine humusreiche tiefe Krume besitzt, während die Verwitterung des unteren Muschelkalkes einen schlechten Ackerboden, aber einen ziemlich guten Waldboden, namentlich für die Buchenbestände, bildet; sie nimmt die höchsten Lagen des Eichsfeldes ein. Der obere Muschelkalk gibt eine kalte, dünne, mit Steinen reich vermischte Ackerkrume, die bei Trockenheit zu Staub zerfällt und daher leicht vom Winde verweht wird, bei Nässe aber schmierig wird und deshalb sehr schwer bestellbar ist. Hin und wieder ist dieser Boden jedoch so tiefgründig und steinfrei, dafs er fast für ein zusammengeschwemmtes Lehmlager gehalten werden könnte, so z. B. zwischen Dingelstedt, Silberhausen und Unterförsterei Geney;[1] je niedriger gelegen, desto tiefgründiger und steinfreier ist seine Beschaffenheit. Auf ihm findet sich auch die gröfste angebaute Ackerfläche.

Die niedriger gelegenen Partien des Eichsfeldes nimmt meist die Verwitterungskrume des mittleren Buntsandsteins ein, nämlich mehr oder weniger lehmiger Sand. Je höher man steigt, desto sandiger wird der Boden, zuletzt reinsandig; so zu beiden Seiten der Wasserscheide zwischen Hahle- und oberem Leinegebiet und auf der Eichsfelder Grenzhöhe. Der Höheberg bei Lindewerra trägt eine sehr dünne Krume verwitterten Buntsandsteinbodens, so dafs sie sich nur für Waldbau eignet. Um die Muschelkalkhöhen zieht sich ein schmales Band guten, obgleich schwer zu bearbeitenden Verwitterungsbodens für Wald und Feld, wenn er nicht mit Gips zu stark vergesellschaftet ist. In der Eichenberger Senke findet sich im grofsen und ganzen ergiebiger Ackerboden zwischen Hanstein und Arenshausen. Am „Alten Holz“ bleibt jedoch eine gröfsere Fläche fast ohne jedwede Kultur infolge des allzu sterilen Keuperbodens.[2] Die Fluren der um das Rittertal gelegenen Ortschaften im Ohmgebirge haben zu einem grofsen Prozentsatze sowohl schweren,

---

[1] v. Seebach, Erläuter. zu Blatt Nieder-Orschel 1872, S. 9.

[2] Beyschlag, Erläuter. zu Blatt Witzenhausen, S. 32.

feuchten als auch ziemlich mürben, mergeligen Boden, Verwitterungsprodukte der Keuper- bez. Kreidescholle.[1]

Der Hannöversche Anteil am Eichsfelde hat im östlichen Landkreis Göttingen die Verwitterungskrume des mittleren Buntsandsteins und in den Kreisen Duderstadt und Osterode (Anteil) unteren zur Grundlage. Durch die schon erwähnte Bruchzone Rohrberg — Bremke — usw. werden zwei ganz verschiedene Bodenarten des mittleren Buntsandsteins getrennt. Während westlich derselben infolge der anstehenden Bausandsteine nur karge Verwitterungskrume vorhanden ist, die zwar guten Waldwuchs gestattet, aber keinen ergiebigen Ackerbau, besteht das Verwitterungsprodukt der östlich dieses Bruches gelegenen Schichten aus mehr oder weniger lehmigem Sande. Eingelagerte bunte Schieferplatten bedingen zuweilen, wie um Kerstlingerode, Beyenrode, Rittmarshausen[2] u. a. m. einen Lehm- oder Tonboden, der, wenn auch ertragreich, jedoch nicht die Fruchtbarkeit besitzt wie die vorher erwähnte Bodenmischung. Der untere Buntsandstein liefert im Kreise Duderstadt einen ertragreichen, Lehm und Sand enthaltenden Boden. Bei Annäherung der festen Rogensteinbänke des Harzes wird die Verwitterungskrume dünner und sandiger. Auf dem Rotenbergrücken ist sie daher meist der Waldwirtschaft überlassen worden. Diese Ackerkrume wird an Fruchtbarkeit weit übertroffen von dem häufig auftretenden, sandigtonigen, milden Lehm, der frei von Geröllen und Kalkkonkretionen ist und zuweilen löfsartig wird. Er findet sich an den Gehängen fast aller Täler, in gröfserer Ausdehnung als löfsartiger, äufserst fruchtbarer Lehm in den wohlbegrenzten Becken von Sattenhausen, Landolfshausen, Seulingen, Seeburg, Ebergötzen, Krebeck-Wollbrandshausen-Germershausen, Esplingerode-Desingerode-Westerode, die Ebert[3] als ehemalige Landseen aufgefafst wissen will. Auch bei Kerstlingerode und Wöllmarshausen und zwischen Schachtebich und Mengelrode finden sich gröfsere Flächen dieser Bodenart.

Im schroffen Gegensatz zu allen diesen Bodenarten steht die bedeutende Ertragsfähigkeit des von den Flüssen und Bächen abgesetzten Auelehms in den Talebenen. Da, wo das Terrain öfteren Überflutungen ausgesetzt ist, wie z. B. im Werratal bei Grebendorf, Frieda und in den Unter-Eichsfeldtälern, geht der Auelehm in einen schwarzen, humosen Boden (Rietboden) über, durch verwesende Gewächse selbst in

[1] v. Seebach, Erläuter. zu Blatt Worbis, S. 12 und 13.
[2] Ebert, Erläuter. zu Blatt Gelliehausen 1894, S. 2.
[3] Ebert, Erläuter. zu Blatt Waake 1894, S. 2.

Torf, der z. B. westlich von Bernshausen durch ausgedehnte Torfstiche ausgebeutet wird.[1]

Die Qualität der Bodenart bedingt natürlich Wald- oder Feldwirtschaft. Ausgedehnte Waldungen finden sich infolge des oben Gesagten im nördlichen und westlichen Teile der Ober-Eichsfeld-Muschelkalkplatte, auf der Goburg, dem Höheberg, dem Rotenberg und Lindenberg, dem Ohmgebirge, der Eichsfelder Grenzhöhe und dem Rotenberg im NO.

Kreise	Ackerland	Wiesen	Holzungen
Worbis	64 %	6 %	24 %
Mühlhausen . . .	67 %	2 %	23 %
Eschwege	45 %	7 %	41 %
Witzenhausen . . .	20 %	8 %	71 %
Duderstadt	66 %	9 %	13 %
Göttingen (Anteil) . .	66 %	6 %	18 %
Osterode a. H. (Anteil)	52 %	2 %	22 %

Im Kreise Heiligenstadt sind 23 % der Fläche mit Wald, 3 % mit Wiesen und 61 % mit Ackerfluren bedeckt. Im Kreise Worbis und Mühlhäuser Kreisanteil ist das Verhältnis entsprechend, während im Eschweger Kreisanteil die Areale von Wald und Ackerland sich gleichkommen, im Anteil des Witzenhäuser Kreises aber 3,5 mal umfangreichere Waldwirtschaft herrscht.[2]

Die Nutzbarkeit der Ackerfläche weist sich nach dem Katastralertrag als sehr gering aus; letzterer beträgt durchschnittlich

für den Kreis Heiligenstadt 15,67 Mk. pro ha,
„ „ „ Worbis 18,02 „ „ „ ,
„ „ „ Duderstadt 24,24 „ „ „ ;

ähnlich ist der der Wiesen, während der Ertrag der Holzungen ungefähr der doppelte ist. Der Grundsteuerreinertrag für Ackerland steigt am höchsten: im Heiligenstädter Kreise am Leineknie bei Arenshausen (28,3 Mk.) und Kirchgandern (32,9 Mk.); im Worbiser Kreise in Gr. Bodungen (31,72 Mk.)

[1] Speyer, Erläuter. zu Blatt Duderstadt 1884, S. 5—6.

[2] Betreffs genauerer Zahlenangabe in den einzelnen Gemeinden vergl. die Tabellen in meiner Dissertation: Beiträge zur Landeskunde des Eichsfeldes, Halle a. S., 1903, wo sich auch genauere Angaben über Volksdichte i. J. 1900 (mit Ein- und Ausschlufs des Waldes), i. J. 1846, über Bevölkerungsänderung 1846—1900 und über die Bodenbeschaffenheit finden.

und Breitenworbis; im Kreise Mühlhausen im Unstruttal (Silberhausen 18,41 Mk.); in den Kreisen Duderstadt und Göttingen auf dem erwähnten Lehmboden (Bernshausen 43,08 Mk., Sattenhausen 48,33 Mk). Die ertragärmsten Gegenden sind die von Flinsberg, Kreuzeber, Röhrig (5,48 Mk.) im Kreise Heiligenstadt, die von Kallmerode (7,44 Mk.) und den Ortschaften des Dünrückens im Kreise Worbis, im Kreise Mühlhausen (Anteil), die von Faulungen (7,05 Mk. pro ha), Diedorf und Katharinenberg, im Kreise Duderstadt die auf der Platte zwischen Hahle und Eller (Langenhagen 10,92 Mk.) und im Landkreise Göttingen (Anteil) die auf der Bruchzone liegenden Ortschaften (Potzwenden 14,7 Mk.). Im Werratal ist der Reinertrag ein hoher (Grebendorf 47,88 Mk.) infolge des erwähnten guten Bodens.

Für das Jahr 1852 ergibt sich aus Becks[1] Angaben folgender Grundsteuerreinertrag für die einzelnen Kreise:

Heiligenstadt .	19,2	Mk. pro ha,
Worbis . . .	16,4	„ „ „
Mühlhausen .	21,2	„ „ „

Wegen der Kargheit des Bodens, die eine extensive Bewirtschaftung verlangt, und der Übervölkerung finden wir ein starkes Überwiegen des mittleren Grundbesitzes; infolge der weitgehendsten Teilbarkeit der Güter unter der Mainzischen Herrschaft ist eine sehr grofse Bodenzersplitterung eingetreten, die überall als ein grofser Mifsstand empfunden wird. Deshalb finden wir im Eichsfeld neben den vielen mittelgrofsen Besitzungen die enorme Menge kleiner Besitzungen unter 10 ha und besonders unter 5 ha. So z. B. berichtet Guthe,[2] dafs 1832 im Hannöverschen Eichsfeld 38,6 % dem Grundbesitz von unter 15 Morgen (= 3,75 ha) angehörten (im gesamten Königreiche Hannover 11,1 %). Dieser Übelstand ist auch jetzt noch fast der gleiche. Es entfallen im Kreise Heiligenstadt auf Betriebe von 10 bis 100 ha 16 %, auf den Kleingrundbesitz kommen 83 %, auf den Grofsgrundbesitz 0,5 %; entsprechend in den Kreisen Worbis, Mühlhausen und Duderstadt:

	Groß-	Mittel-	Kleingrundbesitz
Worbis . .	0,5 %	4,9 %	94,6 %
Mühlhausen	0,2 %	13 %	86 %
Duderstadt .	5 %	12 %	82,8 %

[1] Beck, Archiv a. a. O. S. 243.

[2] Guthe, a. a. O. S. 369.

Beck[1] gibt für 1852 folgende Verteilung an:

Kreise	Grofs-Grdbes. über 500 Morgen	Mittel-Grdbes. 50 bis 500 Morgen	Klein-Grdbes. 0 bis 50 Morgen
Heiligenstadt . .	0,3 %	10,8 %	88,9 %
Worbis	0,2 %	4,3 %	95,5 %
Mühlhausen . .	0,05 %	4,03 %	95,9 %

Betreffs der klimatischen Verhältnisse, von denen neben der Güte des Bodens der Betrieb der Landwirtschaft zumeist abhängig ist, siehe meine Dissertation.[2]

Kreise	Winterweizen		Sommerweizen		Winterroggen		Sommerroggen		Gerste	
	Anbaufläche % zum Ackerland	Ertrag vom ha 100 kg	Anbaufläche % zum Ackerland	Ertrag vom ha 100 kg	Anbaufläche % zum Ackerland	Ertrag vom ha 100 kg	Anbaufläche % zum Ackerland	Ertrag vom ha 100 kg	Anbaufläche % zum Ackerland	Ertrag vom ha 100 kg
1	2	3	2	3	2	3	2	3	2	3
Heiligenstadt	16	15,6	0,3	14,4	13	12,3	0,04	12,6	2	13,3
Worbis . .	10	16,5	0,4	13,6	23	14,3	0,01	9,2	4	16,6
Mühlhausen .	8	16,5	0,9	17,8	10	15,9	0,004	—	1	19,0
Eschwege .	15	16,7	0,4	16,7	20	13,3	0,004	—	2	17,8
Duderstadt .	12	18,7	0,2	17,2	24	15,0	—	—	2	14,4
Göttingen .	21	23,1	0,7	22,1	14	19,6	0,005	—	2	21,9
	Hafer		Kartoffeln		Klee		Luzerne			
Heiligenstadt	22	16,5	10	88,0	5	53,9	1	58,0		
Worbis . .	24	18,4	11	110,3	7	65,3	1	70,8		
Mühlhausen .	14	17,8	8	115,1	3	77,4	2	68,3		
Eschwege .	19	16,8	10	102,3	6	52,2	2	59,7		
Duderstadt .	29	16,4	15	127,0	7	51,1	0,5	48,9		
Göttingen .	21	25,9	9	118,4	6	63,6	1	59,9		

In den höher gelegenen Gegenden ist der Anbau von Roggen und Hülsenfrüchten im höchsten Grade unsicher, Gerste kann gar nicht gebaut werden. Der Getreidebau in diesen höheren Partien ist fast nur auf das dem Eichsfelde eigentümliche Gemengkorn (Weizen und Roggen gemischt), Hafer und Kartoffeln beschränkt. Aus der oben gegebenen Tabelle[3] über die Anbauflächen und Erträge der einzelnen

[1] Beck, Archiv a. a. O. S. 246.

[2] A. Nehmer, Beiträge zur Landeskunde des Eichsfeldes. Halle a. S. 1903. S. 23—27, 32 u. 33.

[3] Ergebnisse der Ermittelung des Ernteertrags im preufs. Staat für das Jahr 1902, Preufs. Statistik Bd. 165.

Früchte ist ersichtlich, dafs Kartoffeln vorwiegend in dem vorherrschend sandigen Boden aufweisenden Kreise Worbis angebaut werden, wo sie auch gut, besonders in regnerischen Jahren, gedeihen. Hierzu gesellt sich im Kreise Worbis als am meisten angebaut der Hafer (24 %) und der Winterroggen (23 %). Die niedriggelegenen Buntsandsteinflächen des Kreises Heiligenstadt haben ähnlichen Anbau, während dagegen auf der Höhenfläche der Winterweizen neben dem Hafer vorherrschend im Anbau ist; denn er gedeiht auch auf den höchsten Punkten noch gut, sichert hier sogar den Vorteil eines gröfseren Gewichtes.[1] Im Kreise Duderstadt sind Roggen, Hafer und Kartoffeln die wichtigsten Anbaufrüchte. Aufserordentlich ertragreich ist der meist 3 prozentige Rübenanbau, der in 100 kg vom ha im Jahre 1897 einen Ertrag von 171,82 Mk. im Kreise Worbis, 188 Mk. im Kreise Heiligenstadt, 176,67 Mk. im Duderstädter Kreise liefert.[2]

Von den Futterkräutern gedeiht der rote Klee, der weifsblühende Kopfklee und die Esparsette; die beiden letzteren werden besonders auf den Höhen mit gutem Erfolge angebaut. Hierzu gesellt sich dann noch die Luzerne.[3] Stark angebaut wird auf den Höhen der Winterrübsen.

Die milde Temperatur der Talkessel, besonders bei Eschwege und im Duderstädter und Worbiser Kreise, hat namentlich Tabaks- und Obstbau bedingt; letzterer wird mit dem gröfsten Erfolge im Werratal und im nördlichen Duderstädter Kreise betrieben. Es sind selbst auf den dem Getreidebau dienenden Feldstücken Obstbäume angepflanzt. Sogar in höheren Lagen kann man auf den nördlichen sterilen Berghängen recht gut gelungene Anpflanzungen sehen; aber die Erträge bleiben natürlich weit hinter denen der Obstkultur in den ersterwähnten Teilen zurück. Die Weinrebe wurde sogar in nicht unbeträchtlichem Mafse vom 10. bis 16. Jahrhundert angebaut.[4]

In der Viehhaltung hat das Eichsfeld seit seiner Zugehörigkeit zu Preufsen sowohl quantitativ als auch qualitativ grofse Fortschritte gemacht. In der folgenden Tabelle ist nebeneinander die Viehhaltung, bezogen auf 100 Bewohner, auf Grund der Zählung von 1897 (Preufs. Statistik Bd. 153) und der von Beck für Sachsen das Jahr 1843 betr. angegebenen (Archiv für Landeskunde der preufsischen Monarchie III.

---

[1] v. Wintzingerode-Knorr, Statistische Übersicht des Kreises Mühlhausen (nebst einem Band Beilagen). Mühlhausen 1866, S. 62.

[2] Preufs. Statistik Bd. 154 (Ernteertrag 1897).

[3] Beck, Archiv a. a. O. S. 124.

[4] v. Wintzingerode-Knorr, a. a. O. S. 23.

1856, S. 228—29) berechnet. Hinzugefügt sind für 1897 die diesbezüglichen Zahlen für den Landkreis Göttingen und den Kreis Duderstadt:

Kreise	Pferde		Rindvieh		Schafe		Schweine		Ziegen	
	1897	1843	1897	1843	1897	1843	1897	1843	1897	1843
Heiligenstadt .	7	6	27	16	42	44	45	14	19	6
Worbis . . .	6,5	6,5	29	17	53	77	51	13	25	8
Mühlhausen . .	6	6	33	16	62	61	53	11	21	5
Ldkr. Göttingen	10	—	46	—	83	—	73	—	24	—
Duderstadt . .	9	—	26	—	52	—	89	—	63	—

Während die Pferde sich in gleicher Anzahl gehalten, die Schafe eine geringe Verminderung erfahren haben, ist eine bedeutende Vermehrung des Rindviehes, besonders aber der Schweine und Ziegen eingetreten; und doch war 1847 die Bewohnerzahl gröfser als jetzt. Die Ziege, vornehmlich das Haustier der ärmsten Bevölkerungsklasse, wird in dieser grofsen Anzahl gehalten, weil sie mit geringem Futter vorlieb nimmt und an den vielen steilen Berghängen bei ihrer Geschicklichkeit im Klettern und Springen reichliche Nahrung findet.

Mineralische Gesteine werden im Eichsfeld nicht ausgebeutet. Unter dem Erzbischof Johannes II. von Mainz ist jedoch Bergbau auf Silber am Ohmgebirge betrieben worden, und zwar zwischen Worbis und Wintzingerode; er wurde aber nach wenigen Jahren wieder eingestellt, weil der Abbau nicht lohnte.

Die massenhaft vorhandenen Muschelkalksteine dagegen werden vielfach zum Pflastern und zu Chausseebauten, zum Kalkbrennen und als Baumaterial gebraucht. Neben dem Kalktuff wird der gebrannte Kalk als Dünger für die Felder verwertet. Der besonders im westlichen Eichsfeld (z. B. bei Arenshausen und am Fufse des Haustein) sich vorfindende harte mittlere Buntsandstein wird vorzugsweise als Baumaterial und zu Ornamenten verwendet. Die häufig im Buntsandsteingebiet, besonders im Hannöverschen Anteil, vorkommenden Lehmlager sind für die Ziegelindustrie wertvoll.

Es scheinen demnach die Verhältnisse für Industrie, abgesehen von der Wasserkraft der Bäche für die Mühlenindustrie, wenig günstig zu sein. Aber gerade wegen der Kargheit des Bodens, die eine starke Verdichtung hinderte, treffen wir eine bedeutende Industrie, besonders Spinnerei, Weberei, Strickerei, Wirkerei, Bleicherei, Färberei, Steinbruchbetrieb, Maschinenindustrie, Papier-, Leder- und vor allem Tabakfabrikation an. Die Handweberei ist in stetem Rückgange begriffen: 1889 waren im Kreise Heiligenstadt noch gegen 1000 Personen Weber

(zu $^2/_3$ auf dem Lande) vorhanden, im Kreise Worbis ungefähr 3000,[1] während 1895 nur noch etwas mehr als die Hälfte zu diesem Berufe sich rechnete. Mehr und mehr haben sich die Weber neue Berufe gewählt; der Handweberei widmen sich hauptsächlich nur noch ältere Personen, während die Mehrzahl der Weber während des Sommers und Herbstes sich in entfernteren Gegenden mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt oder das Bauhandwerk treibt. Doch kehrt die Arbeiterbevölkerung nach Einstellung der landwirtschaftlichen Arbeiten infolge ihres stark ausgeprägten konservativen Charakters wieder zum Webstuhle zurück. Die Wollweberei wurde zuerst in Gr. Bartloff 1692 betrieben. Sie verbreitete sich schnell über das Eichsfeld und florierte in Worbis, Ershausen, Küllstedt, Büttstedt, Bickenriede, Birkungen und Geisleden. Daneben entwickelten sich in dem Unter-Eichsfeld und einigen Teilen des Ober-Eichsfeldes,[2] welche sich zum Flachsbau eigneten, Leinwand-Weberei und Bleicherei. Alle Waren fanden starken Absatz nach Süden und Westen. Infolge des vernachlässigten Schulunterrichts unter der Kurmainzischen Herrschaft, die das Eichsfeld mit ängstlicher Strenge vom umliegenden Auslande abschlofs, um es vor allem dem katholischen Glauben zu erhalten, was natürlich dem umliegenden Auslande gegeneinen recht nachteiligen Einflufs auf die geistige und gewerbliche Ausbildung der Bevölkerung ausübte, wurde die Eichsfelder Wollen- und Leinwandindustrie beim Fortschritt der Zeit um so mehr betroffen. Auf dem einmal gewonnenen Standpunkt ohne Verständnis der sich ändernden Verhältnisse beharrend, fehlte dem Fabrikanten eine gründliche gewerbliche und kaufmännische Vorbildung, während die technische Ausbildung der Weber auf eine mechanische Abrichtung sich beschränkte.[3]

Aufser den schon angeführten wichtigen, industriellen Erwerbsquellen wären noch zu nennen die Korbfabrikation und die Strohflechterei, die ihren Sitz namentlich in Küllstedt, Wachstedt, Diedorf und Hildebrandshausen haben. Die angefertigten Waren sowie auch die meist in Küllstedt und Umgegend gewebten Flanelle und Teppiche werden im Hausierhandel verkauft.

Eine dem Eichsfelde ganz eigentümliche Erwerbsklasse ist die der Bettler; denn das von der Not gebotene Wandern sowohl der von Landwirtschaft sich ernährenden Bevölkerung, als auch der Hausierer wird zur Gewöhnung, zum Gewerbe. Kräftige Leute durchziehen, die Armut

[1] Neubert. Hausindustrie in den Regierungsbezirken Erfurt und Merseburg. Schriften des Vereins für Sozialpolitik XI (1889), S. 118.

[2] Neubert, a. a. O. S. 118.

[3] Beck. Archiv a. a. O., S. 154.

des Eichsfeldes vorschützend, das Land als Vagabunden. So finden wir denn auch in der Zählung 1895 im Kreise Heiligenstadt 52,4 pro 1000 Bewohner als ohne Beruf aufgeführt (s. Tabelle).

Aus der nachstehend angeführten Tabelle der Verteilung der Bewohner auf die einzelnen Erwerbstätigkeiten ergibt sich, dafs die Industrie bei weitem die vorherrschende ist und die Landwirtschaft weit zurückläfst, in den Kreisen Heiligenstadt und Worbis um $^1/_3$, während im Kreise Duderstadt die Industrie nur um ein wenig vorherrscht (23:20).

Von 1000 Personen der 1895 ortsanwesenden Bevölkerung gehörten an:

Kreise	Landwirtschaft	Forstwirtschaft	Industrie und Bergbau	Industrie der Steine u. Erde	Textilindustrie	Holz und Schnitzstoffe	Handel	Verkehr	Häusl. Dienste	Ohne Beruf
Worbis . .	380,7	8,7	430,5	39,6	111,3	20,0	82,8	18,2	4,8	26,8
Heiligenstadt	369,5	6,2	404,7	40,2	65,7	33,5	89,5	21,3	9,8	52,4
Mühlhausen .	414,0	7,8	442,9	16,0	236,8	19,7	64,6	10,1	13,0	23,7
Duderstadt .	400,7	4,0	402,6	9,2	19,5	28,2	98,3	—	11,0	36,8
Göttingen .	505,9	14,8	357,3	26,4	35,7	31,9	65,6	0,2	1,9	28,6
Eschwege .	396,0	8,7	399,5	14,5	20,5	28,0	63,2	37,6	17,6	35,0

In nachstehender Tabelle, die der Statistik des Deutschen Reiches Nr. 119 entnommen ist, ist die industrielle Bevölkerung in ihren untergeordneten Zweigen zur Darstellung gebracht (auf Grund der Zählung von 1895), bezogen auf 1000 Bewohner:

Kreise	Steinbrüche	Maschinenindustrie	Spinnerei	Weberei	Strickerei u. Wirkerei	Bleichen und Färberei	Papierfabrikation	Lederfabrikation	Tabakfabrikation
Worbis . .	8,5	5,6	3,3	483,0	2,6	6,9	—	0,5	137,5
Heiligenstadt	37,8	15,4	21,6	171,8	6,4	6,9	17,7	6,2	238,8
Mühlhausen . Stadt- u. Landkr.	3,4	149,0	122,8	689,3	144,6	98,4	—	37,7	132,3
Duderstadt. .	—	2,6	56,7	56,2	2,1	4,3	5,1	2,1	101,4
Göttingen . .	6,8	8,7	19,1	106,6	1,7	—	48,9	35,2	36,7
Eschwege .	7,2	4,3	12,2	83,7	14,8	5,0	31,5	49,8	193,1

Die natürliche Zunahme der Bevölkerung übersteigt die des Deutschen Reiches (10 $^0/_{00}$); sie beträgt:

		Geb.	Todesf.
im Kreis Heiligenstadt	11,21 $^0/_{00}$	(38,65 bis	27,44 $^0/_{00}$).
„ „ Worbis	11,2 „	(38,8 „	26 „),
„ „ Mühlhausen	11,4 „	(36,5 „	25,1 „).

Die durchschnittliche Volksdichte des Eichsfeldes beträgt 89, bei Ausscheidung des Waldes 117.[1] Der Kreis Duderstadt zeigt die stärkste Verdichtung (112); ihm folgen Kreis Heiligenstadt mit 99, Worbis mit 91, Mühlhausen (Anteil) mit 91, Eschwege mit 90, Witzenhausen (Anteil) mit 66, Landkreis Göttingen (Anteil) mit 59 und Kreis Osterode (Anteil) mit 52. Von den 200 Orten des Eichsfeldes haben:

42 Orte weniger als 200 Einwohner,
68 „ 201 bis 500 „
59 „ 501 „ 1000 „
31 „ über 1000 „

Auf die einzelnen Kreise, bez. Kreisanteile, verteilen sie sich folgendermafsen:

Kreise	Orte mit weniger als 200 Einw.	Orte mit 201 bis 500 Einw.	Orte mit 501 bis 1000 Einw.	Orte mit über 1000 Einw.
Heiligenstadt	18	34	13	6
Worbis	10	14	22	13
Mühlhausen	3	1	9	3
Eschwege	3	1	4	1
Witzenhausen	4	2	—	1
Duderstadt	—	8	7	5
Landkr. Göttingen	4	7	4	—
Osterode	—	1	—	2

Die Verteilung der Städte, Landgemeinden, Gutsbezirke und Haushaltungen ist für die drei Hauptkreise Heiligenstadt, Worbis und Duderstadt folgende:

Kreise	Städte	Landgem.	Gutsbezirke	Haushaltungen	Haushalt pro Kopf
Heiligenstadt	2	67	21	8383	0,22
Worbis	1	50	25	9183	0,21
Duderstadt	1	29	—	5634	0,28

In den sächsischen Kreisen Heiligenstadt, Worbis und Mühlhausen war auf Grund der Angaben Messows („Topographisch-Statistisches Handbuch des preufsischen Staates, Berlin 1846“) die Bevölkerungsdichte für 1846 95 (101 265 Gesamtbevölkerung).[1] Diesem Mittel kam das im Kreise Heiligenstadt mit 94,4 nahe, während der Kreis Worbis mit 91,5 darunter blieb und der Mühlhäuser Kreisanteil mit 104 um

[1] Genauere Angaben siehe Dissertation.

9 Einheiten darüber hinausging. Wir sehen hieraus, dafs die Bevölkerungsziffer in dem Zeitraum 1846 bis 1900 in Abnahme begriffen gewesen ist. Im sächsischen Eichsfeld hat sie sich um 3,7 % vermindert:

im Kreise Heiligenstadt um 3,7 %,
„ „ Worbis „ 1 %,
„ „ Mühlhausen „ 11,7 %.

Von den 146 Ortschaften dieser drei Kreise zeigen seit 1846 nur 37 eine Zunahme, 107 dagegen eine Abnahme:

	Abn.	Zun.
Kreis Heiligenstadt	15,	56,
„ Worbis	19,	37,
„ Mühlhausen	3,	14.

Während die städtische Bewohnerzahl (Heiligenstadt, Dingelstedt, Worbis) in dem Zeitraume 1846 bis 1900 von 9556 auf 13175, also um 3619 oder 38 % stieg, zeigt die Landbevölkerung eine Abnahme von 85912 auf 78845, also um 7067 oder 8 %. Von der städtischen Bevölkerungszunahme kommt die stärkste, absolut wie prozentuell, auf die aufstrebende Hauptstadt des früheren Fürstentums, Heiligenstadt. Die Jahre von 1846 bis zur Gründung des Deutschen Kaiserreiches haben noch weit gröfsere Verminderung der Bevölkerung aufzuweisen. Von 1871 zeigen die Statistiken in den ersten nachfolgenden Jahren im allgemeinen einen Stillstand und späterhin ein Zunehmen der Bevölkerung:

	1871	1885
Kreis Heiligenstadt .	36705	41709,
„ Worbis . . .	39883	44553.

Das Eichsfeld als Durchgangsgebiet für den Verkehr.

Die Betrachtung einer Höhenschichtenkarte Thüringens, Hannovers und Hessens oder ein Vergleich der orometischen Werte würde das Eichsfeld als eine Gebirgslücke zwischen dem Thüringerwald und Harz erkennen lassen. Als ein Glied Thüringens, dessen geographische Lage in der Mitte Deutschlands dieses zu einem wichtigen Durchgangsland für Handel und Verkehr zwischen Nord und Süd, West und Ost gemacht hat, nimmt das Eichsfeld eine vorteilhafte Lage zu allen den Verkehr beeinflussenden Verhältnissen ein. Zu diesem Vorteil gesellt sich die fast ebenso wichtige Buchtenlage innerhalb Thüringens. Seine zentrale Lage, seine Buchtenlage, seine im Vergleich zu den Nachbargebieten geringe Höhe, diese Vorzüge haben es seit uralter Zeit zu einem

Durchgangsgebiet für die Handelsstrafsen gemacht, die Nordwest-Deutschland mit Thüringen und weiterhin mit Süd-Deutschland verbinden.

Die gute Wegsamkeit dieses nordwestlichen Thüringens erstreckt sich aber nicht allein in meridionaler Richtung, auch von Osten nach Westen ist es in ausgezeichneter Weise erschlossen. Die Höhenzüge markierende Muschelkalkaufbauschung reicht nicht bis an den Südharz und überschreitet zusammenhängend auch nicht die Wipper und Leine; infolgedessen ist es ermöglicht, Thüringen am Nordrande der Muschelkalkplatte zu durchqueren und das Hessische Bergland zu erreichen, dessen Durchbrüche zur Lahn und Mosel führen, sodafs also eine natürliche Verbindung zwischen Südwest-Deutschland und dem flachen Nordosten geschaffen ist.

Aufser diesen Strafsenzügen sind noch die Verkehrswege in Betracht zu ziehen, die von den Niederlanden und dem westlichen Deutschland über Kassel teils nach Thüringen, teils nach Süd-Deutschland führen. Eine nähere Kenntnis dieser Verbindungsstrafsen, die seit alters her Handel wie Heeren dienten, ist sowohl für die politische wie auch für die Kulturgeschichte von hoher Bedeutung.

Wir wollen nun diese Strafsen, die besonders für die ältere Zeit der deutschen Geschichte so wichtig waren, in ihrer Abhängigkeit von der Bodengestaltung und sonstigen Verhältnissen betrachten. Erst durch die Aufzeichnungen einiger Schriftsteller über Kriegszüge, über die Reiseroute von Fürstlichkeiten und anderen hervorragenden Persönlichkeiten, durch die Anlage von Klausen (daher die vielen Klausberge), von festen Punkten, von Kapellen und Lagerstätten an diesen Strafsen, Siedelungen an Flufsübergängen sind diese Strafsen rekonstruiert und von Landau[1] und Heller[2] näher festzustellen gesucht worden.

Verlauf und Höhenlage der Durchgangsstrafsen.

Trotzdem im Mittelalter im allgemeinen die Strafsen in gerader Richtung von einem gröfseren Ort zum andern zogen, also oft schnurstracks über die Berge gingen, entgegen den modernen Strafsenanlagen, so waren in unserm Gebiet Einschnitte in die von den Strafsen zu überschreitenden

---

[1] Landau: a) Die Strafsen aus den Niederlanden und vom Niederrhein nach Leipzig und Nürnberg (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Gesch.- u. Altertumsver. 1862, Seite 47—50; b) Beiträge zur Geschichte der alten Heer- und Handelsstrafsen in Deutschland (Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. von Joh. Müller und Joh. Falke 1856, S. 383a—404, 575—591, 638—665.

[2] Heller, Die Handelswege Innerdeutschlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert und ihre Beziehung zu Leipzig. Neues Archiv f. sächs. Gesch. (1884) V, S. 71ff.

Höhenrücken und -platten von maſsgebender Bedeutung. Obgleich das Eichsfeld keine unübersteigbaren Höhen aufweist, die Platten und Rücken eine sehr geringe Schartung haben, so ist doch bei Überschreitung von Höhen der zweckmäſsigste, der Bodenform angepaſste Übergang gewählt worden.

Durch den Westen des Eichsfeldes zog eine Verbindungsstraſse der Hansestädte mit Nürnberg, und zwar trat sie, die Leine bei Niedergandern überschreitend, in einer Höhe von 192 m ein; sie nahm dann von Hohengandern ihren weiteren Verlauf in der natürlichen groſsen Eichenberg-Gothaer Senke. Am Westfuſs des Bellberges verlief sie in 308 m Höhe, um dann dem Hasenwinkel zuzustreben und den Höheberg in 385 m Höhe zu überschreiten. Wahlhausen erreichte sie in 145 m Höhenlage. Im Werratal aufwärts steigend zeigte sie in Allendorf eine Höhe von 150 m. Hier überschreitet sie die Werra und teilt sich bei Sooden in zwei Arme, die nach Hessen hineinführen.

Eine andere Verbindungsstraſse zwischen den Hansestädten, Thüringen und Süddeutschland durchschnitt die Mitte des Eichsfeldes in ziemlich meridionaler Richtung. Von Osterode kommend überschritt sie die Oder bei Wulften in einer Höhe von 153 m, folgte dann den Fluſstälern der Oder abwärts und dem der Hahle aufwärts, selbst die sehr niedrige (160 m) nordwestliche Spitze des Rotenberges umgehend; in Gieboldehausen erreichte sie 149 m Höhe, weiterhin fluſsaufwärts in Duderstadt 175 m. Von hier nahm sie ihre Fortsetzung über den Rotenberg durch die einzige Scharte, in 402 m Höhenlage westlich der höchsten Erhebung dieses Höhenzuges, in der innersten Ecke der vom Rotenberg und dem nach Norden sich abzweigenden Questenberg gebildeten Bucht, um dann Heiligenstadt zu gewinnen. Weiterhin führte diese groſse Straſse das Geisledetal aufwärts und überschritt den 464 m hohen Paſs zwischen Kreuzeberhöhe und Angerberg, um damit ins Unstrutgebiet gelangt zu sein. In Dingelstedt fand eine Scheidung in einen östlichen und einen westlichen Arm statt; beide trafen sich wieder in Eisenach. Jener ging über die Dingelstedt im Südosten umschlieſsenden Hügel und verlieſs das Eichsfeld bei der Lengefelder Warte in 367 m Höhe (südsüdwestlich von Helmsdorf), um über Mühlhausen Eisenach zuzustreben. Der zweite Arm führte von Dingelstedt über Küllstedt, Struth ebenfalls nach Eisenach. Als echte Heer- und Handelsstraſse hielt sie auf der Platte gleichmäſsig hohe Punkte inne; so lief sie auch nicht Diedorf oder Heyerode an, die schon nicht mehr direkt auf der Platte liegen, sondern ging zwischen beiden hindurch über die 420 m hohe Wasserscheide der beiden Bachtäler, in denen Diedorf resp. Heyerode liegen.

Sie zeigte im Eichsfeld folgende ziemlich gleiche Höhen: kurz vor Küllstedt oder nordwestlich des Ochsenkopfes 450 m, beim Austritt aus dem Dorfe Strut 470 m, dann zwischen dem Rhode- und dem Burghügel bei Eigenrieden 474 m.

Von dieser fast meridional verlaufenden Durchgangsstrafse zweigten sich in Duderstadt vier Strafsen ab. Eine verlief durch das Brehmetal und durch den Pafs am Sonnenstein in 406 m Höhe ins Helmegebiet nach Gr. Bodungen und weiter nach Nordhausen. Eine andere Heerstrafse führte in südöstlicher Richtung nach der Nordwestecke des Ohmgebirges, zwischen Wehnde und Tastungen über die Wehnder Warte (359 m) verlaufend. Die Lücke zwischen Ohmgebirge und der Lindenbergplatte schrieb ihren weiteren Verlauf vor; sie überschritt die Wasserscheide zwischen Hahle- und Wippergebiet in 331 m kurz vor Worbis. Von Worbis lief sie über die Wasserscheide des Elb- und Wesergebietes hin, im grofsen und ganzen in derselben Höhe. Bei Annäherung an den Dün stieg sie allmählich und erreichte mit Kallmerode 376 m Höhenlage. Im obersten Ohnetal aufwärts ziehend überschritt sie den Dünrücken in einer Höhe von 427 m, um dann nach Dingelstedt (335 m) hinabzusteigen. Eine „Poststrafse“ lief von Duderstadt über Etzenborn, Bischhagen, Schachtebich und nordwestlich des Rusteberges zum Leinetal.

Diese Strafsen waren schon Jahrhunderte lang nach der freien Wahl der Kaufleute und der Fuhrleute befahren worden. Jedoch trat 1569 hierin eine Veränderung ein. Die niederländischen Unruhen veranlafsten damals die Nürnberger, ihre Faktoreien, welche sie bisher in Antwerpen gehabt hatten, nach Hamburg zu verlegen. Dadurch wurden beide Strafsen viel belebter, und alle nach Thüringen und Süddeutschland, besonders nach Nürnberg bestimmten englischen Waren, welche früher über Antwerpen gegangen waren, nahmen nun diese Richtung zum Nutzen der daranliegenden Ortschaften und Lande. Auch die während des Mittelalters nach Rom ziehenden Skandinavier gingen, wenn sie sich nicht nach dem Rheine wendeten, über Lübeck, Lüneburg, Braunschweig, Goslar, Osterode, Duderstadt, Heiligenstadt, Mühlhausen, Eisenach usw.[1]

In westöstlicher Richtung wurde das Eichsfeld von zwei vielbesuchten Völkerstrafsen durchschnitten, resp. im SW. berührt. Der einen Heerstrafse, „Hohe Strafse“ genannt, wurde ihr Weg angewiesen durch das Wipper- und Leinetal. Sie war immer eine der wichtigsten deutschen

---

[1] Landau, Korrespondenzblatt a. a. O. S. 56.

Heerstrafsen, die grofse mittlere Verbindungsstrecke der Elbe mit dem Rhein, die von Magdeburg, den Harz umziehend, nach Nordhausen ging, von hier die Wipper erreichte, dieselbe bis zur Quelle und dann die Leine bis Arenshausen begleitete; im Westen der malerischen Berggruppe, welche das vielfach zersplitterte Westende der Ober-Eichsfelder Muschelkalkplatte darstellt, stieg sie durch die Senke zwischen Eichenberg und Arnstein ins Tal der Werra nach Witzenhausen hinab. „Hohe Strafse" wurde sie deshalb genannt, weil sie wie auch andere nicht die unwegsamen, sumpfigen Flufsniederungen, so besonders die der Wipper, aufsuchte, sondern solche Wege, die festen Untergrund gewährten. Die Talwege waren natürlich bei nassem Wetter nicht immer zu befahren, und daher war man bemüht, die nächsten Hügel zu gewinnen, wo der Boden schon von Natur fest und durch den schnelleren Ablauf des Regen- und Schmelzwassers auch trocken war. Auch unsere Strafse zog nicht direkt an der Wipper aufwärts, sondern wandte sich von Sollstedt aus auf die rechtsseitigen Hügel am Nordrand des Dün. Aus der 254 m Höhenlage in Sollstedt stieg die Strafse nach Rehungen zu 323 m an, um dann in ungefähr derselben Höhe nach Deuna zu ziehen. Auf dieser Strecke war ihr höchster Punkt zwischen Rehungen und Vollenborn, 371 m. Von Deuna verlief sie sodann über Rüdigershagen, Birkungen, Beuern nach Heiligenstadt. Ihre höchste Lage war auf der Wipper-Leine-Wasserscheide (mit 352 m), letztere in einer Lücke zwischen 359 m und 378 m hohen Bergen übersteigend. Von Beuern (319 m) über Heiligenstadt (248 m) nach Arenshausen (198 m) schmiegte sie sich an die Leine an infolge der eng aneinandertretenden steilen Gehänge. Folgende Höhen erreichte sie auf ihrer letzten Strecke im Eichsfeld, von Arenshausen nach Witzenhausen (132 m): Hohengandern, wo sie die zuerst erwähnte Strafse kreuzt, 216 m, 298 m beim Überschreiten des Nordwestendes der Langen Holzplatte am Ottenberg, am Nordwestfufse des Arnstein 222 m.

Nicht selten wurde im 16. Jahrhundert von den sächsischen Fürsten die Mühlhäuserstrafse, die zweite westöstliche Durchzugsstrafse eingeschlagen, der sogenannte „Hessenweg", der von Erfurt über Mühlhausen, Eigenrieden, Katharinenberg, Wanfried und Eschwege nach Hessen hineinführt. „Diese Strecke war ein Teil des von Leipzig über Mühlhausen, Wanfried, Kassel und Köln nach den Niederlanden führenden Handelsweges, der durch ein Zugeständnis des Kurfürsten August am 4. August 1560 den Fuhrleuten freigegeben wurde."[1]

[1] Heller, a. a. O. S. 19.

Bei Eigenrieden trat sie mit 479 m Höhe auf die Eichsfeldplatte durch den Mühlhäuser Landgraben, folgte dann der schon besprochenen Strafse eine Strecke bis zum Rumrod (473 m), um an dessen nordwestlichen Abhang entlang Katharinenberg zuzustreben. Den weiteren Verlauf schrieb das auf Wanfried führende Tal vor. Bei Katharinenberg zweigte sich in 404 m Höhe die sogenannte „Butterstrafse"[1] nach Langensalza ab; sie zog durch die niedrige Mulde zwischen Dörnerberg und Sengelsberg hin, die Eisenacher Strafse im höchsten Muldenpunkt (410 m) schneidend; von Heyerode das nach Osten in den Hainich eingeschnittene Tal aufwärts verfolgend, überschritt sie den Hainich, um dann ihren Weg auf Langensalza zu zu nehmen. Dieser Weg wurde in einem Vertrage zwischen Mainz und Hessen vom Jahre 1572 ein „neuer Weg" genannt und durch Vertrag vom Jahre 1583 zur Geleitsstrafse erhoben,[1] eine Benennung infolge der von den Handelskarawanen mitgeführten Bedeckung.[2]

Eine sogenannte „Kaiserstrafse" führte von Mühlhausen nach Nordhausen, und zwar, wiederum charakteristisch, den Rücken des Dün und der Hainleite entlang, so ihren Zweck am besten erreichend. Sie führte auf allmählich ansteigendem oder fast ebenem Terrain über Gr. Keula (423 m) und Friedrichsrode (404 m) im Eichsfeld hin; bei letzterem Orte hatte sie allerdings ein, wenn auch nicht tief eingeschnittenes Tälchen zu überwinden. Ihr höchster Punkt war 467 m auf der Mitte zwischen beiden letztgenannten Orten.

Diese besprochenen Heer- und Handelsstrafsen, die der Mensch bei der Auswahl der vorhandenen Möglichkeiten im Laufe der Zeit als seinen Zwecken am dienstlichsten festgelegt hat, sind fast in ihren sämtlichen Teilen im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts zu chaussierten Strafsen ausgebaut worden. Nur ist die Wipper-Leine-Talstrafse, in ihrem Anfang von ihrer hohen Lage am Fufse des Dün entlang in niedriger gelegenes Gelände als Chaussee gelegt worden, gleichzeitig mit der Absicht, auch die Stadt Worbis zu berühren. So ist die Chaussee von Sollstedt, die wenig Steigung aufweisenden und entsumpften Talsohlen der Wipper und des Rhinbaches benutzend, über Breitenworbis und Kirchworbis nach Stadt Worbis entstanden. Hier schlofs sie sich der alten Strafse Worbis-Dingelstedt bis Leinefelde an, um dann Beuern zu erstreben und der alten Fährte zu folgen. Im grofsen und ganzen ist

---

[1] Landau, Beiträge a. a. O. S. 581.

[2] Reischel, Beiträge zur Ansiedelungskunde von Mittelthüringen. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde, Halle a. S. 1885, S. 108.

sie bis Worbis in 260 bis 300 m Höhe gelegen, erst in Worbis selbst zu 328 m ansteigend. Sie verläuft also im Wippergebiet im allgemeinen gegen 35 m tiefer als die „Hohe Strafse“.

In Ansehung der grofsen Handelsbeziehungen zu Mühlhausen ist Worbis und mit ihm Duderstadt in fast geradliniger Verlängerung der Strafse Duderstadt-Worbis mit der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen durch eine Chaussee über Gernrode, Nieder-Orschel, Rüdigershagen, wo sie die Hohe Strafse schneidet und ein natürlicher Aufstieg zur Dünplatte infolge einer hier vorhandenen kleinen Lücke im Nordrande derselben gegeben ist, und Hüpstedt verbunden worden. Beim Übersteigen des Dün erreicht sie ihre höchste Höhenlage von 474 m.

Die Strafse Mühlhausen-Heiligenstadt findet nach NW. eine Fortsetzung durch die von Heiligenstadt über Siemerode, Bischhagen, Bremke nach Göttingen führende Chaussee als die kürzeste Verbindung Göttingens mit Heiligenstadt und Mühlhausen.

In fast geradliniger Richtung, ungefähr senkrecht zur westöstlichen Strafse, ist Heiligenstadt mit Wanfried durch eine chaussierte Strafse verbunden. Nach Hinaufwindung auf die Muschelkalkplatte südlich von Heiligenstadt durch eine Einkerbung hat sie die Schwierigkeit des Terrains überwunden und läuft nach ihrem Abstieg bei Bernterode die Täler der Rosoppe und Frieda über Martinfeld, Ershausen und Gr. Töpfer abwärts, um sich bei Eintritt ins Werratal auf Wanfried und Eschwege zu zu gabeln. Im Heiligenstädter Forstbezirk und der Kalteneber Flur erreicht sie ihre höchsten Punkte von 462 m beim Forst- und Chausseehaus und auf der Kalteneberklufs 481 m, hier gegen 110 m höher verlaufend als bei Eintritt in das Dorf Bernterode.

Von der Wipper-Leine-Talstrafse zweigt sich bei Uder in 233 m Höhe die nach Allendorf ziehende Strafse ab. Dieser mittlere der drei Heiligenstadt mit dem oberen Werratal verbindenden Verkehrswege benutzt zuerst das Asbachtal, überschreitet dann den zwischen dem Erpelsberg und Lengenberg gelegenen, 329 m hohen Pafs mit der Lenteroder Warte bei Wüstheuterode, um dann in einem Nebental des Walfetales letzteres bei Vatterode zu erreichen und dem Werratale zuzustreben.

Im oberen Eichsfeld wäre dann noch als wichtige Strafse die zu nennen, welche das Friedagebiet mit dem der obersten Unstrut verbindet. Sie zweigt sich bei Geismar in 206 m Höhe von der Heiligenstadt-Wanfrieder Strafse ab, zieht die Lutter aufwärts und dann über den Westerwald nach Wachstedt und weiter nach Dingelstedt. Als höchste Punkte weist sie auf: 500 m, der höchste Punkt des Wester-

waldes, den sie bei 310 m Höhe zu ersteigen sich anschickt, und 492 m auf der Finkenwarte, östlich von Wachstedt.

Von der das Eichsfeld in der Mitte ungefähr meridional durchziehenden grofsen Heer- und Handelsstrafse zweigt sich in Gieboldehausen eine wichtige, nach dem Helmegebiet (Stöckey) ziehende Strafse ab. Sie benutzt das Ruhme- und Ellertal, sowie zur Überschreitung der Eichsfelder Grenzhöhe den bei Weifsenborn von einem Nebenbach der Eller herausgebildeten Pafs zwischen dem Iberg im Norden und den nordöstlichen Ausläufern des Sonnensteins im Süden und weiter östlich die niedrigst gelegene Stelle (289 m) zwischen Eller- und Helmegebiet. Bei Rüdershausen trennt sich die Strafse nach dem Odergebiet ab, die durch den natürlichen, von der oberen Ruhme und dem ihr aus NO. zufliefsenden Bach geschaffenen Querdurchbruch des Rotenberges zieht. Sie tritt in dieses Quertal bei Ruhmspringe mit 155 m Höhe ein und verläfst es vor Pöhlde in 210 m Höhe. Ihre höchste Höhenlage ist ungefähr 200 m entfernt von der letztgenannten Stelle, und zwar 219 m.

Alle diese Durchgangsstrafsen, die früher mehr oder weniger dem Durchgangsverkehr dienten, traten im Laufe der Zeit diese Bedeutung an die Eisenbahnen ab und stehen heute nur noch im Dienste des Lokalverkehres. Besonders die zuerst besprochenen hatten es verursacht, dafs unser Land in früherer Zeit eines der blühendsten und damit der reichsten war. Ein lebhafter und umfangreicher Zwischenhandel, besonders mit fremdländischen Waren, wurde getrieben. Dies war sogar noch der Fall, als im 16. Jahrhundert die Vermittlerin des Handels der Hansestädte mit Nürnberg und Augsburg, Erfurt, durch das östlicher gelegene Leipzig überflügelt wurde, womit jener uralte Handelsweg durch das Eichsfeld seine grofse Bedeutung verlor und ein neuer, kürzerer Weg zwischen Leipzig und den Hansestädten, die Hamburg-Magdeburger-Strafse an seine Stelle trat.[1]

Die Eisenbahnen.

Im allgemeinen ist zu beobachten, dafs die Schienenwege dieselben Linien benutzen wie die alten Fahrstrafsen. Nur in einem Falle ist allerdings von diesem Prinzip abgegangen und hat durch Anwendung grofser technischer und finanzieller Hilfsmittel zum Ausbau einer Kunstlinie geführt.

Der ostwestlich gerichteten Strafse folgt die entsprechende Linie der Eisenbahn Halle—Nordhausen—Kassel. Diese Verkehrslinie, deren 73,4 km lange Teilstrecke Nordhausen—Eichenberg 1866 eröffnet wurde

[1] Guthe, a. a. O. S. 375.

und die lange Zeit neben der Thüringischen Bahn die einzige Verbindung zwischen Berlin und der oberrheinischen Tiefebene darstellte, tritt westlich von Wülfingerode in das Eichsfeld ein in 269 m Höhe, zieht sich dann im Wippertal aufwärts bis zur Mündung der Ohne, um dann links abzuzweigen und ihren Weg in gerader Richtung auf Leinefelde an Hausen vorüber unter vorheriger Benutzung eines Nebenbachtales der Ohne zu nehmen. Wie auf der beigefügten Höhenschichtenkarte zu ersehen ist, sucht sie das niedrigste Terrain auf, um die bedeutende Wasserscheide zu überschreiten. So wählt sie die bei Leinefelde mit 348 m niedrigst gelegene Stelle des Leinefelder Höhenrückens; auch hält sie sich so weit als möglich auf der 250 bis 300 m Höhenschicht. Von Leinefelde aus läuft sie nahe der Leine hin und sucht so bald als möglich wieder die 250 bis 300 m Schicht auf und westlich von Heiligenstadt die nächst niedrigere. Der Bahnhof von Arenshausen weist eine Höhe von 223 m auf. Auf dieser 28,4 km langen Strecke Leinefelde — Arenshausen beträgt also der Unterschied des höchsten und niedrigsten Punktes 125 m, also ist ein durchschnittliches Gefälle von 4,4 m auf 1 km vorhanden, während auf der zuerst erwähnten 12 km langen Strecke Wülfingerode — Leinefelde ein durchschnittlicher Anstieg von 6,5 m pro km zu überwinden ist (77,9 m Maximalhöhendifferenz). Der von Arenshausen weiter westliche Verlauf dieser bedeutenden, das westliche Mittel-Deutschland ungefähr ostwestlich durchquerenden Bahnlinie ist bedingt durch die Senke bei Eichenberg und das Werratal. Auf dem Bahnhof Eichenberg erreicht sie die Höhe von 242 m, hat also von Arenshausen eine Steigung von 19 m auf 3,2 km zu überwinden, mithin eine durchschnittliche von 5,9 m auf 1 km.

Hier in Eichenberg kreuzt sie sich mit der Mitteldeutschland meridional durchziehenden Eisenbahn Göttingen — Bebra. Diese westliche Randbahn Thüringens benutzt in diesem zerstückelten Westteil in zweckmäfsigster Weise von Eichenberg aus zunächst zwei kleine Täler und nach der 231 m langen Tunnelierung des 279 m sich erhebenden Hessenkopfes bei Neu-Seesen das Neu-Seesenertal, um dann bei dem Werra-Hufeisen auf die linke Seite der Werra überzutreten, diese bis Niederhohne zu begleiten und dann ins hessische Bergland abzuzweigen. Die Differenz der Höhe des Bahnhofs Eichenberg und ihres niedrigsten Punktes im Eichsfeldischen Gebiet (146 m kurz vor dem Übergang über die Werra) beträgt 96 m, also die durchschnittliche Steigung auf dieser 7,6 km langen Strecke 12,6 m auf jedes Kilometer.

Als Elsafs-Lothringen wieder an das Deutsche Reich angegliedert wurde, war die Notwendigkeit gegeben, das Lothringer Stufenland

durch einen Schienenweg mit dem NO. zu verbinden. Dies geschah durch den Bau der in ihrer Teilstrecke Leinefelde—Eschwege 1880 vollendeten Kanonenbahn Berlin—Metz, die sich von der Berlin—Kasseler Bahn bei Leinefelde abzweigt und deren weiterer Verlauf durch eine der mannigfachen Durchbrüche des hessischen Waldgebirges und weiter durch das Lahn- und Moseltal eine natürliche Wegrichtung vorgezeichnet ist. Von Leinefelde sucht sie den geologischen und orographischen Einschnitt in den Dün bei Birkungen auf, die für einen Übergang über letzteren geeignetste Stelle. Wie auf der Höhenschichtenkarte ersichtlich, nähern sich hier die 350 bis 400 m Höhenschichten des Nord- und Südrandes des Dün auf nur $^1/_3$ km. Die Bahn gelangt daher in nur 402,8 m Höhenlage über diese Platte in das Unstrutgebiet, nach Dingelstedt. Diese Stadt umzieht sie aber in einem nach SO. offenen Bogen, um möglichst in derselben Höhenlage (ungefähr 385 m) zu verlaufen, nicht einen steilen Anstieg und damit grofse Kraftnutzung erforderlich zu machen. Um in das oberste Luhnegebiet zu gelangen, wählt sie sich die bei Küllstedt gelegene schmalste Stelle (nur 228 m breit) der über 418 m sich erhebenden Höhenstufe. Südöstlich und nordwestlich verbreitert sich diese Höhenschicht gewaltig. Nach Überbrückung der Luhne tritt sie in einen 1,463 km langen Tunnel in 417 m Höhe ein, um in derselben Höhe das Lutterbachtal und damit das Werraflufsgebiet erreicht zu haben. Sie läuft hoch am linken Abhang der Lutter talabwärts mit Benutzung von drei kleinen Tunnels und stattlicher Brücken, bis sie nach Durchlaufen des Tunnels im Gebirgsstock zwischen Entenberg und Schlofsberg sich nach Lengenfeld, also das Friedatal aufwärts, wendet, um hier nach einer grofsartigen Brückenüberführung am linken Gehänge der Frieda flufsabwärts ihre Richtung zu nehmen. Bald hinter Gr. Töpfer tritt sie auf die rechte Flufsseite und in 212 m Höhe in einen 1,08 km langen Tunnel, nach dessen Durchlaufen sie am Südrand des Goburg-Gebirgsstockes bis Grebendorf verläuft, um hier in gerader Richtung auf Eschwege zu sich zu wenden, und von dort weiter nach Niederhohne. Beim Übergang über die Werra hat sie nur noch eine Höhe von 161 m. Der Bahnhof Lengenfeld liegt 285 m hoch, so dafs also auf dieser 14,3 km langen Strecke die Höhendifferenz 124 m beträgt, folglich der durchschnittliche Anstieg 8,7 m auf 1 km. Die entsprechende Steigung auf der 13 km langen Strecke Lengenfeld—Küllstedt ist 9,2 m. Der Bahnhof Küllstedt liegt in 405 m Höhe; 58,9 m höher als das Dorf Gr. Bartloff ist der Bahnhof (242 m) angelegt. Auf der noch übrigen 18 km langen Strecke, deren höchsten Punkt die schon erwähnte Stelle nordöstlich von Küllstedt (425 m) und deren tiefsten Punkt der Anfangs-

punkt auf dem Bahnhof Leinefelde (344 m) aufweist, beträgt der gröfste Unterschied der Höhen 81 m. Die ganze 46 m lange Strecke Leinefelde — Eschwege zeigt eine höchste Höhendifferenz von 264 m; ihr höchster Punkt liegt in 425 m Höhe nordöstlich Küllstedt und ihr tiefster beim Werraübergang in 161 m.

Von dieser Kanonenbahnlinie zweigt sich kurz vor der Station Dingelstedt die 1870 eröffnete Bahn Leinefelde — Gotha ab. Mit dem Unstruttal senkt sie sich allmählich ins Mühlhäuser Becken. Ihre durchschnittliche Steigung beträgt auf der 5,0 km langen Strecke vom Mühlhäuser Landgraben bis zur Abzweigung 15,2 m pro km, ist also eine recht beträchtliche. Der tiefste Punkt, im Durchgang durch den Mühlhäuser Landgraben (326,8 m) und ihr höchster an der Abzweigung differieren um 76 m.

Die nordnordwestliche Fortsetzung dieser Gotha — Mühlhausen — Leinefelder Bahn bildet die Leinefelde — Wulftener Bahnlinie, von der die 21 km lange Strecke Wulften — Duderstadt als Teil der 1868 eröffneten Harzrandbahn Northeim — Nordhausen schon 1889 fertiggestellt war, während der 19 km lange Rest Leinefelde — Duderstadt erst Ende der 90er Jahre hinzugefügt wurde. Sie beginnt bei Wulften in 155 m Höhe, wendet sich nach Überschreitung der Oder das Ruhmetal aufwärts bis Gieboldehausen, von wo ab ihr dann das Hahletal ihre Richtung anweist. Sie nützt das Gelände vorzüglich aus, indem sie stets die tieferen Stellen bevorzugt. So sehen wir sie auch auf der Hohenschichtenkarte immer erst in der innersten Ecke einer Stufe in die nächsthöhere übergehen. Die Lücke zwischen dem Klien und dem Ohmgebirge schreibt ihr den Weg ins Wippergebiet vor, um nach Umgehung des Nordostendes des Klien bei Worbis an dessen südöstlichen Fufs entlang Leinefelde zu erreichen. Auf dieser letzten Strecke liegt in einer kleinen, muldenförmigen Vertiefung nordöstlich von Breitenbach ihre höchste Stelle, nämlich 362 m, ihre tiefste nordnordwestlich von Gieboldehausen in 147 m Höhe; die gröfste Höhendifferenz ist also 215 m. Die durchschnittliche Steigung auf dieser 33 km langen Strecke beträgt demnach 6,5 m pro km.

Vom mittleren Leinetal wird der Westteil des Unter-Eichsfeldes erschlossen durch die Gartetalbahn von Göttingen nach Rittmarshausen, die späterhin wohl sicher nach Heiligenstadt weitergeführt werden wird, dem Gelände angepafst das Gartetal und das Bewerbachtal benutzend. Sie gehört dem Eichsfeld von Rittmarshausen aus nur 3 km an.

Im Bau ist die Strecke Eschwege — Wanfried — Treffurt — Eisenach.[1] Die Ausführung einer Bahnlinie Mühlhausen — Küllstedt — Heiligenstadt

---

[1] Nietmann, Eisenbahnatlas, 14. Aufl. 1895.

wurde Mitte 1902 beschlossen; ebenso ist eine direkte Verbindung Mühlhausens mit dem Werratal, mit Treffurt, projektiert, die allerdings nur dem südlichsten Ober-Eichsfeld zustatten kommen würde. Ferner besteht für das Unter-Eichsfeld ein Bahnprojekt von Worbis östlich um das Ohmgebirge nach Zwinge, und von hier nach Osterode. Sicher wird diese Bahnlinie für die Überschreitung des Rotenbergrückens den Durchbruch Ruhmspringe — Pöhlde wählen.

Wenn von den angeführten Linien auch nur zwei (Nordhausen — Kassel — Göttingen — Bebra) durchgehende Schnellzüge aufzuweisen haben, so dienen sie doch mehr oder weniger alle dem Durchgangsverkehr zwischen Thüringen und seinen beiden westlichen Grenzländern Hessen und Hannover, mit Ausnahme der Rittmarshausen — Göttinger Bahn, die lediglich dem Lokalverkehr ihre Dienste leistet, wozu auch zum Teil die Linie Leinefelde — Wulften neigt. Unser am Eingange der Arbeit abgegrenztes, 1505,84 qkm umfassendes Eichsfeld hat also folgende Bahnlinien mit den entsprechenden Längen in diesem Gebiete aufzuweisen:

1.	Nordhausen — Eichenberg	43,6 km,
2.	Eichenberg — Bebra	7,6 „
3.	Leinefelde — Niederhohne	45,3 „
4.	Leinefelde — Mühlhausen — Gotha	5,0 „
5.	Leinefelde — Duderstadt — Wulften	39,0 „
6.	Rittmarshausen — Göttingen	3,0 „
	zusammen	143,5 km.

Auf 1000 qkm Flächeninhalt entfallen demnach 95,3 km, auf 1000 Bewohner 1,07 km Eisenbahn.

Das Eisenbahnnetz des Eichsfeldes ist also dichter als das des Deutschen Reiches mit 0,92 km auf 1000 Bewohner.

Siedelungen.

Die Siedelungen wollen wir in zwei kurzen Abschnitten betrachten: zuerst nach ihrer geographischen Verbreitung gemäfs der drei zu unterscheidenden Entwickelungsperioden, um daran eine Betrachtung über ihre natürlichen Grundlagen zu schliefsen.

Nach Arnolds[1] mustergültigem Vorgang über die hessischen Ortsnamen und ihre Einteilung in drei Altersperioden gibt Werne-

[1] Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 1875. S. 490ff.

burg[1] eine Übersicht über Alter und Verteilung thüringischer Ortsnamen. Leider hat Werneburg in seine Abhandlung nur den sächsisch-hessischen Teil des Eichsfeldes einbegriffen, während er den Teil nördlich des Rotenberges und des Ohmgebirges als nicht-thüringisch nicht beleuchtet.

In die erste Periode bis zum 4. Jahrhundert n. Chr. sind zu stellen die Ortsnamen auf aha (hessisch affa), mar, lar, tar, ari, ere, al, loh, die, en, er und a. Sie sind nicht mit Personennamen verbunden, sondern sind zusammengesetzt mit Benennungen von Örtlichkeiten und deren Eigenschaften und von Gewässern. Die nach Arnold ältere Form affa für aha fehlt in Thüringen, abgesehen von dem Namen des Flüſschens Rosoppe (Roscaffa) bei Ershausen, unfern der hessischen Grenze.[2] Weil diese ältesten Siedelungen in den günstigsten und fruchtbarsten Teilen angelegt sind, so ist es erklärlich, daſs unter diesen Orten wenig Wüstungen zu finden sind. Während nach Werneburg[3] in ganz Thüringen der ersten Periode 18 % Wüstungen angehören, zeigt das sächsisch-hessische Eichsfeld 15,8 %.

Zu der ersten Periode sind zu rechnen 10,6 % der gesamten Eichsfeldschen Ortsnamen; zu der zweiten 49,8 % und zur dritten 45 %. Die Ortsnamen auf -leben fehlen vollkommen im Eichsfeld; sie sind ersetzt durch die auf -stedt; letztere müssen aber noch älter sein als erstere, da meistenteils Ausdrücke für Bezeichnung der Lage und Beschaffenheit des Ortes zur Bildung gebraucht wurden, während den Ortsnamen auf -leben fast ausnahmslos Personennamen zugrunde liegen, weshalb man ihre (auf -stedt) Entstehung der Übergangszeit von der ersten zur zweiten Periode anweisen muſs. Man findet sie auf den ziemlich unwirtschaftlichen Höhen des Ober-Eichsfeldes; so auf einem der höchsten Punkte Wachstedt, das seinen Ursprung vielleicht einem gegen das Werratal gerichteten Vorposten verdankt;[4] ferner Büttstedt, Dingelstedt, Duderstadt, Heiligenstadt, Hüpstedt, Jestedt, Küllstedt, Neustadt, Wachstedt. Auch die Namen auf -ingen und -ungen (d. h. im Sinne von Zugehörigkeit) sind hohen Alters; auch sie sind nicht mit Personennamen zusammengesetzt; dazu sind die betreffenden Ortschaften in günstigen Lokalitäten gelegen. Sie verdanken einem in sehr früher Zeit im Werratale ab-

---

[1] Werneburg, Die Namen der Ortschaften und Wüstungen Thüringens. mit Karte. Erschienen in den Jahrbüchern der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Erfurt 1884.

[2] Werneburg a. a. O. S. 5.

[3] Werneburg a. a. O. S. 144.

[4] Werneburg, a. a. O. S. 45.

wärtsgewanderten und durch das südliche Eichsfeld nach dem Wipper-, Helme- und oberen Hahletale weiter gezogenen schwäbischen Volksstamme ihr Dasein (Faulungen, Rüstungen, Birkungen, Rebungen, Bodungen, Teistungen, Tastungen, Seulingen).

Sicher gehören der zweiten Periode (4. bis 8. Jahrhundert) die Orte auf -hausen, -heim, -feld, -berg, -burg, -bach, -born, -holz, -wald u. a. m. an.

Nach der Eroberung und dem Untergang des Thüringer Königreichs durch die Franken (531) zogen in das nur wenig angebaute Eichsfeld einzelne Personen fränkischer und alemannischer Abkunft von Westen ein und gründeten auf wirtschaftlich gutem Boden Ansiedelungen. In Unmenge sind charakteristisch fränkische Ortsnamen auf -hausen, -heim vorhanden, die besonders in den Niederungen des Ruhme-Hahlegebietes, des Leine-, Werra- und Unstruttales sich häufen, ferner solche auf -bach, -born usw. vorhanden. Die Namen auf -hausen und -heim (32) sind niemals mit Flufs- oder Bachnamen komponiert, vorwiegend mit Personennamen, daher auch leicht zu erklären. Deshalb kann man annehmen, dafs sie verhältnismäfsig jung sind. Dagegen haben Eigenschaften eines Baches oder Bodens die Grundlagen für die Namen auf -bach und -bich (14) gebildet. Sie sind über das ganze Eichsfeld verbreitet, jedoch vertritt im niederdeutschen (hannöverschen) Gebiet die Endung -born die erstere. Auch der Name Vollenborn am nördlichen Dünrand ist niederdeutschen Ursprungs. Die Siedelungen auf -feld (10) sind jüngeren Ursprungs; sie erstrecken sich in einem schmalen Bande von N. nach S. mitten durch das Eichsfeld. Ähnlich spärlich finden sich Siedelungen auf -burg, -berg (9) infolge der Geländeverhältnisse (plattenförmige Erhebung mit fast vollkommener Ausschliefsung von Einzelbergen). Manche Ortsnamen auf -burg, -berg bezeichnen jetzt Wüstungen, die sich aber früher gröfstenteils auf Burgen bezogen, welche als gefährlich für das Gemeinwohl zerstört wurden, z. B. Haarburg, Hasenburg. Die den Hessen und Thüringern gemeinsame Ortsnamenendung -dorf ist im Eichsfeld wenig vertreten; sie findet sich in zwei Ortsnamen südwestlich von Duderstadt (Neuendorf, Böseckendorf). Eine Gruppe wohl hessischer Gründungen findet sich im SW., meist nahe der hessischen Grenze auf der Muschelkalkplatte (Allendorf, Bebendorf, Diedorf, Döringsdorf, Grebendorf); aufserdem das jedenfalls von Thüringern gegründete, vereinzelt gelegene Helmsdorf im Unstruttal. Die einfache Bildung dieser Namen, die meist mit Personennamen zusammengesetzt sind, läfst auf eine späte Entstehung schliefsen. Wenig Bedeutung haben für unser Gebiet die Ortsnamenendungen -wald, -holz, -strut, -see, -teich, -hof, -au und -ig, dessen niederdeutsche Umformung -ey ist.

Während also alle diese Siedelungen des 4. bis 8. Jahrhunderts Wanderungen in Gruppen wie im Einzelnen ihre Entstehung verdanken, erfolgten in den nachfolgenden Jahrhunderten wenig Ortsgründungen, und diese gingen von den nächstgelegenen Ortschaften aus. Im Laufe des Mittelalters war die Kultur des Eichsfeldes gewaltig fortgeschritten, die Bevölkerung hatte sich stark vermehrt, und so war es notwendig, für die immer mehr wachsende Bevölkerung neuen Grund und Boden zur Bewirtschaftung zu schaffen. Dies wurde erreicht durch Rodung am Waldesrand und im Walde. Von dieser Unmenge neugeschaffener Siedelungen auf -hagen, -hain, -rode, -ried gingen viele im Laufe der folgenden Jahrhunderte wieder ein, da sie zur nachhaltigen Benutzung nicht geeignet waren. Auf das thür.-hess. Eichsfeld fallen auf Grund von Werneburgs[1] Angaben 40 % Wüstungen auf -hagen, 47 % auf -rode von sämtlichen Ortsnamen auf -hagen resp. -rode, also das 2,5 resp. 3fache mehr als in der ersten Siedelungsperiode. Die eingegangenen Ortschaften, besonders die auf -rode, waren infolge des nahen Zusammenliegens mit älteren meist sehr unbedeutend, oft nur kleine Vorwerke. Die Mehrzahl der Wüstungen sind auf ein freiwilliges Aufgeben der bisherigen Niederlassungen seitens ihrer Bewohner zurückzuführen, wozu sie der immer stärker werdende Wassermangel zwang; denn die an und für sich nicht bedeutenden Quellen begannen infolge der grofsen Entwaldung zu versiegen. Daher ist es ganz natürlich, dafs man diese Wohnsitze aufgab und sich anderen, günstiger gelegenen Orten anschlofs. Die jetzigen 13 Ortschaften auf -hagen, -hain und die 65 auf -rode kommen über das ganze Eichsfeld verbreitet vor. Am meisten häufen sie sich in einem Bande, das von Westen (Garte- und Wendebach) aus zu beiden Seiten des Rotenberges und im N. des Ohmgebirges nach NO. zieht; ferner im W. und SW. des Ober-Eichsfeldes. Die erste Gruppe (-rode, -ried) bildet 30 % der gesamten Eichsfelder Ortsnamen, die der andern 6 %. Diese Siedelungen sind sämtlich in zum Anbau minder günstigen Gegenden gelegen, ein Zeichen dafür, dafs sie erst in später Zeit entstanden sind.

In diese jüngste Periode der Ortsgründung sind auch die Orte zu rechnen, die von Kirchen, Klöstern und mächtigen Herren in der christlichen Zeit gegründet wurden. Sie sind erkennbar durch den Zusatz von „Kirch(en)“, „Kloster“, „zell“ und „stein“, welch letztere sich allerdings nur auf Burgen beziehen. Die Siedelungen auf -kirchen und -zell

[1] Werneburg, a. a. O. S. 130, 123.

können natürlich erst nach Einführung des Christentums erfolgt sein, was im 8. Jahrhundert durch den heiligen Bonifatius geschah.

Zum Schlufs dieses Teiles sei noch darauf hingewiesen, dafs die Ortsnamen auf -wenden und -is (-itz) wendischen Ursprungs sind, wie auch Arnold[1] Ortsnamen auf -wenden den Slaven zuweist, entgegen Werneburg,[2] der nur die mit „Windisch" zusammengesetzten Namen als wendisch zugeben will. Diese Werneburg'sche Ansicht fällt auch betreffs des Eichsfeldes, da hier Ortsbenennungen mit „Windisch" vorkommen[3] (z. B. „Windische Gasse"[4] in Heiligenstadt), also ein sicherer Beweis für einstmaliges Ansiedeln von Wenden im Eichsfelde. Aufserdem weisen vielleicht auch bis in das 19. Jahrhundert erhalten gebliebene Gebräuche auf wendische Bevölkerung hin.[5] Zu diesen mögen sich dann noch, wenigstens zum Teil, die Ortschaften auf „Klein" als Wendisch gesellen. Die Wenden sind jedoch nicht von Osten her eingewandert, sondern während der gegen sie geführten Kriege von adligen Herren als Hörige mitgebracht worden, um als Bebauer der Äcker verwendet zu werden; durch Kreuzung mit deutschem Blut sind sie in Sitte und Sprache vollkommen germanisiert worden.

Von grundlegender Bedeutung bei Besiedelung des Landes waren Boden und Wasser; sie stehen den erst hieraus entstehenden orographischen Verhältnissen wie Tal, Durchbrüche, Flufsniederungen usw. voran. Der Muschelkalk beeinflufst die Anlage von Siedelungen auf das entschiedenste; er wird überall von denselben vermieden. Schon in der Zeit der ältesten Besiedelung zeigt sich eine Abneigung gegen die Muschelkalkplatte; denn nur ganz wenige auf Muschelkalkboden gelegene Orte tragen die Ortsnamenendungen der ersten Periode. Als solche können nur Effelder, Heuthen, Kreuzeber, Kalteneber und Gr. Keula bezeichnet werden; letzteres soll früher in dem südlichen Talgrunde gelegen haben. An der Stelle, wo es jetzt liegt, haben sich die Einwohner infolge einer grofsen Feuersbrunst und, was weit wichtiger ist, infolge der häufig auftretenden Überschwemmungen des Talkessels angesiedelt.[6] Die hier am meisten anzutreffenden Endungen sind -stedt,

---

[1] Arnold, a. a. O. S. 488ff.

[2] Werneburg, a. a. O. S. 136.

[3] Wolf, a. a. O. I, 33. — Montag, Gesch. d. Dorfes Vollenborn. Heiligenstadt 1822, S. 11.

[4] Wolf, a. a. O., histor. Urkund. S. 30.

[5] Waldmann, Eichsf. Gebräuche und Sitten. Gymn.-Progr. Heiligenstadt 1864, S. 14 und 15.

[6] Apfelstedt, Heimatkunde für die Bewohner des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen. Sondershausen 1854. S. 175.

-dorf, -feld, -hagen und -rode; aber auch sie sind in ihrer Lage durch eine Quelle beeinflufst worden. Alle liegen an oder wenigstens in unmittelbarer Nähe solcher Quellen, die häufig in trockenen Sommern versiegen, so dafs Wasser von den Nachbarortschaften herbeigeholt werden mufs. Nur Zaunröden ist ganz frei von irgend welcher Quelle gelegen; aber seine erste Anlage hat sicher auch an einer solchen stattgefunden, nur ist infolge der übermäfsig grofsen Rodungen der Ausbruch der Wasser an dieser Stelle verschwunden, wie sich hierdurch ja auch entsprechend die Stärke aller übrigen Quellen verringert hat. Zaunröden ist heutzutage nur auf einen in bedeutende Tiefe gegrabenen Brunnen angewiesen.

Anders ist es an dem Muschelkalkrande, wo der Muschelkalk den Buntsandstein überlagert oder von Keuper überlagert wird. Hier an der Grenze zwischen Muschelkalk und Buntsandstein resp. Keuper hat sich ein grofsartiger Quellenhorizont herausgebildet; infolgedessen finden sich eine Menge Ortschaften nahe dem Muschelkalkrande, die demnach Anteil haben sowohl an dem so wichtigen Faktor „Wasser“, als auch an Muschelkalk und Buntsandstein resp. Keuper. So liegen am Fufs der Muschelkalkplatten: Vollenborn, Deuna, Rüdigershagen, Reifenstein, Kl. Bartloff, Birkungen, Kallmerode, Geisleden, Lutter, Röhrig, Thalwenden, Schönhagen, Birkenfelde, Gerbershausen, Wüstheuterode, Dieterode, Krombach, Bernterode, Martinfeld, Wilbich, das einer kleinen in Muschelkalk eingesunkenen Keuperscholle sein Dasein verdankt, Gr. Bartloff, Kl. Zella, Helmsdorf, Zella, Bickenriede, Weidenbach, Schwobfeld, Bebendorf, Döringsdorf, Pfaffschwende, Hessel, Volkerode, Kella, Neuerode, Motzenrode, Hitzelrode, Sickenberg, Vatterode, Kirchworbis, Haynrode, Hauröden, Holungen, Jützenbach, Brehme, Wehnde, Tastungen, Wintzingerode, Leinefelde. Am Fufs dieser Muschelkalkhöhen sind auch die Städte aufgeblüht, deren Gröfse allerdings neben eben angeführtem Grunde noch andere zur Voraussetzung hat; so Heiligenstadt, Worbis. Eine der drei Städte Thüringens, die mitten auf Muschelkalk liegen, ist Dingelstedt.

Der aus mittlerem Buntsandstein bestehende Höhenzug des Rotenberges und der Lindenbergplatte liefert uns ein typisches Beispiel für Siedelungslosigkeit des Buntsandsteins bei Wasserarmut, wozu seine Lage im Regenschatten des Göttinger Waldes und dessen südlicher Fortsetzung beigetragen hat. Auf ihnen finden wir keine einzige Ortschaft und keine Wüstung, am Rande aber gruppieren sich eng aneinander: Steinbach, Reinholterode, Günterode, Glasehausen, Hundeshagen, Breitenbach. Ähnlich liegt der Fall im NO., wo auch der Rotenberg vollkommen von Siedelungen frei geblieben ist.

Einen bedeutenden Einflufs auf die Anlegung von Wohnplätzen übten die fruchtbaren Flufs- und Bachniederungen aus; sie sind naturgemäfs zuerst für Ansiedelungen ins Auge gefafst worden; daher finden sich meist Ortschaften der ersten und zweiten Periode in diesen Geländen. Hier sind die Ortschaften dicht aneinandergereiht, z. B.: im Wippergebiet, Unstruttal, Leinetal, Hahle- und Werragebiet (bez. Friedagebiet).

Die Bergkuppen und Vorsprünge, die ein ausgedehntes Gesichtsfeld und leichte Verteidigungsfähigkeit des Platzes gewährten, haben einen entscheidenden Einflufs auf die Anlage von Burgen ausgeübt und durch diese auch auf die am Fufse derselben angelegten Ortschaften. So entstanden an solchen bevorzugten Stellen, die meist durch wichtige Taleinschnitte und Strafsendurchgänge noch höhere Bedeutung erlangten: Bodenstein, Adelsborn mit Wintzingerode, Rustenberg mit Rustenfelde, Hanstein, Arnstein, Scharfenstein, Gleichenstein, Greifenstein, Keudelstein, Bischoffstein und Hasenburg, welch letztere zwar jetzt eine Wüstung, aber einst wohl die wichtigste Feste der Sachsen in dieser Gegend gewesen ist, da sie in 400 m Höhe nach Süden gegen die Thüringer wie nach Westen gegen die Franken Deckung gewährte. Auf dem nach Breitenworbis gerichteten Bergvorsprung des Ohmgebirges, dem Klei, befand sich ein anderes Befestigungswerk der Sachsen.[1]

Zur Entwickelung mancher Orte trugen die Geländeformen bei, besonders die so wichtigen Talausgänge. Heiligenstadt verdankt seine Erhebung zur Stadt und sein weiteres Aufblühen seiner glücklichen Lage als Kreuzpunkt der nord-südlichen (Duderstadt — Mühlhausen) und der ost-westlichen Handels- und Heerstrafse. Einen erst in zweiter Linie in Betracht kommenden Grund für die Anlage und Blüte einer Ortschaft an dieser Stelle liefert uns die am Ausgang des Geisledetales sich befindende Kalktuffablagerung, die wegen ihrer Festigkeit als guter Baugrund und Baustein allgemein geschätzt ist. Allendorf blühte in seiner Anlage als Brückenübergangsort der zweiten nord-südlichen Strafse über Göttingen nach Süddeutschland auf. Worbis ist angelegt an dem wichtigsten Taleinschnitt zwischen Klien und dem Ohmgebirge.

Wie sich für die Lage der Ortschaften in geognostischer Hinsicht drei Haupttypen aufstellen lassen, die wiederum im allgemeinen mit der der drei Siedelungsperioden übereinstimmen, so auch in orometrischer Hinsicht.

---

[1] Werneburg, Thüringisch-sächsische Grenzbefestigungen. Ztschr. f. thür. Gesch. u. Altert. IX, S. 112—116.

Der Charakter unseres Landes läfst drei Möglichkeiten zu. Die Orte liegen entweder auf der Hochfläche und an derem Rande bei nicht gar zu steiler Abdachung, oder im Tale auf dem Talboden (meist in Talweitungen), wozu auch die weiten Talauen zu rechnen sind, oder drittens am Talgehänge. Auf den Platten liegen im Verhältnis zu sämtlichen Ortschaften nur wenige, so z. B. Gr. Keula, Zaunröden, Hüpstedt, Beberstedt, Wachstedt, Kaltohmfeld u. a. m. Einen weit höheren Prozentsatz nehmen die Ortschaften der Talterrassen ein; in den südlichen zwei Dritteln des Eichsfeldes steigt die Anzahl der Siedelungen dieser Art am höchsten, während in dem nördlichen Drittel, besonders im NW., die dritte Klasse vorherrscht. In Talweitungen liegen z. B. Heiligenstadt, Uder, Wanfried, Gr. Töpfer, Geismar, Ershausen, Grebendorf, Frieda, Allendorf, Wahlhausen, Dietzenrode, Bernterode, Nieder-Orschel, Bremke, Teistungen, Westerode, Nesselröden, Kirchgandern, Wingerode, Bodenrode, Duderstadt, Bilshausen, Obernfeld, Gieboldehausen, Lindau, Zwinge, Hilkerode usw. Alle diese Orte in Talweitungen zeigen sich meist an Talmündungen oder Talkrümmungen.

Der prozentuale Anteil jeder Höhenstufe an der Zahl der Ortschaften läfst sich in nachfolgender Tabelle erkennen. Sie zeigt, dafs die meisten Ortschaften des Eichsfeldes auf der Höhenstufe 250—350 m liegen, und zwar 45,1 %. Die durchschnittliche Höhenlage ist demnach etwa 300 m, die ungefähr mit der mittleren Seehöhe des Eichsfeldes übereinstimmt.

Höhenstufe	Zahl der Ortschaften		nach Prozenten		
m	des südl. Teiles (preufs.-hessisch) a	des nördl. Teiles (hannoverisch) b	Gesamt-Eichsf.	a	b
100—150	3	3	2,7	1,3	1,3
150—200	10	29	17,4	4,5	12,9
200—250	13	19	14,3	5,8	8,5
250—300	30	15	20,1	13,4	6,7
300—350	52	4	25,0	23,2	1,8
350—400	19	—	8,5	8,5	—
400—450	16	—	7,1	7,1	—
450—500	10	—	4,5	4,5	—
550—600	1	—	0,4	0,4	—

Auch die Form der Siedelungen ist durch die orographischen Verhältnisse beeinflufst. Der Hochflächencharakter des Ober-Eichsfeldes und die in die Muschelkalkfläche meist wenig tief eingeschnittenen Täler verhindern langgestreckte Ortschaften. Sind tief eingeschnittene Täler vorhanden, so hat seitliche Erosion in den Buntsandstein Talweitung

verursacht und damit auch hier langgestreckte Form verhindert. Letztere wird dagegen im nördlichen Eichsfeld durch die tief in die Buntsandsteinfläche eingerissenen Täler bedingt. Als solche sich einen beträchtlichen Teil eines Tales hinziehende Dörfer können im Ober-Eichsfeld nur Neu-Seesen im zerklüfteten Westteil bezeichnet werden, während sich derartige Orte nördlich der Leine-Wipper mehren, besonders im NW., und sich auf 22 (10 %) belaufen; im Hahlegebiete Rollshausen, Bernshausen, Landolfshausen, Falkenhagen, Hundeshagen, Böseckendorf, Ferna, Lindau, Wollbrandshausen; im Ruhmegebiet: Ruhmspringe, Weifsenborn, Lüderode, Fuhrbach, Brochthausen, Silkerode; im Garte-Bachtal: Wöllmarshausen, Rittmarshausen und Glasehausen; im Bremketal: Bremke; im oberen Leinegebiet: Reinholterode, Steinbach, Wingerode.

Die kreisförmige Anlage der Ortschaften ist vorherrschend, sowohl auf der Hochfläche, als auch in den Tälern. Wird zu dieser Tatsache noch die hinzugefügt, dafs durch die Fluren der Dörfer meistens vom Dorf ausgehende, teilweise parallel verlaufende Feldwege führen, wie in den Mefstischblättern im Mafsstabe 1 : 25000 ersichtlich, so erkennt man, dafs fast nur deutsche Siedelungen in dem Eichsfelde vorhanden sind. Der ringförmige Aufbau eines Teiles des Dorfes Ershausen ist allerdings ein sicheres Kennzeichen wendischen Ursprungs. Dies bestärkt die viel bestrittene Ansicht, dafs Wenden einst im Nordwesten Thüringens ansässig waren. Leider können wenig derartig gebaute Ortschaften erwartet werden, da die Wenden als Sklaven von deutschen adligen Herren mitgebracht und selbstverständlich meist in nach deutschem Stil erbauten Kolonistendörfern untergebracht wurden. Hinzufügen will ich noch, dafs für den wendischen Ursprung eines Teiles der Bevölkerung auch die Bauart vieler sogenannter Torhäuser, durch welche das Gehöft fast überall abgeschlossen ist, die Umgebung einiger Dörfer mit einem Wall, der z. B. in Bickenriede noch teilweise erhalten ist, so wie ihre Zugänglichkeit von nur einer Seite spricht.[1]

Berichtigungen und Nachträge.

Durch die Herausgabe der „Wüstungskarte der Kreise Duderstadt, Worbis, Heiligenstadt und Mühlhausen“ (Halberstadt 1903) von Herrn Oberlehrer Dr. Reischel, deren ich mich bei Abfassung der vorstehenden Arbeit noch nicht bedienen konnte, sind betreffs der Lage einiger Durchzugsstrafsen folgende Abänderungen zu treffen:

[1] v. Wintzingerode-Knorr, a. a. O. S. 21.

1. S. 109 Z. 35: Der in Dingelstedt von der grofsen Verbindungsstrafse zwischen den Hansestädten, Thüringen und Süddeutschland (über Duderstadt, Heiligenstadt) sich abzweigende Arm führte nicht über Küllstedt, Struth, sondern über Küllstedt, durch den Luttergrund, über Gr.-Bartloff nach Geismar, um sich hier der von Heiligenstadt über Bernterode, Martinfeld, Ershausen nach dem Werratal führenden Geleitstrafse (s. S. 112) anzuschliefsen.

2. S. 110 Z. 19: Eine alte Poststrafse lief von Duderstadt über Tiftlingerode, Immigerode, Neuendorf, Mengelrode, Schachtebich und am Südfufs des Rusteberges vorbei zum Leinetal.

Die Strafse Mühlhausen—Heiligenstadt fand nach NW. eine Fortsetzung in einer Poststrafse über Siemerode, Bischhagen, Bremke usw. nach Göttingen (vergl. S. 113 Z. 12—15).

3. S. 111 Z. 14 ff.: Die grofse ost-westliche Strafse zog sich, von Sollstedt über Wülfingerode kommend, beim Einflufs des Rhinbaches dieses Bachtal aufwärts dem Rande des Ohmgebirges zu nach Breitenworbis. Von hier führte die alte Heerstrafse über die Elbe—Weser-Wasserscheide nach Leinefelde und schmiegte sich dann über Beuern, Heiligenstadt nach Arenshausen der Leine an (Forts. s. S. 111 Z. 25). Die S. 111 Z. 14—20 erwähnte Strafse Sollstedt—Deuna erstieg von letzterem Orte aus den Dün und gabelte sich auf dem Rücken. Der eine Arm führte über Zaunröden und Kl.-Keula nach Mühlhausen, der andere ebendorthin über Hüpstedt, wo er sich der von Worbis nach Mühlhausen führenden Geleitstrafse (vergl. S. 113 Z. 4—11) anschlofs.

Hinzuzufügen wäre noch zu diesem Hauptverkehrsstrafsennetz:

a) Die Wipper—Leinestrafse war mit der Nordhausen—Duderstädter Strafse durch eine Geleitstrafse am Ostfufs des Ohmgebirges entlang (von Breitenworbis über Haynrode, Neustadt nach Gr.-Bodungen) verbunden.

b) An der NO.-Grenze des Eichsfeldes zog sich eine „Hohe Strafse" hin, die von Nordhausen über Bartolfelde, Pöhlde, dann auf dem Rücken des Rotenberges nach Wulften verlief; auf dieser letzteren Strecke Pöhlde—Wulften nahm sie den Namen „Fastweg" an.

c) Von letztgenannter Strafse zweigte sich in Osterhagen eine Geleit- und Posstrafse über Weilrode, Weifsenborn, westlich an Holungen vorbei, über Kirchohmfeld nach Worbis ab.

Phänologische Beobachtungen in Thüringen.

1902. (22. Jahr.)

Von

Dr. H. Toepfer.
Realschuldirektor in Sondershausen.

Wie in früheren Jahren wurde beobachtet in

Sondershausen (51° 22′ N. B., 10° 52′ O. v. Gr., 200 m H.) von den Herren Realschullehrern Lutze und Döring und Dir. Toepfer.

Grofs-Furra (6 km nordwestl. v. Sondershausen, Höhe etwa 250 m) von Herrn Kantor Sterzing.

Leutenberg (50° 54′ N. B., 11° 28′ O. v. Gr., 302 m H.) von Herrn Lehrer Wiefel.

Blankenburg i. Th. (50° 41′ N. B., 11° 16′ O. v. Gr., 222 m H.) von Herrn Dr. Kersten.

Die in der zweiten Spalte stehenden römischen Ziffern bedeuten: I. Erste Blüte offen, II. Allgemeine Blüte, III. Erste Früchte reif. IV. Erste Blattoberfläche sichtbar, V. Allgemeine Laubverfärbung.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Aesculus hippocastanum L.	I.	29. 5.	25. 5.	8. 6.	30. 5.
	II.	2. 6.	5. 6.	12. 6.	8. 6.
	III.	1. 10.	25. 9.	4. 10.	30. 9.
	IV.	3. 5.	24. 4.	2. 5.	18. 4.
	V.	10. 10.	10. 10.	11. 10.	15. 10.
Berberis vulgaris L.	I.	28. 5.	—	2. 6.	28. 5.
	II.	2. 6.	—	7. 6.	4. 6.
	III.	—	—	18. 9.	—
	IV.	30. 4.	—	7. 5.	11. 4.
	V.	—	—	10. 10.	20. 10.
Betula alba L.	I.	23. 4.	12. 5.	19. 4. ♂	20. 4.
	II.	—	18. 5.	25. 4.	26. 4.
	III.	—	—	25. 9.	—
	IV.	25. 4.	8. 5.	24. 4.	17. 4.
	V.	15. 10.	6. 10.	8. 10.	5. 10.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Cornus mas L.	I.	—	3. 4.	26. 3.	19. 3.
	II.	12. 4.	12. 4.	3. 4.	26. 3.
	III.	—	—	31. 8.	16. 9.
	IV.	—	3. 5.	13. 5.	28. 4.
	V.	—	12. 10.	14. 10.	13. 10.
Cornus sanguinea L.	I.	—	12. 6.	24. 6.	22. 6.
	II.	13. 6.	18. 6.	1. 7.	30. 6.
	III.	—	—	26. 9.	20. 9.
	IV.	3. 5.	28. 4.	9. 5.	26. 4.
	V.	—	8. 10.	14. 10.	25. 9.
Corylus avellana L.	I.	—	—	5. 3. ♂	29. 1.
	II.	—	—	18. 3. ♀	7. 2.
	III.	—	—	5. 9.	5. 9.
	IV.	30. 4.	26. 4.	24. 4.	15. 4.
	V.	—	6. 10.	11. 10.	9. 10.
Crataegus oxyacantha L.	I.	1. 6.	30. 5.	2. 6.	23. 5.
	II.	4. 6.	10. 6.	4. 6.	31. 5.
	III.	—	18. 9.	28. 9.	8. 9.
	IV.	23. 4.	20. 4.	24. 4.	29. 3.
	V.	—	30. 9.	9. 10.	8. 10.
Cydonia vulgaris Persoon	I.	1. 6.	—	—	4. 5.
	II.	4. 6.	—	—	14. 5.
	III.	—	—	—	—
	IV.	—	—	—	18. 4.
	V.	—	—	—	25. 10.
Cytisus laburnum L.	I.	23. 5.	—	9. 6.	1. 6.
	II.	8. 6.	—	16. 6.	9. 6.
	III.	—	—	30. 9.	—
	IV.	—	—	10. 5.	23. 4.
	V.	—	—	14. 10.	20. 10.
Fagus silvatica L.	I.	—	—	30. 5.	20. 5.
	II.	—	—	3. 6.	28. 5.
	III.	—	—	17. 10.	25. 9.
	IV.	27. 4.[1]	23. 4.	16. 5.	22. 4.
	V.	—	4. 10.	11. 10.	7. 10.
Ligustrum vulgare L.	I.	28. 6.	25. 6.	10. 7.	25. 6.
	II.	6. 7.	30. 6.	18. 7.	5. 7.
	III.	—	—	16. 9.	25. 9.
	IV.	24. 4.	24. 4.	16. 5.	14. 4.
	V.	—	20. 10.	10. 10.	18. 10.
Lonicera tartarica L.	I.	25. 5.	—	30. 5.	17. 5.
	II.	2. 6.	—	4. 6.	27. 5.
	III.	—	—	26. 7.	12. 7.
	IV.	10. 4.	—	28. 4.	10. 3.
	V.	—	—	12. 10.	4. 10.
Prunus avium L.	I.	24. 4.	9. 5.	14. 5.	20. 4.
	II.	8. 5.	16. 5.	20. 5.	27. 4.
	III.	—	24. 6.	17. 7.	1. 7.
	IV.	—	24. 4.	14. 5.	13. 4.
	V.	—	5. 10.	7. 10.	10. 10.

[1] 6. 5. Buchenwald grün.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Prunus cerasus L.	I.	11. 5.	13. 5.	29. 4.	—
	II.	19. 5.	22. 5.	3. 5.	—
	III.	—	2. 8.	28. 7.	—
	IV.	—	26. 4.	26. 4.	—
	V.	—	3. 10.	9. 10.	—
Prunus domestica L.	I.	11. 5.	18. 5.	9. 5.	27. 4.
	II.	16. 5.	25. 5.	18. 5.	6. 5.
	III.	—	30. 9.	26. 9.	18. 9.
	IV.	29. 4.	4. 5.	27. 4.	20. 4.
	V.	—	15. 10.	16. 10.	14. 10.
Prunus padus L.	I.	9. 5.	—	15. 5.	28. 4.
	II.	19. 5.	—	18. 5.	9. 5.
	III.	—	—	8. 7.	—
	IV.	18. 4.	—	4. 5.	5. 5.
	V.	—	—	7. 10.	10. 10.
Prunus spinosa L.	I.	20. 4.	7. 5.	24. 4.	19. 4.
	II.	8. 5.	14. 5.	30. 4.	26. 4.
	III.	—	—	30. 8.	16. 9.
	IV.	—	7. 5.	4. 5.	31. 4.
	V.	—	8. 10.	6. 10.	12. 10.
Pirus communis L.	I.	30. 4.	18. 5.	27. 4. Früh-Sorte	25. 4.
	II.	8. 5.	26. 5.	30. 4.	5. 5.
	III.	—	—	10. 8.	5. 8.
	IV.	3. 5.	30. 4.	23. 4.	17. 4.
	V.	—	6. 10.	14. 10.	14. 10.
Pirus malus L.	I.	12. 5.	21. 5.	28. 5. wild	27. 4.
	II.	24. 5.	1. 6.	31. 5.	7. 5.
	III.	—	—	26. 9.	8. 8.
	IV.	—	28. 4.	29. 4.	14. 4.
	V.	—	14. 10.	14. 10.	16. 10.
Quercus pedunculata Ehrh.	I.	2. 6.	—	2. 6.	22. 5.
	II.	7. 6.	—	6. 6.	31. 5.
	III.	—	—	25. 9.	30. 9.
	IV.	—	2. 5.	30. 5.	28. 4.
	V.	—	12. 10.	14. 10.	15. 10.
Ribes grossularia L.	I.	15. 4.	26. 4.	22. 4.	30. 3.
	II.	27. 4.	8. 5.	26. 4.	10. 4.
	III.	16. 7.	26. 7.	21. 7.	20. 7.
	IV.	10. 4.	6. 4.	26. 3.	22. 2.
	V.	—	—	6. 10.	18. 10.
Ribes rubrum L.	I.	—	28. 4.	22. 4.	20. 4.
	II.	—	10. 5.	26. 4.	25. 4.
	III.	12. 7.	20. 7.	8. 7.	9. 7.
	IV.	14. 4.	20. 4.	22. 4.	1. 4.
	V.	—	—	6. 10.	11. 10.
Ribes aureum L.	I.	25. 4.	—	27. 4.	18. 4.
	II.	17. 5.	—	8. 5.	24. 4.
	III.	—	—	30. 7.	17. 7.
	IV.	—	—	22. 4.	20. 3.
	V.	—	—	6. 10.	8. 10.

		Sonders-hausen	Gr.-Furra	Leuten-berg	Blanken-burg
Robinia pseudacacia L.	I.	20. 6.	—	30. 6.	19. 6.
	II.	26. 6.	—	7. 7.	27. 6.
	III.	—	—	—	—
	IV.	24. 5.	—	26. 5.	25. 5.
	V.	—	—	8. 10.	20. 10.
Sambucus nigra L.	I.	11. 6.	20. 6.	21. 6.	11. 6.
	II.	27. 6.	30. 6.	1. 7.	20. 6.
	III.	—	—	15. 9.	12. 9.
	IV.	10. 4.	20. 4.	26. 4.	8. 3.
	V.	—	—	13. 10.	22. 10.
Sorbus aucuparia L.	I.	23. 5.	26. 5.	3. 6.	27. 5.
	II.	—	4. 6.	7. 6.	3. 6.
	III.	13. 8.	—	7. 8.	25. 8.
	IV.	30. 4.	26. 4.	8. 5.	17. 4.
	V.	5. 10.	15. 10.	10. 10.	9. 10.
Syringa vulgaris L.	I.	23. 5.	30. 5.	1. 6.	28. 5.
	II.	3. 6.	7. 6.	4. 6.	5. 6.
	III.	—	—	12. 10.	—
	IV.	—	24. 4.	25. 4.	31. 3.
	V.	—	—	15. 10.	15. 10.
Tilia grandifolia Ehrh.	I.	1. 7.	2. 7.	1. 7.	7. 7.
	II.	12. 7.	12. 7.	8. 7.	15. 7.
	III.	—	—	15. 9.	22. 9.
	IV.	4. 5.	10. 5.	9. 5.	23. 4.
	V.	—	8. 10.	11. 10.	12. 10.
Tilia parvifolia Ehrh.	I.	—	16. 7.	10. 7.	14. 7.
	II.	—	26. 7.	16. 7.	20. 7.
	III.	—	—	24. 9.	29. 9.
	IV.	—	26. 5.	19. 5.	28. 4.
	V.	—	10. 10.	11. 10.	17. 10.
Vitis vinifera L.	I.	1. 7.	30. 6.	12. 7.	26. 6.
	II.	—	10. 7.	16. 7.	3. 7.
	III.	—	—	14. 10.	5. 10.
	IV.	22. 5.	18. 5.	30. 5.	24. 4.
	V.	—	20. 10.	14. 10.	19. 10.
Atropa belladonna L.	I.	—	24. 6.	1. 7.	—
	II.	—	3. 7.	15. 7.	—
	III.	—	—	26. 8.	—
Anemone nemorosa L.	I.	7. 4.	13. 4.	15. 4.	25. 3.
	II.	18. 4.	21. 4.	19. 4.	6. 4.
	III.	—	—	5. 4.	—
Chrysanthemum leucanthemum L.	I.	8. 6.	3. 6.	25. 5.	2. 6.
	II.	14. 6.	8. 6.	5. 6.	12. 6.
	III.	—	—	3. 8.	—
Convallaria majalis L.	I.	25. 5.	22. 5.	1. 6.	6. 5.
	II.	5. 6.	2. 6.	4. 6.	15. 5.
	III.	—	—	—	—

		Sonders-hausen	Gr.-Furra	Leuten-berg	Blanken-burg
Hepatica triloba Chaix.	I.	8. 3.	20. 3.	13. 3.	9. 3.
	II.	18. 4.	30. 3.	21. 3.	18. 3.
	III.	—	—	5. 6.	—
Lilium candidum L.	I.	10. 7.	10. 7.	20. 7.	14. 7.
	II.	18. 7.	15. 7.	29. 7.	21. 7.
	III.	—	—	—	—
Narcissus poëticus L.	I.	17. 5.	14. 5.	16. 5.	15. 5.
	II.	25. 5.	20. 5.	20. 5.	25. 5.
	III.	—	—	20. 4.	—
Primula officinalis Jacqu.	I.	7. 4.	14. 4.	17. 4.	12. 4.
	II.	23. 4.	20. 5.	22. 4.	20. 4.
	III.	—	—	4. 7.	—
Secale cereale L.	I.	12. 6.	10. 6.	4. 6.	9. 6.
	II.	15. 6.	15. 6.	12. 6.	16. 6.
	III.	1. 8.	—	31. 7.	18. 7.
Salvia officinalis L.	I.	10. 6.	—	10. 6.	—
	II.	16. 6.	—	14. 6.	—
	III.	—	—	7. 8.	—
Salvia pratensis L.	I.	2. 6.	28. 5.	2. 6.	1. 6.
	II.	12. 6.	6. 6.	7. 6.	10. 6.
	III.	—	—	3. 7.	—

Literatur-Bericht

zur

Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen nebst angrenzenden Landesteilen.

I. Bodenbau.

1. Thüringen.

1. **Walther, J.** Geologische Heimatskunde von Thüringen. Zweite vermehrte Auflage. Mit 120 Leitfossilien in 142 Figuren und XVI Profilen im Texte. Jena, G. Fischer, 1903. IX u. 245 S.

Von Walther's Geologischer Heimatskunde von Thüringen, die Ref. in diesem Lit.-Ber. f. 1902 (Nr. 9, S. 102f.) ausführlich besprochen hat, ist bereits $^3/_4$ Jahre nach ihrem Erscheinen eine neue Auflage notwendig geworden. Das zeigt, dafs ein derartiges Buch für weite Kreise ein Bedürfnis war.

Wenn wir von einigen Einzelheiten absehen, zeigt die neue Auflage der ersten gegenüber die folgenden Veränderungen. In dem Abschnitte „Bilder aus der Urgeschichte" sind eine Menge von Gliederungstabellen, eine ganze Anzahl von Literaturverweisen und eine beträchtliche Anzahl von Abbildungen von Leitfossilien neu hinzugekommen. Mit der Aufnahme der Gliederungstabellen und der Vermehrung der Literaturnachweise hat der Verf. einem vom Ref. bei der Besprechung der ersten Auflage betonten Mangel abgeholfen. Die Vermehrung der Abbildungen von Leitfossilien — zum Teile durch Originalabbildungen — ist ebenfalls mit Freude zu begrüfsen, doch ist leider auch eine ganze Anzahl von schlechten alten Abbildungen mit aufgenommen worden. In dem Abschnitte „Geologische Wanderungen" sind vier Kapitel der ersten Auflage gegenüber neu: „Die geologische Karte", „Der Ilmenauer Bergbau", „Durch Thüringen" und „Der Rennstieg". Das „Die geologische Karte" betitelte Kapitel enthält das für den Laien wissenswerteste über die Herstellung und den Gebrauch der von der Kgl. preufsischen geologischen Landesanstalt in Berlin herausgegebenen geologischen Spezialkarte von Preufsen und den Thüringischen Staaten und hebt einige der zahlreichen Punkte hervor, auf die bei weiteren Untersuchungen besonders zu achten ist. Gerade bei dem Leserkreise, für den das Buch bestimmt ist, hätte hier nicht verschwiegen werden sollen, wie wenig zahlreiche der älteren Blätter der genannten Spezialkarte modernen Anforderungen entsprechen. Ein dem Buche neu hinzugefügter Abschnitt gibt eine dankenswerte Aufzählung der dem Verf. bekannten öffentlichen und privaten „Thüringer Sammlungen".

Ref. ist überzeugt, dafs das Buch weiter erheblich dazu beitragen wird, Interesse und Verständnis für den geologischen Bau Thüringens in weite Kreise zu tragen.

Wüst.

2. **Scheibe, R.** Geologische Spaziergänge im Thüringer Wald. 1. Heft. Jena 1902. 37 S. (Abdruck aus der „Naturwissenschaftl. Wochenschrift". Neue Folge, I. Band).

Nach einigen kurzen einleitenden Worten über die Hauptzüge des geologischen Baues des Thüringer Waldes gibt der Verf. eine Darstellung der geologischen Beschaffenheit des Kickelhahngebietes und der Umgebung von Manebach-Kammerberg, eines im wesentlichen aus Sedimenten und Eruptivdecken des Rotliegenden aufgebauten Gebietes, das für die Gliederung des Rotliegenden des Thüringer Waldes von grundlegender Bedeutung geworden ist. Auf Spaziergängen führt der Verf. den Leser zunächst in die Gliederung des Rotliegenden des Gebietes ein und gibt dann einen Rückblick auf die Lagerungsverhältnisse desselben und ihre Beziehungen zur Oberflächengestaltung der Gegend. Den gründlichen, aber leicht verständlichen Darlegungen sind ein geologisches Kärtchen in 1 : 50000 und mehrere Profilskizzen beigegeben. Mögen dem lehrreichen Hefte, das als vortrefflicher geologischer Führer durch die behandelte Gegend warm empfohlen werden mufs, recht bald weitere ähnliche folgen! Wüst.

3. **Henkel, L.** Beiträge zur Geologie des nordöstlichen Thüringens. Mit vier Figuren, zwei Profiltafeln und einer Karte. Beilage zum Jahresbericht der Königlichen Landesschule Pforta. 1903. Progr. Nr. 287. Naumburg a. S. 1903. kl. 8°, 26 S.

Die vorliegende Arbeit liefert wertvolle Beiträge zur geologischen Kenntnis eines sehr interessanten Teiles unseres Vereinsgebietes. Sie gliedert sich in zwei voneinander völlig unabhängige Teile: I. Alte Ablagerungen der Saale zwischen den Mündungen der Ilm und der Unstrut und II. Zur Kenntnis der Störungszone der Finne.

In dem ersten Teile der Arbeit unterscheidet Verf. drei Stillstandsperioden in der Erosion des Saaletales, denen drei Schotterterrassen entsprechen. Die „obere Terrasse" besteht aus Saaleschottern, die frei von nordischem und Ilm-Materiale sind und zwischen 500 und 550' Meereshöhe liegen; die Schotter dieser Terrasse gehören zu Wüsts Kösen-Gosecker Schotterzuge. Die „mittlere Terrasse", nur nördlich von Kukulau bekannt, besteht aus Schottern, die in ihrer Zusammensetzung mit denen der „oberen Terrasse" übereinstimmen, jedoch erheblich niedriger als diese, nämlich bei 450' Meereshöhe liegen. Die „untere Terrasse" besteht aus Saaleschottern, die nordisches und Ilm-Material enthalten, zwischen 350 und 375' Meereshöhe liegen und zum Teile Fossilien enthalten. Verf. verlegt die Bildungszeit seiner „oberen" und seiner „mittleren Terrasse" in die Zeit vor der ersten nordischen Vereisung der Gegend, eine Zeit, in der die Ilm erst unterhalb Naumburg der Saale zuflofs. Die Schotter der „unteren Terrasse" können bei ihrem Gehalte an nordischem Gesteinsmateriale frühestens in der Zeit der ersten nordischen Vereisung der Gegend gebildet sein. Da ihre Fortsetzungen bei Poserna nach Zimmermann von Geschiebemergel überlagert werden, und da ihre Fossilien auf kein kälteres als das gegenwärtig in der Gegend herrschende Klima hinweisen, möchte sie Verf. für „interglazial" halten. Ref. ist überzeugt davon, dafs die Schotter, welche Verf. zu seiner „unteren Terrasse" vereinigt hat, sehr verschiedenen Abschnitten der Pleistozänzeit angehören. Niedriger als die „untere Terrasse", im Bereiche des jetzigen Hochwassers der Saale, liegen bei Lengefeld Saalekiese mit Elephas primigenius, Rhinoceros antiquitatis, Rh. Merckii, Rangifer tarandus und Bos primigenius im gleichen Niveau mit Saalealluvionen aus dem 18. Jahrhundert. Eine saubere, übersichtliche Karte in 1 : 25000 stellt die Verbreitung der behandelten Ablagerungen dar.

In dem zweiten Teile der Arbeit beschäftigt sich Verf. mit der Tektonik der Südosthälfte der Störungszone der Finne, die neuerdings durch E. Schütze eine Bearbeitung erfahren hat, die nach dem Verf. „an so starken Beobachtungs- und Konstruktionsfehlern leidet, daſs sie nur verwirrend wirken kann". Verf. ist bei seinen, wie er selbst betont, noch nicht abschlieſsenden Untersuchungen über den verwickelten tektonischen Bau des Gebietes zu folgender Grundauffassung von dem Bau der Störungszone gelangt: „Den Grundzug des Ganzen bildet ein Sattel, der nach Südwest steil, nach Nordost flach abfällt. Er ist der Länge nach gespalten. Bei Rastenberg ist an der Spalte Überschiebung des Nordflügels erfolgt, von Mariental an nach Südosten Absenkung, die weiterhin staffelförmig wird. Bei Sulza wird die Störungszone von einer Mulde gekreuzt und schlieſslich von einer Querspalte durchsetzt. Jenseits der letzteren bleibt sie noch als Sattellinie erkennbar, hört aber auf, orographisch hervorzutreten". Die Darlegungen des Verf. sind von sauberen, übersichtlichen Skizzen und Profildarstellungen begleitet. Wüst.

4. **Wüst, E.** Ein pleistozäner Unstrutkies mit Corbicula fluminalis Müll. sp. und Melanopsis acicularis Fér. in Bottendorf bei Roſsleben. (Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 75, S. 209—223. 1903.)

Verf. behandelt einen in Bottendorf bei Roſsleben aufgeschlossenen pleistozänen Unstrutkies, der aus der II. oder der III. Interglazialzeit oder aus dem Beginne der Zeit nach der IV. Eiszeit stammt. Er hat in dem Kiese Reste nachgewiesen von 5 Süſswassermuscheln, 13 Landschnecken, 23 Süſswasserschnecken, 5 Süſswasserostrakoden, 1 Brackwasserostrakoden, nicht näher bestimmten Fischen und einigen Landsäugetieren, von denen nur 2 näher bestimmbar waren. Bemerkenswert ist das bisher nur in dem pleistozänen Unstrutkiese des Hoppberges bei Bottendorf beobachtete Zusammenvorkommen von zwei der merkwürdigsten Süſswassermollusken des deutschen Pleistozäns: von Corbicula fluminalis Müll. sp. und Melanopsis acicularis Fér. Verf. kommt in längeren Darlegungen zu dem Ergebnisse, daſs in Bottendorf Melanopsis acicularis und am Hoppberge Corbicula fluminalis auf sekundärer Lagerstätte liegt und daſs somit nicht erwiesen ist, daſs die beiden Mollusken in irgend einem pleistozänen Zeitabschnitte zusammen in Deutschland gelebt haben. Im Anschlusse an diese Ausführungen prüft der Verf. noch kurz die Frage, inwieweit sich überhaupt die deutschen pleistozänen Vorkommnisse von Corbicula fluminalis und Melanopsis acicularis auf primärer Lagerstätte befinden. Bemerkenswert ist ferner das Vorkommen eines Brackwasserostrakoden, Cytheridea torosa Jones var. littoralis Brady (= C. torosa Brady Tr. Linn. Soc. 1868), in dem Bottendorfer Kiese, das beweist, daſs zur Bildungszeit des Kieses bereits — wie heute — salzhaltige Wasseransammlungen im Unstrutgebiete bestanden haben. Wüst.

5. **Wüst, E.** Der alte Ilmlauf über die Finne. (Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 75, S. 234—237. 1903.)

Verf. referiert über den von P. Michael erbrachten Beweis für seine Annahme eines alt-pleistozänen Ilmlaufes über die Finne (vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1902, Nr. 2, S. 103—104), zeigt daſs dieser alte Ilmlauf von Balgstädt aus seine Fortsetzung durch das Freyburg-Zeuchfelder Tal gefunden haben muſs und erörtert die — noch nicht genügend aufgeklärten — damaligen Beziehungen zwischen der Ilm und der Unstrut. Wüst.

6. **Wüst, E.** Säugetierreste aus dem Kalktuffe von Bilzingsleben bei Kindelbrück. (Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 75, S. 237—239. 1903.)

Verf. gibt im Anschlusse an seine früheren Mitteilungen über den Kalktuff von Bilzingsleben bei Kindelbrück (vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1901, Nr. 65, S. 97) eine berichtigte und vervollständigte Liste der Säugetierarten dieser Tuffablagerung und zeigt sodann, dafs zur Bildungszeit des Bilzingslebener Tuffes die Wipper ihren so eigenartigen Durchbruch durch die Hainleite bereits vollzogen hatte. Wüst.

2. Harz.

7. **Müller, Julius.** Beiträge zur Morphologie des Harzgebirges. Inaugural-Dissertation. Halle a. S. 1903. 38 S. nebst zwei Tafeln mit Profilen u. ä.

Diese Schrift liefert auf der doppelten Grundlage umfassender morphologischer Beobachtungen an Ort und Stelle sowie sorgfältiger orometrischer Untersuchungen in knappen Zügen eine Gestaltungscharakteristik des Harzes, nicht blofs des Gebirges im allgemeinen, sondern auch seiner einzelnen Teile, die bisher meist nur mit beschreibendem Wort abgetan wurden, hier aber scharfer Messung unterzogen werden. Da der Verf. die schon ins thüringische Flachland eingesenkte Zechsteinzone am Südwestrand des Harzes bei Stolberg und über Nordhausen hinaus mit Recht nicht mit zum Gebirge rechnet, so kommt er für Areal, Mittelhöhe und Volumen zu etwas anderen Gröfsen als seine Vorgänger C. Leicher und W. Dittenberger. Er findet für die Grundfläche des Harzes $2241{,}_{71}$ qkm, für die Mittelhöhe $456{,}_{52}$ m, mithin für das Volumen des Gebirges $1023{,}_{885}$ cbkm. Er stellt dem die entsprechenden Werte des Thüringerwaldes entgegen: $1985{,}_{3}$ qkm, $531{,}_{8}$ m, 1056 cbkm. Die mit ausdauerndem Fleifs entworfenen 90 meridionalen Profilschnitte gewähren einen klaren Einblick in die Gebirgsformung ganz im einzelnen, beleuchten auch den längst bekannten Unterschied von Ober- und Unterharz von neuer Seite. Den Oberharz zeichnet aufser der Höhe die gröfsere Unebenheit der Fläche, statt der stärkeren Neigung die Höhe der Talwände aus. Die Gehänge des Okertals fallen an den steilsten Stellen nicht über 32° herab, die Wand vom Rofstrappenfelsen dagegen zum Bodekessel mit 40° 53'. Der mäanderartige Lauf der meisten Harzgewässer bedingt stete Ungleichheit im Böschungswinkel der beiden Talseiten. Die unscheinbaren, aber recht lehrreichen Figuren der beiden Anhangstafeln zeigen u. a. die mühsam errechnete hysographische Kurve des Harzes und die Plattenform des Gebirges mit seinen sanften Randböschungen (selbst bei Goslar im Mittel nicht voll 8°!). Kirchhoff.

8. **Luedecke, O.** Über die gleiche geognostische Beschaffenheit von Brocken und Kiffhäuser. S. oben S. 56—62.

9. **Zimmermann, E.** Anhydrit mit Karrenoberflächen. (Monatsber. d. Deutsch. geol. Ges., 1903, Nr. 3, S. 10—11.)

Verf. beschreibt Anhydrit mit Karrenoberflächen von einer Halde des in den Jahren 1830—1838 getriebenen Segen Gottes-Stollen bei Lengefeld unweit Sangerhausen. Er betont dabei die bemerkenswerte Tatsache, dafs er an Anhydrit-Stücken, die auf der Halde ungefähr 70 Jahre dem Regen ausgesetzt gewesen sein müssen, nicht die geringste Kruste von Gips bemerkt hat. Wüst.

10. **Behme, Fr.** Geologischer Führer durch die Umgebung der Stadt Goslar am Harz, einschliefslich Hahnenklee, Lautental, Wolfshagen,

Langelsheim, Seesen und Dörnten. Dritte Auflage mit 226 Abbildungen und zwei geologischen Karten. Hannover und Leipzig. Hahn'sche Buchhandlung. 1903. 165 S. kl. 8°.

10ᵃ. **Behme, Fr.** Geologischer Führer durch die Umgebung der Stadt Harzburg, einschliefslich Ilsenburg, Brocken, Altenau, Oker und Vienenburg. Zweite Auflage mit 137 Abbildungen und einer geologischen Karte. Hannover und Leipzig. Hahnsche Buchhandlung. 1903. 151 S. kl. 8°.

Die vorliegenden beiden Führer waren eine Zeit lang im Buchhandel vergriffen. Erfreulicherweise hat sich der Verf. trotz mannigfacher Anfeindungen, die er von gewisser Seite erfahren hat, entschlossen, die beiden Führer in neuen Auflagen herauszugeben. Er hat sich damit den Dank weiter Kreise verdient, denn seine Führer waren und sind unentbehrliche Hilfsmittel für alle diejenigen Interessenten, die nicht in der Lage sind, zur Vorbereitung für eine Exkursion in die behandelten, geologisch so ungewöhnlich interessanten Gegenden die weitschichtige einschlägige Literatur durchzuarbeiten und auszuziehen.

Bezüglich der allgemeinen Einrichtung und des Wertes der beiden Führer genügt es, auf das zu verweisen, was Schenck in diesem Lit.-Ber. f. 1896 (Nr. 11a, 11b, S. 80—81) in seiner Besprechung älterer Auflagen der beiden Büchlein gesagt hat. In den jetzt vorliegenden neuen Auflagen sind Text wie namentlich Abbildungen wesentlich vermehrt, wodurch der Umfang der Führer fast verdoppelt worden ist. Mit besonderer Freude sind die zahlreichen geologisch instruktiven Landschaftsbilder zu begrüfsen.

Eine nähere Behandlung der Bildungsverhältnisse der einzelnen Formationsglieder, wie sie Walther in seiner geologischen Heimatskunde von Thüringen in so fesselnder und anregender Weise gegeben hat, fehlt leider in Behmes Führern. Für weitere Auflagen wäre die Angabe der wichtigsten Literatur über die behandelten Gebiete zu wünschen. Ref. kann die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs sich bei der geringen Ausdehnung und der in vielen Punkten des geologischen Baues übereinstimmenden Beschaffenheit der behandelten Gegenden vielleicht eine Verschmelzung der beiden Führer zu einem einzigen empfehlen würde.

Das Geschick, in diesem oder jenem Punkte bei den Fachleuten Anstofs zu erregen, teilen die vorliegenden Führer mit vielen ähnlichen Veröffentlichungen.

Wüst.

3. Tiefland.

11. **Wahnschaffe, F.** Über das Vorkommen von Gletschertöpfen auf dem Sandstein bei Gommern unweit Magdeburg. (Jahrbuch der Königl. Preufs. Geologischen Landesanstalt für 1902, Bd. 23, S. 93—100.)

Im Dümlingschen Steinbruch auf dem Galgenfeld bei Gommern untersuchte Prof. Wahnschaffe einige ausgezeichnet erhaltene Gletschertöpfe, die er hier beschreibt unter Beifügung zweier Abbildungstafeln und eines Profils.

Über die Erdoberfläche in der diluvialen Eiszeit hervorragende Buckel aus hartem Silurquarzit setzten dem andrängenden nordischen Eis kräftigen Widerstand entgegen. Unter dieser Spannung bekam das Eis Risse, durch diese schofs das Schmelzwasser in die Tiefe und strudelte nun jene topfförmigen Gruben in das harte Gestein mittels kleinerer und gröfserer Mahlsteine aus nordischem kristallinischem Material, die sich bei der Aufdeckung noch in den Töpfen fanden. Die beiden gröfseren

Töpfe haben ovalen bis kreisähnlichen Querschnitt von 1, bez. 1,65 gröfstem Durchmesser bei 0,68, bez. 0,48 Tiefe; sie sind also viel weiter als tief, und zwar steht ihre Achse senkrecht zur schrägen Fläche der Schichtköpfe jenes Komplexes der ziemlich steil aufgerichteten Silurschichten. Man erkennt am Profil deutlich, wie über den aus einer früheren Grundmoräne ausgespülten Sanden, die in Muldentiefen des Silurs eingebettet liegen, das nachmals mehr und mehr an Dicke zunehmende Eis, das ohne Spaltenrisse zur Erzeugung neuer Gletschermühlen keinen Anlafs bot, eine starke neuere Grundmoräne aus blaugrauem Geschiebemergel ablagerte. Sie umhüllt unmittelbar den Gipfel des Silurbuckels, und unter ihrem Schutz hat sich eben der ausgespülte grandige Sand der älteren Moräne nebst den von ihr gedeckten Gletschertöpfen in den Muldentiefen bestens erhalten. Über dem Geschiebemergel lagern geschichtete Sande, oben ein „jüngerer Talsand", der in der ganzen Umgebung von Gommern zur Bildung mächtiger Dünenketten geführt hat, darunter ein dünnes Torfbänkchen mit nacheiszeitlichen Pflanzenresten: Samen des Sumpfklees (Menyanthes trifoliata), Resten von Kiefer, Erle, Birke. Es mufs folglich in diesem Teil der Elbtalebene eine Unterbrechung in der Ablagerung der Talsande geschehen sein, während der sich Wiesenmoore bildeten und mit Wäldergrün überschatteten.

Einer der beiden erwähnten gröfseren Riesentöpfe ist inzwischen auf Veranlassung des Museumsvorstehers Dr. Mertens in Magdeburg ausgebrochen und, sorgsam wieder zusammengekittet, im Magdeburger Naturhistorischen Museum aufgestellt worden.

Kirchhoff.

12. **Riedel, O.** Über Gletschertöpfe im Bitterfelder Kohlenrevier. (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Königl. Preufs. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie für 1902, Bd. 22, Berlin 1903.) 4 S.

Westlich von Bitterfeld dehnt sich das grofse Braunkohlenrevier nach den Städten Delitzsch, Brehna und Zörbig zu aus. In 12 Gruben fördert der als Tagebau betriebene Abbau jährlich rund 4 Millionen Kubikmeter Kohle, was die vorherige Entfernung von etwa ebensoviel Deckgebirge erfordert. Als Liegendes findet man überall echten Dünensand in Hügelketten von 3 m Höhe, die, dem Verlauf des Kohlenbeckens entsprechend, sich von NO. nach SW. erstrecken. Darüber lagert 1. Braunkohle von durchschnittlich 9 m Mächtigkeit, 2. der zur umfangreichen Bitterfelder Tonrohrfabrikation, Ziegelei usw. verwertete Ton von etwa 3 m Mächtigkeit (an der stärksten Stelle) 3. 5–12 m eiszeitliche Ablagerungen. Die Oberseite jenes tertiären Tons ist fast nie glatt, sondern zeigt eine Menge rundlicher bis ovaler Löcher, die sich als echte Gletschertöpfe nach Gestalt wie Inhalt erweisen. Sie sind mit Sand oder gröberem Diluvialschutt erfüllt, mitunter findet man auch gröfsere Steine darunter. Gehen die Löcher mehr in die Tiefe, so setzen sie sich in die unterteufende Kohle fort und sind dann naturgemäfs auch mit fein zerriebener Kohle gefüllt. Wo das Gletschereis die Deckschicht des Tonlagers nicht abgerieben hat, ist die Oberfläche des Kohlenflözes völlig glatt; man findet auf derselben noch sehr gut erhalten die abgebrochenen Stämme der letzten Vegetationsperiode, manchmal noch im ursprünglichen Waldverband stehend. Diese Stämme erreichen Durchmesser bis zu 2 m; dazwischen liegen umgeworfene Stämme von einer Länge bis 40 m, auch viele gut erhaltene Koniferennadeln werden gefunden. Die Blattabdrücke im Deckton beweisen, dafs Laub- wie Nadelholzbäume in dichtem Gewüchs diese Waldungen vor Hunderttausenden von Jahren zusammensetzten, aus denen dann die Braunkohle hervorging. Wo das Gletschereis das nicht von Tonlage geschützte Flöz angriff, sieht man (wie die hier veröffentlichten recht

guten Abbildungen es veranschaulichen) massenhafte Gletschertopfgruben im Flöz selbst, die um so mehr Tiefe und Umfang besitzen, je geneigter das Flöz an der betreffenden Stelle ist. Bei starker Neigung des letzteren findet man Töpfe von 4 m Tiefe.

Kirchhoff.

II. Gewässer.

13. **Ule, W.** Niederschlag und Abfluſs in Mitteleuropa. (Forsch. z. deutsch. Landes- und Volkskunde. Bd. XIV, Heft 5.) Stuttgart, Engelhorn, 1903. 82 S.

Die vorliegende Arbeit über Niederschlag und Abfluſs in Mitteleuropa ist im wesentlichen nur eine Ergänzung und Erweiterung der früher vom Verfasser an demselben Orte veröffentlichten Abhandlung „Zur Hydrographie der Saale". In ihrem ersten Teile behandelt sie ebenfalls den Wasserhaushalt im Saalegebiete. Während aber der damaligen Arbeit nur eine zehnjährige Beobachtungszeit zugrunde lag, sind die neuen Untersuchungen auf Beobachtungen von der doppelten Zeitdauer gestützt. Die Ergebnisse weichen gleichwohl von der früheren nicht erheblich ab, sind aber weit zuverlässiger. Die Saale führt danach oberhalb Trebnitz bei Könnern im Durchschnitt der 20 Jahre 101,5 cbm Wasser in der Sekunde, das ergibt für das gesamte Saalegebiet eine Abfluſsmenge von 3200 Mill. cbm im Jahr. Die gleichzeitige Niederschlagsmenge beträgt 11600 Mill. cbm. Wir erhalten daraus eine mittlere Regenhöhe von 615 mm und eine Abfluſshöhe von 170 mm. Nach den monatlichen Beträgen von Niederschlag und Abfluſs zerfällt das Jahr in ein niederschlagarmes, abfluſsreiches Winterhalbjahr von November bis April und ein niederschlagreiches, abfluſsarmes Sommerhalbjahr von Mai bis Oktober. Die Niederschlagsmenge in ersterem erreicht 37,5 % der Jahressumme, in letzterem also 62,5 %; von der jährlichen Abfluſsmenge fallen umgekehrt 62,6 % auf die kalte, 37,4 % auf die warme Jahreszeit. Unter Berücksichtigung einer Verzögerung des Abflusses um etwa 10 Tage findet man, daſs von dem Niederschlag im Saalegebiete während des Jahres 27,5 %, während des Winters 46,1 % und während des Sommers 16,4 % abfliesen. Der Abfluſs erfolgt zu etwa 17,5 % unmittelbar, zu 10 % durch Quellen und Grundwasser. Der Verlust von Regenwasser ist hauptsächlich der Verdunstung — etwa 51,5 % — und dem Wasserverbrauche im Haushalte der Natur — etwa 21 % — zuzuschreiben. Der Abfluſs wird demnach in erster Linie durch die allgemeinen Abfluſszustände bestimmt, die durch Witterung, Bodenbeschaffenheit und Pflanzenbedeckung gegeben sind. Er erscheint meist als eine unmittelbare Folge der voraufgegangenen Witterung. Die Abfluſsmenge steigt auch im allgemeinen mit der Zunahme des Niederschlages und zwar im Jahr für 100 mm um rund 40 mm, im Winter entsprechend um 50 mm, im Sommer um 20 mm. Auf Grund dieser Tatsache ergibt sich für den Niederschlag N und den Abfluſs A in mm im Jahr die Beziehung

$$A = 168 + (N - 613)\,0{,}4.$$

Der Vergleich dieser für die Saale gefundenen Ergebnisse mit denen in anderen Stromgebieten Mitteleuropas, der im zweiten Teile der Arbeit durchgeführt ist, lehrte nun, daſs die Niederschlags- und Abfluſsverhältnisse in allen dem Saalgebiete geographisch gleichartigen Gebieten dieselben sind. Es gelang für die Ströme des mitteleuropäischen Gebirgslandes eine allgemeine Abfluſsformel aufzustellen, die aus der jedesmaligen Niederschlagshöhe die Abfluſshöhe zu berechnen gestattet. Sie lautet für das Jahr $A = 18{,}18\,N + 0{,}857\,N^2 + 0{,}1024\,N^3$.

Auch der Abflufs während der beiden Halbjahre konnte durch analoge Formeln bestimmt werden. Ule.

14. **Halbfafs, W.** Über Einsturzbecken am Südrand des Harzes. S. oben S. 74—77.

III. Klima.

15. **Eichhorn, H.** Entwurf einer Sonnenscheindauerkarte für Deutschland. (Petermanns Mitteilungen, Jahrg. 1903, S. 102—109 und Kartentafel 10.)

Hier wird zum erstenmal versucht, Deutschlands Sonnenscheindauer, soweit diese bisher der Messung unterworfen wurde, kartlich darzustellen. Die eine der vom Verf. entworfenen Karten zeigt die mittlere tägliche Dauer des Sonnenscheins im Jahr, die andere diejenige im Winterhalbjahr. Auf beiden erweist sich Thüringen samt dem aufserthüringischen Gebiet der Provinz Sachsen als der Raum der auffallendsten Gegensätze. Im allgemeinen hat die Nordwesthälfte dieses Raumes weniger, die Südosthälfte mehr Sonne. Auf der Winterkarte prägt sich das in einer ziemlich einfachen Aufstufung der Sonnenscheindauer gen SO. innerhalb Thüringens aus, erst in der Nordhälfte nehmen da die Isohelien, d. h. die Linien gleicher mittlerer Tagesdauer des Sonnenscheins, einen mehr östlichen statt nordöstlichen Verlauf, so dafs der Norden unserer Provinz ungefähr auf der Stufe Nordwest-Thüringens steht. Magdeburg hat im Winterhalbjahr durchschnittlich gleich dem Brocken 2,3 Stunden tags über Sonne, der Inselsberg nur 2,2, Erfurt dagegen 2,4, Jena 2,6. Noch regelmäfsiger zeigt sich der Durchzug der Isohelien von SW. nach NO. auf der Jahreskarte. Hier jedoch macht sich nach der Aufstufung gen SO. zuletzt wieder eine merkwürdige Abstufung geltend: zwischen Erfurt und Rudolstadt scharen sich die Isohelien aufs engste in ganz Deutschland zusammen, die allerhöchste (die, welche über $4^3/_4$ Stunden Sonne bezeichnet) umzieht eine schmale Ellipse etwa von der Werraquelle bis Halle mit Jena, der sonnigsten Stadt Deutschlands (4,8 Stunden Sonne!), annäherungsweise in der Mitte, sodann aber stufen sich die Isohelien gen SO. wieder ähnlich rasch ab, sodafs Hof z. B. nicht mehr Sonne hat als Gotha. Der düsterste Landstrich ist der der Nordwestspitze des Thüringerwaldes mit seinem Werravorland bis über Meiningen hinaus, wo die Sonne nicht mehr voll 4,5 Stunden scheint. Man sieht, wie sich das in Rede stehende Verhältnis, von dem für die menschliche Gesundheit und den Pflanzenwuchs so viel abhängt, gar nicht so einfach auf den Gegensatz von Gebirge und Niederung oder auf die blofse Meeresnähe und Meeresferne zurückführen läfst. Zeigt uns doch der Thüringerwald die Sonnenbestrahlung sogar in auf- und wieder absteigender Stufenfolge, ohne dafs eine einzige Isohelie das Gebirge von seinem Umland scharf trennte, da sie fast sämtlich vielmehr dasselbe kreuzen: dem düsteren Nordwesten folgt jenseits von Suhl der sonnige Teil, bis mitten auf der Höhe des Frankenwaldes der Sonnenschein sich wieder mindert, Hof mit Eisenach auf gleicher Stufe steht.

Lehrreich fällt der Vergleich der mittleren Sonnenscheindauer vom Inselsberg und Erfurt aus:

Winter			Sommer		
	Inselsberg	Erfurt		Inselsberg	Erfurt
Dezember . .	2,2	1,7	Juni . .	6,7	6,9
Januar . . .	1,6	1,5	Juli . .	6,2	6,8
Februar . .	2,6	2,7	August .	4,0	6,6

	Inselsberg	Erfurt		Inselsberg	Erfurt
	Frühling			Herbst	
März . . .	3,2	3,5	September	4,5	4,7
April . . .	3,5	5,0	Oktober .	3,3	3,2
Mai	6,4	6,5	November	2,0	2,0.

Im Jahresmittel ähneln sich beide Orte sehr: da hat der Inselsberg 4,0, Erfurt 4,3 Stunden Sonnenschein. Aber man beachte den Unterschied in der Jahreskurve! Nur im November stehen sich beide Orte völlig gleich, im Dezember ist der Inselsberg viel sonniger als Erfurt, auch noch im Januar und bis in den Februar hinein; dann erst erzielt Erfurt den Vorsprung, besonders im April. Nimmt man das Mittel aus den drei Wintermonaten, so steht der Inselsberg sogar etwas über Erfurt (mit 2,1 gegen 2,0 Stunden Sonne), auch im Herbst ist die Besonnung Erfurts nur wenig stärker trotz des Höhenunterschiedes von 700 m, sie wird es erst voll im Frühling und im Sommer. Kirchhoff.

16. **Treitschke, Fr.** Die Witterung in Thüringen im Jahre 1902. (Das Wetter, herausg. von R. Afsmann, Jahrg. 1903, S. 73—82.)

Zugrunde liegen wie früher (vergl. diesen Lit.-Ber. 1902, Nr. 20) die Aufzeichnungen der Stationen Schmücke und Erfurt. Die Temperaturmittel des Jahres blieben an beiden Orten den normalen ganz nahe; sie betrugen auf der Schmücke 3,2, in Erfurt 7 ° C. Der Januar zeigte sich auffallend mild: auf der Schmücke ging das Temperaturmittel nicht ganz 2 ° unter den Frostpunkt, in Erfurt blieb es sogar 3,3° über demselben. Der Februar brachte erst härteren Frost, der kälteste Monat aber war der Dezember (mit —4,8, bez. —3,6°). Da der Sommer ziemlich kühl verlief Juli 11,3, bez. 16,0°), so betrug die mittlere Wärmeschwankung für die Schmücke nur 15,9. für Erfurt nur 17,5°. Dabei stieg aber aber doch einmal im Juni das Thermometer in Erfurt auf 30,5 °.

Die Niederschläge gingen über die Norm hinaus: es fielen auf der Schmücke 1504, in Erfurt 491 mm. Die sommerlichen Regen waren beiderseits im August am stärksten. Auf der Schmücke zeigten sich wieder die einzelnen Monate sehr schwankend in der Niederschlagsmenge; der Oktober war diesmal keineswegs die niederschlagsreichste Zeit, sondern es folgte vielmehr erst auf einen sehr trocknen November (mit nur 11,6 mm, in Erfurt sogar nur 2 mm) als niederschlagsreichster Monat der Dezember mit 201 mm.

Bei dem hier ausführlicher besprochenen Thüringerwald-Föhn vom Weihnachtstag 1902 war der Bewölkungsunterschied zwischen Luv- und Leeseite gut zu beobachten: Koburg und Meiningen hatten im Durchschnitt des Föhntags eine Himmelsbedeckung von 10 (also Vollbewölkung), Ilmenau 4,7, Schnepfental 6, Erfurt 7. Kirchhoff.

17. **Treitschke, Fr.** Der Föhn der Alpen und der deutschen Mittelgebirge. (Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge, Heft 29, 1903, S. 59—87.)

Der um die Förderung der Wetter- und Klimakunde Thüringens hochverdiente Verfasser bringt in diesem Vortrag zum Schlufs auch die Rede auf die von ihm selbst so gründlich beobachteten Föhne, die über den Thüringerwald ins Thüringer Flachland wehen. Er mifst diesen Föhnen mit Recht es bei, dafs das Klima von Erfurt wärmer und trockner ist als es ohne diese früher im inneren Deutschland gar nicht

als Föhne erkannten Winde sein würde. Dabei erwähnt er die interessante Tatsache, dafs man in Erfurt bei Winterföhn oft deutlich den Fichtenduft des Thüringerwaldes wahrnimmt. Ferner richtet er die Aufmerksamkeit auf die Hochsommerföhne, die den Tälern an der Nordostseite des Thüringerwaldes, z. B. dem von Friedrichroda, zu zeiten recht schwüle Nächte bringen mit niedrigeren Temperaturen als sie gleichzeitig in den offenen Talmulden Thüringens herrschen, wo die durch nächtliche Ausstrahlung erkaltete schwerere Luft, von den umgebenden Höhen herabströmend, sich sammelt. Nordöstliche Winde, die über das Randgebirge Thüringens in flottem Zuge hinüberwehen, bringen naturgemäfs der Werratalseite Föhnluft. Kirchhoff.

IV. Pflanzenwelt.

1. Das gesamte Gebiet oder verschiedene Gebietsteile betreffend.

18. **Drude, O.** Der Herzynische Florenbezirk. Grundzüge der Pflanzenverbreitung im mitteldeutschen Berg- und Hügellande vom Harz bis zur Rhön, bis zur Lausitz und dem Böhmerwalde. Mit 5 Vollbildern, 16 Textfiguren und 1 Karte. 671 S. Leipzig 1902. (Die Vegetation der Erde, herausgegeben von A. Engler und O. Drude, Bd. VI.)

In dem vorliegenden stattlichen und schön ausgestatteten Bande fafst der Verf. die Ergebnisse seiner drei Jahrzehnte hindurch in seinem „Herzynischen Florenbezirke", das heifst „im mitteldeutschen Berg- und Hügellande vom Harz bis zur Rhön, bis zur Lausitz und dem Böhmerwalde", also einem Gebiete, das fast unser ganzes Vereinsgebiet mit umfafst, betriebenen pflanzengeographischen Studien zusammen. Ein eigentliches Referat über das Buch läfst sich bei dem Umfange desselben und der meist sehr unklaren, vielfach sogar ganz unverständlichen Ausdrucksweise des Verf. auf dem beschränkten hier zur Verfügung stehenden Raume nicht wohl geben. Es mufs hier genügen, Inhalt und Wert des Buches kurz zu charakterisieren.

Der I. Abschnitt des Buches, „Geschichte und Literatur der botanischen Forschungen im herzynischen Berg- und Hügellande" (S. 1—36) ist nicht von Drude selbst, sondern von B. Schorler verfafst, der über eine wesentlich klarere Ausdrucksweise verfügt als Drude. Er zerfällt in eine „Geschichtliche Darstellung", die ziemlich an der Oberfläche haftet und ein tieferes Eindringen in die geschichtliche Entwicklung der floristisch-pflanzengeographischen Forschungen vermissen läfst, und in ein „Literatur-Verzeichnis", das trotz der zum Teile ausgezeichneten dafür vorhandenen Vorarbeiten recht mangelhaft ist und namentlich wenig Kritik in der Scheidung des Wichtigen vom Unwichtigen erkennen läfst.[1]

---

[1] Ich führe einige Beispiele an. In der „Geschichtlichen Darstellung" wie im „Literatur-Verzeichnis" fehlt Schulz' „Entwicklungsgeschichte der phanerogamen Pflanzendecke Mitteleuropas nördlich der Alpen" (1899), die eingehendste Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Flora und Pflanzendecke Mitteleuropas — und auch des „Hercynischen Florenbezirkes" —, während an den genannten Stellen nicht wenige kurze, wertlose pflanzengeographische Aufsätze Erwähnung gefunden haben. Im Literatur-Verzeichnis fehlt z. B. der wertvolle und umfangreiche vom Allervereine herausgegebene Nachtrag zu Schneiders Flora von Magdeburg, während so kleine und völlig wertlose Aufsätze wie der von Eggers über die Haldenflora der Grafschaft Mansfeld Aufnahme gefunden haben.

Der II. Abschnitt des Buches ist überschrieben „Geographischer, klimatologischer und floristischer Überblick" (S. 37—89). Aus dem Inhalte desselben hebt Ref. nur weniges hervor. Der Verf. gibt in dem Abschnitte eine Gliederung dieses Gebietes in 15 „Territorien". „Die einzelnen Territorien sind nach geographischen Grundlagen abgegrenzt, aber die Abgrenzung ihrer Flora ist gemeint" (!). In einem „Die Talzüge" überschriebenen Stücke findet sich (S. 53) eine Kartenskizze, bezeichnet als „Der Lauf der Saale vom Fichtelgebirge bis zu ihrer Einmündung in die Elbe und das angrenzende Elbgebiet bei Magdeburg, mit geognostischem Untergrunde, dem Wechsel der Hauptformationen und Vegetationsgrenzen einzelner wichtiger Pflanzenarten (in Rot)", auf der u. a. das Quartär in „Diluvium" und „I. Eiszeit" gegliedert ist! Das Schlufsstück des Abschnittes behandelt „Die Arealformen der in der hercynischen Flora vorkommenden Arten". Die darin aufgestellten Typen von Arealformen, auf die in den folgenden Abschnitten ständig Bezug genommen wird, sind weder ausreichend zur Gliederung der Phanerogamenflora des behandelten Gebietes, noch genügend begründet und definiert.

Der III. Abschnitt behandelt „Die herzynischen Vegetationsformationen in ihrer Ausprägung und Gliederung" (S. 90—276) nach der vom Verf. aufgestellten Einteilung der deutschen Vegetationsformationen. Er behandelt nacheinander „Die hercynischen Waldformationen", „Sandfluren und Heiden", „die trocknen Hügelformationen" (!), „die Wiesen, Moore, Bergheiden und Borstgrasmatten", „die Formationen der Wasserpflanzen" und „die Ruderalpflanzen und Feldunkräuter". Der Verf. untersucht kaum, in welcher Weise in den verschiedenen Vegetationsformationen die einzelnen Pflanzenarten und -Individuen zu biologischen Verbänden zusammentreten, sondern vielmehr Arten welchen pflanzengeographischen Charakters, Arten welcher Wanderungsgenossenschaften an der Zusammensetzung der Vegetationsformationen Antheil nehmen Daher ist denn auch die rein deskriptive Darstellung der Physiognomie der Vegtationsformationen eine recht unvollständige. Der III. Abschnitt kann übrigens nicht als zuverlässig in der Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse berzeichnet werden.[1])

Der IV. Abschnitt ist überschrieben „Die Verbreitung der Formationen und ihrer Charakterarten in den herzynischen Landschaften" (S. 277—612). In diesem Abschnitte behandelt der Verf. die im II. Abschnitte unterschiedenen 15 Territorien gesondert. Die 15 Territorien sind: „1. Das Weser-Bergland. 2. Das Braunschweiger Hügelland. 3. Hügelland der Werra und Fulda mit der Rhön. 4. Das Thüringer Becken. 5. Das Hügelland der unteren Saale. 6. Das Land der Weifsen Elster. 7. Das Muldenland. 8. Das Hügelland der mittleren Elbe. 9. Das Lausitzer Hügelland. 10. Das Lausitzer Bergland und Elbsandsteingebirge. 11. Der Harz. 12. Der Thüringerwald. 13. Vogtländisches Bergland, Frankenwald und Fichtelgebirge. 14. Das Erzgebirge. 15. Der Kaiserwald, Oberpfälzer, Böhmer und Bairische Wald". Bei der Behandlung jedes dieser Territorien beginnt der Verf. mit einer Schilderung des „orographisch-geognostischen Charakters". läfst darauf allgemeinere Erörterungen über die Flora folgen und schliefst mit der Darstellung der Flora einzelner interessanterer Gegenden oder Örtlichkeiten. Im IV. Abschnitte vermifst man gerade wie im III. eine eingehende physiognomische Schilderung; der Verf. hat sich hier im wesentlichen auf die Behandlung der pflanzengeographisch interessanteren Arten beschränkt. Stellenweise läfst es auch der IV. Abschnitt sehr an Zuverlässigkeit in der Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse fehlen.[1]

[1] Belege siehe bei Schulz, Zeitschr. f. Naturwiss., 75. Bd., 1903, S. 257—293.

Der V. Abschnitt behandelt „Die herzynischen Florenelemente und Vegetationslinien" (S. 613—648) und zerfällt in folgende drei Kapitel: 1. Die Stellung des herzynischen Berg- und Hügellandes im mitteleuropäischen Florengebiete. 2. Überblick über die Hauptformationen im Sinne der florengeschichtlichen Entwicklung und Besiedelung. 3. Die Vegetationslinien der Jetztzeit." Ein grofser Teil des V. Abschnittes wird von der Darstellung der Ansichten des Verf. über die Entwicklungsgeschichte der Flora seines Gebietes eingenommen. Diese Ansichten tragen den neueren entwicklungsgeschichtlichen Forschungen so wenig Rechnung und sind — wie neuerdings August Schulz [1] ausführlich und überzeugend dargetan hat — so unhaltbar, dafs auf sie nicht näher eingegangen zu werden braucht. Nur ein charakteristisches Beispiel für die Anschauungsweise des Verf. sei hier kurz erwähnt. S. 633ff. setzt Verf. auseinander, dafs ein Teil seiner „pontischen Steppenpflanzen" durch die norddeutschen Urströme — also in der Hauptsache die Schmelzwässer nordischer Inlandeismassen — verbreitet wurde und an seine heutigen Wohnplätze gelangte!

Wüst.

19. **Schulz, August.** Die halophilen Phanerogamen Mitteldeutschlands. (Zeitschr. f. Naturwiss., 75. Bd., 1903, S. 257—293, Taf. V; auch als Sonderabdruck: Stuttgart 1903, 37 S.)

Verf. geht in der vorliegenden Arbeit nochmals auf die von ihm schon zweimal [2] eingehend behandelten pflanzengeographischen Probleme, welche die halophilen Phanerogamen Mitteldeutschlands darbieten, ein, „um die falschen Angaben über die Verbreitung der Halophytenformen in Mitteldeutschland und die irrigen Ansichten über Wanderungen derselben in diesem, welche sich in Drudes vor kurzem erschienenen Buche über den herzynischen Florenbezirk finden, zu berichtigen". Die Ausführungen des Verf. über die verwickelten von ihm behandelten Fragen lassen sich auf dem beschränkten hier zur Verfügung stehenden Raume nicht wohl auszugsweise wiedergeben. Der Verf. referiert zunächst über Drudes Ausführungen und tut darauf an der Hand einer Darstellung seiner eigenen Anschauungen die Unhaltbarkeit der von Drude geäußerten Ansichten sowie die Unrichtigkeit vieler von Drude gemachten Angaben über die Verbreitungsverhältnisse der Halophyten Mitteldeutschlands dar. Die auf Tafel V beigegebene Karte im Mafsstabe 1 : 1000000 gibt die Grenzen des Saalebezirkes und seiner beiden Unterbezirke, die Grenzen des Salzgebietes des Saalebezirkes und seiner sechs Untergebiete, die Lage einer Reihe von besonders wichtigen Salzstellen und die Verbreitung einiger besonders interessanter Halophyten an. Sie stellt eine willkommene Ergänzung auch zu den früheren Arbeiten des Verf. über die Halophyten Mitteldeutschlands dar. Wüst.

20. Berichte über die Hauptversammlungen des thüringischen botanischen Vereins: Frühjahr 1902 in Hildburghausen, Herbst 1902 in Erfurt. (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge; Heft XVII, 1902, S. 111—128.

Vgl. diesen Literaturber. für 1901, Nr. 23, für 1902, Nr. 27.

Gegend von Osterfeld bei Zeitz: XVII, 126. — Gegend von Sulza: XVII, 125. — Keuperbecken einschliefslich eines Teiles seiner südlichen Umrandung: XVII,

---

[1] Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft, Jahrg. 1902, XX. Bd., 2. Heft. S. 54—81 und Zeitschr. f. Naturw., 75. Bd., 1903, S. 257—293.

[2] Vgl. diesen Literatur-Ber. f. 1902, Nr. 22 u. 23, S. 111—113.

122–124. — Hainleite: XVII, 125—126 (Linum tenuifolium L. von Rudolph im Rabentale bei der Arensburg gefunden). — Allstedter Platte: XVII, 126—127. — Gegend von Wippra im Harze: XVII, 121 (Carlina acaulis L. von Kurt Weis bei Wippra gefunden — ein pflanzengeographisch sehr bemerkenswerter Fund!).

Wüst.

21. **Becker, W.** Verzeichnis der in den Violae exsiccatae II und III ausgegebenen Veilchen nebst den Diagnosen neuer Formen. (Deutsche botanische Monatsschrift, XX. Jahrg., 1902, S. 69—72, 85—88.)

22. **Ders.** Nachtrag. Berichtigungen zu den Violae exsiccatae. (Ebenda, S. 88—90.)

Die vorliegenden Veröffentlichungen enthalten auch einige Fundortangaben aus unserem Gebiete. Wüst.

23. **Ofswald, L.** Die Gattung Euphrasia im Harz und in den angrenzenden Gebieten. (Mitt. des thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XVII, 1902, S. 18—21.)

Verf. zählt Fundorte von sieben Arten und zahlreichen Varietäten der Gattung Euphrasia auf, einer kritischen Gattung, die in unserem Gebiete bisher nicht die genügende Beachtung gefunden hat. Wüst.

24. **Haufsknecht, C.** Noch einmal Muscari tenuiflorum. Eine Erwiderung. (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XVII, 1902, S. 108—110.)

Vgl. diesen Literaturber. für 1901, Nr. 23, S. 87.

Verf. hält trotz des von Fitting, Schulz und Wüst dagegen erhobenen Widerspruches an seiner Aufteilung des thüringischen Muscari tenuiflorum Tausch in M. Ruppianum Haufskn. und M. Knauthianum Haufskn. fest.[1] Wüst.

25. **Schultze-Wege, Johanna.** Verzeichnis der von mir in Thüringen gesammelten und gemalten Pilze. I. Hymenomycetes. A. Agaricini. (Fortsetzung von Heft XV, S. 41 ff.) (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XVII, 1902, S. 33—36.)

Enthält vereinzelte — sehr allgemein gehaltene — Fundortangaben aus unserem Gebiete. Wüst.

26. **Toepfer, H.** Phänologische Beobachtungen in Thüringen 1902. S. oben S. 128—132.

2. Thüringen.

27. **Schulze, Max.** Nachträge zu „Die Orchidaceen Deutschlands, Deutsch-Österreichs und der Schweiz“ (IV). (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XVII, 1902, S. 37—75.)

Enthält vereinzelte Fundortangaben aus den thüringischen Teilen unseres Gebietes. Wüst.

[1] Fitting, Schulz und Wüst gehen in einem demnächst erscheinenden Aufsatze ausführlich auf Haufsknechts „Erwiderung“ ein.

28. **Torges, E.** Zur Gattung Calamagrostis Adans. (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XVII, 1902, S. 76—101.)

Enthält eine Reihe von Fundortangaben aus der Gegend von Erfurt.

Wüst.

29. **v. Schlechtendal, D.** Thuja occidentalis-thuringiaca. (Zeitschr. f. Naturwissenschaft, Bd. 75, 1903, S. 33—42, Taf. I—III.)

Verf. beschreibt Reste von einer Thuja aus den bekannten altpleistozänen Kalktuffen von Weimar, die nicht von entsprechenden Teilen der rezenten nordamerikanischen Thuja occidentalis L. zu unterscheiden sind. Wüst.

3. Harz.

30. **Loeske, L.** Über das Vorkommen der Linnaea borealis am Brocken. (Verh. d. Botan. Ver. d. Prov. Brandenburg, Jg. 45, 1903, S. 56—58.)

Verf. glaubt in der von Sporleder in den Berichten des naturw. Ver. d. Harzes zu Blankenburg f. d. Jahre 1863—1864, S. 48 gemachten Mitteilung über die Anpflanzung von Linnaea borealis am Brocken durch Weinschenck etwas von „den Floristen“ Übersehenes gefunden zu haben. Die erwähnte Mitteilung ist indessen in beiden Auflagen von Sporleders bekanntem Verzeichnisse der in der Grafschaft Wernigerode usw. wildwachsenden Phanerogamen usw. verwertet, in August Schulz' bekannter Arbeit „Die floristische Literatur für Nordthüringen, den Harz und den provinzialsächsischen wie anhaltischen Teil an der norddeutschen Tiefebene“ mit kurzer Inhaltsangabe erwähnt und auch sonst in der neueren Literatur nicht unbekannt.[1] Wüst.

31. **Loeske, L.** Moosflora des Harzes. Leipzig 1903.

War dem Ref. nicht zugänglich. Wüst.

32. **Loeske, H.** Neue Beiträge zur Moosflora des Harzes. (Botan. Centralbl., Beihefte, Bd. 11, 1902, S. 359—367.)

Verf. gibt neue Beiträge zur Moosflora des Harzes, die teils von ihm selbst, teils von F. Quelle, Wockowitz, P. Janzen, Joh. Warnstorf, H. Zschacke und Hermann herrühren. Eine ganze Anzahl von Arten ist neu für den Harz, darunter die wahrscheinlich für ganz Deutschland neue Jungermannia obtusa Lindberg vom Büchenberge bei Wernigerode. Wüst.

4. Tiefland.

33. **Ascherson, P.** und **Retzdorff, W.** Übersicht neuer, bez. neu veröffentlichter wichtiger Funde von Gefäfspflanzen (Farn- und Blütenpflanzen) des Vereinsgebiets aus den Jahren 1900 und 1901. (Verhandlungen des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg, 44. Jahrgang, 1902, S. 157—175.)

Vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1901, Nr. 46—48, S. 91—92. Wüst.

34. **Haufsknecht, C.** Zur Flora von Eisleben. (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XVII, 1902, S. 105—108.)

[1] Vgl. Aug. Schulz, Entwicklungsgeschichte d. phanerogamen Pflanzendecke des Saalebezirkes, Halle 1898, S. 58.

Enthält teils schon bekannte, teils neue Fundortsangaben aus dem Gebiet der Mansfelder Seen, darunter nichts pflanzengeographisch besonders Bemerkenswertes.

Wüst.

35. **Eggers, H.** Zur Richtigstellung der Erklärung zu dem Nachtrage meines Planzenverzeichnisses von Hans Fitting, August Schulz und Ewald Wüst. (Allgemeine Botanische Zeitschrift, Karlsruhe, 1902, S. 150—151.)

Vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1902, Nr. 42, S. 118.

Verf. gibt zu, sich fremde Beobachtungen ohne Quellenangabe zu eigen gemacht zu haben, erklärt aber dieses sein Verhalten für „der Kürze und dem Zwecke" seiner Veröffentlichungen angemessen. Wüst.

36. **Zschacke, H.** Vorarbeiten zu einer Moosflora des Herzogtums Anhalt. I. Die Moose des Harzvorlandes. (Verh. d. Botan. Ver. d. Prov. Brandenburg, Jahrg. 45, 1903, S. 1—37.)

Der Verf. behandelt die Moosflora und die Moosvegetation eines Gebietes, über dessen Begrenzung er sich selbst (S. 1, 2) folgendermafsen äufsert: „Seine Südgrenze wird von jenem schmalen Zechsteinbande gebildet, welches das Harzgebirge und den in seiner Verlängerung nach Osten liegenden Rothenburger Sattel im Norden säumt und von Suderode und Gernrode über Ballenstedt, Ermsleben, Welbsleben, Wiederstedt, Könnern, Gröbzig verläuft, hier nach Norden bis zum Grauwackenvorsprunge bei Kleinpaschleben zwischen Bernburg und Köthen umbiegt und so auch die Ostgrenze bildet. Eine Linie von Kleinpaschleben über Nienburg a. S., Gänsefurth zur Nordecke des Hackelwaldes grenzt das Gebiet nach Norden ab, während die Westgrenze von hier über Badeborn nach Suderode-Gernrode verläuft". Mit den Moosen dieses Gebietes hat sich seit dem Erscheinen des II. Teiles der höchst unzuverlässigen Flora Anhaltina von Schwabe (1839) aufser dem Verf., der bereits in den letzten Jahren Beiträge zur Moosflora des Gebietes veröffentlicht hat[1], niemand eingehender beschäftigt.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen (S. 1—2) gibt Verf. eine kurze orographische und geognostische Skizze seines Gebietes (S. 2—4) und hebt als zwei für die Moosvegetation des Gebietes bedeutungsvolle Faktoren der Beschaffenheit derselben das Vorherrschen stark kalkhaltiger Böden und das dadurch bedingte Fehlen aller Vegetationsformationen mit mineralstoffarmen Wässern und die grofse Wasserarmut hervor (S. 4). Darauf folgt eine Besprechung der Moosvegetation der natürlichen Vegetationsformationen und der Kulturformationen des Gebietes (S. 5—13). Bei der Besprechung der natürlichen Vegetationsformationen folgt er Gräbners Einteilung derselben; die Kulturformationen schliefst er an die verwandten natürlichen Formationen an. Auf S. 13—17 folgen „einige bryogeographische Bemerkungen", in denen im wesentlichen die dem Harzvorlande abgehenden Arten des Harzes und die diesem fehlenden Arten des Vorlandes aufgezählt und einige das Gebiet durchschneidende Vegetationslinien behandelt werden. Der Abschnitt über die Vegetationslinien schliefst sich in seiner Form innig an die Behandlung der Vegetationslinien in Aug. Schulz' — nicht erwähnten — Vegetationsverhältnissen der Umgebung von Halle an. Nach des Verfassers Angaben finden im Gebiete ihre Nordgrenze für Deutschland Riccia Bischoffii Hüben., Hymenostomum tortile (Schwägr.) Br. eur., Didymodon cordatus

1) Vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1902, Nr. 45—48, S. 118—119.

Jur., ? Webera proligera (Lindb.) Kindb., Hypnum Hallerii Swartz und Hylocomium rugosum (Ehrh.) De Not. und ihre Ostgrenze für Deutschland Trichostomum caespitosum (Bruch.) Jur., T. mutabile Bruch., Tortella squarrosa Brid. und Aloina aloides (Koch) Kindb. Der Verlauf der Grenzen dieser Arten in dem behandelten Gebiete ist auf einer Kartenskizze dargestellt. S. 17—37 folgt nun eine Zusammenstellung der Moose des Gebietes mit Angabe der Fundorte derselben. In derselben zählt Verf. 53 Lebermoose und 221 Laubmoose auf. Der Verf. hat alle ihm aus der Literatur bekannten Angaben, auch die von Schwabe herrührenden, mit aufgenommen.

Weitaus der gröfste Teil der Fundortsangaben rührt vom Verf. selbst her; nur verhältnismäfsig wenige sind der Literatur entnommen oder von anderen Beobachtern dem Verf. mitgeteilt. Wüst.

37. **Staritz, R.** Beiträge zur Pilzkunde des Herzogtums Anhalt. (Verh. d. Botan. Ver. d. Prov. Brandenburg, Jahrg. 45, 1903, S. 59—96).

Der Verf. gibt eine stattliche, mit Fundortsangaben versehene Liste von Pilzen. die er im Herzogtum Anhalt und einigen angrenzenden preufsischen Landesteilen beobachtet hat. Eine Reihe von — in eckigen Klammern eingeschlossenen — Fundortsangaben betrifft andere Gegenden, darunter auch unserem Vereinsgebiete angehörende. Wüst.

38. **Fitschen, J.** Kleine Beiträge zur Flora Magdeburgs. (Jahresbericht und Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Magdeburg. 1898—1900. Magdeburg 1900. S. 143—149.)

Verf. zählt neue Fundorte einer Anzahl von — meist eingeschleppten oder verwilderten — Blütenpflanzen aus der Umgebung von Magdeburg auf. Wüst.

39. **Ascherson, P.** Über Betula nana. (Verhandlungen des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg, 44. Jahrgang, 1902, S. XXXII.)

Verf. teilt mit, dafs Betula nana L. von Plettke bei Schafwedel östlich von Bodenteich (westlich von Salzwedel) gefunden worden ist. Dieser pflanzengeographisch sehr wichtige Fundort liegt nicht weit von der Grenze unseres Gebietes. Wüst.

V. Tierwelt.

1. Thüringen.

40. **Hubenthal, Wilhelm.** Ergänzungen zur Thüringer Käferfauna. (Deutsche Entomol. Ztschr. Jahrg. 1902. Hft. II, S. 257—300.)

Im Jahre 1873 veröffentlichte der damals als Forstrat a. D. in Gotha lebende A. Kellner auf Grund einer 60jährigen Erfahrung sein „Verzeichnis der Käfer Thüringens mit Angabe der nützlichen und der für Forst-, Land- und Gartenwirtschaft schädlichen Arten“. Dazu sind im Laufe der Jahre eine grofse Zahl von Nachträgen meist in der Deutschen Entomologischen Zeitschrift veröffentlicht. Diese hat der Verfasser nicht nur zusammengestellt, sondern auch um eigene und nicht veröffentlichte Erfahrungen anderer Entomologen vermehrt und ist dabei durchaus kritisch zu Werke gegangen, indem er unsicheren, nicht nachgeprüften Angaben keinen Platz eingeräumt hat. Das ursprüngliche Faunengebiet ist insofern vergröfsert worden, als das sächsische

Herzogtum Altenburg zu Thüringen gerechnet wird. Die Zahl der von Hubenthal aufgeführten Arten und Varietäten, von welch letzteren zahlreiche namhaft gemacht, z. T. sogar neu benannt werden, beträgt nahezu 700. Taschenberg.

2. Tiefland.

41. **Eggers, H.** Verzeichnis der in der Umgegend von Eisleben beobachteten Käfer. (Insekten-Börse, XVIII. Jahrg. 1901.) Auch separat: Verlag von Frankenstein & Wagner, Leipzig [1901]. 106, IV S.

Das Faunengebiet, welches Verf. behandelt, wird durch eine Linie umgrenzt, die durch folgende Ortschaften und Örtlichkeiten bezeichnet wird: Ober-Rifsdorf, Nonnenthal, Oberhütte, Steinmetz-Grund, Katharinenholz, Kliebichgrund, Goldgrund, Saugrund, Bornstedt, Sittichenbach, Rothenschirmbach, Hornburg, Erdeborn, Seebecken süßer See und Weinberge von Rollsdorf bis Ober-Rifsdorf. Auf diesem Gebiete hat der Verfasser vieljährige eigene Erfahrungen gesammelt, konnte aber bei Aufzeichnung derselben auch diejenigen einiger anderer Entomologen benutzen. Die Fauna des hier behandelten Gebietes hat darum ein besonderes Interesse, weil zu ihr eine Reihe von halophilen Käfern gehört, welche besonders für den früheren Salzigen See charakteristisch waren, und sich zum Teil auf dem nunmehr trockenen Gelände, beziehungsweise auch in den salziges Wasser haltenden Teichen und Lachen der Umgebung erhalten haben. Die Anordnung ist nach dem Catalogus Coleopterorum Europae et Caucasi von L. v. Heyden, E. Reitter und J. Weise getroffen. Es werden rund 1640 Arten aufgezählt, die sich auf 456 Gattungen und 62 Familien verteilen. Die Eggerssche Arbeit ist schon um deswillen verdienstlich, weil darin ein Befund festgelegt ist, welcher Vergleichungen mit früheren Sammelergebnissen zuläfst und durch weitere Nachforschungen leicht neue Stützen und Ergänzungen erfahren kann. Taschenberg.

42. **Heidenreich, E.** Coleopteren im Hamsterbau. (Deutsche Entomol. Zeitschr., Jahrg. 1902, S. 156.)

Verf. sah sich durch Mitteilungen über das Vorkommen gewisser Käfer in den Bauen des Ziesels veranlafst, auch die unterirdischen Wohnungen der Hamster seiner Heimat (Köthen in Anhalt) nach ähnlichen Funden zu durchsuchen und sah seine Bemühungen von Erfolg gekrönt. In 50—60 Hamsterbauen fand er mehr oder weniger häufig 12 Käferarten, die im ganzen Bau verteilt waren. Davon gehören 9 der Familie der Staphyliniden an, die drei anderen sind je ein Catops, Cholova und Cryptophagus. Speziell unterm Neste und in den Kornkammern fanden sich hauptsächlich Athleta paradoxa und Cryptophagus Schmidti, von denen Verfasser annimmt, dafs sie dem an dem Getreide sich ansetzenden Schimmel nachgehen mögen.

Taschenberg.

43. **Diederich, Eduard.** Die Biberbauten am Grofskühnauer See bei Dessau. (Mit 4 Abbildg. im Text). In: Illustr. Zeitg. Leipzig, Nr. 3102 (11. Dezember 1902) S. 920—922.

Im allgemeinen Bestätigung der Friedrichschen Beobachtungen und Schlufsfolgerungen (s. diesen Lit.-Ber. von 1902, Nr. 51, S. 119f.). In seinem vordern Teile aber ist der Kanal so breit und tief, dafs er nicht lediglich durch den Körperdruck des Tieres entstanden, sondern im wesentlichen Umfange ausgegraben ist und zwar, um die Erdmassen zur Herstellung des Wallbaues zu verwenden.

Eine wallförmige Biberburg wurde gemessen: sie war 5 m lang, 1,75 m hoch und 2,50 m breit; eine kuppelförmige Biberburg zeigte bei 1,50 m Höhe etwa 2 m Durchmesser. Ein Eichenstamm, welcher vom Biber gefällt war, hatte an der Schnittfläche 20 cm Durchmesser. Taschenberg.

VI. Volkskunde und Vorgeschichtliches.

1. Allgemeines.

44. **Platen, Paul.** Der Ursprung der Rolande. Aus Anlafs der Deutschen Städte-Ausstellung herausgegeben vom Verein für Geschichte Dresdens. Dresden. v. Zahn und Jaensch, 1903. 148 S.

In der Weiterführung früherer Arbeiten über den nämlichen Gegenstand (vgl. diesen Lit.-Ber. von 1900, Nr. 20 und von 1901, Nr. 79) erörtert der Verf. nun zusammenfassend und ausführlicher seine Theorie, dafs die Rolandfiguren der norddeutschen Märkte, wie schon Jakob Grimm vermutete, aus Bildern des Wettergottes Donar hervorgegangen sind. Es stellt sich nun heraus, dafs der so lange rätselhaft gebliebene Tiodute oder Jodute (kirchlich umgedeutet in einen Sankt Jodute), dessen Bild die Sachsen nach ihrem Sieg über Kaiser Heinrich V. 1115 am Welfesholz aufrichteten, ursprünglich auch nichts anderes bedeutete als den Schwertgott Tiu, dessen Name noch in „Dienstag" fortlebt, den Sahsnot (d. h. Schwertgenofs) der alten Sachsen. Scharfsinnig führt der Verf. aus, dafs Tiodute vermutlich die Kriegsgottsäule bedeutet hat, wie sie einst die sieghaften Sachsen auf Burgscheidungen errichteten, nachdem sie die Thüringer Königsburg erstürmt hatten, und dafs die Rolandsäulen im Grunde genommen ebensolche Säulen waren, auf denen man das alte Bild des Gottes des Sieges aufstellte, den man zugleich als den Gott des Rechtsschutzes und des friedlichen Verkehrs ansah. Erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts läfst sich der Rolandname für diese bisher meist irrig gedeuteten Bildwerke nachweisen. Damals kam durch das Rolandlied die sagenhafte Idee auf, dafs ohne seinen Paladin und „Neffen" Roland mit dem wundertätigen Schwert Durendal der Kaiser Karl seine grofsen Siege nie erfochten hätte. Es verschwamm die leuchtende Gestalt des Helden Roland mit dem kriegerischen Licht- und Sonnengott der Heidenzeit, der einst auch als Hruodo, d. h. der Glänzende, verehrt wurde.

Ein sehr anziehender Abschnitt der Schrift beschäftigt sich näher mit den Formeigentümlichkeiten der Rolande unserer Städte. Dafs man sie gewöhnlich mit blankem Schwert ohne Scheide abbildete, dürfte wohl auf Donars Keule zurückführen, hindurch durch alle die gewifs anzunehmenden Umformungen, die die einst hölzerne Gottesfigur annahm im Lauf der Zeiten, bis sie zum Helden von Ronceval umstilisiert wurde. Der Roland in Belgern bekam ja sogar das Horn dieses Helden an! Einladend ist auch die Erklärung, dafs die Rolande oft auf einer Säule stehen (der Erfurter z. B. auf einer ganz hohen), weil wahrscheinlich die alten Götterbilder auf einer solchen (einer Irminsûl) aufgestellt wurden, und dafs man darum die Rolandfiguren so riesig formte (bis über 5 m hoch). Auch die eigentümliche baldachinartige Überdachung kommt zur Sprache (der Hallische Roland stand in einem auf- und zuzuklappenden Schrein). Sehr wohl gelungen ist nebenbei die Beurteilung des Rolands in dem erst zwischen 1349 und 1468 als Dörfchen am Harzrand gegründeten Questenberg und des dort stets am Pfingstdienstag gefeierten Questenfestes als treu er-

haltenen Nachhalls einer dem Sonnengott geltenden Heidenfeier. Gerade in unserem Questenberg erkennt man aufs deutlichste, dafs diese nachmals mit städtischer Hochgerichtsbarkeit verknüpften Rolande von Haus aus uralte heidnische Weihebilder waren, viel älter als ihre Städte selbst. Kirchhoff.

2. Harz.

45. **Sunder, L.** Über optische und akustische Signale in älterer und neuerer Zeit und die Hillebille der Köhler im Harzwalde. (Der Harz, Jahrg. 1903, Spalte 121—128, 145—150.)

Behandelt in Vortragsform die Frage, in welcher Art die Völker schon seit alters weit und breit Gesichts- und noch häufiger Hörsignale benutzt haben, um sich in die Ferne zu verständigen. Insbesondere geht der Verf. auf das bei uns einst vielverwendete Klapperbrett ein, das unter dem Namen Hillebillo noch ganz vor kurzem bei den Harzer Köhlern im Gebrauch gewesen ist. Er gerät aber bei dem Versuch, diesen noch heute etymologisch nicht sicher gedeuteten Namen zu erklären, in die Irre, indem er fälschlich glaubt annehmen zu müssen, nicht das Brett, sondern der Klöpfel hiefse Hillebille. Kirchhoff.

3. Tiefland.

46. **Gröfsler J.** Graf Hoyer von Mansfeld ungeboren, eine mythische Figur. (Mansfelder Blätter, XIV, 1900, S. 172f.)

Hier wird der Nachweis versucht, dafs auf den Grafen Hoyer, diesen berühmtesten Helden der mansfeldischen Vorzeit, die Sage von dem ungeborenen Drachentöter übertragen worden ist, der somit wohl als die jüngste Verkörperung des germanischen Sonnengottes betrachtet werden darf. Gröfsler.

47. **Setzepfandt.** Der „Lange Stein“ bei Seehausen. Mit Abbildg. (Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. XXXVII, 1902, S. 255—258.)

Nordwestlich von dem Reste des Sees, der dem Städtchen Seehausen (Kreis Wanzleben) den Namen gab, steht am alten Eggenstedter Wege der „Lange Stein“. Er ist 2,42 m hoch und zeigt einige fast ganz verwischte Figuren, so einen Kranz und darunter ein Beil. Am Friedensfeste, 18. Januar 1816, wurde er an der jetzigen Stelle aufgerichtet, früher lag er auf dem südlich gegenüberliegenden Hügel, der Wolfshöhe. Was bedeutete er ursprünglich? Seehausen hatte einst eine Dingstätte; zu ihr möchte man ihn in Beziehung bringen. Gröfsler (Neujahrsblatt 1896) nennt ihn unter den „altheiligen Steinen“ nicht. Maenfs.

48. **Siebert, Hermann.** Das Tanzwunder zu Kölbigk und der Bernburger Heil'ge Christ. Festschrift, dem Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Bernburg anläfslich seines 25jährigen Bestehens am 2. Dezember 1902 gewidmet. Leipzig, in Kommission bei R. Siebert, 1902.

Eine verdienstliche sagen- und sittenkundliche Studie, die sich auf die erste jener mehrfachen im deutschen Mittelalter aufgetretenen Tanzwut- (Veitstanz-) Epidemieen bezieht. Sie ergriff 1021 das Dorf Kulbigk (1036: Cholebizo, jetzt Kölbigk) bei Bernburg. Der Sage nach hielten damals zum Fest der heiligen Christnacht fünfzehn Bauern, zwei Frauen und eine Jungfrau des Ortes unter Gesang einen Tanz

auf dem Kirchhof (etwa einen alten Festtanz aus der Heidenzeit?), so dafs der Priester Ruotpert (Ruprecht) in der anstofsenden Kirche in der heiligen Handlung gestört wurde. Als jene auf des letzteren Abmahnen nicht hörten, schleuderte dieser auf sie den Fluch: sie sollten ein ganzes Jahr so singen und tanzen. Das geschah denn auch so unablässig, dafs sie schliefslich Gruben in den Boden tanzten, die ihnen bis zu Gürtelhöhe reichten. Nach Ablauf des Jahres kamen die Bischöfe von Köln und Hildesheim und entsühnten sie, dafs sie aufhörten zu tanzen. Da knieten die Tänzer vor dem Hochaltar nieder und entschlummerten; vier von ihnen starben, die übrigen erwachten nach einem Schlaf von drei Tagen und drei Nächten gesund und priesen Gottes Allmacht.

Bis nach Frankreich und England breitete sich die Mär von diesem Wunder aus. Vermutlich ward hierdurch alsbald das bis dahin unbedeutende Dörfchen ein hochberühmter Wallfahrtsort und erhielt sogar vom Kaiser Marktrechte mit zugehörigem Zoll und Gerichtsbann. Alle diese Gerechtsame schenkte Kaiser Konrad II. 1036 seiner Gemahlin Gisela. Dr. Siebert macht es nun recht wahrscheinlich, dafs aus Giselas Hand diese Vorrechte unmittelbar in die des Grafen Esiko von Anhalt (des Stammvaters des anhaltischen Herzogshauses), des Gatten ihrer Stiefschwester, übergingen und von diesem der Stadt Bernburg verliehen wurden, die fortan der Menge zugleich als Ort des Tanzwunders galt. Ja er vermutet, dafs die mit dem „Weihnachtsmann" innig verwandte Figur des „Knechtes Ruprecht" auf jenen Priester Ruotport von Kulbigk zurückzuführen sei. Wie dieser die Frevler verfluchte, die dann nach verdienter Strafe am Altar im Gebet niedersanken, so droht der Knecht Ruprecht den Kindern für Untaten mit harter Strafe, beschenkt sie aber, sobald sie seine Frage „Könnt ihr beten?" zur Genüge erledigt haben. Tatsächlich heifst noch heute der Knecht Ruprecht im Anhaltischen, und zwar in der Nienburg-Köthener Gegend, ferner aber auch über Halle bis nach Leipzig und Merseburg „der Bernburger heil'ge Christ". In der Köthener Landschaft glauben die Kinder, der heilige Christ komme aus Bernburg; der als Knecht Ruprecht Verkleidete ist:

„Der Berenburger Heelechrist,
Der de kleenen Kinder frifst."

So spricht er selbst, wenn er in Stadt und Land umzieht, den Kindern Äpfel und Nüsse bringend, wenn sie beten können, sonst aber sie in den Sack steckend.

Kirchhoff.

VII. Zusammenfassende Landeskunde, Ortskunde, Geschichtliches, Touristisches.

1. Verschiedene Gebietsteile betreffend.

49. **Henze, Th.** Die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt. Acht natürliche Landschaftsgebiete in methodischen Einzelbildern, für den Schulgebrauch bearbeitet. Mit einer Karte von Ed. Gaebler in fünffachem Farbendruck und einer Kartenskizze des norddeutschen Flachlandes in Schwarzdruck. 3. Auflage. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung, 1901. 116 S.

Die erste Abteilung der Schrift (S. 1—13) gibt didaktische Anweisungen zur Heimatskunde überhaupt, geht uns hier also nicht näher an. Der Hauptteil aber enthält eine fleifsige Zusammenstellung der Landes- und Volkskunde des im Titel be-

zeichneten Gebiets nach folgender Gliederung: 1. das Land rechts von der Elbe (Fläminggebiet) 2. das Land zwischen Ohre und Elbe (Altmark) 3. das Land zwischen Ohre, Elbe, Saale und Harz 4. der Harz 5. das Land zwischen Harz, Kiffhäuser, Unstrut und Saale 6. der Thüringerwald, der Frankenwald, das Fichtelgebirge 7. das Eichsfeld und das Thüringer Stufenland 8. das Land zwischen Saale und Elbe.

Jedesmal werden der Reihe nach betrachtet: Bodenform, Gewässer, Bodenschätze, Beschäftigung der Bewohner, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche nebst Ortskunde, Geschichtlichem und Sagenkundlichem. Freilich geht die Darstellung der Bodenform nicht über ein äufserliches Beschreiben hinaus, die Ortskunde nicht über ein Aufzählen der wichtigeren Ortschaften mit ihren Merkwürdigkeiten. Tieferes Eindringen in den inneren Zusammenhang der Dinge liegt also nicht vor. Und auch in einer Mehrzahl von Einzelangaben hätte eine dritte Auflage noch mancherlei berichtigen können. Die Deutung des Arendsees in der nördlichen Altmark als Adlersee unterliegt doch sehr begründeten sprachlichen Bedenken, und was hat denn sachlich der See mit Adlern zu tun? Seine gröfste Tiefe beträgt übrigens nicht 48, sondern 49½ m. Auf der beigefügten Karte ist der Flufsname Oker (ursprünglich Owakra) richtig geschrieben, auf S. 51 dagegen in der falschen Form Ocker, die neuerdings zu der irrigen Kürzung der Aussprache des Namens geführt hat. Umgekehrt sagt der Text richtig, dafs die Letzlinger Heide meistens aus Kieferwald besteht, obwohl Eichen und sogar (wie sonst nirgends im heutigen Deutschland) noch Linden in reinem Bestand daneben vorkommen; die Karte aber läfst die Letzlinger Heide als reinen Laubwald erscheinen, die Waldung an der unteren Mulde bei Dessau hingegen wieder unrichtig als reinen Nadelwald. Der Satz (S. 62) „Als der Salzige See plötzlich in der Tiefe zu verschwinden anfing, bedrohten seine Wasser die Bergwerke“ verhüllt absichtslos die Tatsache, dafs der gröfsere der beiden Mansfelder Seeen gerade erst durch allzu starkes Auspumpen der Schichtwasser seitens des Bergwerksbetriebs, wodurch die Salzmassen in der Nachbarschaft des Sees ausgelaucht wurden, arge Lücken in seinem Untergrund erhielt.

Für Angabe der richtigen Aussprache der Namen ist keine Sorge getragen. Es weifs aber doch nicht jeder, dafs Ziesar zi-êsar, Eichsfeld eiksfeld ausgesprochen wird.

Der Anhang über das norddeutsche Flachland enthält einige häfsliche Fehler. S. 93 verwechselt das diluviale Inlandeis mit „Eisbergen, die zum Teil über 1000 m hoch gewesen sein sollen.“ S. 103 vermengt die Kreide-Foraminiferen mit Schnecken und Muscheln. S. 106 stellt Niedersachsen neben Westfalen. Kirchhoff.

50. Die Provinz Sachsen in Wort und Bild, herausgegeben von dem Pestalozziverein der Provinz Sachsen. Mit etwa 200 Abbildungen. 2. Bd. Leipzig, Klinkhardt, 1902. 480 S.

Wie im ersten Band dieses volkstümlichen Werkes (vgl. Nr. 80 dieses Lit.-Ber. von 1901, S. 102) sind auch im vorliegenden zahlreiche Einzelschilderungen von Landschaften, Städten, geschichtlichen Ereignissen, Sagen und Bräuchen unserer Provinz und ihres Volkes zu einem bunten Straufs zusammengebunden. Auch das rege Wirtschaftsleben der Provinz ist in anschaulichen Beschreibungen vertreten: die Zuckersiederei, der Mansfelder Kupferschieferbergbau, das Stafsfurter Salzwerk nebst der dortigen Kaliindustrie, der Erfurter Blumen- und der altmärkische Hopfenbau, die Eilenburger Celluloidfabrik und die so viel ältere Flöfserei auf der Saale. Die vielen eingedruckten Bilder verdienen wegen guter Auswahl und trefflicher Ausführung nach photographischer Unterlage volle Anerkennung. Kirchhoff.

51. **Größler, H.** Bemerkungen zu Spruner-Menckes Historischem Atlas, Blatt Nr. 33 und 42. (Mansfelder Blätter XVI, S. 173 und 174. Eisleben, 1902.)

Es wird der Nachweis geführt, daſs sowohl die Nord- wie auch die Südgrenzen des Hosgaues falsch angegeben sind, da diesem Gaue irrigerweise Teile des Schwabengaues und des thüringischen Gaues Wigsezi zugewiesen sind. Auch die Grenze zwischen Hosgau und Frisonofeld ist falsch gelegt und mehrere urkundlich früh bezeugte Orte sind an falscher Stelle eingetragen oder falsch gedeutet. Nicht minder sind die benachbarten thüringischen Gaue Wigsezi, Engilin (Englehêm), Ostergow oder Husitin mit den Untergauen Spiliberc und Scheidinger Mark nicht richtig gegen einander abgegrenzt.

Das die kirchliche Einteilung darstellende Blatt Nr. 42 ist hinsichtlich der Angabe der mansfeldischen (hosgauischen und friesenfeldischen) Klöster überaus mangelhaft, denn es fehlen ihrer nicht weniger als 15. Gröſsler.

52. **Größler, H.** und **Blümel, E.** Die Ausflüge des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld in den Jahren 1886—1899. Ein Erinnerungsblatt für die Teilnehmer, ein Führer für die Nachfolger. (Mansfelder Blätter XIII, S. 66—105. Eisleben, 1899.)

Der Titel dieser Schrift, deren Einzelberichte ihrer Zeit sowohl in dem Eisleber Tageblatte wie in der Eisleber Zeitung erschienen sind, deutet schon an, daſs in ihnen mancherlei Ergebnisse heimatkundlicher Forschung, geschichtliche sowohl wie geographische, enthalten sind. Die Orte, welche nebst ihrer Umgebung das Ziel dieser Ausflüge und der Gegenstand der Berichte waren, sind Schloſs und Stadt Mansfeld, Hettstädt und die Ruine Arnstein im Mansfelder Gebirgskreise, Oberröblingen am See, Bösenburg, das Saaletal von Friedeburg bis Salzmünde, Seeburg, Rollsdorf und Schraplau im Mansfelder Seekreise, Querfurt, Freyburg a. d. U., Tröbsdorf, Burgscheidungen, Vitzenburg und Nebra im Kreise Querfurt, Memleben und die Sachsenburg im Kreise Eckartsberga, das Schloſs Allstedt im Groſsherzogtum Sachsen-Weimar, endlich Stolberg und Questenberg im Kreise Sangerhausen. Erdkunde, Sage und Brauch, Altertümer der Vorzeit und Geschichte sind je nach dem Verhältnis ihrer Bedeutung in diesen Berichten berücksichtigt worden, welche wohl geeignet sein dürften, denen, die die genannten Orte zu besuchen gedenken, als Führer und Ratgeber zu dienen.

Gröſsler.

2. Thüringen.

53. **Thiele, R.** Bilder aus Thüringens Sage und Geschichte. Nach Konrad Stolles Chronik. Erfurt, Villaret, 1902. 96 S.

Aus der von ihm herausgegebenen inhaltreichen Chronik des ausgehenden 15. Jahrhunderts, die der Erfurter Kleriker Konrad Stolle geschaffen, hat der Verf. eine Reihe hübscher Einzelbilder herausgeformt, die Thüringens Vorzeit bis zum Ende von dessen staatlicher Selbständigkeit, d. h. bis 1440, populär veranschaulichen. In gemächlichem Erzählungsstil ziehen Sage und Geschichte des schicksalsreichen Herzlandes der alten Germania an uns vorüber; und es ist ganz löblich, daſs der Verf. auch den duftigen Blumenkranz der Sage mit in die Geschichtsbilder eingeflochten hat, denn der verdient es nicht, aus dem Sinn zumal der Thüringer selbst zu schwinden, jedoch hat der Verf. überall dafür gesorgt, daſs der Leser deutlich zwischen Wahrheit und Dichtung unterscheiden lernt. Thüringische Schul- und Hausbibliotheken sollten das Büchlein fleiſsig anschaffen.

Prof. Gröfsler in Eisleben hat seiner Anzeige des Werkchens (in den Mansfelder Blättern, 16. Jahrg. 1902, S. 218 ff.) zwei Berichtigungen und zwei Etymologieen beigefügt, die auch hier angeschlossen sein mögen.

Bebra, das der Chronist Stolle als den geistlichen Stuhl, als Sitz eines Erzpriesters erwähnt, ist nicht ein Dorf bei Sondershausen, sondern Bibra im Eckartsberger Kreis, von dem die deutsche Legende S. Bonifacii richtig auf gut Thüringisch sagt: „Bebra leit an der Fenne“ (Finne).

Der glänzende Sieg, durch den Rudolf von Vargula den thüringischen Erbfolgekrieg entschied, ist nicht bei Wettin, sondern „in campo Besenstedt“ erfochten worden. Dabei ist zu beachten, dafs das Dorf Naundorf bei Besenstedt offenbar eine Neugründung oder ein Tochterdorf des uralten Mutterdorfes Besenstedt (Bisinistede), seine Flur demnach ein Ausschnitt aus der Besenstedter Mark ist (desgleichen die Naundorfer Kirche eine Tochterkirche der Besenstedter). Das östlichste Stück der Naundörfer Flur nebst der daranstofsenden Südwestecke der Flur des Dorfes Zörnitz heifst noch heute „die Wahlstatt“.

In der alten Überlieferung, die Bonifatius zum Moses der Thüringer beim glorreichen Sieg derselben über die Ungarn im März 933 stempelt, spielt die Jechaburg bei Sondershausen eine Rolle. Das am Fufs der steilen Höhe gelegene Dorf Jechaburg ist natürlich erst nach dieser benannt; folglich hiefs der heutige Frauenberg einst Jechaburg. „Unsere liebe Frau“ (die Mutter Gottes) trat, so vermutet Gröfsler, an Stelle der heidnischen Göttin Jecha, einer Gottheit der Liebe (von althochdeutsch gâhi, jäh, mundartlich jach, rasch, lustig).

Noch einladender ist Gröfslers Deutung des Namens des Eisenacher Hörselbergs (932: Hursila, 1012: Hürselen) als Wohnsitz der Liebeslust, nämlich zusammengesetzt aus huor, Liebeslust, und sal, altsächsisch seli, Wohnstätte, Saal. Also der wahre Venusberg! Kirchhoff.

54. **Leineweber, H.** Das Buch vom Eichsfelde, den lieben Landsleuten unp allen Besuchern des Eichsfeldes gewidmet. Mit einer Karte des Eichsfeldes, Heiligenstadt, Komm.-Verlag von Wetzels Buchhandlung, 1900. kl. 8°. 120 S.

Eine mit warmer Heimatsanhänglichkeit verfafste touristische Beschreibung des Eichsfeldes und seiner Bewohner, die an eigene Wandergänge durch das Land anknüpft. Das angehängte Kärtchen ist allerdings dürftig, es dient höchstens zur oberflächlichsten Orientierung, entbehrt der Geländeangabe und sogar der Bezeichnung des Mafsstabes. Das ehemalige Fürstentum Eichsfeld gehörte zwar bis 1802 zu Kurmainz, aber darum darf man es doch nicht selbst ein Kurfürstentum nennen (wie hier auf S. 51). Dafs Bonifatius die Donareiche nicht beim hessischen Geismar, sondern auf dem Hilfensberg bei Geismar nahe der Südwestgrenze des Eichsfeldes niederhieb, läfst sich nicht erhärten; noch unmöglicher dünkt es, dafs nach dieser Eiche das ganze Eichsfeld seinen Namen trüge (S. 93), der vielmehr auf den Eigennamen Eiko zurückzugehen scheint und offenbar darum das k in der Aussprache noch heute bewahrt. Die Beziehung des Hilfensberges zu Karl d. Gr. (S. 96 f.) ist natürlich auch legendar; der grofse Karl kann die Sachsen nicht bei Treffurt an der Werra geschlagen haben, weil da keine Sachsen, sondern Thüringer wohnten. Kirchhoff.

55. **Nehmer, A.** Beiträge zur Landeskunde des Eichsfeldes. S. oben S. 77—127.

56. **Thiele, R.** Bilder aus Erfurts Vergangenheit. Nach Konrad Stolles Chronik. Erfurt, Villaret, 1901. kl. 8°, 52 S.

Der Verf. hat sich ein namhaftes Verdienst um die Geschichte und Dialektkunde des alten Erfurt erworben durch die erstmalige umfassende und genaue Herausgabe des merkwürdigen „Memoriale“, das zu Ausgang des Mittelalters der Vikarius des Stiftes S. Severi, Konrad Stolle, in echter Erfurter Volkssprache niedergeschrieben hat. Aus diesem namentlich für die Kulturgeschichte Erfurts in der Schlufshälfte des 15. Jahrhunderts wichtigen Quelle hat der Verf. im oben genannten Schriftchen einige Geschichts- und Kulturbilder in volkstümlicher Form hier bearbeitet. Kirchhoff.

57. **Naumann, L.** Die Räume des Schlosses Eckartsberga und seine einstige Bedeutung als Festung. Eckartsberga, Verlag der Eckartshaus-Buchdruckerei, 1902. kl. 8°, 31 S.

Unter Verwertung der Ergebnisse der im Frühjahr 1901 auf dem Gelände des Eckartsberger Schlosses vorgenommenen Ausgrabungen beschreibt der Verf. eingehend den Bau der alten, in ihren Resten noch heute das Städtchen Eckartsberga krönenden umfassenden Burg und fügt eine Lagenskizze nebst einem Grundriß derselben bei.

Der Rand der Schmücke und Finne trug schon in vorgeschichtlicher Zeit eine ganze Anzahl alter Wallburgen, die in fortlaufender Reihe ein ganzes Befestigungssystem zusammensetzten. Auch die nachmalige Eckartsburg ist in eine dieser Wallburgen eingebaut worden (wie auf der anderen Seite der Unstrut die Sachsenburg); sie dehnte sich über den Eckartsberger Schlofsberg gen Osten bis zum sogenannten Wachthügel mit dem tiefen, den Bergrücken durchschneidenden Halsgraben aus. Wie das ehemalige Kloster Marienthal bei Burgholzhausen liegt auch die am Fufs der alten Burghöhe, des „Schlofsberges“, erbaute Ortschaft in einer muldenförmigen Vertiefung der Finne. Der Schlofsberg, eigentlich nur eine Fortsetzung des Sachsenberges, bildet mit dem ein wenig höheren Ohranberg die beiden Eckpfeiler der Erhebung, zu der jene Einsenkung emporführt; zungenförmig springt der Schlofsberg über die Talmulde vor. Kirchhoff.

58. **Naumann, L.** Das Schlofs Eckartsberge „Eckartsburg“. Heft IV der Beiträge zur Lokalgeschichte des Kreises Eckartsberga. 3. Auflage. Eckartsberga, Verlag der Eckartshaus-Buchdruckerei, 1902. kl. 8°, 48 S.

Eine ausführliche, von genauen Quellenbelegen begleitete Geschichte der Burg, deren früherer Name nach ihrem Erbauer Eckehardisberg lautete. Die Stammburg des berühmten thüringischen Adelsgeschlechtes, dem dieser Gründer, der große Slavenbezwinger Markgraf Eckard von Meifsen angehörte, lag auf dem nach dieser längst verschwundenen Burg benannten Hausberg oberhalb der zum Dorf nachmals herabgesunkenen Stadt Grofs- oder Wendisch-Jena am linken Ufer der untersten Unstrut, also noch im Hassegau. Auf dem gegenüberliegenden Ufer lag Deutsch- oder Klein-Jena (alt: Geni oder Gena), in dessen Kloster Markgraf Eckard zuerst bestattet war, ehe seine Gebeine dann nach Naumburg übertragen wurden. In dem hier am rechten Unstrutufer beginnenden Gau Ginnaha, einem Untergau des Gaus Husitin, zu dem auch Holzhausen und Trebra gehörten, lag höchstwahrscheinlich auch die von Eckard 998 erbaute Burg; letzterer war Gaugraf im Ginnahagau, von wo sich seine Besitzungen nach Weifsenfels und Naumburg hinzogen. Von Eckard II. ging die Burg 1046 an Kaiser Heinrich IV. über, blieb Kaiserburg bis zur Vergabung an das Geschlecht Ludwigs mit dem Barte (wahrscheinlich 1121) und gehörte diesem dann mit der thüringischen Landgrafschaft belehnten Fürstengeschlecht bis 1247. Da wurde die Burg von Heinrich dem Erlauchten gestürmt und ist seitdem wettinisch geblieben bis

1815. Zur Verteidigung gegen Pulvergeschütze wurde sie nicht ausgebaut, verfiel mithin seit dem 16. Jahrhundert. Unter preufsischer Herrschaft wurde der verfallene Hauptturm („Bergfried“) wieder hergestellt und wird fort und fort für bauliche Erhaltung der Burgreste gesorgt. Kirchhoff.

59. **Poppe, G.** und **Gröfsler, H.** Verkehrsverhältnisse auf dem Orlas in früherer Zeit. (Mansfelder Blätter, XIV, S. 182—186. Eisleben 1900.)

Die natürliche Beschaffenheit, die Rechts- und Verkehrsverhältnisse der zur Finne gehörigen grofsen Hochebene des Orlas, die Richtung und der Verlauf der über den Orlas gehenden Kupferstrafse, die an ihr gelegenen, einstmals viel besuchten, jetzt aber fast ganz vereinsamten Gasthöfe: der kalte Hase oder weifse Schwan, die grüne Tanne oder Wespe, der wilde Jäger und der Gasthof zum kalten Brunnen in der Gegend von Altenrode, Bibra und Saubach werden nach den eigenen Erinnerungen G. Poppes und den Erzählungen älterer Personen dargestellt, welche ein eigentümliches Kulturbild entrollen. Gröfsler.

60. **Kuntze, H.** Denkwürdiges aus dem Amtsbezirke Burgscheidungen. (Mansfelder Blätter, XV, S. 251—254. Eisleben, 1901.)

Unter diesen alten Akten des Gräflich v. d. Schulenburgschen Archivs auf dem Schlosse Burgscheidungen entnommenen Nachrichten erwecken erdkundliches Interesse die erste Mitteilung über Eisgang und Hochwasser der Unstrut bei Burgscheidungen im Jahre 1595; ferner die zweite durch Erwähnung einer Unstrutfurt bei Carsdorf im Jahre 1600, und die fünfte über den Fang eines Blaufufses und zweier Falken im Jahre 1599 in der Nähe von Burgscheidungen, die der damalige Besitzer der Herrschaft B., Christoph von Wiehe, dem markgräflich Ansbachischen Hofmarschall, Grafen Wilhelm von Mansfeld, für seinen Herrn zum Preise von 16 Talern übersendet. Auch bei Burgscheidungen können damals diese vielbegehrten Vögel nur seltene Erscheinungen gewesen sein, da der Absender hervorhebt, der zu diesem Zwecke nach B. entsandte markgräfliche Falkner habe sich keine Mühe noch Fleifs verdriefsen lassen, und im übrigen betont, dafs aufser der „vleifsigen nachtrachtung“ der schliefslich erlangte Erfolg dem lieben Gott und dem Glücke zuzuschreiben sei. Gröfsler.

61. **Gröfsler, H.** Der Gesundbrunnen bei Dorndorf a. d. U. (Mansfelder Blätter, XIII, 1899, S. 150—153.)

In diesem Aufsatze werden zwei Berichte einander gegenübergestellt, ein älterer und ein jüngerer, über die Entstehung, Beschaffenheit und Wirkung des im Jahre 1651 infolge eines Erdfalls oder Bergrutsches innerhalb der Flur Dorndorf zutage getretenen Gesundbrunnens oder „guten Brunnens“. Aus ihnen ergibt sich, dafs das Wasser dieser Quelle eine Zeitlang als wunderwirkendes Heilwasser verehrt und gebraucht worden ist, dafs eine „grausame Menge Volkes“, aus Neugierigen und Hilfsbedürftigen bestehend, den Ort des Bergrutsches und die Quelle aufgesucht hat, darunter sogar der postulierte Administrator des Erzbistums Magdeburg. Allerlei alte Schäden und Krankeiten sollen durch den Gebrauch des Wassers geheilt worden sein, später aber sollen die anfangs wunderbaren Heilwirkungen ausgeblieben sein, zur Strafe für den Undank der Geheilten, wenn auch die Klarheit, Kälte und der angenehme Geschmack des „guten Brunnens“ noch jetzt mit Recht geschätzt werden.

Gröfsler.

62. **Toepfer, H.** Der Püsterich in Sondershausen. S. oben S. 62—74.

3. Harz.

63. **D. Georg Henning Behrens.** Hercynia curiosa oder Curiöser Hartz-Wald. Neudruck in Oscar Ebert's Verlag, Nordhausen 1899. kl. 8°, 203 S.

Hermann Heineck in Nordhausen verdanken wir den erwünschten Neudruck dieses schon längst selbst im Antiquarhandel selten gewordenen Harzbuches, das der Nordhäuser Physikus Behrens 1703 herausgegeben hat. Vielfach hatte Behrens das ihm nahe Gebirge durchstreift und war einer der ersten, der es zwar nicht systematisch, aber auf seine Merkwürdigkeiten beschrieb. Bei der Gründlichkeit, die alle seine Beschreibungen auszeichnet, werden dieselben stets einen geschichtlichen Wert behalten. Gelegentlich über den Harzrand (bis nach Sondershausen) hinausgreifend, beschreibt Behrens zunächst die bemerkenswertesten („kurieusen") Höhlen, allen voran recht eingehend die Baumannshöhle, sodann Erdfälle und Seeen (hierunter den Bauerngraben unfern von Roſsla und den „Hochstädtischen See" beim Dorf Hochstädt im Unterharz mit einer von ihm sorgfältig untersuchten schwimmenden Insel), Brunnen und Quellen, Flüsse, Steinbrüche und auffällige Felsgebilde, Burgruinen, Schlösser und Lustgärten, zum Schluſs die Harzer Berg- und Hüttenwerke. Kirchhoff.

64. **Jacobs, E.** Harzwegebau. (Harzzeitschrift 1902, S. 434 ff.)

Nicht, wie man wohl annimmt, benutzte man in früherer Zeit, vor den Tagen des festen Wegebaues, nur die natürlichen Talniederungen und Hochflächen als Wege über den Harz und überlieſs etwa die kümmerliche Ausbildung der Pfade und Wege den Wagenrädern, Rossehufen oder den Fuſssohlen der Wanderer, sondern schon frühzeitig wendete man viel Arbeit und Arbeitslohn auf die Wegbarmachung des Gebirges. Das zeigt sich unter anderm aus Gemeinderechnungen selbst schon aus dem 15. Jahrhundert. So erweist das Jacobs speziell für den sogenannten Lauterberger Weg, der seit dem Emporkommen des Städtchens Andreasberg um 1600 Andreasberger Weg genannt wird. Er führte von Wernigerode nach Andreasberg und dann im Tale der Oker nach Lauterberg. Er gesellt sich zu den zwei bekannten Wegen über den Harz in diesen Gegenden: Wernigerode — Elbingerode — Ilfeld — Nordhausen und Goslar — Osterode als der dritte. Strafsburger.

65. **Höfer, P.** Die Ausgrabung des Königshofes Bodfeld. Harzzeitschrift 1902. S. 183 — 246.

Königshöfe waren im Mittelalter Landgüter des Königs, welche von königlichen Beamten verwaltet wurden. Der Name Königshof, mag er sich in Nordhausen oder in Merseburg oder auf dem Berge an der Bode befinden, weist immer auf Heinrich I. zurück. Daraus ergibt sich, daſs die Burg Bodfeld nicht, wie früher angenommen wurde, im 14. Jahrhundert, sondern schon von Heinrich I. erbaut ist. Wie bei den Ausgrabungen der Burg Anhalt am Ufer der Selke hat sich auch am Bodfelde ergeben, daſs Burg und Dorf (mit Kirche) ziemlich weit voneinander (etwa 1 Kilometer) entfernt waren. Auf dem Wiesenabhange links der Bode lag das Dorf Bodfeld, auf dem Berge rechts der Königshof des gleichen Namens. Höfer gibt eine ausführliche Geschichte der Untersuchung und Ausgrabung und führt uns ein Bild der einstigen Burg vor Augen. Wir haben in ihr eine ummauerte Hauptburg mit einer viereckig umwallten Vorburg, die auf Heinrich I. zurückgehen, und später zugefügt ist der Zwinger nebst dem zweiten Graben. Bei dieser Gelegenheit weist Höfer mit Recht auf die Wichtigkeit der Untersuchung solcher alten Burgen und auch der Königsstiege oder Kaiserwege hin. Strafsburger.

66. **Denker.** Die Timnitz, Das alte Ratsgefängnis zu Klausthal. Harzzeitschrift 1902, S. 247.

Denker erachtet dieses Wort für ein slavisches. Da aber von einem unmittelbaren slavischen Einflusse hier nicht die Rede sein kann, so scheint ihm diese Bezeichnung darauf hinzuweisen, daſs die hier angesiedelten Bergmänner aus Gegenden stammten, wo sie ursprünglich slavische Nachbarn hatten. Das stimmt mit der auch sonst bekannten Tatsache, daſs diese Kolonisten aus den Bergstädten des sächsischen Erzgebirges stammten. Strafsburger.

4. Tiefland.

67. **Schröter, O.** Heimatkundliches Lesebuch für mansfeldische Schulen. 2. Aufl. Eisleben, Winkler, 1899. 73 S.

Eine im ganzen zweckentsprechende Sammlung kurzer Prosastücke, auch einiger Gedichte, über Mansfeld und sein Volk zur Belebung des Unterrichtes in mansfeldischen Schulen aus dem frischen Born der Heimatskunde. Vorwiegend sind es geschichtliche Abschnitte. Der kurze einführende Teil „Land und Leute" beschäftigt sich leider sehr wenig mit dem Land. Was da auf zwei Seiten unter der volltönenden Überschrift „Das Antlitz der Grafschaft Mansfeld" dem Schüler geboten wird, sollte baldigst aus dem ins Mythische überspielenden Geologischen in die klare Sprache anschaulicher Landeskunde umgesetzt werden. Auch die bloſs zopfgelehrte Bezeichnung der „Harzer Schiefer" als „hercynische" sollte zumal in Jugendschriften streng vermieden werden. Der wahrscheinlich auf eine keltische Wortwurzel zurückgehende uralte Name des herkynischen Gebirgsgürtels hat mit dem urdeutschen Wort Harz nicht das Mindeste zu tun, wie denn der Harz auch begrifflich sich natürlich gar nicht deckt mit der von den Alten ganz unklar zusammengefaſsten germanischen Gebirgsmasse von der österreichischen Donau nordwestwärts bis ins Rheingebiet.

Kirchhoff.

68. **Gröſsler, H.** Die bis jetzt bekannte älteste Karte der Grafschaft Mansfeld. (Sonderdruck aus den Mansfelder Blättern, 16. Jahrg. 1902, S. 138—144.)

Anknüpfend an seine im 11. Jahrgang derselben Zeitschrift veröffentlichte Arbeit über ältere Karten der Grafschaft Mansfeld beschreibt der Verf. eine angeblich der 1572 zu Eisleben erschienenen Mansfeldischen Chronik Spangenbergs beigegebene Karte der Grafschaft. Sie ist 1571 von dem Hallenser Magister Johann Mellinger angefertigt worden nach einem Entwurf des bekannten Kartographen Tilemann Stella. Wie auf allen von letzterem herrührenden Karten ist auch auf dieser (natürlich irrig) die Helme durch die Rohne mit dem Salzigen See verbunden. Der Name der Hainleite zeigt die verderbte latinisierte Form Haletta. Viele später wüst gewordene Ortschaften sind hier noch als bewohnt bezeichnet. Unter den irrtümlichen Ortsangaben hebt der Verf. besonders eine hervor, die recht geeignet ist, vor unkritischer Benutzung solcher alten Karten zu warnen. Auſser Ober- und Unterröblingen zeigt die Karte nämlich eine Ortschaft „Martreblingen" (d. h. Markt-Röblingen) auf einer Insel im Salzigen See gelegen. Eine solche Insel hat es aber seit Menschengedenken nie im See gegeben, und Markt-Röblingen (1300: Reveninge forense, 1322: Marckreveningen, 1400: Marchrebenunge) ist nur ein anderer Name für Unter-Röblingen. Kirchhoff.

69. **Könnecke, M.** Die evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Mansfeld. (Mansfelder Blätter, X—XVI.)

Dem durchweg auf aktenmäfsiges Material gegründeten reformationsgeschichtlichen Stoffe sind hier und da beachtenswerte, auf Brauch, Sitte, Aberglauben und Lebensweise bezügliche Angaben eingefügt, welche einmal verdienten zusammengestellt zu werden. Auch auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse jener Zeit fällt manches Licht einerseits durch die zahlreichen Flurnamen, andererseits durch Bestimmungen über Ackerbestellung und Ackernutzung. Gröfsler.

70. **Reischel, G.** Geschichtliche Karte des Stadt- und Landkreises Halberstadt. 1 : 100000. Herausgegeben von der historischen Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt. Ausführung und Druck von Louis Koch, Halberstadt 1902.

Wir begrüfsen in dieser Karte die Frucht einer langjährigen und eingehenden Arbeit. Die Karte überrascht durch die Reichhaltigkeit ihres Inhalts und bleibt dabei doch übersichtlich. Sie ist in Höhenschichten von 80 m, 120 m, 200 m, 280 m und über 280 m angelegt und gibt die Kreis- oder Landesgrenzen, die Herrschaftsgrenzen und die Archidiakonatsgrenzen, eingezeichnet sind die Eisenbahnen, Chausseen und Wege; wir finden auf ihr angegeben die wüsten und die bestehenden, die einst wüsten und wieder bebauten Orte, die Angabe, ob eine Kirche im Orte vorhanden, ob die Bauart des Ortes romanisch, gotisch usw. ist, und vieles andere mehr. Das Ganze bildet ein wahres Muster einer guten historisch-geographischen Karte.

Strafsburger.

71. **Lorenz.** Beiträge zur magdeburgischen Wüstungskunde (Gesch.-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. XXXVII, 1902 S. 103—111).

Es werden die in Alvenslebens Topographie erwähnten Wüstungen mit Beifügung des Nachweises, wenn sie bereits in bisherigen Wüstungsverzeichnissen erwähnt sind, dann die Wüstungsnamen der Sotzmannschen Spezialkarte (1800) und der Neumannschen Wanderkarte von Magdeburg und Umgegend aufgezählt. Nach einer hinzugefügten Bemerkung von Hertel ist aber die Topographie hinsichtlich der Wüstungen unzuverlässig. Maenfs.

72. **Maenfs, J.** Geschichte des magdeburgischen Stapelrechts (Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg XXXVIII, 1903, S. 131—191.).

Die Stadt Magdeburg suchte früh ihre günstige Lage an der mittleren Elbe auszunützen, zunächst indem sie die Verschiffung von Korn auf der Elbe im Erzstift als ihr besondres Recht in Anspruch nahm. Von etwa 1300 bis 1500 gelang es ihr im Kampfe mit den Erzbischöfen und dem Adel diesen Anspruch durchzusetzen und auch andre Handelsgüter zur Niederlage zu bringen und gewisse Zollabgaben und Niederlagegebühren zu erheben. Die Erhaltung der erworbenen Rechte kostete dann weitere schwere Kämpfe, besonders in der Mitte des 16. Jahrhunderts, als die Stadt durch die Acht und durch Belagerung bedrängt war, und während des 30jährigen Krieges. Magdeburg erlangte die Reichsfreiheit nicht, mufste sich vielmehr dem Grofsen Kurfürsten fügen, aber dieser wurde nun der Schützer seines allerdings verminderten Stapelrechts. Man erhob nur (erhöhten) Zoll von vorüberfahrenden Schiffen und Niederlagegeld, aber zwischen M. und Tangermünde durfte nicht das Geringste ein- oder ausgeladen werden. Seit 1747 mufsten dann oberländische Schiffer ihre

Waren wieder in M. niederlegen. 1747—77 wird das Stapelrecht in strengster Weise geübt. Aber auch nachher blieb das Umladerecht bestehen und in der westfälischen Zeit suchte man auch wieder die Schiffahrt unterhalb M. zu hindern. Erst infolge der Aufhebung aller Binnenzölle in Preufsen (1818) und der Beschlüsse der Dresdener Kommission zur Regulierung der Elbschiffahrt wurden die magdeb. Zollrechte gegen Entschädigung nach dem Durchschnittsertrage der Jahre 1816—21 und das Niederlagerecht gegen Niederschlagung einer staatlichen Forderung an die Stadt (von 12000 Talern) aufgehoben. Maenfs.

73. **Maenfs, J.** Maulbeerbaumpflanzungen in und bei Magdeburg (Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg. XXXVII, 1902 S. 226—244).

In Preufsen suchte man im 18. Jahrhundert die Seidenindustrie einzuführen und beförderte im Zusammenhange damit die Anpflanzung von Maulbeerbäumen. Nach einer unwirksamen Anregung 1732 fing man in Magdeburg 1742 und eifriger 1750 mit Anpflanzungen an. Die Regierung überliefs Plätze in den Festungswerken und auf dem Glacis an einzelne Bürger mit der Verpflichtung auf ihnen eine Anzahl Bäume zu unterhalten. Der Magistrat legte Pflanzungen beim Herrenkruge und auf dem Roten Horn an, auf den Kirchhöfen und bei den Stiftern mufsten Maulbeerbäume gepflanzt werden, und viele Privatleute taten es freiwillig. 1760 gab es im Gebiete des Altstädter Magistrats, also ohne die Vorstädte, 7965 mindestens 6 Jahr alte Bäume. Der Seidengewinn blieb aber in Magdeburg gering. Der gröfste Gewinn wurde 1770 mit 117 Pfund (in der Altstadt) erzielt. 1800 änderte die Regierung ihre Stellung zur Sache, indem sie von allem Zwange absah. Trotzdem brachte erst der Krieg 1806 einen wirklichen Umschwung. Festungswerke und Glacis mufsten von allen Bäumen und Sträuchern gereinigt werden. Als vollends die westfälische Regierung, dem Seidenbau abhold, die Beseitigung der Pflanzungen gestattete, wenn die Grundstücke vorteilhafter verwendet werden könnten, waren die Maulbeerbäume bald bis auf einzelne verschwunden. Maenfs.

74. **Riemer, Moritz.** Die Gründung Marienborns (Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg XXXVIII, 1903. S. 192—203).

Unter Erzbischof Wichmann (1154—1192) ist in dem Orte Mortal ein Hospital gegründet worden; 1208—10 hat sich der Name Marienborn gebildet. Auf Grund der Legende, die sich an die Kapelle im Marienborner Parke knüpft, und der vorhandenen Urkunden und Nachrichten wie der örtlichen Verhältnisse macht Verfasser wahrscheinlich, dafs die Gründung des Hospitals aus Rücksicht auf vorhandene Reste des Heidentums geschah. Maenfs.

75. **Sunder,** Dr. med. Der Name Dodeleben zum viertenmale (Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg XXXVII, 1902, S. 129—142).

Der Verf. behandelt einen Gegenstand, auf den sich in den Geschichtsblättern 1868 und 1869 Ausführungen von Danneil, v. Mülverstedt und Götze bezogen haben. Der Name kommt in drei Formen vor: Dudulon, Dudulegon, Dodeleve. Die letztere wird seit dem Ende des 14. Jahrhunderts allgemein üblich. Die älteste Form (10. Jahrhundert) wird erklärt als entstanden aus Dudul-a-um, Heim am Dudulbach. Mit Dude, Dode werden in Seeland der Taumellolch und die Trespe benannt. So ist Dudul ein Bach, an dessen Ufern Taumellolch oder Trespe in grofsen Mengen wuchs (das angehängte l scheint oft die Bedeutung zu haben, dafs der im Stamme ge-

nannte Gegenstand in einer Mehrzahl vorhanden ist). Der kleine Abflufs des Dorfteiches trägt auch heute noch den Namen Dude. Das l des Stammes ist nachher zur Endung herübergenommen worden: Dudulahon; für h ist dann g eingetreten, ein häufiges Vorkommnis, so dafs die zweite Form entstand: Dudulegon. Der Wechsel zwischen g und v, b ist häufig; viele Beispiele dafür hat Götze angeführt. Die Entwicklungsreihe des Namens ist also: Dudul-a-um, Dudulon, Duduloben, Dudulogen, Dudulegen, Duduleven, Duduleben. Maenfs.

76. **Beckel.** Der Burgwall Hoge im Schönfeldisch-Camernschen See (Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg XXXVII, 1902, S. 85—90).

In dem östlich der Elbe, südöstlich von Sandau zwischen Schönfeld und Kamern gelegenen, 4 km langen See, dem Reste eines ehemaligen Elbarmes, findet sich eine Halbinsel zur Feldmark Hanau gehörig, der „Burgwall Hoge" (Hage) genannt. Eine 1370 erwähnte villa Hage, schon 1440 eine wüste Dorfstätte Hoge, dürfte man hier zu suchen haben. Man kann annehmen, dafs der Burgwall Hoge ursprünglich ein wendischer Burgwall war, der nachher von Deutschen besiedelt wurde. Es kann die villa Hage aber auch eine deutsche Neusiedlung gewesen sein. Dann würde der Burgwall nicht zum Schutze gegen Feinde, sondern zur Abwehr der Wasserfluten errichtet worden sein. Durch solche wurde bei einem Elbdurchbruch wahrscheinlich die villa Hage zerstört. Durch den Elbdurchbruch von 1799 wurde die Halbinsel fast gänzlich ruiniert. Maenfs.

77. **Obst, E.** Dritter Bericht über die städtische Sammlung zu Bitterfeld für Heimatskunde und Geschichte des Kreises Bitterfeld. Bitterfeld 1903. 36 S.

In dieser eingehenden Beschreibung der 1892 begründeten städtischen Sammlung, die der Heimatliebe der Bitterfelder ein rühmliches Zeugnis ausstellt, begegnen einige anziehende Bemerkungen des auch um diese Sammlung wohlverdienten Verfassers.

Fläminger gelten überlieferungsgemäfs als Gründer der Stadt Bitterfeld ums Jahr 1153. Die Grafen von Brehna hatten diese gewerbfleifsigen, besonders als Tuchweber berühmten Ansiedler in ihren Amtsbezirk gerufen. Bis in die jüngste Zeit bestand noch eine „Fläminger-Societät" in Bitterfeld als Ackerbürger-Genossenschaft, die gemeinsamen Grundbesitz und eigene Statuten hatte. Erst zufolge der Separation löste sie sich 1872 auf.

Neben Blattabdrücken und Bernsteinfunden aus der Bitterfelder Braunkohle enthält die Sammlung u. a. ein Schaufelgeweih des Elchs, ausgegraben auf dem Gottesacker zu Löberitz bei Zörbig und einen als Schlittschuh gebrauchten Rinderknochen, in dem noch die Nägel stecken, gefunden im Muldenkies beim Wehrbau an der grofsen Mühle.

Kurz bevor der Eisenbahnbau den modernen Industrieaufschwung Bitterfelds einleitete, herrschten dort gedrückte wirtschaftliche Zustände. Der Kohlenabbau stak noch in den Kinderschuhen, und mit der Tuchmacherei ging's zurück, so dafs viele Arbeiter ohne Beschäftigung waren und manche Familie nach Amerika auswanderte. Kirchhoff.

Inhalts-Verzeichnis zum Literatur-Bericht.

Liste der Bearbeiter des Literatur-Berichts.

Professor Dr. H. Gröfsler (Eisleben).
Professor Dr. A. Kirchhoff (Halle).
Professor J. Maenfs (Magdeburg).
Professor Dr. E. Strafsburger (Aschersleben).
Professor Dr. O. Taschenberg (Halle).
Privatdozent Professor Dr. W. Ule (Halle).
Privatdozent Dr. E. Wüst (Halle).

Das Vereinsjahr 1902/1903.

I. Der Gesamtverein.

Wanderversammlung zu Sondershausen am 20. September unter Vorsitz von Schulrat Direktor Dr. Toepfer (Sondershausen). Rektor Picard (Sondershausen) erläutert an einem Relief der Umgebung von Sondershausen deren Aufbau aus den drei Gliedern der Trias. — Der Vorsitzende trägt vor über den Püsterich (s. oben S. 62ff.) — Direktor Keil (Halberstadt) schildert die Eindrücke seines kürzlich ausgeführten Besuchs von Spitzbergen, besonders des dortigen Eisfjords und Bellsundes. — Prof. Dr. Halbfafs (Neuhaldensleben) legt Autogramme der Spiegelschwankungen (Seiches) vor, wie er sie im vergangenen Sommer am Madüsee in Mecklenburg beobachtet hat; zuerst am Genfersee studiert, scheinen die Seiches eine sehr allgemeine, auf zeitweilig verschiedener Luftdruckstärke über den einzelnen Teilen des Seespiegels beruhende Erscheinung zu sein, die durch Mischung der Wasserteilchen für Sauerstoffaufnahme aus der Atmosphäre, unter Umständen auch für die Schiffbarkeit wichtig sind (gewisse Häfen am Eriesee nur mit Schiffen erreichbar, wenn die sonst allzu flache Uferstelle durch die Seichebewegung tieferes Wasser erhält). — Prof. Dr. Kirchhoff (Halle) legt neuere Karten aus dem Vereinsgebiet vor, besonders die sieben ersten „Grundkarten" der Provinz Sachsen von Dr. G. Reischel. — Vor der Sitzung wurde ein Ausflug nach dem Bismarckturm, tags darauf ein solcher nach dem Frauenberg unternommen.

II. Zentralverein zu Halle.

Vorstand:

Prof. Dr. Kirchhoff, Vorsitzender,
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. v. Fritsch, stellvertr. Vorsitzender,
Privatdozent Dr. Wüst, erster Schriftführer,
Oberlehrer Dr. Sparing, zweiter Schriftführer,
Kandidat Waechter, erster Bibliothekar,
Oberlehrer Dr. Kähler, zweiter Bibliothekar,
Kaufmann Krause, Rechnungsführer,
Kaufmann Thiele, stellvertretender Rechnungsführer.

Beirat:
Chefredakteur Dr. Gebensleben,
Kaufmann Guido Müller,
Privatdozent Prof. Dr. Schenck,
Oberlehrer Stade,
Privatdozent Prof. Dr. Ule,
Generalleutnant v. Ziegner.

Sitzung am 9. April. Privatdozent Prof. Dr. Ule berichtet über seine Untersuchungen des Würm-Sees (der bis in die Neuzeit Wirm-See hiefs, erst ganz modern Starnberger See benannt wurde). Die gröfste Tiefe des Sees beträgt 123 m, die Wasserfarbe ist infolge starker Speisung durch Moorwasser braungrün. Schon im Frühjahr erwärmt sich das Wasser oberflächlich stark, erfährt aber darauf im Sommer keine erhebliche Wärmezunahme. In betreff der vertikalen Temperatur-Verteilung liefs sich das Vorhandensein einer Sprungschicht während des Sommers nachweisen: sie liegt zuerst nahe der Oberfläche, senkt sich im Lauf des Sommers immer tiefer, ist aber in ihrer Lage weder beständig, noch befindet sie sich über den ganzen See hin gleichzeitig in der nämlichen Tiefe. Neben der Hauptsprungschicht treten zuweilen nach kürzeren Witterungsperioden sekundäre Sprungschichten auf. Gerade letztere beweisen, dafs Eduard Richters Erklärung zutrifft, nach welcher eine thermische Sprungschicht die Grenze vertikaler Wärmeausgleichs-Strömungen bedeutet, die durch die tägliche Erwärmung und nächtliche Abkühlung des Wassers hervorgerufen werden. Der Vortragende führt die Entstehung des Seebeckens nicht auf Gletscherausschürfung zurück, sondern ist der Ansicht, es handle sich hier um ein altes Flufstal, das durch fluvioglaziale und glaziale Schotter abgedämmt wurde.

Sitzung vom 14. Mai 1902. Alfred Funke kennzeichnet die neu erworbene Machtstellung Frankreichs in Westafrika. Während die früheren Besitzergreifungen der Franzosen in Afrika ziemlich planlos vor sich gingen, lag in denjenigen der dritten Republik (zumal seit Jules Ferry) eine weitblickende Absicht, die (durch den englischen Einspruch gegen die Besetzung Faschodas) nur nicht zur Begründung einer französischen Herrschaftszone quer über den Nil vom Sudan bis zum Somalland und an die Schwelle des befreundeten abessinischen Reiches geführt hat. Mit seinem von Tunis und Algier durch die Wüste nach Senegambien, dem mittleren Nigerland bei

Timbuktu, der Ober-Guineaküste und bis über den mittleren Sudan an den Kongo ausgedehnten Gebiet umspannt jedoch Frankreich alle westafrikanischen Kolonialbesitzungen der Deutschen wie der Engländer. Eine gewaltige Truppe, deren Kern die trefflich geschulten Senegalschützen bilden, schützt den weiten Raum und läfst Handel und Plantagenbau friedlich gedeihen. Marseille wurde der Hauptabsatzplatz für das Erdnufsöl, als wertvollen Zusatz des Provencer Öls. Französische Eisenbahnen werden einst den Sudan durch die Sahara an die nordafrikanischen Küstenländer und somit an die Dampferlinien des Mittelmeeres für den Schnellverkehr anschliefsen.

Sitzung vom 11. Juni 1902. Dr. Eduard Hahn-Berlin trägt vor über die ältesten Wanderungen der Menschheit und das Alter unserer Kultur. Seit unvordenklichen Zeiten wandern die Menschen, wie die erstaunlich weite Verbreitung von Sitten, Bräuchen, Glaubensformen über Völkergruppen ohne jede nähere Verwandtschaft beweisen. Der Mithrakultus griff z. B. aus bis Britannien und Hinterindien, den Cäsar- oder Kaisertitel hört man von Europa bis nach Indien und Timor. Auch Kulturgewächse wanderten mit. Zeigte es uns nicht schon die Malaiensprache, dafs Madagaskar von südostasiatischen Malaien besiedelt wurde, so dürften wir es schon dem Anbau des ganz unafrikanischen Taro auf dieser Insel entnehmen. Sonst aber lassen sich scharf voneinander in Hinsicht auf ursprüngliche Kulturgewächse und Haustiere trennen: Ostfeste, Westfeste, Australien. Unter den Getreidearten der Ostfeste weist besonders der Hirse durch seine grofse räumliche wie zeitliche Verbreitung auf sehr hohes Alter. Früher herrschte auch innerhalb der Ostfeste der Hackbau; die Urheimat des Bodenbaues mit dem Pflug scheint Babylonien gewesen zu sein.

Sitzung vom 19. Juli 1902. Bei einem Vereinsausflug nach Elmen bei Schönebeck erläutert Berginspektor Goebel die Lagerung des grofsen Salzstockes, von dem man seit der Zeit um das Jahr 1000 n. Chr. zwar schon die Sole vernutzte, den man aber erst in der Neuzeit bergmännisch verwertet. Er liegt genau an der Grenze zwischen dem Zechstein und Buntsandstein; der Moltkeschacht führt 450 m tief bis in die untere Salzmasse, die durch eine mächtige Anhydritlage von der oberen getrennt ist. Vorläufig wird (seit 12 Jahren) nur die jüngere, obere Salzmasse ausgebeutet, und zwar mittels des Spritzverfahrens; die hierdurch gewonnene Sole wird zu 26 % konzentriert durch Einlegen von Salzklötzen, die man mit Chilesalpeter absprengt. Durch Dampfpumpe zutage gefördert, wird diese Sole in der Schönebecker

Saline versotten, die jährlich 7000 Tonnen Salz liefert, wie wohl keine andere auf Erden. Nach dem Besuch der bequem zu begehenden Stollen und Gewölbe des Salzwerks wurden die auch gärtnerisch schön gepflegten Parkanlagen des Bades Elmen nebst seinem 2 km langen Gradierwerk besichtigt.

Sitzung vom 8. Oktober 1902. Prof. Dr. Kirchhoff macht Mitteilung über die Funde von Diamantenerde (blue ground) in Deutsch-Südwestafrika, insbesondere bei Gibeon mitten im Namaland, und über das auf letzteres Vorkommnis begründete Gibeonsyndikat. Darauf gibt derselbe im Anschlufs an den I. Band von Tiefsens „China" eine Übersicht über Chinas Bodenbau, Gewässer und Klima.

Sitzung vom 12. November 1902. Oberlehrer Georg Stade berichtet unter Vorlage zahlreicher photographischer, teilweise auch gemalter Landschaftsaufnahmen über die Eindrücke einer von ihm nach Norwegen und Spitzbergen unternommenen Nordlandfahrt.

Sitzung vom 10. Dezember 1902. Prof. Dr. Hans Steffen aus Santiago schildert das chilenisch-argentinische Grenzgebiet der Kordilleren in seiner Ausdehnung durch 32 Breitengrade. Das bis vor kurzem strittig gewesene Gebiet ist nun durch den Schiedsspruch des Königs von England zur gröfseren Hälfte an Chile, zur besseren an Argentinien gefallen. Auf die kompakten öden Hochflächen des Nordens (die Punas) und auf so gewaltige Berge wie den Aconcagua (nach der argentinischen Messung 7130 m hoch) folgt niedrigeres und in Einzelketten aufgelöstes Gebirge mit Quersenken und bis über 100 km einschneidenden Fjorden, ansehnlichen Seespiegeln und einer grofsartigen Gletscherwelt. Vorherrschende westliche Winde befördern auf den patagonischen Kordilleren einen prächtigen hochstämmigen Waldwuchs.

Sitzung vom 14. Januar 1903. Oberlehrer Dr. Hertzberg kennzeichnet die Landesnatur Mesopotamiens nebst seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit im Hinblick auf den sichergestellten Bau der Bagdadbahn zum Teil aus deutschen Geldmitteln. In Fortsetzung der das Innere Kleinasiens von Konstantinopel her diagonal erschliefsenden Bahnlinie wird die Bagdadbahn die kürzeste Verbindungslinie von Europas Südosten nach dem Persischen Meerbusen bilden helfen und zugleich ein nur durch menschliche Trägheit verkommenes Land uralter Kultur wieder emporbringen. Da man, um die vielen Nebenflufsübergänge zu meiden, die Bahn auf der rechten Uferseite des Tigris nach Bagdad führen will, wird sie allerdings die reichen Naphthaschätze der linken Stromseite nicht unmittelbar berühren; diese werden



ihr trotzdem Heizstoff liefern. Zumal der altbabylonische Boden wird an Getreide, Baumwolle, Sesam stattliche Ernten liefern, wenn der Mensch wie vor alters ihm künstliche Bewässerung zur tropenhaften Sonnenglut spendet.

Sitzung am 11. Februar 1903. Privatdozent Prof. Dr. Ule trägt vor über die Saale und ihre Wasserführung. Nach Messungen bei Trebnitz, etwas unterhalb Cönnern, fliefsen in der thüringischen Saale 27,5 % des zu 615 mm zu veranschlagenden Niederschlags des Flufsgebiets ab, mithin 170 mm. Der Sommer ist niederschlagsreich und abflufsarm, der Winter umgekehrt. Auf den Abflufs wirken ein: Verdunstung, Vegetation und Wasseraufnahme des Bodens. In allen diesen Beziehungen treten bei allen mitteleuropäischen Flüssen gesetzmäfsige Gleichartigkeiten hervor, so auch im Verhältnis der Quell- und Grundwasser zum unmittelbaren Abflufs des Niederschlags, von dem sie bei der Saale etwa $^1/_3$ ausmachen.

Sitzung vom 11. März 1903. Landschaftsmaler Th. v. Stein schildert Französisch-Guinea nach einjährigem Reisen daselbst. Zum eigenen Verwaltungsgebiet erst 1890 erhoben, mifst dieses (früher „Rivières du Sud“ genannte) französische Kolonialland zwischen Portugiesisch-Guinea und Sierra Leone 225000 qkm und zählt $1^1/_2$ Mill. Bewohner (Dichte also 7). Die Küstenlandschaft ist eben und sumpfig, von Malaria heimgesucht, aber fruchtbarer Reisboden, die Küste selbst von Mangrovenwald umsäumt. In den Waldungen des Inneren wird viel Kautschuk gewonnen; hier leben neben dem Schimpansen lichtgraue Zwergantilopen von nur ein paar Spannen Höhe. Das Hauptvolk daselbst sind die Sousouneger; bei ihren Dorfhütten im Tokulstil wachsen Bananen und Ölpalmen. Ein unbewohnter Urwaldstreifen von mehreren Kilometern Breite trennt dies Negerland der Niederung von dem hochflächigen Fouta Djalon im Nordosten, wo die lichtbraunen Fulla (Fulbe) ihre Rinderherden auf unabsehbaren Savannen weiden, sodafs nächst Kautschuk Rinderhäute die Hauptausfuhr des ganzen Landes ausmachen. Französischer Regierungssitz ist jetzt Conacry im Süden, eine neu erstandene Inselstadt, durch Eisenbrücke mit dem Festland verbunden, mit einem Aufsenhandel von mehr als 19 Mill. M. Wie ein 20 km breiter Flufs erscheint der Rio Nunez im Nordwesten (vielmehr ein fingerförmiger Meerbusen, der zwei Flüsse in seinem Hintergrund aufnimmt); hier liegen die für den Handel nächst Conacry wichtigsten Plätze Viktoria und Boke; auf dem linken Ufer des Rio Nunez wohnen die noch heidnischen Bakkaneger. Sonst sind die Eingeborenen fast

durchweg Mohammedaner, ausgezeichnet durch treffliche Baumwollweberei, Strohflechterei und kunstvolle Lederarbeit.

III. Zweigverein zu Magdeburg.

Vorstand:

Prof. Maenfs, Vorsitzender,
Oberlehrer Dr. Mertens, Schriftführer,
Oberlehrer Simons, Rechnungsführer,
Sanitätsrat Dr. Braune, Beigeordneter.

Sitzung am 24. Oktober 1902. Prof. Maenfs macht einige Mitteilungen über die deutsche Südpolarexpedition. Oberlehrer Dr. Mertens spricht über Glazialerscheinungen in der Umgegend von Magdeburg, insbesondere über die Gletschertöpfe bei Gommern.

Sitzung am 21. November 1902. Oberlehrer Simons spricht unter Vorlegung mittelalterlicher Weltkarten über sagenhafte Inseln im Atlantischen Ozean.

Sitzung am 19. Dezember 1902. Oberlehrer Bradhering trägt vor über den Kompafs, seine Geschichte und Konstruktion.

Sitzung am 23. Januar 1903. Rentner Bodenstab (Neuhaldensleben) bespricht die Megalithen und Tumuli in der Umgegend von Neuhaldensleben.

Sitzung am 20. Februar 1903. Prof. Dr. Halbfafs berichtet über Sven Hedins letzte Reise in Zentralasien. Vorsteher der Wetterwarte R. Weidenhagen spricht über die Drachen im Dienste der Meteorologie.

Sitzung am 27. März 1903. Oberlehrer Brey trägt vor über die Vogesen mit besonderer Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse und legt eine grofse Zahl Bilder aus dem Gebiete der Vogesen vor.

Verzeichnis der Mitglieder

des

Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erdkunde

am 1. April 1903.

I. Zentral-Verein zu Halle.

1. Ehrenmitglieder.

1. Professor Dr. Hugo Berger in Leipzig.
2. Professor Dr. Siegmund Günther in München.
3. Professor Dr. Sven v. Hedin in Stockholm.
4. Geheimer Admiralitätsrat Professor Dr. Georg v. Neumayer, Direktor der deutschen Seewarte in Hamburg.
5. Professor Dr. Fridtjof Nansen in Christiania.
6. Professor Dr. Hans Meyer in Leipzig.
7. Professor Dr. Albrecht Penck in Wien.
8. Geheimer Hofrat und Professor Dr. Friedrich Ratzel in Leipzig.
9. Professor Dr. Fritz Regel in Würzburg.
10. Geheimer Regierungsrat und Professor Dr. Ferdinand Freiherr von Richthofen in Berlin.
11. Vize-Admiral Freiherr Georg von Schleinitz auf Haus Hohenborn bei Lügde.
12. Professor Dr. Georg Schweinfurth in Berlin.
13. Professor Dr. Alexander Supan in Gotha.
14. Major Dr. Hermann von Wissmann, Kaiserl. Gouverneur z. D. auf Weifsenbach in Steiermark.

2. Korrespondierende Mitglieder.

15. Professor Dr. Rudolf Credner in Greifswald.
16. Kartograph Ernst Debes in Leipzig.
17. Professor Dr. Hermann Gröfsler in Eisleben.
18. Hermann Habenicht, Kartograph in Gotha.
19. Dr. Theophilus Hahn in Kapstadt.
20. Professor Dr. Kurt Hassert in Köln.
21. Professor Dr. Alfred Hettner in Heidelberg.
22. Dr. Robert Jannasch in Berlin.
23. Archivrat Dr. Eduard Jacobs in Wernigerode.
24. Major a. D. Richard Kund in Karlsruhe.
25. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Richard Lehmann in Münster.

26. Professor Dr. Oskar Lenz in Prag.
27. Professor Paul Langhans, Kartograph in Gotha.
28. Professor Dr. Heinrich Mohn in Christiania.
29. Professor Dr. Rudolf Amandus Philippi in Santiago de Chile.
30. Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Reiss in Könitz.
31. Dr. Alfons Stübel in Dresden.
32. J. P. Thomson, Sekretär der Royal Geographical Society of Australasia in Brisbane.

3. Ordentliche Mitglieder.

33. Achtelstetter, Wilhelm, Hotelbes.
34. Ackermann, Louis, Landmesser.
35. Ahrendts, Rudolf, D. theol.
36. Ahrenholz, Hans, Landwirt.
37. Ahrens, Willy, Lehrer.
38. Apelt, Max, Banquier.
39. Benzler, Frau Agnes, geb. Ewald.
40. Bernau, Karl, Seminarlehrer.
41. Bielefeld, Rudolf, Lehrer.
42. Blümler, Friedrich, Rentier.
43. v. Borcke, Kurt, Oberst und Bezirks-Kommandeur.
44. Burghardt, Paul, Lehrer.
45. Buttermilch, Rudolf. Kaufmann.
46. Cleinow, Karl, Oberstleutnant a. D.
47. Clufs, Prof. Dr. Adolf, Privatdozent.
48. Dehne, Albert, Geh. Kommerzienrat.
49. Dorn, Dr. Ernst. ord. Professor.
50. Eberius, Paul, Kaufmann.
51. Edler, Dr. Friedrich, Oberlehrer.
52. Enders, Dr. Oskar, Amtsgerichtsrat.
53. Förtsch, Dr. Oskar, Major a. D. u. Direktor des Provinzial-Museums.
54. Fraenkel, Dr. Karl, ord. Professor.
55. Freyberg, Hermann, Brauereibesitzer.
56. Freytag, Dr. Karl, Geh. Regierungsrat und aufserordentl. Professor.
57. Frick, Dr. Georg, Oberlehrer.
58. Friedberg, Dr. Robert, ordentlicher Professor.
59. v. Fritsch, Dr. Karl Freiherr, Geh. Regierungsrat und ord. Professor.
60. Fufs, Walter, Direktor der Spar- und Vorschufsbank.
61. Gebensleben, Dr. Walter, Chef-Redakteur.
62. Genzmer, Dr. Alfred, aufserordentl. Professor.
63. Gille, Otto, Kaufmann.
64. Gocht, Dr. Hermann, Arzt.
65. Götze, Gustav, Rektor der Knaben-Mittelschule.
66. Grafsmann, Prof. Dr. Hermann, Privatdozent.
67. Grosse, Max, Buchhändler.
68. Grün, Ludwig, Weinhändler.
69. Gründig, August, Administrator der Waisenhausdruckerei.
70. Haase, Hermann, Lehrer.
71. Haafsengier, Ernst, Banquier.
72. Haenert, Karl, Kaufmann.
73. Hellthaler, Theodor, Oberlehrer a. D.
74. Hertzberg, Dr. Gustav, ordentlicher Honorar-Professor.
75. Hertzberg, Dr. Heinrich, Oberlehrer.
76. Heynemann, Theodor, Kaufmann.
77. Hülsmann, Frau Auguste, Ingenieurswitwe.
78. Jentzsch, Louis, Fabrikbesitzer.
79. Jentzsch, Otto, Kaufmann.
80. Kallmeyer, Friedrich, Regierungs-Baumeister.
81. Kathe, Ludwig, Kaufmann.
82. Kirchhoff, Dr. Alfred, ordentlicher Professor.
83. Klauke, Hugo, Kaufmann.
84. Kleeberg, Ernst, Amtsgerichtsrat.
85. Knoch, Reinhold, Reg.-Baumeister.
86. Krause, Richard, Kaufmann.
87. Kroog, Johann, Civil-Ingenieur.
88. Krüger, Dr. Wilhelm, Abteilungsvorstand an der Landw. Versuchsstation.
89. Kähler, Dr. Friedrich, Oberlehrer.
90. Kühn, Dr. Julius, Geh. Ober-Regierungsrat und ordentl. Professor.
91. Kuhnt, Friedrich, Maurermeister.

92. Kulisch, Dr. Gustav, Arzt.
93. Lambert, Friedrich, Professor am Realgymnasium.
94. Lehmann, Heinrich, Geh. Kommerzienrat und Banquier.
95. Leser, Dr. Edmund, aufserordentlicher Professor.
96. Leupold, Bruno, Kaufmann.
97. v. Lippmann, Rose, Frau Professor.
98. Lorenz, Franz, Lehrer.
99. Loretz, Otto, Kaufmann.
100. Loening, Dr. Edgar, Geh. Justizrat und ordentl. Professor.
101. Lübbert, Prof. Dr. Jürgen, Oberlehrer.
102. Luedecke, Otto, aufserordentlicher Professor.
103. Maennel, Dr. Bruno, Rektor.
104. Mirus, Marie, verw. Pastor.
105. Marx, Frau Amtsgerichtsrat.
106. v. Mittelstädt, Ernst, Amtsgerichtsrat.
107. Müller, Guido, Kaufmann.
108. Nebert, Wilhelm, Fabrikant.
109. Niemeyer, Hermann, Kaufmann.
110. Niemeyer, Klara, Frau Stadtrat.
111. Nietschmann, Paul, Buchdruckereibesitzer.
112. Nietzschmann, Friedrich, Kaufmann.
113. Oppenheimer, Dr. Gustav, Arzt.
114. Oetting, Hermann, Kaufmann.
115. Pansegrau, Heinrich, Rektor.
116. Peter, Gustav, Amtsgerichtsrat.
117. Pfahl. Otto, Direktor der Spar- und Vorschufsbank.
118. Pfitzner, Anna, verw. Landgerichtsrat.
119. Piltz, Arthur, Bergwerksdirektor.
120. Plättig, Paul, Rechtsanwalt.
121. Plämigs, August, Lehrer.
122. Rasch, Dr. Wilhelm.
123. Reichardt, Julius, Buchhändler.
124. Reinicke, Bruno, Fabrikdirektor.
125. Richter, Moritz, Lehrer.
126. Riedel, Richard, Geheimer Kommerzienrat.
127. v. Roenne, Ludwig, Referendar a. D.
128. Rudolf, Justus, Fabrikant.
129. Schäfer, Dr. Paul.
130. Schenck, Professor Dr. Adolf, Privatdozent.
131. v. Schlechtendal, Diedrich, Assistent am Mineralog. Institut.
132. Schlüter, Willi, Besitzer einer zoologischen Lehrmittelanstalt.
133. Schneider, Karl, Kaufmann.
134. Schönlicht, Dr. Louis, Banquier.
135. Schöps, Emil, Rendant.
136. Schuchardt, Dr. Thilo, Arzt.
137. Schürmann, August, Administrator.
138. Schultze, Hermann, Lehrer an der städt. Bürgerschule.
139. Schulz, Dr. August, Privatdozent.
140. Schulze, Ernst, Kaufmann.
141. Seeligmüller, Dr. Adolf, aufserordentl. Professor.
142. Seiffert, Wilhelm, Kaufmann.
143. Sickel, Dr. Ernst, Wissenschaftl. Hilfslehrer.
144. Simon, Reinhold, Pfarrer a. D.
145. Sommerlad, Dr. Theo, Privatdozent.
146. Sparig, Dr. Eugen, Oberlehrer.
147. Stade, Georg, Oberlehrer.
148. Starke, Wilhelm, Postdirektor.
149. Steckner, Albert, Banquier.
150. Steckner, Emil, Kommerzienrat und Banquier.
151. Steger, Fritz, Lehrer.
152. Stein, Dr. Friedr., ordentl. Professor.
153. Sternkopf, Günther, Kartograph.
154. Strey, Franz, Kaufmann.
155. Taschenberg, Dr. Otto, aufserordentl. Professor.
156. Tausch, Walter, Buchhändler.
157. Thiele, Hermann, Kaufmann.
158. v. Tungeln, Heinrich, Leutnant a. D.
159. Ule, Prof. Dr. Willi, Privatdozent.
160. Ulrichs, Dr. Gustav, Arzt.
161. Waechter, Ernst, cand. geogr.
162. Wangerin, Dr. Albert, ordentl. Professor.
163. Weigelt, Otto, Amtsgerichtsrat.

164. **Weiske**, Karl, Oberlehrer.
165. **Wensch**, Heinrich, Lehrer.
166. **Wenzel**, Auguste, verw. Superintendent.
167. **Wiegel**, Wilhelm, Lehrer.
168. **Wilhelm**, Fritz, Lehrer.
169. **Wratzke**, Arthur, Edelschmied und Hofjuwelier.
170. **Wüst**, Dr. Ewald, Privatdozent und Assistent am Mineralog. Institut
171. **Zeiz**, Ferdinand, Kaufmann.
172. **Zenker**, Richard, Lehrer.
173. **Zeumer**, Hermann, Kaufmann.
174. **Ziegner**, Dr. Hermann, Arzt.
175. v. **Ziegner**, Kurd, Generalleutnant z. D.
176. **Ziervogel**, Albrecht, Bergwerksdirektor.
177. **Zöbisch**, Josef, Kaufmann.

---

4. Aufserordentliche Mitglieder.

178. **Dettmer**, Kurt, cand. phil.
179. **Jaenicke**, Gustav, stud. phil.
180. **Mertens**, Arthur, stud. math.
181. **Müller**, Dr. Julius, cand. geogr.
182. **Richter**, Max, stud. phil.
183. **Schatte**, Walter, stud. phil.
184. **Simpson**, Willy, stud. agr.
185. **Wolski**, Bruno, stud. phil.
186. **Wüstenhagen**, Heinrich, cand. phil.

II. Zweigverein zu Magdeburg.

187. **Berger**, Dr. Franz, Oberlehrer.
188. **Berger**, Willy, Kaufmann.
189. **Blell**, Karl, Apothekenbesitzer.
190. **Bodenstab**, Ernst, Rentner in Neuhaldensleben.
191. **Bornstein**, Dr. Alfred, Arzt.
192. **Bradhering**, Fr., Oberlehrer.
193. **Braune**, Dr. Karl, Sanitätsrat.
194. **Brey**, Ernst, Oberlehrer.
195. **Dahlmann**, Dr. Franz, Medizinalrat.
196. **Faber**, Alexander, Buchdruckereibesitzer.
197. **Feldhügel**, Paul, Wissensch. Hilfslehrer.
198. **Fischer**, Fritz, Professor.
199. **Fritze**, Werner, Kommerzienrat.
200. **Gebler**, Hermann, Oberlehrer.
201. **Halbfafs**, Dr. Wilhelm, Professor in Neuhaldensleben.
202. **Hebold**, Hermann, Kaufmann.
203. **Hertel**, Dr. Gustav, Professor.
204. **Jahr**, Dr. Richard, Oberlehrer.
205. **Kamieth**, Fritz, Gymnasiallehrer.
206. **Klotz**, Karl Emil, Hofbuchhändler.
207. **Köhn**, Dr. Max, Oberlehrer.
208. **Korte**, Fritz, Brauereibesitzer.
209. **Maenfs**, Johannes, Professor.
210. **Mertens**, Dr. August, Oberlehrer.
211. **Müller**, Gustav, Pastor in Groppendorf.
212. **Nordmeyer**, Ernst, Professor.
213. **Potinecke**, Dr. Richard, Oberlehrer.
214. **Purcel**, Anton, Fabrikbesitzer.
215. **Römling**, Paul, Kaufmann.
216. **Scheibler**, Dr. Gustav, Professer.
217. **Schmid**, jun., Ernst, Kaufmann.
218. **Schnepfe**, Herrmann, Kaufmann.
219. **Simons**, Gustav, Oberlehrer.
220. **Wächter**, Dr. Wilhelm, Oberlehrer.
221. **Weidenhagen**, Rudolf, Vorsteher der Wetterwarte der Magd. Zeitung.

III. Keinem Teilverein angehörige Mitglieder.[1]

222. Allerverein in Neuhaldensleben.
223. Bauer, Dr. Georg, Oberlehrer in Greifswald.
224. Biereye, Prof. Dr. Johannes, Rektor der Klosterschule in Roßleben.
225. Böhme, Udo, Rentier in Aschersleben.
226. Bornhardt, Wilhelm, Bergmeister in Siegen.
227. Brasack, Dr. Friedrich, Professor in Aschersleben.
228. Brasse, Dr. Ernst, Oberlehrer am Realgymnasium in München-Gladbach.
229. Brunotte, Wilhelm, Gymnasiallehrer in Neuhaldensleben.
230. Bucholz, Adolf, Stadtrat und Apothekenbesitzer in Erfurt.
231. Bühring, Dr. Johannes, Gymnasiallehrer in Elberfeld.
232. Clauß, William, Inhaber der Verlagsbuchhandlung Paul Baumanns Nachfolger in Dessau.
233. Damköhler, Eduard, Professor in Blankenburg a. H.
234. Drohsin, Albert, Kaufmann in Aschersleben.
235. Eckerlin, Dr. Hans, Professor in Halberstadt.
236. Ehrlich, Dr. Benno, Gymnasial-Oberlehrer in Posen.
237. Fiedler, Dr. Bruno, Oberlehrer in Schleiz.
238. Fitting, Dr. Hans, Assistent am Botanischen Institut in Tübingen.
239. Frick, Martin, Kaufmann, z. Z. in Amerika.
240 Fritzsche, Ernst, Lehrer in Düben.
241. Förster, Rudolf, Fabrikbesitzer in Freyburg.
242. Gaul, Dr. Julius, Oberlehrer in Bremerhaven.
243. Göderitz, Direktor d. Braunkohlenwerks Augusta bei Bitterfeld.
244. Henkel, Dr. Ludwig, Gymnasial-Oberlehrer in Schulpforta.
245. Hintze, Heinrich, Oberlehrer in Gardelegen.
246. Hoffmann, Bernhard, Rentier in Erfurt.
247. Hoffmann, Ferdinand, Fabrikbesitzer in Erfurt.
248. Holtheuer, Dr. Richard, Professor in Leisnig.
249. Kaiser, Dr. Paul, Oberlehrer in Schönebeck.
250. Kalisch, Eduard, Amtsgerichtsrat in Halberstadt.
251. Keil, Wilhelm, Direktor der Provinzial-Taubstummen-Anstalt in Halberstadt.
252. Kieser, Otto, Kantor in Freistewitz bei Torgau.
253. Kloſs, Ewald, Fabrikbesitzer in Freyburg.
254. König, A., Amtsgerichtsrat in Aschersleben.
255. Koepert, Dr. Otto, Oberlehrer in Dresden.
256. Krüger, Georg, Stadtverordnetenvorsteher in Aschersleben.
257. Kuntze, Gustav, Stadtrat in Aschersleben.
258. Lamm, Isaak, Kaufmann in Erfurt.
259. Lorenz, Dr. Georg, Lehrer an der Kadettenanstalt in Lichterfelde.
260. Matthes, Prof. Dr. Isolin, Realgymnasial-Oberlehrer in Altenburg.
261. Michaelis, Paul, Oberbürgermeister in Aschersleben.
262. Mouski, Alexander, Fabrikant in Eilenburg.
263. Obst, Emil, Kirchenrendant in Bitterfeld.

[1] Die Mitglieder dieser Abteilung werden gebeten, alle etwaigen Veränderungen in Stellung oder Wohnort dem Vereinsvorstand gefälligst mitteilen zu wollen.

264. Peters, Hermann, Rentier in Blankenburg a H.
265. Petry, Arthur, Gymnasial-Oberlehrer in Nordhausen.
266. Rausch v. Traubenberg, Baron Dr. Paul, in Petersburg.
267. Rehm, Dr. Paul, Arzt und Vorsteher der Nervenheilanstalt in Blankenburg a. H.
268. Reinhardt, Dr. Friedrich, Professor in Aschersleben.
269. Reischel, Dr. Gustav, Oberlehrer in Hannover.
270. Rupprecht, Georg, Lehrer in Brehna.
271. Saalfeld, Dr. Günther Alexander, Gymnasial-Oberlehrer a. D. in Friedenau bei Berlin.
272. Sackheim, Willy, Buchhändler in Halberstadt.
273. Schlüter, Dr. Otto, in Berlin.
274. Schröter, Otto, Lehrer in Dankerode im Harz.
275. Schulze, Dr. Erwin, in Ballenstedt.
276. Staute, Dr. Hermann, Brauereibesitzer in Freyburg a. U.
277. Steffen, Dr. Max, Oberlehrer an der Ober-Realschule zu Bochum.
278. Steinmeyer, Dr. Rudolf, Gymnasialdirektor in Aschersleben.
279. Strafsburger, Dr. Emil, Professor in Aschersleben.
280. Stürcke, Hermann, Geh. Kommerzienrat in Erfurt.
281. Toepfer, Schulrat Dr. Hermann, Realschuldirektor in Sondershausen.
282. Treitschke, Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt.
283. Trittel, Gustav, Oberlehrer in Oschersleben.
284. Trommsdorff, Dr. Hugo, Chemiker in Heidelberg.
285. Venediger, Dr. Edmund, Realschuldirektor in Erfurt.
286. Weyhe, Dr. Emil, Professor am Gymnasium in Dessau.
287. Wolff, Friedrich, Kommerzienrat in Erfurt.
288. Zech, Leonhard, Professor an der Oberrealschule in Halberstadt.

Verzeichnis

derjenigen Vereine, Institute, Redaktionen usw., mit welchen der Verein für Erdkunde sich im Schriftentausch befindet.

Deutsches Reich.

Alpenverein, Deutscher und österreichischer.
Annaberg: Annaberg-Buchholzer Verein für Naturkunde.
Augsburg: Naturhistorischer Verein.
Bamberg: Naturforschende Gesellschaft.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
„ Deutsche Kolonialgesellschaft.
„ Gesellschaft für Erdkunde.
„ Hydrographisches Amt der Kaiserlichen Admiralität.
„ Märkisches Provinzial-Museum.
„ Königl. Preufsisches Meteorologisches Institut.
„ Redaktion des „Tourist“.
„ Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg (Märk. Provinzial-Museum).
„ Touristen-Klub für die Mark Brandenburg.
„ Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
„ Evangelischer Afrikaverein.
Bonn: Naturhistorischer Verein der preufsischen Rheinlande und Westfalens.
Braunschweig: Verein für Naturwissenschaften.
Bremen: Geographische Gesellschaft.
„ Meteorologisches Observatorium Bremen.
„ Naturwissenschaftlicher Verein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Cassel: Verein für Erdkunde.
„ Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
„ Verein für Naturkunde.
Chemnitz: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
„ Königl. Sächs. meteorologisches Institut.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
„ Provinzialkommission zur Verwaltung der Westpreufs. Provinzial-Museen.
Darmstadt: Verein für Erdkunde und verwandte Wissenschaften.
Dessau: Verein für Anhaltische Geschichts- und Altertumskunde.
„ Statistisches Bureau von Anhalt.
„ Verein für Anhaltische Landeskunde.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte.
Dresden: Droguen-Grofsgeschäft von Gehe & Comp.
„ Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis“.
„ Verein für Erdkunde.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Emden: Naturforschende Gesellschaft.
Erfurt: Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.
„ Verein für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Frankfurt a. M.: Handelskammer.
„ Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft.
„ Verein für Geographie und Statistik.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungsbezirks Frankfurt a. O.
Freiberg i. S.: Altertumsverein.
Freiburg i. Br.: Naturforschende Gesellschaft.
Gießen: Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
„ Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde.
Görlitz: Naturforschende Gesellschaft.
Göttingen: Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Mathematisch-physikalische Klasse.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumskunde.
Greifswald: Geographische Gesellschaft.
Guben: Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
Halle a. S.: Königliches Oberbergamt.
„ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertumsverein.
„ Handelskammer.
„ Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher.
„ Naturforschende Gesellschaft.
„ Studentischer Verein für Erdkunde.
Hamburg: Deutsche Seewarte.
„ Geographische Gesellschaft.
„ Handelskammer.
„ Naturwissenschaftlicher Verein.
„ Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
„ Hauptstation für Erdbebenforschung am Physikalischen Staatslaboratorium.
Hannover: Naturhistorische Gesellschaft.
Harzklub.
Heidelberg: Naturhistorisch-medizinischer Verein.
Hof: Nordfränkischer Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde.
Jena: Geographische Gesellschaft.
Karlsruhe: Naturwissenschaftlicher Verein.
Kiel: Ministerialkommission zur Untersuchung der deutschen Meere.
„ Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
„ „Heimat“, Monatschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.
Königsberg i. Pr.: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landshut i. B.: Botanischer Verein.
Leipzig: Deutscher Verein zur Erforschung Palästinas.
„ Naturforschende Gesellschaft.
„ Museum für Völkerkunde (Grassi-Museum).
„ Verein für Erdkunde.
Lübeck: Geographische Gesellschaft.
Magdeburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
„ Wetterwarte der Magdeburgischen Zeitung.
Mannheim: Verein für Naturkunde.
Marburg: Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften.
Metz: Verein für Erdkunde.
Mühlhausen: Altertumsverein.
München: Geographische Gesellschaft.
„ Bayerische Botanische Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora.
Münster i. W.: Geographischer Apparat der Akademie zu Münster i. W.
Güstrow: Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.
Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft.
Offenbach: Verein für Naturkunde.
Osnabrück: Naturwissenschaftlicher Verein.
„ Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück.
Passau: Naturhistorischer Verein.

Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Rudolstadt: Meteorologische Gesellschaft.
Schmalkalden: Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
Stettin: Gesellschaft zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen.
" Verein für Erdkunde.
Strafsburg: Zentralstelle des meteorologischen Landesdienstes in Elsafs-Lothringen.
" Vogesen-Klub.
" Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart: Königl. Württembergisches statistisches Landesamt.
" Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg.
" Württembergischer Verein für Handelsgeographie.
" Diöcesanarchiv von Schwaben.
Ulm a. D.: Verein für Mathematik und Naturwissenschaften.
Weimar: Thüring. Botan.-Verein.
Wernigerode: Harzverein für Geschichte und Altertumskunde.
" Naturwissenschaftlicher Verein des Harzes.
Wiesbaden: Nassauischer Verein für Naturkunde.
Wolfenbüttel: „Braunschweigisches Magazin", Organ des Ortsvereins für Geschichte und Altertumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel.
Zwickau: Verein für Naturkunde.
" Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

Österreichisch-Ungarische Monarchie.

Aufsig: Naturwissenschaftlicher Verein.
Brünn: Naturforschender Verein.
" k. k. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.
Budapest: k. ungarische geographische Gesellschaft.
" k. ungarische geologische Anstalt.
" k. ungarische geologische Gesellschaft.
" k. ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.
" Redaktion der „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn".
" Redaktion der mathematischen und naturwissenschaftlichen Berichte aus Ungarn.
Freiwaldau: Mährisch-Schlesischer Sudeten-Gebirgs-Verein.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
" Verein der Ärzte für Steiermark.
Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde.
" Siebenbürgischer Karpathenverein.
Igló: Ungarischer Karpathenverein.
Innsbruck: Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein.
" Ferdinandeum.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum von Kärnthen.
Böhm.-Leipa: Nordböhmischer Exkursionsklub.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
" Verein für Naturkunde in Österreich ob der Enns.
Prag: Kgl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
" Naturhistorischer Verein „Lotos".
" Lesehalle der deutschen Studenten.
Salzburg: Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.
Temesvar: Südungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Triest: Società adriatica di science naturali.
Wien: k. k. Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftl. Klasse.
" k. k. geographische Gesellschaft.
" k. k. geologische Reichsanstalt.
" k. k. militärgeographisches Institut.
" k. k. naturhistorisches Museum.
" Handels-Museum.
" Österreichischer Touristenklub.

Wien: Verein der Geographen an der Universität.
„ Verein für Höhlenkunde.
„ Verein für Landeskunde von Nieder-Österreich.
„ Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
„ k. k. österreichische Zentral-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus.

Schweiz.

Aarau: Mittelschweizerische geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
Basel: Naturforschende Gesellschaft.
„ Redaktion des „Evangelischen Missions-Magazins“.
Bern: Geographische Gesellschaft.
„ Naturforschende Gesellschaft.
Chur: Naturforschende Gesellschaft Graubündens.
Frauenfeld: Thurgauische naturforschende Gesellschaft.
St. Gallen: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
„ Ostschweizerische geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
Genf: Société de géographie.
Lausanne: Société vaudoise des sciences naturelles.
Neuchâtel: Société neuchâteloise de géographie.
„ Société des sciences naturelles.
Zürich: Naturforschende Gesellschaft.
„ Geographisch-Ethnographische Gesellschaft.

Niederlande.

Amsterdam: Aardrijskundig genootschap.
Haag: Koninglijk institut voor de taal-, land- en volkenkunde von Nederlandsch-Indië.
„ Indisch genootschap.

Belgien.

Antwerpen: Société de géographie.
Brüssel: Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique.
„ Société belge de géographie.
„ Université Nouvelle. Institut géographique.
„ La Société d'études coloniales.

Frankreich.

Bordeaux: Société de géographie commerciale.
Cherbourg: Société nationale des sciences naturelles et mathématiques.
Douai: Union géographique du nord de la France.
Havre: Société de géographie commerciale.
Lyon: Société de géographie.
Marseille: Société de géographie.
Montpellier: Société languedocienne de géographie.
Nancy: Société de géographie de l'Est.
Paris: Société de géographie.
„ Société de géographie commerciale.
„ Redaction de „Revue géographique internationale“.
Rochefort: Société de géographie.
Rouen: Société normande de géographie.
Toulouse: Société de géographie.
Tours: Société de géographie.

England und Schottland.

Edinburg: Royal society.
Glasgow: Philosophical society.
London: Royal geographical society.
„ Royal society.
Manchester: Geological society.
„ Geographical society.
Rochester: Academy of science.

Schweden.

Gotenburg: Göteborgs kongl. vetenscaps och vitterhets samhäller handlingar.
Stockholm: Svenska sällskapet för anthropologi och geografi.
„ Geologiska Föreningen.
„ Bibliothèque de l'Académie Royale des Sciences.
Upsala: Geologisches Institut.

Norwegen.

Bergen: Bergens Museum.
Christiania: Redaktion des „Archiv for Mathematik og Naturvidenskab“.
„ Physiografiske förening.
„ Konglige Norske Videnskabers Selskap.
„ Norske Gradmaalingskommission.
„ Nordhavs Expedition.
Throndjhem: Kong. Norske Videnskabers Selskap.

Dänemark.

Kopenhagen: Kgl. dansk. geografiske Selskap.

Italien.

Florenz: Sezione Fiorentina della Società Africana.
Mailand: Società d'esplorazione commerciale in Africa.
Neapel: Società africana d'Italia.
„ R. Istituto orientale.
Rom: Comitato geologico d'Italia.
„ Società geografica italiana.
„ Vaticanisches Observatorium.

Spanien.

Madrid: Sociedad geográfica.

Portugal.

Lissabon: Sociedade de geographia.

Rumänien.

Bukarest: Societatea geographica romana.
„ Institut meteorological romanici.

Rufsland.

Dorpat: Naturforscher-Gesellschaft.
Helsingfors: Geografiska foreningen i Finland.
„ Sällskapet för Finlands Geografi.
Kiew: Société des naturalistes.
Moskau: Société impériale des naturalistes.
Petersburg: Komité für die geologische Landesaufnahme Rufslands.
„ Kaiserl. russische geographische Gesellschaft.
Riga: Naturforscher-Verein.

Amerika.

Baltimore: Maryland Weather Service.
Boston: Society of natural history.
„ American-Academy of arts and sciences.
Buenos-Aires: Instituto geografico Argentino.
„ Departamento national de estadistica.
„ Dirección general de estadistica municipal.
„ Museo Nacional.
„ Oficina Demografica Nacional.
Cordoba: Academia national di ciencias.

Costa-Rica: Instituto fisico geografica nacional de Costa-Rica.
La Plata: Direccion general de Estadistica de la Provincia de Buenos-Aires.
Lima: Sociedad geográfica de Lima.
Mexico: Sociedad geográfica y estadistica de la republica Mexicana.
" Tacubaya, Observatorio astronómico.
" Deutscher wissenschaftlicher Verein.
Minneapolis-Minnesota: Geological and natural history survey of Minnesota.
New York: American geographical society.
Ottawa: Geological and Natural History Survey of Canada.
Philadelphia: American philosophical society.
" Academy of Natural Sciences.
Quebec: Geographical society.
Rio de Janeiro: Instituto historico geographico e ethnographico do Brazil.
St. Louis: Academy of sciences.
San Francisco: California academy of sciences.
" Geographical society of the Pacific.
" Geographical society of California.
Santiago de Chile: Deutscher wissenschaftlicher Verein.
São Paulo: Commissão Geografica et Geologica de São Paulo.
Toronto: Canadian Institute.
Washington: Engineer department U. S. army.
" Smithsonian Institution.
" U. S. department of the interior.
" U. S. geological and geographical survey of the territories.
San Jose de Costa Rica: Instituto fisico-geografico nacional.
San Salvador: Observatorio astronomico meteorológico.

Asien.

Batavia: Koninglijke natuurkundige vereeniging in Nederlandsch-Indië.
Shanghai: China branch of the Royal Asiatic Society.
Tiflis: Kaukasische Sektion der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
" Kaukasisches Museum.
Tokio: Geographische Gesellschaft.
" Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

Australien.

Brisbane: Royal Geographical Society of Australia, Queensland branch.
Melbourne: Royal Society of Victoria.
" Royal Geographical Society of Australasia (Victorian Branch).
" Secretary for mines, department of mines.

V. Nachtrag zum Bibliothekskatalog des Vereins für Erdkunde zu Halle von 1898.

Seit 25. August 1902 sind für die Bibliothek neu erworben:

A. Bücher und kleinere Schriften.

Ademeit, W. Beiträge zur Siedelungsgeographie des unteren Moselgebietes. (Bd. 14 der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde.) Stuttgart 1903. 8.

Ahlenius, K. Angermanälvfens flodområde. Upsala 1903. 8.

Bellinghansen, F. v. Forschungsfahrten im südlichen Eismeer 1819—21. Leipzig 1902. 8.

Berlin. Festschrift zum deutschen Kolonialkongrefs am 10. u. 11. Oktober 1902. 8.

„ Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses 1902. Berlin 1902. 8.

Codrington M. La magie chez les Insularies Mélanésiens. (Publication 8 des Institut Géographique de Bruxelles) 1903. 8. Übersetzt v. M. E. Cammaerts.

Castonnet des Fosses, H. L. L'Inde française au 18 e siècle. Paris. 8.

Chilean-Argentine Boundary Arbitration. Statement presented on behalf of Chile in reply to the Argentine Report submitted to the Tribunal, constitued by H. B. Majesty's Government acting as arbitrator. Vol. 1—4. London 1901—02. 8.

Dawson, S. E. The lines of demarcation of pope Alexander II. and the treaty of Tordesillas a. D. 1493 and 1494. Ottawa, Torento 1899. 8.

Fritsche, H. Die tägliche Periode der erdmagnetischen Elemente. Petersburg. 1902. 8.

Hassert, K. Friedrich Ratzel. Gotha 1902. 8. (Sep. aus Perthes Geographischem Anzeiger.)

Henkel, L. Beitrag zur Kenntnis des Muschelkalkes in der Naumburger Gegend. (Sep.-Abdr. aus dem Jahrbuch der K. Preufs. Geologischen Landesanstalt für 1901.) Berlin 1902. (Vom Verfasser.)

Holländer, A. Om Sveriges nivå föränderinger after människans invandring. Stockholm 1901. 8.

Köln. Festschrift zur Begrüfsung des 14. Deutschen Geographentages 1903. 8.

Heilbronn. Beschreibung des Oberamts. 2. Teil. Stuttgart 1903. 8.

Lenz, O. Die englischen Militärstationen auf dem Seewege nach Indien: Gibraltar, Malta und Aden. Prag 1903. 8.

Lindquist, J. Framstellning af Torberns Bergmans fysika geografi. Stockholm 1900. 8.

Nedderich, W. Wirtschaftsgeographische Verhältnisse, Ansiedelungen und Bevölkerungsverteilung im ostfälischen Hügel- und Tiefland. (Band 14 der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde). Stuttgart 1903. 8.

Rabot, Ch. Le conflict chilo-argentin et les phénomènes decapture dans la Cordellière des Andes. 8.

Thomson J. P. The climate and artesian waters of Australia. (Sep.-Abdr. aus Proceedings and Transactions of the R. Geogr. Society of Australia, Queensland Vol. 17.) 8.

Udden. An old indian village. Rock Island 1900. 8.

Ule, W. Niederschlag und Abfluſs in Mitteleuropa. (Band 14 der Forschungen zur deutschen Landes- nnd Volkskunde.) Stuttgart 1903. 8.

Windham, Paul. Des droits des riverains. Etude de droit civile. Toulouse 1899. 8.

Wölfel, E. J. Bemerkungen zu geographischen Lehr- und Schulbüchern, Karten etc. (Schulprogramm des Gymnasium Albertinum in Freiberg) 1902. 8. (Vom Verfasser.)

Yang, A. Der Cotopaxi und die umgebenden Vulkanberge (Berlin 1902). 8.

B. Karten.

Hellmann, G. Regenkarte der Provinzen Brandenburg und Pommern, sowie von Mecklenburg 1901.

Hellmann, G. Regenkarte der Provinz Westfalen sowie von Waldeck, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold und dem Kreis Rinteln. 1903.

Hellmann, G. Regenkarte der Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover sowie von Oldenburg, Braunschweig, Hamburg, Bremen und Lübeck 1902.

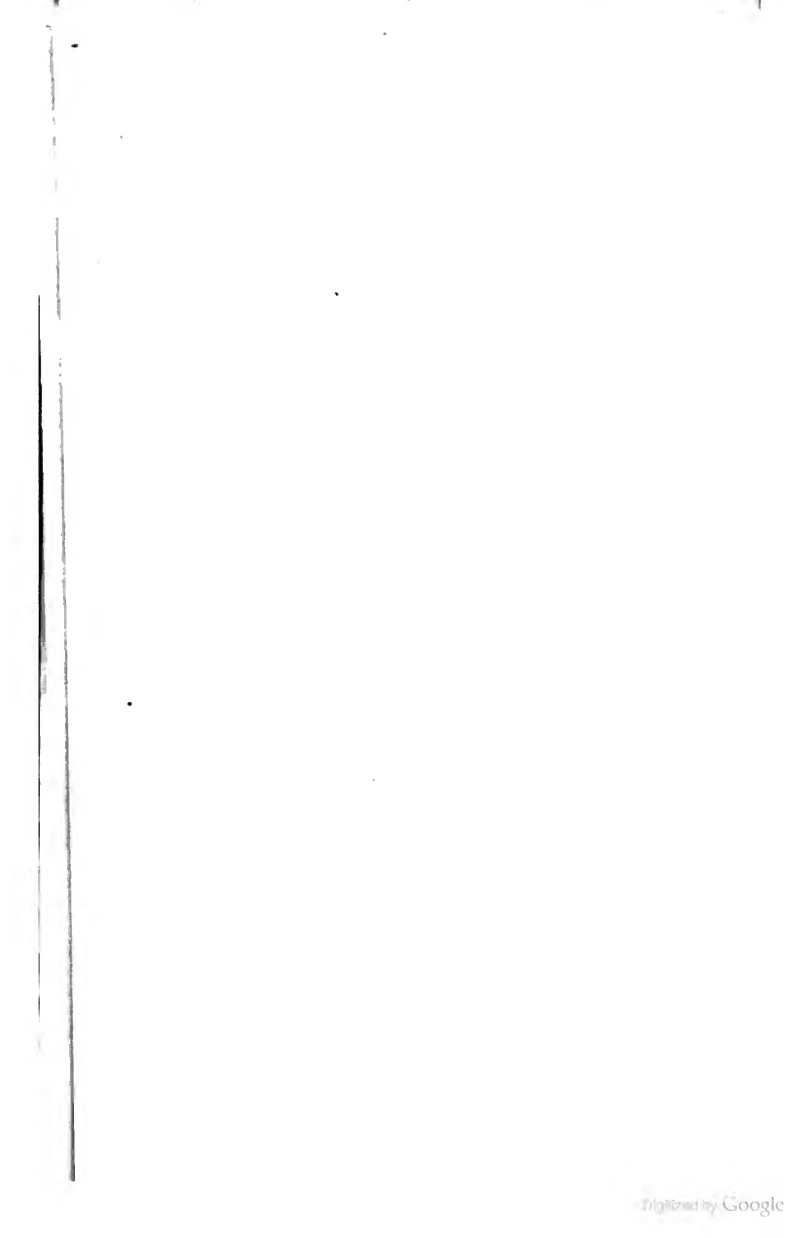
Manitoba. Hgg. vom Departement of the Interior. (1 : 792000).

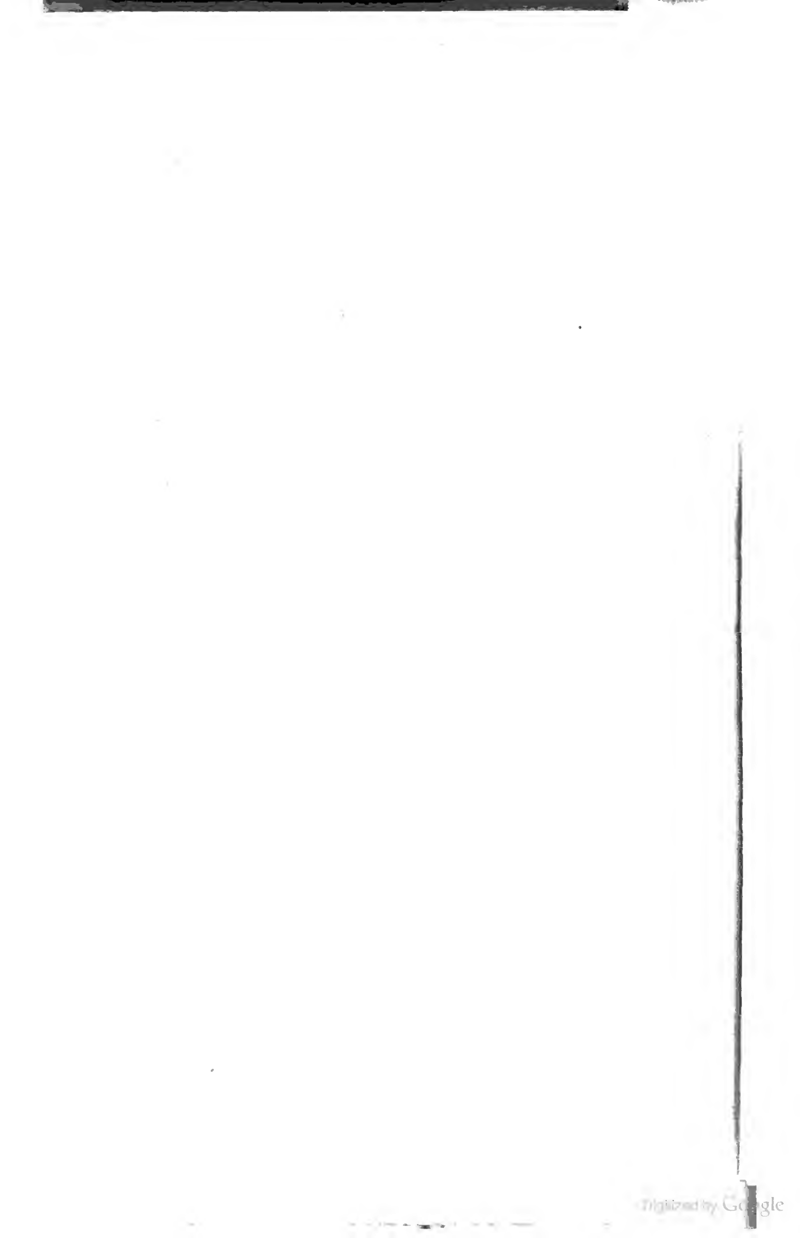
Vogesen, Karte der, Blatt V. X (1 : 50 000) 1903.

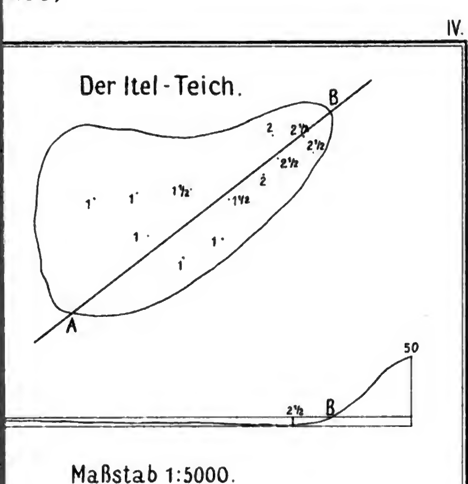
Geschlossen am 20. August 1903.



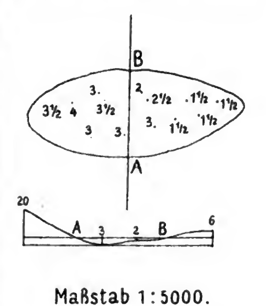
Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.







Maßstab 1:5000.



Maßstab 1:5000.

MITTEILUNGEN

DES

VEREINS FÜR ERDKUNDE

ZU

HALLE A. S.

Zugleich Organ des Thüringisch-Sächsischen Gesamtvereins für Erdkunde.

1904.

INHALT:

HALLE A. S.

VERLAG VON TAUSCH & GROSSE.

1904.

Die Pässe des Thüringerwaldes in ihrer Bedeutung für den innerdeutschen Verkehr und das deutsche Straßennetz

(mit einer Karte).

Von

Walter Gerbing
aus Schnepfenthal.

Einleitung.

Die Verkehrswege, welche den Thüringerwald überschreiten, sind bisher schon mehrfach zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung gemacht worden; so enthält namentlich Fr. Regels grundlegende Arbeit über die „Entwickelung der Ortschaften des Thüringerwaldes“ (Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 76, 1884) eine Beilage über „die Heer- und Handelsstraßen des Thüringerwaldes“, in welcher eine sehr gute Übersicht über deren Verlauf im Mittelalter samt den dazu gehörigen quellenmäßigen Beweisen gegeben wird, ebenso wie auch im Hauptteile der genannten Abhandlung bei Besprechung der einzelnen Ortschaften auf die Bedeutung der Verkehrswege für die Besiedelung stets Rücksicht genommen ist. Wir besitzen ferner eine den vorliegenden Gegenstand behandelnde Arbeit von Luise Gerbing, betitelt „Die Straßenzüge von Südwestthüringen“ (Mitt. der Geographischen Gesellschaft zu Jena, 1898), welche, auf ein engeres Gebiet sich beschränkend wie das Regelsche Buch, noch ausführlichere Angaben bringt als letzteres und dasselbe in manchen Punkten ergänzt. Auch Bühring und Hertel bringen in ihrem Werk „Der Rennsteig des Thüringerwaldes“, Jena 1896, zahlreiche Daten namentlich aus der Kriegsgeschichte der Thüringerwaldstraßen. Die genannten sowie eine Anzahl kleinerer Arbeiten von Lokalforschern berücksichtigen jedoch ausschließlich oder vorwiegend die geschichtliche Seite des Gegenstandes, während die erdkundliche Seite bisher recht stiefmütterlich behandelt worden ist. Von anthropogeographischen Fragen hat bisher nur die nach dem Einflusse der Verkehrswege auf die Besiedelung eine Beantwortung erfahren (bei Regel), während andere für den Thüringerwald bisher weder gestellt noch beantwortet worden sind, so namentlich diejenige nach dem Ein-

flusse des Gebirgsbaues auf den Verlauf der Straßen. Aber auch die geschichtliche Seite der Frage hat bisher nur eine unvollständige Bearbeitung erfahren, und man hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, die urkundlichen Nachrichten über die Straßen zusammenzustellen. Die vorliegende Arbeit hat daher eine doppelte Frage zu lösen versucht: einmal war zu untersuchen, welche Faktoren orographischer und anthropogeographischer Natur den Verlauf der den Thüringerwald überschreitenden Verkehrslinien bedingt haben; außerdem aber war die Rolle festzustellen, welche die verschiedenen Gebirgsübergänge in der Geschichte des Handels und Verkehrs wie auch in der Kriegsgeschichte im Laufe der Jahrhunderte gespielt haben.

Erster Hauptteil.

Allgemeine Bedingungen für den Verlauf der Thüringerwaldpässe.

Unsere Kenntnis von Handel und von Verkehrswegen innerhalb Deutschlands reicht beinahe soweit zurück, als die Kunde, die wir von der Besiedelung unserer Heimat haben. Noch ehe die Bewohner Deutschlands in das Licht der Geschichte eintreten, muß schon ein gewisser Verkehr zwischen Nord- und Süddeutschland, wie zwischen Südwest- und Nordostdeutschland bestanden haben. Auf Handelswege vom Nordosten Deutschlands nach Süd- und Südwestdeutschland weist schon der Bernstein hin, der ja auf dem Landwege von der Ostseeküste nach Italien gelangte. Daß auch innerhalb Deutschlands bereits im neolithischen Zeitalter einheimische Produkte durch den Handel in ferne Gegenden gelangten, beweisen die Funde von aus ortsfremdem Gestein hergestellten Gerätschaften in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes.[1]

Demjenigen nun, der von Norddeutschland nach Süddeutschland oder von Nordost- nach Südwestdeutschland gelangen will, stellt sich auf seinem Wege in Gestalt des mitteldeutschen Mittelgebirgslandes ein Hindernis entgegen, dem er nicht ausweichen kann.

Für den eigentlichen innerdeutschen Verkehr kommt aber nur der westlich des Fichtelgebirges gelegene Teil dieses Gebirgslandes in Betracht. Sudeten und Erzgebirge bilden Teile der böhmischen Grenzumwallung und scheiden andere Teile Mitteleuropas als die hier in Betracht kommenden voneinander; über die Art, wie sich der Verkehr mit diesen beiden Gebirgen abgefunden hat, besitzen wir jedoch Untersuchungen, und es wird lehrreich sein, deren Resultate kurz zu erwähnen,

[1] Vgl. A. Goetze, Über neolithischen Handel. Bastian-Festschrift, 1896.

um dann diese Teile des deutschen Mittelgebirges mit dem Thüringerwald vergleichen zu können.

Westlich an das Erzgebirge-Fichtelgebirge schließen sich das Vogtland, der Frankenwald-Thüringerwald und das Wesergebirgsland an. Die Überwindung des letzteren kommt für den Verkehr zwischen Südwest- und Nordostdeutschland wie zwischen dem Donaugebiet und Norddeutschland kaum in Betracht, kann hier also außer acht gelassen werden. Von den noch verbleibenden Stücken des Mittelgebirges kommt dem Vogtlande,[1] dieser flachwelligen Hochfläche mit einer mittleren Meereshöhe von noch nicht 500 m, als Durchgangsland für den Verkehr scheinbar die günstigste Stellung zu. Im Mittelpunkte Deutschlands und zugleich an der Nordostecke der böhmischen Festung gelegen, mußte es zum wenigsten den Verkehr aus dem Donautale nach Nordostdeutschland und Polen vermitteln, der durch die Gebirgsumwallung Böhmens zu einem großen Umwege gezwungen wurde. Dennoch, sagt Cotta,[2] „hat es dem Verkehr stets bedeutende Schwierigkeiten entgegengestellt, weniger durch seine absolute Erhebung als durch die große Breite des nach allen Richtungen von vielen stark gewundenen Tälern durchschnittenen Plateaus“. Dies ist die Ursache dafür, daß nicht auch der Verkehr aus Südwest- nach Nordostdeutschland und aus dem Donautale nach dem Nordwesten unseres Vaterlandes den Umweg über das niedrigere Vogtland der Übersteigung des Thüringerwaldes oder Frankenwaldes vorgezogen hat, und so kommt es, daß die Überwindung des Thüringerwaldes für einen nicht geringen und nicht unwichtigen Teil des Verkehrs zwischen Ober- und Niederdeutschland zur Notwendigkeit wurde.

Ein Gebirge wirkt deshalb verkehrshemmend, weil der Verkehr stets möglichst geradlinige, zugleich aber bequeme, ebene Bahnen sucht. Je höher und massiger ein Gebirge also aufragt und in je breiterer Erstreckung es sich der Richtung des Verkehres entgegenstellt, desto größere Schwierigkeiten wird es ihm bereiten. Die verkehrsfeindliche Wirkung des Gebirges richtet sich deshalb hauptsächlich nach zwei Momenten: seiner Umrißgestalt und seinem orographischen Bau.

Über die verkehrsgeographische Wichtigkeit der Umrißgestalt jedes Gebirges hat schon Kohl in seinem Werke: „Die Ansiedelungen und der Verkehr der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestalt der Erdoberfläche“ lehrreiche Betrachtungen angestellt. Wenn nämlich der Verkehr auf ein Gebirge trifft, so wird es zunächst sein Streben sein,

[1] Vgl. Wohlrab, Das Vogtland als orographisches Individuum. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 12, 1900.

[2] Deutschlands Boden, S. 317.

das Gebirge auf günstigerem Terrain mit Umwegen zu umgehen. Diesem Streben wird indes nur Folge gegeben werden, solange der Umweg um das Gebirge herum nicht so groß wird, daß er seiner Länge wegen ebenso mühsam zu benutzen ist als der kürzere Weg durchs Gebirge seiner Unwegsamkeit wegen. Sowie aber der längere Weg ums Gebirge herum im Verhältnisse zu der unbedeutenden Schwierigkeit des kürzeren Weges durch das Gebirge hindurch zu lang wird, wird der kürzere gewählt werden. So ist z. B. der annähernd kreisförmige Vogelsberg stets vom Verkehre umgangen worden; bei den einzelnen Teilen der deutschen Mittelgebirgsschranke aber bedeutete seit alters ihre geradlinige Überwindung das kleinere Übel, so daß sie sämtlich von einer Anzahl von Verkehrswegen überschritten werden.

An welchen Stellen diese Überschreitungen erfolgen, das wird in stärkerem oder geringerem Maße vom orographischen Bau der Gebirgsabschnitte abhängen.

Wir werden von vornherein annehmen dürfen, daß im Mittelgebirge die orographischen Verhältnisse von geringerer Wichtigkeit für den Verkehr sein werden, als im Hochgebirge. Die Wegsamkeit eines Hochgebirges hängt ganz wesentlich von dem Verlauf und der Verteilung seiner Täler, von der Höhenlage und Zugänglichkeit seiner Pässe ab. Der Verkehr strebt, den Talsohlen folgend, den tiefsten Einsenkungen des Gebirgskammes zu, um über sie hinweg mit möglichst geringer Steigung das Gebirge zu überwinden. Wo verschiedene solcher aus dem Gebirge heraustretender Straßen zusammentreffen, entstehen die wichtigeren Ansiedelungen, die Richtung der Verkehrslinien ruft hier also Siedelungen hervor, nicht bestimmen die Siedelungen die Richtung und den Verlauf der Verkehrswege.

Ganz anders liegen die Verhältnisse im allgemeinen im Mittelgebirge. Hier benutzt der Verkehr ursprünglich selten die zuweilen steilwandigen und oft gewundenen, meist außerdem sumpfigen Täler, sondern bewegt sich lieber auf den dazwischen liegenden flachwelligen Rücken. Da nun die Einsattelungen des Gebirgskammes — wo ein solcher vorhanden ist — im Hintergrunde zweier nach entgegengesetzten Seiten sich absenkender Täler zu entstehen pflegen, so treffen die den Höhenzügen folgenden Straßen den Gebirgskamm gar nicht an dessen Einsenkungen, und schon daraus geht hervor, daß die Paßübergänge hier im Mittelgebirge bei weitem nicht die Rolle spielen werden wie im Hochgebirge, sondern überhaupt erst in dem Augenblick von Nutzen und ausgenutzt werden, da eine vorgeschrittene Technik des Straßenbaues die Benutzung der zu ihnen hinaufführenden Täler ermöglicht.

In Mittelgebirgen von einigermaßen gleichmäßiger Oberflächengestaltung wird kein Einschnitt des Gebirgskammes gegenüber seinen Nachbarn so große Vorzüge aufweisen, daß er den Verkehr aus größerer Entfernung an sich zöge. Vielmehr wird dann in einem Gebirgsteile ein Übergang entstehen, wenn zwischen zweien auf entgegengesetzten Seiten des Gebirges liegenden größeren Siedelungen ein Verkehrsbedürfnis sich geltend macht. Die allgemeine Richtung des Gebirgsüberganges wird sich also nach der Lage der Siedelungen im Vorlande, und nur die Einzelheiten seines Verlaufes nach dem Gebirgsaufbau richten.

Bei den Sudeten finden wir die Straßenzüge noch in starker Abhängigkeit vom Gebirgsbau. Fox[1] sagt darüber: „Auf weite Strecken hin übersteigt dies Gebirge in jedem seiner beiden Flügel die Waldgrenze um 200 bis 300 m und trägt auf diesen hohen Rücken nahezu die Hälfte des Jahres eine zusammenhängende Schneedecke. Dadurch wird der Verkehr gebieterisch eingeschränkt und auf die Pforten hingewiesen, die sich zwischen diesen höchsten Gebirgsabschnitten öffnen. Der Zug der Sudetenstraßen ist durchaus nicht in erster Linie vom Willen des Menschen abhängig, sondern richtet sich vorwiegend nach der orographischen Ausgestaltung des Gebirgszuges." So drängen sich die Verkehrslinien in der Lücke zwischen den beiden Abschnitten der Hochsudeten, dem „Durchgangslande der Zentralsudeten", wie es Fox nennt, und an ihren beiden Enden, der Lausitzer Pforte im Nordwesten und der Mährischen Pforte im Südosten, zusammen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse schon beim Erzgebirge. Der im Mittel 844 m hohe Kamm dieser Keilscholle hat einen lebhaften Verkehr zwischen den Bewohnern der beiden Gebirgsseiten keineswegs zu hindern vermocht. Wenn auch die Südostseite des Erzgebirges viel steiler abfällt als die Nordwestseite, so hat doch auch auf ihr eine Ausdehnung der Wohnplätze bis in die höchsten Gebirgsteile stattfinden können; und wie der Besiedelung, so setzte die Oberflächenausbildung auch der Anlage von Wegen nirgends größere Hindernisse entgegen; vielmehr weisen die einzelnen Teile des Gebirges so geringe Unterschiede in dem Maße ihrer verkehrshemmenden Wirkung und insbesondere der Kamm eine so geringe Schartung auf, daß der Einfluß des Gebirgsbaues auf den Verlauf der Verkehrswege gegenüber anderen Faktoren ganz zurücktritt, und Schurtz[2] zu dem Ergebnisse kam: „Die Pässe des Erz-

---

[1] Fox, Die Pässe der Sudeten mit bes. Berücksichtigung der Zentralsudeten. Forschungen, Bd. 13, 1901.

[2] Schurtz, Die Pässe des Erzgebirges. Habilitationsschrift, Leipzig 1831.

gebirges sind in ihrer allgemeinen Lage und Richtung nicht von der Natur vorgezeichnete Wege, sondern ihre Entstehung ist ein Problem der Anthropogeographie".

Betrachten wir nun etwas genauer die Verhältnisse beim Thüringerwalde, der, da er als schmaler Kamm der Hauptverkehrsrichtung sich in langer Erstreckung entgegenstellt, schon sehr frühzeitig durch Übersteigung statt durch Umgehung überwunden werden mußte.

Wenn wir mit Stange[1] als südöstliche Grenzlinie des Thüringerwaldes die Linie annehmen, welche durch das Loquitztal einerseits, das Haßlachtal andererseits gebildet wird, so zerfällt der Thüringerwald in einen nordwestlichen und einen südöstlichen Teil, die in ihrem geologischen Bau und allem, was damit zusammenhängt, wesentlich von einander verschieden sind. Die Grenze beider Teile, die Grenze des „Thüringerwaldes im engeren Sinne" nach Kirchhoff bildet die durch die tiefe Einsattelung der Schwalbenhauptswiese gehende Linie, welche die Orte Amt Gehren, Möhrenbach, Altenfeld, Gieshübel, Ernstthal und Waldau miteinander verbindet.

Der nordwestliche Teil, der Thüringerwald im engeren Sinne, besteht hauptsächlich aus den Gesteinen des Archaikums (Granit, Gneis) und des Rotliegenden. Von besonderer Bedeutung für den landschaftlichen Charakter dieses Gebirgsteiles sind die Eruptivgesteine des Rotliegenden, besonders die Porphyre, die häufig in Kuppenform auftreten und zur Felsbildung neigen. In seinem nordwestlichsten Teile niedrig und schmal, steigt das Gebirge bis zur Hohen Sonne über Eisenach allmählich, hierauf bis zum Inselsberge stärker an und sinkt rasch wieder bis zu einer Meereshöhe von etwa 700 m hinab, auf der sich der Kamm, durch verschiedene Einsattelungen unterbrochen, auf einer längeren Strecke erhält, um dann vom Sperrhügel ab allmählich zu der höchsten, mit dem Beerberge gipfelnden Gruppe sich zu erheben und jenseits ebenso allmählich bis zur Schwalbenhauptswiese hinabzusenken.

Die Breite dieses nordwestlichen Teiles ist gering, sie nimmt von NW. nach SO. zu und beträgt im Mittel 14 km.[2] Der Anstieg vom Fuße des Gebirges nach der Kammlinie zu erfolgt rasch, jedoch auf der Nordseite im allgemeinen steiler als auf der Südseite. Beide Flanken des Gebirges sind durch die vom Kamme rechtwinklig abfließenden Gewässer in Jochkämme aufgelöst, die vom Gebirgsfuße aus steil ansteigen, dann aber, in einzelne Kuppen zerteilt, allmählich bis zur Hauptwasser-

[1] Stange, a. a. O., S. 2.
[2] Die Zahlenangaben nach Pröscholdt, a. a. O., S. 7f.

scheide hinanführen. Der Hauptkamm selbst ist schmal, jedoch nie in dem Maße, daß er als Grat bezeichnet werden könnte, und wie die Jochkämme durch Kuppenbildung gegliedert, so daß er zahlreiche Sättel aufweist. Die Verwitterung hat jedoch, wie überhaupt in den deutschen Mittelgebirgen, so auch im Thüringerwald bereits so einebnend gewirkt, daß die Tiefe der Sättel im Verhältnis zu der Höhe des Gebirges nicht stark ins Gewicht fällt. Während die mittlere Kammhöhe 726 m beträgt, erheben sich die Gipfel im Mittel nur 25 m darüber, sinken die Sättel nur 24 m darunter. Von stark hervortretenden Kammeinschnitten kann also schon in diesem, stärker gegliederten Teile des Thüringerwaldes kaum die Rede sein. Wir werden daraus schließen dürfen, daß die tiefsten Einsenkungen des Kammes, welche bei den Verkehrsverhältnissen ja nicht allein maßgebend sind, sondern nur neben einer Anzahl anderer Faktoren, wie der Höhe des Gebirgsfußes, der Art der Vorlande, der Größe und Neigung der Abdachungen in Betracht kommen, im Thüringerwald keine bedeutende Rolle spielen werden.

Die vorstehenden Bemerkungen gelten noch in viel höherem Maße von dem südöstlichen Teile des Thüringerwaldes. Dieser, der sich in seinem geologischen Aufbau dem Frankenwalde anschließt, besteht zum größten Teil aus Schiefer und Grauwacke, und besitzt infolgedessen einen ganz anderen landschaftlichen Charakter als der nordwestliche Teil; erhebt sich der letztere mehr in Kettenform aus seiner Umgebung, so erscheint der südöstliche Teil in Plattenform. Seine mittlere Breite ist beinahe doppelt so groß als die des nordwestlichen Teiles (27,9 km), der wasserscheidende Kamm ist zu einem breiten Rücken geworden und wird durch die auf den Jochkämmen sich erhebenden Berge vielfach überragt. Die Jochkämme, die auch ihrerseits viel breiter sind als im nordwestlichen Teile, werden durch steilwandige und vielfach gewundene Täler getrennt, so daß von vielen Punkten des Gebirgsfußes aus der Hauptkamm nur auf großen Umwegen erreichbar ist. Die mittlere Kammhöhe des südöstlichen Teiles beträgt 768 m, die mittlere Gipfelhöhe 785 m, die mittlere Sattelhöhe 721 m, die mittlere Schartung 54 m. Die letztere ist also etwas größer als im nordwestlichen Teile wo sie nur 49,5 m beträgt, aber „die Gipfel dieser Abteilung weisen viel geringere Differenzen auf, als dies im nordwestlichen Teile der Fall ist, der südöstliche Thüringerwald erscheint daher trotz seiner tieferen mittleren Schartung, die sonst den Gebirgen den plastischen Ausdruck verleiht, aus der Ferne in Plattenform“.[1]

[1] Pröscholdt, a. a. O., S. 8.

Der Thüringerwald gehört also zu den geschlossenen Gebirgsländern im Sinne Pencks;[1] „er besitzt lediglich geschlossene Täler, hat fest miteinander verwachsene Rücken oder Grate, die ebenso miteinander zusammenhängen, wie sich die Täler voneinander sondern. Die Verbindung von zwei Talsystemen ist immer nur über die Kämme hinweg möglich, unter Benutzung hochgelegener Übergänge“, also von Hochsätteln. Wie verschieden der orographische Bau des Thüringerwaldes in seinen einzelnen Teilen auch ist, nie ist sein Kamm gratartig verschmälert, sondern bildet einen sanft gerundeten Rücken, ja er ist in seinen südöstlichen Teilen vielfach hochflächenartig verbreitert. Die Einschnitte in den Gebirgskamm sind demnach als Sättel, die als Gebirgsübergänge benutzten Sättel als Sattelpässe resp. im Südosten als Wallpässe[2] zu bezeichnen.

Nicht minder als die Ausgestaltung des Kammes sind die Täler maßgebend für die Art und Weise, in der der Verkehr ein Gebirge überwindet. Während das Streben des Verkehrs, die Steigungen möglichst gering zu gestalten, ihn den tiefsten Einsenkungen des Kammes zutreibt, bieten die Täler die günstigsten, weil gleichmäßigsten Steigungsverhältnisse dar und sind deshalb zur Benutzung durch Wege von vornherein am meisten geeignet, mehr jedenfalls als die dazwischen befindlichen Höhenzüge, deren Oberfläche immer eine wellige ist.

Auch in bezug auf die Talbildung bieten der nordwestliche und der südöstliche Teil des Thüringerwaldes große Unterschiede dar. Im nordwestlichen Teile ist der Verlauf der Täler der Ausbildung des Verkehrs im ganzen sehr förderlich; die Täler sind hier mit einer einzigen Ausnahme, dem Elnatale, sämtlich Quertäler, die in kurzer Entfernung voneinander senkrecht vom Hauptkamme herabführen und ohne größere Windungen der Ebene zustreben. In der Ausbildung ihres Gefälles zeigt sich wieder, wie weit die Erosion im Thüringerwalde bereits vorgeschritten ist: das Gefälle nähert sich bereits der Erosionsterminante, es nimmt vom Talursprunge bis zum Gebirgsrande ab, verhält sich bei den Tälern also umgekehrt wie bei den dazwischen liegenden Jochkämmen, die dem Gebirgsrande zunächst am steilsten sind.

Ganz anders und bei weitem nicht so einfach liegen die Verhältnisse im südöstlichen Teile des Thüringerwaldes. Hier treffen wir in die Plattenform des Gebirges tief eingeschnitten steilwandige, enge und gewundene, vielfach verzweigte Täler, die weder ausgesprochene Längs-

---

[1] Penck, Morphologie der Erdoberfläche, II, S. 171.

[2] Richthofen, Führer für Forschungsreisende, 1. Aufl., S. 703.

noch Quertäler sind, sondern sich aus Teilstrecken beider Kategorien zusammensetzen und ihre Entstehung nicht wie die Täler des nordwestlichen Teiles ausschließlich der Erosion, sondern vielfach den tektonischen Verhältnissen verdanken. Diese Täler begünstigen also den Verkehr im Innern des Gebirges, das sie erschließen, sind aber wenig geeignet, das Gebirgsinnere mit dem Vorlande zu verbinden und den Verkehr von einer Seite des Gebirges auf die andere zu vermitteln.

Hier im südöstlichen Thüringerwald ist der Kamm des Gebirges im allgemeinen also leichter als in den Tälern auf den zwischen diesen liegenden Höhenrücken zu erreichen, da bei Benutzung der letzteren die Größe und Zahl der Windungen des Weges geringer ist; doch auch so bleibt die Überschreitung des Gebirges meist noch umständlich und mit vielen Umwegen verknüpft, und die wenigen Stellen, welche eine geradlinige Fortbewegung ohne Durchquerung von Tälern gestatten, wurden daher von vornherein als Pässe benutzt, einerlei in welcher Höhenlage sie hinführten und ob sie den Hauptkamm des Gebirges einfach überschritten oder eine Strecke ihm zu folgen genötigt waren.

Aber auch im nordwestlichen Teile des Thüringerwaldes finden wir die sämtlichen Straßen des Mittelalters nicht in den Tälern, sondern auf den zwischen diesen liegenden Jochkämmen verlaufend; der Nachteil der letzteren gegenüber den Tälern, die unebene Oberfläche, wurde in früherer Zeit bei weitem aufgehoben durch die Vorzüge, welche die Höhenlage gegenüber dem Tale bot: den leichteren und rascheren Wasserablauf und die größere Sicherheit.

Damit sind wir zu den für den Verkehr der Gebirgsstraßen maßgebenden Faktoren gelangt, die im Laufe der Geschichte sich verändert haben; und der erste dieser wechselnden Faktoren ist die Art der Bodenbedeckung. Der ganze Thüringerwald bildete früher ein einziges Waldgebiet. Diese Waldbedeckung ist ja zum großen Teile noch heutigen Tages vorhanden. Die ursprüngliche Bodenbeschaffenheit hat sich aber insofern stark verändert, als der größte Teil der ehemals versumpften Gebirgsteile heute trocken gelegt ist. „Wieviel Seen, Sümpfe, Moore, Riede allmählich in Artland verwandelt, wieviel Quellen versiegt, wie häufig Suhl, Struth, Mosbach, Fambach, Moor und dgl. Namen noch heute sich an jetzt ganz anders gearteten Lokalitäten erhalten haben, wie oft Namen mit der Endung -ried, -rieden später, weil die ursprüngliche Bezeichnung für die betreffende Lokalität keinen Sinn mehr hatte, fälschlich in -rod, -roden, -röden umgewandelt worden sind, dafür ließe sich noch viel statistisches Material auch gerade innerhalb unseres

Gebiets zusammentragen."[1] Namentlich waren es die Täler des Gebirges, welche durch ausgedehnte Versumpfung, durch häufige Überschwemmungen, durch dicht wucherndes Strauchwerk (vgl. Bezeichnungen wie Hasel, Hesel, Hesselevelt, Hasela, Häsel usw.[2]) beinahe unpassierbar waren und bei der V förmigen Gestalt ihres Querschnittes auch für die primitiv angelegten Straßen des Mittelalters neben den sie durcheilenden Flüßchen auf ihrem Grunde keinen Raum boten. So war der Verkehr gezwungen, auf die Höhen hinaufzusteigen; der hier stehende Wald war leichter zu bewältigen als das Strauchwerk der Täler, der Boden war fester und das Wasser floß rascher ab, und wo Hochmoore vorhanden waren, ließen sie sich umgehen oder mit Hilfe hineingelegter Baumstämme überschreiten.

Im nordwestlichen Gebirgsteile wichen die zahlreichen zum Hauptkamme führenden Jochkämme nicht so stark in ihrer verkehrshemmenden Wirkung voneinander ab, daß einzelne von ihnen wegen der Erleichterung, die sie dem Verkehre boten, zu Gebirgsübergängen gewählt worden wären. Die Auswahl in ihrer Benutzung erfolgte vielmehr nach anthropogeographischen Motiven. Der nordwestlichste Teil des Gebirges fiel in die Linie des Verkehrs vom unteren Maintale nach dem Nordosten Deutschlands, und die hier schon sehr frühzeitig entstehenden Übergänge verbanden die am frühesten im Südwesten des Gebirges sich ausbildenden Überschreitungsstellen der Werra in möglichst gerader Linie mit der Gegend der Vereinigung von Hörsel und Nesse, unterhalb deren, wie wir anzunehmen haben, das Hörseltal durch Versumpfung unpassierbar wurde. In den mittleren Abschnitten des nordwestlichen Gebirgsteiles war es auf der Südwestseite eine Reihe von durch konvergierende Täler gebildeten Talkesseln, nämlich die von Brotterode, Schmalkalden, Zella-Mehlis, welche auf dieser Gebirgsseite die Verkehrslinien in sich sammelten, und von diesen Verkehrszentren führten ganz naturgemäß Übergänge auf die Nordseite des Gebirges; so entstanden die Straßen Brotterode-Tabarz, Schmalkalden-Friedrichroda und -Tambach, Zella und Suhl-Krawinkel, die z. T. gerade über die höchsten Teile des Gebirges führen und im Laufe der Geschichte auch für den weiterreichenden Verkehr Bedeutung erlangt haben. Die weiter östlich den Thüringerwald überschreitenden Verkehrslinien, die Frauenstraße, die Straße Amt Gehren-Eisfeld und die Judenstraße, verdanken dagegen ihre Entstehung oder wenigstens ihre stärkere Benutzung weiter entfernt liegenden Mittel-

[1] Regel, Entwickelung usw. S. 7.

[2] Regel, a. a. O.

punkten des Handels und Verkehrs, die ersteren Erfurt und Nürnberg, die letztere Nürnberg und Leipzig in stärkerem Maße als der Wichtigkeit ihrer Ausgangspunkte am Gebirgsrande, und sie stellen zugleich in dem schwieriger zu passierenden, breiteren Südosten des Gebirges die für die Überschreitung günstigsten Stellen dar, das sind die am geradlinigsten auf den Hauptkamm zustrebenden Höhenzüge. Auch hier spielen also wie im nordwestlichen Gebirgsteile die Einsattelungen des Gebirgskammes im Mittelalter so wenig eine Rolle, daß der über den ganzen Gebirgskamm hinziehende Rennsteig, der überall Gelegenheit zur Einmündung von Straßen bietet, zuweilen auf größere Strecken hin von den Gebirgsübergängen benutzt wird, indem er die Verbindung zwischen zwei günstigen Abstiegstellen nach dem Gebirgsfuße herstellt, und daß dabei so markante Einsattelungen, wie die Schwalbenhauptswiese, unbeachtet übergangen werden. Die Täler wie die zwischen ihnen liegenden Einsenkungen des Gebirgskammes sind erst, und zwar auch im südöstlichen Gebirgsteile, durch die Anlage von Kunststraßen für die Überschreitung des Gebirges von Bedeutung geworden.

Die Hauptrichtungen des Verkehrs sind im Laufe der Geschichte nicht immer die gleichen geblieben, und so waren es im Laufe der Jahrhunderte auch verschiedene Teile des Thüringerwaldes, welche sich dem Verkehre als Hemmnis gegenüberstellten. Die erste Bresche in seinen wie eine Mauer gegen die Hauptverkehrsrichtung vorgeschobenen Zug mag an seinem Nordwestende geschlagen worden sein, in der Gegend von Eisenach, wo weder eine allzugroße Höhe zu überwinden, noch eine allzulange Strecke (6 km) auf Gebirgswegen zurückzulegen war. Ob aber in ältester Zeit auch schon an anderen Stellen des Gebirges Durchbrechungen durch den Verkehr stattgefunden haben, oder ob der Thüringerwald damals eine hermetische Schranke zwischen den durch ihn getrennten Landschaften gebildet hat, das läßt sich nicht feststellen. Die Abgeschlossenheit und völlige Unwegsamkeit des Thüringerwaldes mag bis in die Zeit der Karolinger gedauert haben. Erst nach dieser Zeit, als die Siedelungen in das Gebirge selbst einzudringen begannen und weltliche Herren wie geistliche Stifter seinen Waldreichtum unter sich aufteilten, werden im Laufe dieser Entwickelung auch Wege entstanden sein, die das Gebirge in seinen höheren Teilen überschritten. Das Endziel dieser Wege im nördlichen Vorlande war das emporstrebende Erfurt, der natürliche Mittelpunkt des thüringischen Handels, und fast alle bis zum 12. Jahrhundert entstandenen Übergänge über den Thüringerwald, von den Eisenacher Pässen im Nordwesten bis zu der alten Steinheider Straße im Südosten, liefen in Erfurt zusammen. Eine Ausnahme-

stellung nahm nur der südöstlichste Teil unseres Gebirges ein; er befand sich bereits außerhalb des Einflusses von Erfurt, aber auch der von Konstantinopel her die Donau abwärts und durch Oberdeutschland über Regensburg nach Norden dringende Verkehr berührte ihn nicht, da er weiter östlich durch das Vogtland zog. Erst als Nürnberg im Süden, Leipzig im Nordosten emporblühten, schuf der zwischen beiden Handelsstädten rasch entstehende Verkehr auch hier, beinahe an der Grenze des Thüringer- und Frankenwaldes, einen wichtigen Übergang. Die Zahl wie die Lage der Thüringerwaldpässe blieb vom Mittelalter bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen unverändert, die wechselnde Stellung, welche der Thüringerwald im Laufe der verschiedenen Jahrhunderte zum innerdeutschen Verkehr einnahm, äußerte sich nicht in dem vollständigen Eingehen bedeutungslos gewordener und in der Schaffung neuer Übergänge, sondern nur in dem Zurücktreten der einen, der wachsenden Wichtigkeit und häufigeren Benutzung der anderen Pässe. Die verkehrshemmende Wirkung des Thüringerwaldes blieb in dieser ganzen Zeit auf ungefähr der gleichen Höhe, und erst der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts beginnende Bau von Kunststraßen erleichterte seine Überschreitung mit einem Male um ein Bedeutendes. Aber nicht lange darauf schien unser Gebirge in die Abgeschlossenheit vom Weltverkehr, wie sie in der ältesten Zeit geherrscht hatte, zurücksinken zu sollen, als die neu entstehenden Eisenbahnen es zunächst in weitem Bogen umgingen. Doch diese Krisis ist rasch überwunden worden: schon überschreiten verschiedene Eisenbahnlinien den Thüringerwald nicht nur an seinen Flanken, sondern auch in seinen mittleren Teilen, weitere sind im Bau begriffen oder in Aussicht genommen, und auch in der Eisenbahnära hat der Thüringerwald seinen Charakter als Schranke des Verkehrs bereits zum guten Teile verloren.

Zweiter Hauptteil.

Verlauf der einzelnen Thüringerwaldstraßen.

I. Die Eisenacher Pässe.

Diejenigen Übergänge über den Thüringerwald, welche am frühesten in Benutzung kamen und Bedeutung erlangten und diese Bedeutung auch bis in das 19. Jahrhundert hinein beibehielten, sind die von Eisenach

und dessen Umgebung aus nach Südwesten führenden. Ihr Verlauf ist bereits von Landau[1] und Regel[2] ausführlich geschildert worden, und die hier folgende topographische Beschreibung wird sich daher im wesentlichen an diese beiden Autoren anschließen.

Die bis zur Anlage der modernen Chaussee benutzte Straße verließ das Hörseltal westlich von Eisenach und stieg sofort den Höhenzug hinan, der in dem Winkel zwischen Hörseltal und dem von der modernen Straße und jetzt auch der Werrabahn benutzten Tale sich erhebt; über den Federkopf und Rabenstein hinführend, erreichte sie schon nach $4^1/_2$ km die Höhe des Gebirges bei dem Gute Klausberg (402 m), unterhalb dessen sie sich in zwei Äste gabelte, von denen der eine in beinahe rein westlicher, der andere in südwestlicher Richtung fortlief.

Der erstere Zweig hieß die „Straße durch die kurzen Hessen“ (im Gegensatz zu der „Straße durch die langen Hessen“, die das Gebirge westlich umging). Sie gelangte, an der aus Basalt bestehenden Stoppelskuppe nördlich vorbeiführend, über den Hütschhof in das Längstal der Elna, das sie bei dem Orte Oberellen überschritt, führte dann, schon außerhalb des eigentlichen Gebirges, über die jenseits der Elna sich erhebenden Buntsandsteinhöhen in das Tal der Suhle, die bei dem Orte Heerda überschritten wurde, und gelangte gleich darauf bei dem Orte Berka an die Werra.

Der südwestlich ziehende Zweig führte den Namen „Kinzigstraße“. Sie stieg, die Stoppelskuppe weit westlich lassend, direkt in das Elnatal hinab, überschritt dasselbe bei dem Orte Förtha und gelangte dann, wie jetzt die moderne Straße und die Werra-Eisenbahn, über den niedrigen Eller Berg in das obere Tal der Suhle, nach Marksuhl. Von hier ging es über den Harthberg nach Dönges und, mit der modernen Straße im allgemeinen zusammenfallend, über Schergeshof, an Kieselbach vorbei, an die Werra, die gegenüber Dorndorf erreicht wurde, und an deren rechten Ufer abwärts bis Vacha, wo der Fluß überschritten wurde. Zwischen Förtha und Vacha bestand noch ein Nebenweg, der „Diebssteig“ genannt, der wohl hauptsächlich in unsicheren Zeiten benutzt wurde, da er, viel unbequemer, so viel wie möglich über die Berge lief; von Förtha aus ging er über den Leinenberg in das Tal der Suhle, das zwischen Marksuhl und Wünschensuhl durchschritten wurde, und über die Berge zwischen Frauensee und Gospenrode, Heiligen-

[1] Landau, a. a. O., S. 589f.

[2] Regel, Entwickelung usw., S. 12ff.

rode und Vitzerode, Schwengen und Lengers hindurch und über den Steinberg an Philippsthal vorüber an die Werra nach Vacha.

Wollte man die dritte der in der Eisenacher Gegend den Thüringerwald überschreitenden Straßen benutzen, die sogen. „Weinstraße“, so konnte man für den Aufstieg von Norden her verschiedene Wege wählen: von Eisenach aus folgte eine Straße dem Marienthal, bog an dessen oberen Ende in südwestlicher Richtung ab, erreichte den Gebirgskamm in dem Sattel der Totenheide (412 m) und folgte dem Rennsteige nach Südosten über den Saalkopf zur Hohensonne (440 m); hier traf sie mit der eigentlichen Weinstraße zusammen, die das Hörseltal bei dem Weiler Rotehof östlich Eisenach verließ, durch das Wermental in südwestlicher Richtung auf die Höhe führte und an der Zimmerburg, dem Drachenstein (472 m — höchster Punkt) vorüber südöstlich der Hohensonne den Kamm des Gebirges erreichte. Diesem folgte sie nun südöstlich bis zur Fuchswiese, worauf sie in südwestlicher, dann westlicher Richtung ins Elnatal hinablief, das bei der Taubeneller Mühle erreicht wurde. Von da führte sie wie die moderne Straße Eisenach-Salzungen das Elnatal aufwärts über Etterwinden, gelangte über den Rehberg ins Tal der Fischa, nach Waldfisch und Gumpelstadt, kreuzte den Moorgrund, stieg über den Klosterberg nach Kloster Allendorf an der Werra und führte hier über eine Brücke nach Allendorf und dem nahegelegenen Salzungen, von wo sie, der Werra abwärts folgend, Vacha erreichte und hier in die Kinzigstraße einmündete.

Die nach ihrem Verlaufe soeben besprochenen Thüringerwaldstraßen sind — vielleicht abgesehen von dem Wege, auf dem die Bewohner der Steinsburg bei Römhild ihre Steine aus den Krawinkler Brüchen holten, und der wohl nur lokale Bedeutung hatte — als die ältesten Überschreitungsstellen des Thüringerwaldes anzusehen. Vielleicht bildeten sie einen Teil eines uralten Völkerweges, der durch Mitteldeutschland zwischen Harz und Thüringerwald, Vogelsberg und Rhön hindurch nach Westen zog, und der auch schon, bevor die Römer Germanien kennen lernten, von etruskischen und massiliotischen Händlern benutzt worden sein mag.

In das Licht der Geschichte tritt diese Straße zuerst zur Zeit der Merowinger, unter denen der deutsche Handel schon eine entschiedene Richtung zur Ostsee und den dortigen slavischen Völkern genommen hatte.[1] Traten damals auch besonders Bardowieck und Magdeburg als Vermittelungsplätze des Verkehrs zwischen Slaven und Deutschen auf,

[1] Falke, a. a. O., I, S. 42.

zu denen die Produkte Westeuropas auf nördlicher verlaufenden Wegen vom Rhein, namentlich von Köln her, gelangten, so wird das Bestehen einer Handelsstraße durch Mitteldeutschland doch schon zur selben Zeit bestätigt durch die Lebensbeschreibung des Hl. Sturm. „Als Sturm nämlich im Jahre 736 an der Fulda herauf in den Buchenwald [Buchonia-Rhön] zog, um eine zur Anlegung eines Klosters geeignete Stätte zu suchen, fand er bereits eine über die Fulda führende Straße, auf welcher die Kaufleute aus Thüringen auf Mainz zogen. Nachdem erzählt worden, daß er von der zu Hersfeld befindlichen Zelle weiter aufwärts gezogen sei, heißt es: Tunc quadam die cum pergeret, pervenit ad viam, quae a Thuringorum regione mercandi causa ad Mogontiam pergentes ducit, ubi platea illa super flumen Fuldam vadit, ibi magnam Sclavorum multitudinem reperit eiusdem fluminis alveo natantes.“ [1] Da die hier erwähnte Handelsstraße die Fulda oberhalb Hersfeld überschreitet, kann nur die später sogenannte Kinzigstraße gemeint sein, da die Straße „durch die langen Hessen“ die Fulda unterhalb Hersfeld, die „durch die kurzen Hessen“ sie in Hersfeld selbst überschritt. — Nicht lange darauf, im Jahre 786, werden bei Dorndorf, gegenüber Vacha, dem Hauptübergangspunkt über die Werra, eine Hochstraße (Hochstraza) und eine Heerstraße (popularis platea) erwähnt; jene ist [2] die Bergstraße, die über das damals wohl noch nicht bestehende Marksuhl nach Eisenach führte, also die Kinzigstraße, dieses ist die nach Salzungen ziehende Talstraße, die Weinstraße. Das Bestehen der Kinzigstraße sowohl als der Weinstraße, also der mittleren und östlichen der drei in Rede stehenden Gebirgsstraßen, kann somit für das achte Jahrhundert als sicher gelten.

Erhöhte Bedeutung erhielt der vom unteren Main her nach Thüringen führende Straßenzug durch Karl den Großen, der den tätigsten Anteil an dem Ausbau des Wegenetzes vom Rhein her nach Innerdeutschland bekundete, und seit dessen Regierung sich die großen Straßenlinien endgültig festsetzten, welche das ganze Mittelalter hindurch und weiterhin bis in die neueste Zeit festgehalten worden sind. Durch das Kapitulare, welches er im Jahre 805 auf einer Versammlung zu Diedenhofen erließ, setzte Karl d. Gr. eine Linie von Ortschaften von der unteren Elbe bis zur Donau fest, in denen der Handelsverkehr zwischen Deutschen und Slaven stattfinden sollte. Zu diesen Ortschaften gehörte auch Erfurt als Handelsplatz zwischen Deutschen und Sorben.

---

[1] Landau, a. a. O., S. 640.

[2] Nach Landau, a. a. O., S. 647.

Da in jenen Grenzorten die Deutschen nicht bloß die Erzeugnisse ihrer eigenen Gewerbtätigkeit, als Leinen- und Wollenwaren, sondern auch Eisen und Wein gegen der Slaven Vieh, Wachs, Pelze und Häute und die Erzeugnisse des Orients, wie Seide und Spezerei, eintauschten,[1] so müssen die vorerwähnten Orte mit dem Westen durch Handelsstraßen verbunden gewesen sein, und eben unsere am unteren Main beginnende Straße war es, welche jetzt im Osten in Erfurt ein bestimmtes vorläufiges Endziel gefunden, aber zugleich auch größere Wichtigkeit erlangt hatte. Welche der drei später in Betracht kommenden Verkehrslinien damals freilich am stärksten oder vielleicht überhaupt allein in Benutzung gewesen ist, läßt sich bei dem Fehlen jeglicher Nachrichten schwer entscheiden, doch spricht die Wahrscheinlichkeit für die Kinzigstraße.

Im zehnten bis zum zwölften Jahrhundert nahm im Südwesten Deutschlands Mainz, die Lieblingsstadt der deutschen Kaiser, als Handelsplatz die erste und bedeutendste Stellung ein,[2] während in Mitteldeutschland neben Erfurt, das seine alte Stellung behauptete, auch Halle mit Hilfe seiner Salinen zu Handelsbedeutung kam. Mainz im Südwesten, Erfurt und Halle im Nordosten also waren es in dieser Periode, zwischen denen unsere Straße den Verkehr vermittelte; doch stand sie damals an Bedeutung der weiter nördlich verlaufenden Straße nach, die Köln im Westen mit Magdeburg im Osten verband. Vor allem aber vermittelte damals, da der aus dem Orient die Donau heraufkommende Handelszug in vollster Blüte stand, Regensburg den Verkehr mit dem nordöstlichen Deutschland.

Der Erwähnungen der Mainz mit Erfurt verbindenden Straßen sind es auch in dieser Periode nur wenige. 975 zieht Kaiser Otto II. von Frankfurt über Fulda und Weimar nach Erfurt;[3] er benutzte demnach die später sogenannte Kinzigstraße. Aus den Angaben über den Marsch Heinrichs IV. 1075 gegen die Sachsen lassen sich keine sicheren Schlüsse ziehen;[4] fest steht wohl nur, daß Heinrich bei Eisenach den Thüringerwald überschritt, um die nordöstlich von Eisenach bei den Behringsdörfern (Beringe) stehenden Sachsen anzugreifen, doch ist aus den übrigen Ortsangaben (Bredingin und Elene) nicht mit Sicherheit zu bestimmen, auf welchem Wege er dies tat. Auch 1080 hatte Heinrichs Heer nach der Schlacht bei Flarchheim ein Rückzugsgefecht

[1] Falke, a. a. O., I, S. 44.
[2] Falke, a. a. O., I, S. 68.
[3] Landau nach Böhmer, Regesten Nr. 487, 490.
[4] Regel, Entwickelung, S. 12, Anm.

gegen die aus der kurz vorher erbauten Wartburg hervorbrechenden rudolfinischen Truppen zu bestehen,[1] dieser Rückzug erfolgte also wohl ebenfalls von Eisenach aus über den Thüringerwald. — In einer Urkunde des Landgrafen Hermann von Thüringen aus dem Jahre 1197 wird die Weinstraße genannt und ausdrücklich als „fuldische Straße" (strata voldensis) bezeichnet.[2] Wie wohl ein großer Teil der von unseren Thüringerwaldstraßen berührten Ortschaften in dieser Periode der großen Rodungen entstanden ist und sicher z. T. dem Bestehen der Straßen seinen Ursprung verdankt, so wurde auch die Wartburg von Ludwig dem Salier 1070—75 mit Rücksicht auf den hier durchziehenden Verkehr erbaut.[3]

Während der das mittlere Deutschland durchziehende Handelsweg in seiner Bedeutung als Vermittler des Verkehrs mit dem nordöstlichen Deutschland in der eben besprochenen Periode gegen andere Handelslinien zurücktrat, änderte sich dieses Verhältnis, als seit dem 13. Jahrhundert die Donaustraße ihre Bedeutung verlor und die Vermittelung des Verkehrs mit dem Orient von Konstantinopel auf die italienischen Städte überging, der Warenstrom aus dem Orient also über die Alpenpässe nach Oberdeutschland gelangte und hier im Osten Augsburg und Nürnberg zu hoher Blüte erhob, im Westen aber den Rheinstrom abwärts sich ergoß und dadurch den rheinischen Städten ein besonderes Gewicht verlieh, das durch den jetzt stärker werdenden Handelsverkehr auch mit Frankreich noch vergrößert wurde.[4]

Im Gebiete des mittleren Rheins war es namentlich Frankfurt a. M., das durch die veränderten Handelsrichtungen zu einer günstigen Weltstellung gelangte und, seit Friedrichs I. Zeiten aufstrebend, durch Friedrich II. 1225 mit Privilegien für seine Messe begabt, als Vermittelungsplatz zwischen dem Südwesten und Nordosten Mitteleuropas immer mehr aufblühend, zu Ausgang des Mittelalters einen der wichtigsten Handelsplätze darstellte.[5] Im mittleren Deutschland waren es vor allem die drei Städte Erfurt, Halle und Leipzig, welche jetzt die aus Südwestdeutschland kommenden Waren weiter nach Nordostdeutschland, nach Schlesien und Polen vertrieben. Kein Wunder, wenn die die letztgenannte Städtegruppe mit Frankfurt a. M. verbindende Linie nun zu

[1] Bühring und Hertel, a. a. O., S. 61.
[2] Dobenecker, Cod. dipl. II, Nr. 1040; Landau, S. 590; Regel, S. 13, Anm.
[3] Regel, S. 25.
[4] Falke, a. a. O., I, S. 107.
[5] Falke, I, S. 133f.; Heller, a. a. O., S. 2.

hoher Bedeutung gelangte; schon zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts wurde sie viel benutzt. In einem Vertrage des Markgrafen Heinrich mit dem Bischof Konrad von Meißen vom 22. Mai 1252 trägt sie den stolzen Namen via regia Lusatiae oder strata regia.[1]

Auch in dieser Periode behauptete die Kinzigstraße noch ihren Vorrang gegenüber der durch die „kurzen Hessen“ sowohl als Handels- wie als Heerstraße. Als Beleg für ihre Handelsbedeutung führt Landau[2] den Landfrieden von 1350 zwischen Fulda, Hersfeld, Thüringen, Hessen und Henneberg an; nach demselben Autor zogen z. B. auch 1484 die Erfurter Kaufleute auf der Kinzigstraße zur Frankfurter Messe. König Heinrich zog 1227 auf ihr nach Frankfurt, Kaiser Rudolf im Herbst 1289 nach Erfurt und Kaiser Adolf 1296 (über Vacha) nach Frankfurt.[3] Welcher von den beiden Ästen, in die sich die Kinzigstraße vor ihrem Überschreiten des Thüringerwaldes teilte, die eigentliche Kinzigstraße und die Weinstraße, mehr benutzt worden ist, darüber läßt sich gar nichts sagen.

Im 16. Jahrhundert nahm die Bedeutung der „Hohen“ oder „Königsstraße“ gegenüber den vorhergehenden Jahrhunderten nur noch zu, wie auch die beiden Städte, die sie hauptsächlich verknüpft, Frankfurt und Leipzig, jetzt, nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerikas, auf dem Gipfel ihrer Blüte standen. Von Frankfurt aus, als dem Hauptpunkte des französisch-deutschen Handels, gelangten die Erzeugnisse Südwesteuropas wie des Rheingebietes auf der Hohen Straße nach Leipzig, das die weitere Verteilung nach dem Nordosten übernahm; Frankfurt, der Vermittelungsmarkt zwischen dem deutschen Reiche und dem Südwesten, und Leipzig, der Vermittelungsplatz zwischen dem Reiche und dem Nordosten, „erschienen so gleichsam als die Hände, durch welche der Handel des Ostens und des Westens quer durch Deutschland, über Thüringen und seine betriebsamen Städte, sich zusammenschlang.“[4] Als natürliche Folge dieser innigen Verbindung zwischen den beiden Städten ergab sich das Bestreben, der Verkehrslinie zwischen ihnen durch Geleitsverträge mit den Fürsten eine möglichst große Sicherheit zu geben, und namentlich die sächsischen Kurfürsten wandten ihr ihre Sorge und Aufmerksamkeit zu; im Jahre 1547 erließen der Kurfürst Johann Friedrich und die Herzöge Moritz und Johann Ernst eine Verordnung, in der die Land-

[1] Heller, S. 10.
[2] a. a. O. S. 644.
[3] Landau, a. a. O., S. 644 ff.
[4] Falke, a. a. O., II, S. 53.

straßen von Leipzig auf Frankfurt a. M. genau bestimmt und das Abweichen von ihnen mit Strafe bedroht wurde, eine Bestimmung, die 1560 von Kurfürst August und Herzog Johann Friedrich dem Mittleren erneuert wurde.[1]) Von Frankfurt a. M. aus konnte man danach auf dreierlei Wegen nach Eisenach gelangen. Der westlichste dieser Wege war der „durch die langen Hessen"; er führte von Frankfurt über Gießen, Treysa, Spangenberg, Waldkappel und Kreuzburg nach Eisenach; er zog also von Frankfurt im Tal der Wetter aufwärts und nördlich bis an die Lahn, umging dann nordwärts in weitem Bogen den Vogelsberg und das Knüllgebirge, überschritt die Fulda oberhalb Melsungen, führte am Nordfuße des Stolzinger Gebirges hin und schließlich durch den Ringgau, den Thüringerwald umgehend, über die Werra nach Eisenach. Der mittlere Weg, der „durch die kurzen Hessen", berührte von Frankfurt aus die Orte Friedberg, Grünberg, Alsfeld, Hersfeld, überschritt bei Berka die Werra und ging über den Thüringerwald nach Eisenach; er zog also ebenfalls von Frankfurt durch die Wetterau, umging dann nordwärts den Vogelsberg, doch in kürzerem Bogen als die erstgenannte Straße, führte zwischen Vogelsberg und Knüllgebirge hindurch, überschritt bei Hersfeld die Fulda und erreichte von da über den Seulingswald die Werra. — Der dritte und südöstlichste Straßenzug endlich, die Kinzigstraße, ging von Frankfurt über Hanau, Gelnhausen, Steinau, Fulda, Hünfeld, Vacha, Marksuhl resp. Salzungen nach Eisenach; er führte im Kinzigtal aufwärts, gelangte über den 374 m hohen Paß von Schlüchtern ins Tal der Fulda, die er bei dem gleichnamigen Orte überschritt, von da nach Hünfeld im Tal der Heune und durch die nordöstliche Rhön, zuletzt im Tale der Ulster hinab an die Werra und über den Thüringerwald nach Eisenach. Von Eisenach, wo sich die drei Straßen vereinigten, ging es dann über Gotha, Erfurt, Buttelstädt, Eckartsberga, Weißenfels weiter nach Leipzig.

Die Kinzigstraße, die bis dahin den Vorrang behauptet hatte, trat als Vermittlerin des Warenverkehrs jetzt wegen ihrer Unsicherheit gegen die beiden anderen, zugleich auch bequemeren Straßen zurück, wurde dafür aber um so mehr wegen ihrer Kürze von Reisenden benutzt;[2] so führte Luther auf ihr 1521 sowohl die Hinreise zum Wormser Reichstage, wie die Rückreise aus,[3] und Landau[4] führt eine größere Zahl

[1] Falke, a. a. O. II, S. 56; Heller, a. a. O., S. 56.
[2] Landau, a. a. O., S. 644.
[3] Bühring und Hertel, a. a. O., S. 61.
[4] a. a. O., S. 644 ff.

fürstlicher Persönlichkeiten an, die sie im Laufe des 16. wie auch des 17. Jahrhunderts benutzten.

Aus den vorstehenden Bemerkungen lassen sich keine Schlüsse darauf ziehen, welche der drei den Thüringerwald bei Eisenach überschreitenden Straßen im 16. Jahrhundert am stärksten benutzt worden sei, und dies um so weniger, als man von Hersfeld aus, das an der Straße „durch die kurzen Hessen“ lag, die Werra statt bei Berka ebensogut auch bei Vacha an der Kinzigstraße überschreiten konnte, wohin man von Hersfeld entweder über Sorge, Friedewald und Heimboldshausen, oder über Schenklengsfeld gelangte. Den einzigen Hinweis gibt uns der Umstand, daß Marksuhl zu jener Zeit merklich aufblühte, was auf eine stärkere Benutzung der Straße von Vacha über Dorndorf, Marksuhl und Förtha nach Eisenach deutet. Die eben genannte Straße diente im 16. Jahrhundert übrigens nicht nur zur Vermittelung des Verkehrs zwischen Frankfurt und Leipzig, sondern nach einer Notiz von Burckhardt bildete sie 1569 zugleich einen Teil der „richtigen Straße“ (d. h. Geleitsstraße) zwischen Hannover und Nürnberg, die von Hannover aus über Hildesheim, Seesen, Duderstadt, durch das Eichsfeld über Nazza und Mihla nach Eisenach führte, von hier aus über den Thüringerwald nach Marksuhl lief und dann durch das Werratal, über Koburg und Bamberg Nürnberg erreichte.

Über das 17. und 18. Jahrhundert ist in bezug auf unsere Straßen wenig zu bemerken. Wenn Frankfurt a. M. nach Vernichtung des Handels von Antwerpen durch die Spanier (1575) und der Sperrung der Rheinmündungen für den deutschen Handel durch die Holländer seine Wichtigkeit für die Verbreitung ostindischer Waren nach Oberdeutschland verloren hatte, so behielt es doch seine Bedeutung für den französisch-deutschen Handel, der für die „hohe Straße“ hauptsächlich in Betracht kommt, und auch Leipzig konnte die im 30 jährigen Kriege erlittenen Schädigungen verhältnismäßig rasch überwinden. So behielt der die beiden Städte verbindende Straßenzug auch in dieser Periode seine hervorragende Bedeutung im deutschen Straßennetze, die freilich bei dem allgemeinen Niedergange von Handel und Wandel in Deutschland sehr viel geringer war als im vorangegangenen Jahrhundert. Schon vom Anfange des 17. Jahrhunderts ab wurde die Hohe Straße auch von regelmäßigen Posten zwischen Frankfurt und Leipzig befahren; 1603 wurde die reitende, 1615 die fahrende Post zwischen den beiden Städten eingerichtet.

Dieser Zustand blieb ohne wesentliche Veränderungen bestehen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, da man anfing, die primitiver angelegten Straßen früherer Zeiten durch Kunstbauten zu ersetzen. Schon

am Ende des 18. Jahrhunderts wurden Teile der Hohen Straße chaussiert, namentlich aber war es Napoleon I., der die strategische Wichtigkeit des Straßenzuges erkennend, eine zeitgemäße Neuanlegung desselben betrieb, und er selbst hatte den größten Nutzen von dieser Maßregel, als er 1813 nach der Schlacht bei Leipzig auf unserer Straße seinen Rückzug nach Frankreich bewerkstelligte. Er benutzte dabei bereits die neue Kunststraße über den Thüringerwald, die von jetzt ab an die Stelle der alten Kinzigstraße trat, und welche die Höhe des Gebirges nicht mehr beim Klausberg, sondern etwas östlich davon, am Förthaer Stein (374 m) überschreitet, und gegenüber der alten Straße 25 m Steigung spart, weiterhin aber im großen und ganzen der mittelalterlichen Kinzigstraße folgt. Auch der Verlauf der Weinstraße wurde in deren nördlichem Teile damals ein anderer, als für die weimarischen Herzöge nach der Anlage des Jagdschlosses Wilhelmsthal (1711) eine direkte Verbindung desselben mit Eisenach wünschenswert wurde; Karl August ließ von Wilhelmsthal herauf eine Kunststraße nach der Hohen Sonne und von dieser direkt hinab nach Eisenach anlegen, so daß von nun an der Verkehr zwischen Eisenach und Salzungen in viel geraderer Linie über die Hohe Sonne und Wilhelmsthal und erst von der Taubeneller Mühle ab im Zuge der alten Weinstraße erfolgte.

Die Bedeutung der neuen Kunststraßen über den Thüringerwald für den Weltverkehr war nur eine kurze; zwar wurden sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch von verschiedenen Postlinien benutzt, so die Kinzigstraße von der Fahr- und Reitpost Frankfurt-Leipzig, während die Reitpost von Kassel nach Nürnberg, die von Waldkappel ab der Straße „durch die langen Hessen" folgte, von Eisenach aus den Thüringerwald bei der Hohen Sonne überschritt, die Weinstraße wohl in Witzelroda verließ, die Werra bei Herrenbreitungen erreichte und dann im Werratale weiter aufwärts ging.[1]

Als im Jahre 1849 die Eisenbahn von Halle bis Gerstungen gleichzeitig mit der anschließenden Kurfürst Friedrich-Wilhelm-Nordbahn und 1859 die Werrabahn eröffnet worden war, verödeten die Eisenacher Thüringerwaldpässe, sie sanken zu lokalen Verkehrswegen herab, und erlangten nur noch einmal für einen Augenblick größere Bedeutung, als am 2. Juli 1866 Vogel von Falckenstein den Thüringerwald bei Eisenach überschritt,[2] um die im Abmarsch vom Werratal zur Rhön befindlichen Bayern anzugreifen.

---

[1] Nach Heidemann a. a. O.

[2] Bühring und Hertel, a. a. O., S. 63.

II. Der Schweinaer und der Brotteröder Paß.

Die beiden Gebirgsübergänge, welche auf die Eisenacher Pässe östlich folgen, hatten nur lokale oder innerthüringische Bedeutung; es sind die Straßen von Gotha nach Salzungen und von Gotha nach Brotterode.

Der Verkehr von Gotha nach Salzungen erreichte von Gotha aus entweder der Hohen Straße nach Westen bis Teutleben folgend und hier südwestlich abbiegend über Laucha, durch das „Lauchische Holz" und über Schwarzhausen den nördlichen Gebirgsfuß bei dem Dorfe Schmerbach, oder wandte sich von Gotha über Wahlwinkel nach Waltershausen und von da über Langenhain nach Schwarzhausen und Schmerbach. Von letztgenanntem Dorfe aus begann der Aufstieg ins Gebirge, zunächst unter der Felswand des Meisensteins hin, dann auf der Wasserscheide zwischen Erbstrom und Emse über die Große Schwarzbachswiese, so daß die Höhe des Gebirges und der Rennsteig auf der Glasbachswiese am Fuße des Gerbersteins, in der Einsenkung zwischen diesem und dem Glöckner in einer Meereshöhe von 655 m erreicht wurden. Der Abstieg nach Süden erfolgte durch den jetzt sogenannten Luthergrund, weiter im Tale des Kalmbaches mit der modernen Straße Ruhla oder Winterstein-Altenstein zusammenfallend nach Altenstein, wo der Gebirgsfuß erreicht wurde, und Schweina, von da westlich der jetzigen Straße über den Auberg nach Barchfeld, hier über die Werra und auf deren linkem Ufer über Immelborn, Ettmarshausen und Allendorf nach Salzungen.

Diese Straße benutzte also die letzte tiefere Einsenkung des Gebirgskammes vor dessen Aufsteigen zu der hohen Berggruppe des Inselsberges, und verlief wenigstens auf der Nordseite des Gebirges auf einer Wasserscheide. Sie bestand wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert,[1] da im Jahre 1183 an der Stelle, wo sie das Gebirge überschritt, im „Glasebach" unterhalb des Gerbersteins, eine Kapelle stand, die aber schon 1521 wüst war; noch jetzt heißt diese Stelle die „Walper", d. h. Wallfahrt. Im 17. Jahrhundert bestand nördlich davon, auf der Großen Schwarzbachswiese, ein Jagd- und Wirtshaus, das 1664 von Ernst dem Frommen erbaut wurde, bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts aber wieder einging.[2] Die, „Schweinerstraß", wie der hiesige Gebirgsübergang in den Waldbeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts genannt wird,[3] besaß, wie oben erwähnt, nur lokale Bedeutung, war aber für

[1] Regel, a. a. O., S. 13.
[2] Rudolphi, Goth. dipl. II, Kap. 29, S. 223.
[3] L. Gerbing, Straßenzüge von Südwestthüringen, S. 81.

die Orte, die sie berührte, doch von wesentlicher Bedeutung: namentlich die Bewohner der Dörfer Schwarzhausen und Schmerbach erhielten durch sie mannigfachen Verdienst[1] und auch ein größerer Teil der Bewohner des nahe der Straße gelegenen Ortes Fischbach bestand noch im Anfange des 19. Jahrhunderts aus Fuhrleuten.[2]

Bekannt geworden ist die Schweinerstraße durch die an der Walper unter dem Gerberstein am 4. Mai 1521 erfolgte „Gefangennahme" Luthers, der von hier zu seiner Sicherheit auf die Wartburg gebracht wurde.

Die Straße von Gotha nach Brotterode ging über Waltershausen, von dessen oberen Ende über die Sandsteinvorberge des Thüringerwaldes ins Lauchatal nach Kleintabarz und erreichte bei Kabarz den Nordfuß des Gebirges. Sie führte dann in steilem Anstiege durch einen Hohlweg am Datenberg herauf, an der Leuchtenburg vorüber und wie die moderne Straße, die sie oberhalb des „Apothekerloches" erreicht, über den Rotenberg und die Schöneleite zu der Einsenkung des Gebirgskammes zwischen Großem Inselsberg und Trockenberg — der Grenzwiese. Der Abstieg nach Brotterode erfolgte westlich der modernen Straße. Die Fortsetzung von Brotterode nach Süden ist nicht genauer bekannt; jedenfalls erfolgte sie nicht im Trusentale, sondern auf den Höhen westlich oder östlich desselben; vielleicht führte die alte Straße an der Wallenburg vorüber.[3] Die Werra wurde an der Einmündung der Truse bei Frauenbreitungen erreicht, und vielleicht gelangte man von hier über Dermbach nach Geisa im Ulstertale, wo der Anschluß an die Kinzigstraße erreicht wurde.

Auch diese Straße hatte nur lokale Bedeutung; zwar sind weder Gotha im Norden, noch Brotterode im Süden als ihre Endpunkte zu betrachten, vielmehr verdankte gerade letzteres seine frühzeitige Anlage der hier vorüberziehenden Straße von den nördlich des Thüringerwaldes gelegenen Gegenden nach dem Werratale[4] und andererseits heißt es in der Reinhardsbrunner Amtsbeschreibung von 1642: (Eine Landstraße führt) „von Brodteroda auf Langensalza und Mühlhausen". Die hiesige Straße, welche schon in Urkunden des Klosters Reinhardsbrunn aus den Jahren 1039 und 1044[5] genannt wird, griff also weiter aus, als die Schweinerstraße, doch überschritt auch sie den Thüringerwald an einer so ungünstigen Stelle — am Ostfuße der Inselsberggruppe in

[1] Regel, a. a. O., S. 32.
[2] Hoff und Jakobs, a. a. O., I, S. 367.
[3] Regel, a. a. O., S. 73.
[4] Regel, a. a. O., S. 74.
[5] Abgedruckt bei Regel, S. 14.

einer Meereshöhe von etwa 750 m (die Grenzwiese liegt 726 m hoch, doch lag der höchste Punkt der Straße an dem Nordabhange des Großen Inselsberges) —, daß sie eine größere Bedeutung nicht zu erlangen vermocht hat.

III. Die Schmalkälder Pässe.

Wichtiger sind die Straßenzüge, deren Ausgangspunkt auf der Südseite des Gebirges die Stadt Schmalkalden war. Doch ist gerade ihr Verlauf stellenweise noch nicht genügend aufgeklärt,[1] und es ist hier nicht der Ort, die darüber noch bestehenden Streitfragen zu behandeln.

In Schmalkalden trafen zwei Straßenzüge von der Nordseite des Gebirges her zusammen: der eine von Friedrichroda, der andere von Georgenthal und Tambach.

Der Verbindungsweg zwischen Friedrichroda und Schmalkalden hätte nach Regel[2] in frühester Zeit von Friedrichroda aus als „Roter Weg" am Abhange des Steinbühls zur „Wacht" und von hier östlich des Spießberges zum „Possenröder Kreuz" geführt, wo der Kamm des Gebirges erreicht wurde, und wäre von da an dem Rennsteig in südlicher Richtung bis zur Ebertswiese (östlich der Hühnberge) gefolgt. Der Abstieg nach dem Tale der Schmalkalde hätte dann am Vorderen Hühnberg und am Falkenstein vorbei auf dem Höhenrücken zwischen den Tälern des Tambacher Wassers und des „Ludemichs" stattgefunden und das Tal wäre bei dem Dorfe Floh erreicht worden. — Ob der Verkehr zwischen Friedrichroda und Schmalkalden in frühester Zeit wirklich auf diesem Wege erfolgt ist, ist sehr unsicher, und die stark sumpfige Beschaffenheit der Gegend um die Ebertswiese[3] spricht dagegen. Der von der Ebertswiese nach Floh herabführende, sehr breite Weg macht mehr den Eindruck eines alten Triftweges als den einer Verkehrsstraße. Dagegen spricht für das einstige Bestehen eines Verkehrsweges in hiesiger Gegend das Vorhandensein des Falkensteines westlich unterhalb des Vorderen Hühnberges, auf dem, wie der noch jetzt vorhandene Wall und Graben erkennen läßt, einst eine wenn auch kleine Burganlage gestanden hat. Zwischen dem Falkenstein und dem Vorderen Hühnberg befand sich einst eine Ansiedelung, Hugestambach. Für den erwähnten Verlauf der Straße spricht auch der Umstand, daß durch ihn die Benutzung von Talwegen auf das geringstmögliche Maß

---

[1] cf. Regel, S. 15 ff.

[2] Regel a. a. O.

[3] In einer Urkunde von 1039 heißt sie Everhardisbruechon, d. h. Eberhardsbruch.

eingeschränkt wurde. — In späteren Zeiten erfolgte, wie feststeht, der Abstieg nach Süden direkt vom Possenröder Kreuz aus, das somit zur Kammkreuzungsstelle wurde, und die Talsohle wurde oberhalb Kleinschmalkaldens erreicht. Die Zeit der Verlegung der Straße — wenn eine solche überhaupt stattgefunden hat — läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; sie erfolgte wohl im späteren Mittelalter, in dem, wie Regel angibt, die Ebertswiese in den Urkunden mehr zurücktritt. — In neuester Zeit ist dieser Übergang, dessen höchster Punkt nicht an dem 691 m hoch gelegenen Possenröder Kreuz, sondern nördlich vom Gebirgskamm auf dem Münchengirn genannten Berge sich befand, durch einen weiter westlich verlaufenden Gebirgspaß ersetzt worden, die Kunststraße, die seit 1842 den Kamm des Gebirges bei dem 685 m hoch gelegenen Heuberghause in der Einsenkung zwischen Langenberg und Heuberg überschreitet und zum Anstieg von Norden her das Tal des Schilfwassers (das „kühle Tal“), zum Abstiege nach Kleinschmalkalden das Tal des Langebaches benutzt. Die Verkehrslinie zwischen Friedrichroda und Schmalkalden hat immer den Charakter eines Lokalweges behalten.

Wichtiger und auch für den Handel von Bedeutung war dagegen der Georgenthal und Tambach mit Schmalkalden verbindende Straßenzug, der zugleich die Lokalforschung in besonders starkem Maße beschäftigt hat (vgl. besonders: Fleischhauer, Zur Geschichte des Marktfleckens Tambach. Gothaer Tageblatt 1883, Nr. 5, 11, 75. In neuester Zeit sind die Arbeiten Fleischhauers verwertet worden in: F. Hering, Tambach im Thüringerwalde. Mitteilungen der Vereinigung für Gothaer Geschichte und Altertumsforschung. 1902, S. 2—99. — In der vorliegenden Arbeit konnten gleichfalls einige Originalauszüge Fleischhauers verwendet werden).

Die Verbindung des Werratales mit der Tambacher Gegend macht sich in nennenswertem Maße zuerst bemerklich nach der Anlage des in der Mitte des 12. Jahrhunderts gegründeten Klosters Georgenthal, das bald zu bedeutender Macht und Reichtum gelangte. In der ältesten Zeit hatte der hiesige Gebirgsübergang vom Kloster aus — das nach der anderen Seite hin mit Gotha, Erfurt und Ohrdruf in Verbindung stand und zunächst bei dem Dorfe Altenbergen lag — folgenden Verlauf: die „große Straße von Asolverot“ (so hieß das Kloster in seiner ältesten Zeit) führte westlich oberhalb des Apfelstedtgrundes von Hohenkirchen aus an Katterfeld und dem Kloster vorüber und erreichte die Apfelstedt an der Stelle des damals noch nicht bestehenden Dorfes Dietharz. Weiter verlief die Straße auf dem Höhenrücken zwischen

dem Schmalwassergrund (östlich) und dem Mittelwassergrund (westlich), umging den Großen Buchenberg und erreichte den Kamm des Gebirges am „Wachserasen", über den jetzt die von Dietharz durch den Schmalwassergrund heraufkommende Kunststraße nach Oberschönau führt. Auf ihrem Verlaufe über den vorgenannten Höhenrücken wurde die Straße durch verschiedene Burganlagen beherrscht und beschützt: die Drachenburg südöstlich oberhalb Dietharz und den Waldenfels auf der Porphyrkuppe des Altefels östlich vom Großen Buchenberg.

Auf dem Rennsteig traf, von Osten kommend, mit der vorstehend beschriebenen Straße ein anderer, wahrscheinlich noch älterer Verkehrsweg zusammen, die Meinoldes- oder Meinboldesstraße, die in dem Orte Gräfenhain bei Ohrdruf in das Gebirge eindrang, von dort steil zu dem jetzigen Steigerhaus aufstieg und weiter auf der Wasserscheide zwischen Schmalwassergrund im Westen, Stutzhäuser Grund im Osten bis zum Gebirgskamme und Rennsteig lief, den sie nordwestlich vom Donnershauk erreichte. Auf dem Rennsteig lief sie westlich bis zum Wachserasen und von hier aus mit der von Dietharz kommenden Straße vereint fort bis zur Ausspanne auf den Neuhöfer Wiesen (850 m), von wo aus beide über den Hohenberg südlich ins Tal der Hasel nach Steinbach-Hallenberg hinabführten. Dieser Abstieg führte gleichfalls an einer Burganlage vorüber, der Moosburg, einer nur kleinen, aber schon frühzeitig bestehenden Befestigung, die im Jahre 1273 im Besitze der Henneberger sich befand, im Jahre 1304 aber vom Grafen Berthold VII. von Henneberg zerstört wurde, weil die Burgmänner, statt die vorüberführende Straße zu bewachen und zu beschützen, auf ihr Raub trieben.[1]

Die Meinoldesstraße, die aus der Gegend von Ohrdruf herkam (der erste, steile Anstieg bis zum Steigerhaus hieß auch Ordorfsteiger), besitzt ein sehr hohes Alter. 1168 wird sie zum ersten Male urkundlich erwähnt, doch vermutet Regel,[2] daß sie in eine noch viel ältere Zeit hinaufreiche und die Gründung einer Kirche in Ohrdruf durch Bonifatius durch den schon damals hier seinen Anfang nehmenden Gebirgsübergang bedingt worden sei.

Im Laufe des späteren Mittelalters verlor dann die den Rennsteig am Wachserasen von Dietharz her erreichende Straße allmählich ihre Bedeutung und an ihre Stelle trat ein anderer Gebirgsübergang, der statt durch Dietharz, durch Tambach führte, dann oberhalb des Spittergrundes durch die jetzige Tambacher Gemeindeverwaltung und den

[1] Regel, S. 18.
[2] a. a. O., S. 19.

Forstort Rosengarten den Rennsteig bei der „Alten Ausspanne“ (736 m) erreichte und von da durch das Tal des Nesselbaches über die Dörfer Schnellbach und Floh ins Tal der Schmalkalde gelangte. In ältester Zeit folgte dieser Weg vielleicht, statt durch das Tal des Nesselbaches hinabzusteigen, von der Alten Ausspanne aus dem Rennsteige (in dieser Gegend damals „Frankenstieg“ genannt) nach Nordwesten bis zur Ebertswiese, wo er auf die Straße von Friedrichroda nach Schmalkalden traf. Im Laufe des 13. Jahrhunderts aber muß bereits der Abstieg am Nesselbach entlang öfters benutzt worden sein, wie die Anlage des Nesselhofes kurz unterhalb der Alten Ausspanne beweist. Der Nesselhof wurde als Hospiz für die hier durchkommenden Reisenden von dem Lazaritenbruder Gottfried Waltorff im Jahre 1290 errichtet, dem der Hersfeldische Burgmann auf dem Waldenfels die Erlaubnis hierzu gab. Die Verlegung der Straße hatte verschiedene Ursachen. Zunächst war schon um das Jahr 1245 das Kloster Asolverot in das Tal der Apfelstedt verlegt worden, wodurch die „große Straße“ von Asolverot verödete und durch einen im Tale der Apfelstedt selbst hinführenden Weg ersetzt wurde. Im Laufe des 14. Jahrhunderts scheinen dann die Burgen, welche die Straße nach dem Wachserasen schützten, in den Kämpfen der Nachkommen des Landgrafen Heinrichs des Erlauchten und in den Fehden Friedrichs III. (1349—81) mit dem Abt Heinrich von Fulda und dem Herzoge von Braunschweig zerstört worden zu sein (wenigstens werden sie später nicht mehr erwähnt) und jene Straße wurde infolgedessen mehr und mehr verlassen. Im 15. Jahrhundert ging bereits der Hauptverkehr über die neue Straße am Nesselhofe vorbei, und Hand in Hand damit überflügelte auch Tambach das bis dahin bedeutendere Dietharz, so daß, als im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts die Reformation Eingang fand, Dietharz das Filial von Tambach wurde.

Zu derselben Zeit aber wurde der Gebirgsübergang bei der „Alten Ausspanne“ wieder verlassen und an die Stelle dieses jetzt „alte Straße“ genannten Weges trat die „neue Straße“, die östlich der bisherigen über den Schmalkalder Stieg, die Zweiröder Wiese und den Nesselberg zur Kammhöhe lief, den Rennsteig bei Stein 57 überschritt und bald darauf den Nesselhof erreichte. Diese „Neue Straße“ erlebte gleich am Anfange ihres Bestehens eine glänzende Periode infolge der Rolle, die Schmalkalden im politischen Leben der damaligen Zeit spielte. 1530 zog auf ihr Kurfürst Johann der Beständige nach Schmalkalden zum Abschlusse des Schmalkaldischen Bundes, und Johann Friedrich der Großmütige benutzte sie am 7. Februar 1537 mit großem Gefolge, als er sich zum Konvent nach Schmalkalden begab, auf dem

die „Schmalkalder Artikel“ beraten und unterzeichnet wurden. Am 26. Februar desselben Jahres aber kam Luther von Schmalkalden her in Tambach an und fand dort Erleichterung von seinen Leiden („Tambach est mea phanuel“). Später wurde dann zeitweise die „alte“ Straße vor der „neuen“ wieder bevorzugt, im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden wohl beide Gebirgsübergänge benutzt. Ein hübsches Stimmungsbild aus der damaligen Zeit gibt uns der „Bericht an die Gothaische Kammer von C. B. F. Heimberger, Geleitsverwalter, vom 7. Sept. 1787:[1]

„Der Weg von Tambach über den Rosengarten . . . . . hat bis hierher nicht zur allgemeinen Landstraße von Tambach über den Nesselberg nach Schmalkalden gehend . . . . . gehöret, sondern ist als ein bloßer Neben- und Holzweg . . . . von hiesigem Herzoglichen Forstamt . . . . den Straßenfuhrleuten bei 5 Rthlr. Strafe zu befahren verbothen worden . . . . . Seitdem nun Hessischer Seits die Chaussee hierher angelegt worden ist [die Chaussierung der Straße von Schmalkalden über den Nesselhof, die Alte Ausspanne und den Rosengarten, also der „alten Straße“, wurde 1781 bis 1791 ausgeführt; die Pflasterung ist noch gut erhalten], hat sich das Fuhrwerk meistenteils dieses Wegs bedient, ausgenommen zur Winterszeit, wo nicht allein sogar die Hessische Chaussee ein ziemlich Stück jenseits der Grenze verstäupert, sondern auch diesseits die Hohle neben der Orphalischen Deputat-Pacht-Wiese auf dem eigentlichen Rosengarten gänzlich verstäupert worden ist, daß daher dieser Weg bis zum Aufbruch des Winters gar nicht hat passieret werden können und in dem Falle alsdann die alte ordin. Straße über dem Nesselberg von dem Fuhrwerk befahren werden müssen“ [im Jahre 1791 wurden an der neuen Chaussee über den Rosengarten Signalstangen aufgerichtet, um die Reisenden bei Verwehung richtig zu leiten].

Um das Jahr 1830 wurde die Chaussee über den Rosengarten durch eine neue Kunststraße ersetzt, die den Rennsteig wenig östlich der „neuen Straße“, bei der „neuen Ausspanne“, in einer Meereshöhe von 696 m überschritt, also 40 m niedriger als die „alte Straße“, ein neuer Fortschritt in der Überschreitung des Gebirges in hiesiger Gegend, wenn auch kein so großer, wie ihn die Verlegung des Überganges vom Wachserasen-Neuhöfer Wiesen nach der Alten Ausspanne bedeutet hatte.

Die Gebirgsstraße Tambach-Schmalkalden besaß nicht nur lokale Bedeutung, sondern stand im Dienste des weiteren deutschen Handelsverkehrs, wenn auch über die Rolle, die sie in dem letzteren gespielt,

[1] Georgenthäler Geleitsakten Loc. 5 Nr. 12; Auszug Fleischhauers.

nur wenige sichere Zeugnisse vorliegen. Schon in der Erfurter Geleitstafel von 1441 werden Georgenthal, Oberhof, Frauenwald und Heubach als die vier Waldpässe genannt, und das Erfurter Geleit beanspruchte, daß was durch diese Pässe aus und nach Franken ging, zu Erfurt leitbar sein sollte.[1] In der von L. Gerbing[2] abgedruckten „Übersicht der von Walpurgis 1564 bis zu Elisabeth desselben Jahres in Tambach vergleiteten Waren“ werden als Ursprungs- oder Bestimmungsort der meisten aufgeführten Handelsartikel allerdings Schmalkalden und Erfurt angegeben; aber abgesehen davon, daß viele dieser Waren von den genannten Städten aus weiter verhandelt sein werden, findet sich öfters auch Frankfurt a. M. und einmal Nürnberg erwähnt. Auf der Geleitskarte aus dem Jahre 1633[3] ist neben der „Landstras von Erfurth nach Franckfurth“ über Gotha und Eisenach eine Straße von Erfurt über Schmira, Kobstädt, Hohenkirchen, Georgenthal, Tambach und von da durch die „dambachische gemeine“, also die „neue Straße“, eingezeichnet, an der die Bemerkung steht: „Die Land-Stras von Erfurt vber den Waldt vf Schmalkalden vndt Franckfurt.“

Dies sind die einzigen zur Kenntnis des Verfassers gekommenen Stellen aus älterer Zeit, die auf eine weiter ausgreifende Bedeutung des Tambach-Schmalkalder Passes hinweisen. Weitere Zeugnisse finden sich dann in den neueren Tambacher Geleitsakten; so von 1773 die Bemerkung: „Das Straßenfuhrwerk mit Kaufmannsgütern ist seit zwei Jahren sehr gering“ (wegen der Frachtsperre und „weil die Frankfurt-Leipziger Güter seit 20 Jahren auf der wohlgebauten Heerstraße durchs Fuldaische nach Eisenach und Gotha gehen“); dieselbe Klage wird 1781 wiederholt und die Anlage der neuen Chaussee über den Rosengarten (s. oben) hatte den Zweck, den Frachtverkehr wieder mehr zu beleben.

Jedenfalls geht aus den vorstehenden Angaben hervor, daß der Schmalkalden-Tambacher Gebirgsübergang in allerdings bescheidenem Maße den Eisenacher Pässen Konkurrenz machte, da ein Teil der Kaufherren und Fuhrleute statt des bequemeren Weges über Eisenach den beschwerlichen, aber kürzeren über Schmalkalden gewählt haben mag. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die hier den Thüringerwald passierenden Waren der Kinzigstraße bis zur Werra gefolgt sind, sondern sie sind wohl schon in Geisa im Ulstertale abgebogen und haben über Dermbach, die Werra bei Wernshausen überschreitend, Schmalkalden erreicht.

[1] Nach Burckhardt.

[2] Beiträge zum Thüringer Geleitswesen im 16. und 17. Jahrhundert; Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena, Bd. XIII, 1894, S. 53 f.

[3] Wiedergegeben bei L. Gerbing, a. a. O.

Andererseits sagen Hoff und Jakobs[1] vom Tale von Schmalkalden: „Ein großer Teil der Landstraße nach Meiningen geht durch dieses Tal, und da diese ein Stück von einer der bedeutendsten und lebhaftesten Handelsstraßen Deutschlands, nämlich der von Braunschweig nach Nürnberg ausmacht, so wird das schmalkaldische Tal einer Menge von Reisenden bekannt“ usw. Daß unsere Straße auch für den Verkehr zwischen den genannten Städten benutzt worden ist, ist nicht zu bezweifeln, doch sicherlich erst in verhältnismäßig später Zeit, als das Stapelrecht Erfurts seine Geltung verloren hatte, Gotha das in kleinerem Maßstabe geworden war, was ehedem Erfurt für ganz Thüringen, und die Warenzüge von Norden, von Mühlhausen und Langensalza her, direkt nach Gotha fahren konnten, ohne Erfurt berühren zu müssen. — Auch die Fahrpost Hamburg-Nürnberg ging hier über den Thüringerwald; sie fuhr von Hamburg über Braunschweig, Nordhausen, Sondershausen, Langensalza nach Gotha, von Gotha über Tambach nach Schmalkalden (hier traf sie die von Kassel kommende Post), weiter im Werratale aufwärts über Schwallungen, Meiningen, Themar, Hildburghausen, Rodach nach Koburg und Nürnberg.[2]

IV. Der Oberhöfer Paß.

Von noch größerer Bedeutung als die Tambach-Schmalkalder Straße war der Paß von Oberhof.

Die Straße, die den Kamm des Gebirges in Oberhof erreichte, gelangte an den Nordfuß des Gebirges bei Krawinkel. Von Erfurt aus konnte man dieses Dorf auf verschiedenen Wegen erreichen[3]: entweder über Schmira, Ingersleben, Sülzenbrücken, Haarhausen und das Wirtshaus „Klipper“ oberhalb Mühlberg, oder aber über Arnstadt und Gossel. In Krawinkel begann dann der Aufstieg auf das Gebirge mit dem berüchtigten „Krawinkler Steiger“, einem außerordentlich steilen, tief in das Rotliegende eingeschnittenen langen Hohlwege, der zum Ausweichen keinen Raum bot, so daß, um eine Stockung des Verkehrs zu vermeiden, die Bestimmung getroffen war, daß der Krawinkler Steiger bergauf nur vormittags, bergab nur nachmittags befahren werden durfte.[4] Oberhalb des Krawinklers Steigers, bei der „Wegscheide“, an der schon zu Ausgang des Mittelalters ein „Hof“ stand,[5] jetzt noch ein Wegwarts-

---

[1] a. a. O. I, S. 581.

[2] Nach Heidemann.

[3] L. Gerbing, Straßenzüge durch Südwestthüringen, S. 86 ff.

[4] L. Gerbing, a. a. O., S. 87.

[5] L. Gerbing, a. a. O.

haus sich befindet, mündete die Beistraße von Gotha und Ohrdruf ein. Letztere, zunächst im Ohragrunde hinlaufend, hat vom Dorfe Schwarzwald aus einen noch steileren Aufstieg zu überwinden, als die Hauptstraße, und war deshalb nur für ganz leichtes Fuhrwerk zu benutzen. Mit Erreichung der Wegscheide war der schlimmste Teil des Anstiegs überwunden; die Straße verlief weiterhin mit ganz geringer Steigung auf der Wasserscheide zwischen Ohra und Gera bis zum „Obernhofe", wo eine Teilung des Weges eintrat: südostwärts nach Suhl, südwestwärts nach Zella St. Bl. und Mehlis. Die Straße nach Zella und Mehlis stieg von Oberhof aus weiter über den Harzwald, auf dem sie den Rennsteig am „Dietzel Geba-Stein" in einer Meereshöhe von 885 m kreuzte, und über die Zellaer Läube steil abwärts, teilte sich dann in einen westlichen Ast nach Mehlis und einen östlichen (über den Forstort „alte Straße") nach Zella St. Bl. Von Mehlis ging es weiter über Benshausen (dessen Einwohner großen Weinhandel trieben), Schwarza und Kühndorf nach Meiningen.

Der wichtigere Zweig der „Waldstraße", wie sie gewöhnlich genannt wurde, derjenige nach Suhl, lief von Oberhof aus wie die heutige Straße zum „Rondel" und folgte dann über die Suhler Leube dem Rennsteige ostwärts bis zum Großen Beerberge, an dessen Ostseite an der „Krawinkler Ausspanne", bei den „Suhler zwei heiligen Stöcken", er mit 922 m seine größte Meereshöhe erreichte. Von hier aus lief er über dem Aschental am Westabhange des Wildenkopfes steil hinab, erreichte bei dem alten Fuhrmannsgasthofe „zum fröhlichen Mann" das Tal, vereinigte sich mit der von Zella kommenden Straße und gelangte bald darauf nach Suhl, von wo aus er über Hirschbach und Erlau nach Schleusingen lief und dort in die Hauptstraße einmündete.

Wann der Oberhöfer Paß zuerst benutzt worden ist, läßt sich nicht bestimmen; möglich, daß schon die prähistorischen Bewohner der Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberge bei Römhild die Porphyrplatten aus der Lütsche bei Krawinkel auf diesem Wege holten (ein „Steinbrechersweg" von der Lütsche her mündet noch jetzt in der Nähe der Wegscheide in die Straße ein).[1] Urkundlich erwähnt wird die Waldstraße zuerst im 13. Jahrhundert, 1259 und 1267;[2] im 15. Jahrhundert diente sie vor allem zu Eisentransporten von Suhl nach Erfurt.[3] Zu Beginn des 16. Jahrhunderts aber gewann sie größere Bedeutung und wurde stark

[1] L. Gerbing a. a. O.
[2] Regel, a. a. O., S. 20.
[3] J. A. Schultes, Stat. Beschr. von Hbg. I, Urk. Nr. XXV von 1436.

benutzt, wie aus verschiedenen Umständen zu entnehmen ist. Bei der Sperrung des Waldes im Jahre 1512 wurde sie besonders stark ve.hauen („auff der krawinkeller strassen, die da gehet nach melliß vnd Se l, bey dem Hoff [Wegscheide], da hat es drey genicke hinder einander").[1] Ein Vertrag wurde 1520 abgeschlossen und 1574 erneuert, in dem sich eine Reihe von Ortschaften verpflichteten, die Straße über Oberhof instand zu halten.[2] Vor allem aber wurde im Jahre 1505 eine Geleitstafel für Oberhof erlassen und 1540 erneuert,[3] nach der besonders folgende Warengattungen damals den Thüringerwald hier überschritten: Nahrungs- und Genußmittel (Getreide, Fische, Obst und Nüsse, Bier und Wein), Metalle, (Eisen, Kupfer, Blei), Holzwaren, Wolle und Flachs, Waid. Es handelt sich also fast nur um in Thüringen selbst erzeugte Waren, und Verfasser ist der Meinung, daß der Oberhöfer Paß zwar im innerthüringischen Verkehr eine hervorragende, für den Fernverkehr aber eine geringere Rolle gespielt hat; es wäre auch sehr merkwürdig, wenn dieser wohl schwierigste, jedenfalls höchste Thüringerwaldpaß den bequemeren Übergängen bei Frauenwald und Kahlert vorgezogen worden wäre. Schreiben doch noch 1809 Hoff und Jakobs:[4] „Die Suhlaer Leube ist im Winter ein gefährlicher Weg, da sie oft mit Schnee so hoch bedeckt ist, daß man nicht das Mindeste vom Wege sehen und in Schluchten zu geraten, Gefahr laufen würde, wenn der Weg nicht durch hohe Stangen bezeichnet wäre." Nur in solchen Zeiten fand die „Waldstraße" auch für den Fernverkehr in stärkerem Maße Benutzung, in denen die Hauptpässe für den Verkehr zwischen Erfurt und Nürnberg, die von Frauenwald und Kahlert, aus irgend welchen Gründen gesperrt waren; dies geschah namentlich während des dreißigjährigen Krieges und nach demselben, und Herzog Moritz von Sachsen gestattete deshalb 1661 ausdrücklich, aus dem Hennebergischen über Oberhof nach Erfurt zu fahren, bis jene Straßen wieder benutzbar seien. Außerdem wurde der Oberhöfer Paß natürlich von solchen Fuhrleuten benutzt, die von Nürnberg nach Nordwestdeutschland gelangen, aber das Erfurter Geleit umgehen und über Gotha und Langensalza fahren wollten.

Seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts verlor die Straße über die Wegscheide viel von ihrer Bedeutung, während zugleich der Paß von Oberhof an Wichtigkeit zunahm: 1825 waren die Herzogtümer Koburg und Gotha vereinigt worden und zur engeren Verknüpfung der

[1] L. Gerbing, a. a. O., S. 88.
[2] Regel a. a. O., S. 21; L. Gerbing, a. a. O., S. 88.
[3] Abgedruckt in L. Gerbing, Beitr. z. thür. Geleitsw., S. 56f.
[4] a. a. O., I, S. 475.

beiden Hauptstädte wurde eine Kunststraße gebaut, die aber von Ohrdruf aus im Ohragrunde nach Oberhof führte, über das Rondel nach Zella hinablief, weiter nach Suhl und Schleusingen. In neuester Zeit ist auch diese verödet durch die 1884 eröffnete Eisenbahn Neudietendorf-Ritschenhausen, die auf der Nordseite des Gebirges das Geratal, auf der Südseite das des Lubenbachs benutzt, den Kamm des Thüringerwaldes in dem über 3 km langen Brandleitetunnel durchbricht und nur eine Meereshöhe von 639 m erreicht.

V. Der Frauenwälder Paß und der Paß von Kahlert.

Erfurt und Koburg, diese beiden wichtigen Knotenpunkte des mittelalterlichen Handels, waren durch zwei bedeutende Straßenzüge miteinander verbunden; die Endpunkte der einen, wichtigeren Gebirgsstraße waren Ilmenau und Schleusingen, die der anderen Amt Gehren und Eisfeld. Die verkehrsgeschichtliche Bedeutung dieser beiden Gebirgsübergänge gegen einander abzuschätzen ist schwierig.

Betrachten wir zunächst den Verlauf der Gebirgsstraße von Ilmenau nach Schleusingen.

Von Ilmenau aus führte die „Waldstraße“ über die Tannebrücke und zunächst in sanfter Steigung im Gabelbachtale aufwärts. Doch schon das erste linke Nebentälchen des Gabelbaches, der „Ascherofen“, wird benutzt, um die Talsohle zu verlassen, und der weitere Anstieg erfolgt an dem Westabhange des Gabelbachtales, unterhalb des Kickelhahns hin, bis zur Höhe der Wasserscheide zwischen Gabelbach und Schorte, einem anderen Zuflusse der Ilm, weiter bis zum Gasthofe zum Auerhahn, der an der schmalsten Stelle des Jochkammes zwischen Schortegrund und Ilmgrund liegt. Hier ist der schwierigste Teil des Anstiegs überwunden; in langsamer Steigung wird nun in südlicher Richtung das letzte Stück bis zum Gebirgskamme zurückgelegt — von dem genannten Gasthofe ab bis zum Rennsteig scheint der Verlauf der mittelalterlichen mit dem der modernen Straße, die aus dem Gabelbachtale heraufkommt, zusammenzufallen —. Der höchste Punkt der Straße ist nicht ihr Treffpunkt mit dem Rennsteig am Forstorte Marienhäuschen sondern er liegt nördlich davon auf dem Gipfel des „Kleinen Hader“ (über 800 m). Nach Erreichen des Gebirgskammes biegt die Straße aus der Nordsüdrichtung nach WSW um und führt etwa 2 km lang im Zuge des Rennsteigs bis zu dem kleinen Dörfchen Allzunah oder Franzenshütte, wo sie mit 745 m ihren niedrigsten Punkt auf dem Gebirgskamme erreicht. Franzenshütte liegt an der Stelle, wo von Norden Zuflüsse der Ilm, von Süden Nebenbäche der Nahe und Schleuse

nahe dem Gebirgskamme entspringen und so eine etwas tiefere Einsattelung des letzteren hervorgerufen haben; nur aus wenigen Gehöften bestehend, ist es eine ganz moderne Gründung,[1] es verdankt sein Entstehen nicht wie Frauenwald (siehe unten) der hier vorbeiführenden Straße, sondern einer 1691 angelegten Glashütte (Franzenshütte), die aber infolge der Konkurrenz der älteren derartigen Institute in Stützerbach und Frauenwald schon 1785 wieder einging. Die wenigen Bewohner leben wohl meist von Holzarbeit, da von Ackerbau in dieser Höhenlage kaum die Rede sein kann. Eine Chaussee ist in neuerer Zeit aus dem Ilmtale herauf nach Franzenshütte angelegt worden und führt nach Süden ins Schleusetal hinab, so daß auch diese Einsattelung des Gebirgskammes jetzt ausgenutzt wird.

Hatte die mittelalterliche Straße schon auf dem nördlichen Anstieg zum Gebirgskamme nur notgedrungen anfangs das Gabelbachtal benutzt und war möglichst bald von der Talsohle hinweg der Höhe zugestrebt, so zeigt sich diese Neigung noch stärker bei dem Abstieg nach Süden zu. Hier verläuft die Straße nämlich auf der Wasserscheide zwischen der Nahe im Westen und der Schleuse im Osten, die von Allzunah aus in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 750 m nach Süden sich erstreckt und deren breiter Rücken durch die Zuflüsse der genannten Gewässer nur wenig ausmodelliert ist.

Von Franzenshütte aus, wo sie sich wieder nach Süden wendet, übersteigt die alte Straße, hier noch sehr gut erhalten und als richtige Heerstraße ausgebildet, die Kuppe des Meisenhügels und zieht langsam abwärts nach dem großen Dorfe Frauenwald, das mit seinen niedrigen, schindelbeschlagenen und schiefergedeckten Häusern sich lang an ihr hinstreckt. Auch weiterhin führt die Straße noch ein bedeutendes Stück auf fast ebenem Boden hin, um dann plötzlich in zwei Absätzen erst nach Steinbach (575 m), einem Dörfchen im Ursprunge des Steingrundes, eines Nebentales der Schleuse, und dann nach Lichtenau (416 m) in halsbrecherischem Abstiege hinabzuführen. Lichtenau liegt in dem engen, steilwandigen Schleusegrunde an der Stelle, wo die Schleuse von links den Biberfluß aufnimmt, und in des letzteren, gleichfalls engem und von schroffen Wänden umschlossenen Tale führt die Straße, sich nach Südosten wendend, nun aufwärts. Bei dem Dörfchen Engenstein muß sie eine durch die nahe zusammentretenden Felsen des Rotliegenden gebildete Talenge passieren, die einst von einer Burganlage beherrscht wurde. Von der Stelle aus, wo der Bibergrund eine rein östliche Rich-

[1] Regel, a. a. O., S. 58.

tung einschlägt, erreicht die Straße durch das Tälchen eines kleinen linksseitigen Zuflusses der Biber die den Bibergrund südlich begrenzende Hochfläche und führt auf welligem Terrain über Oberwind, den Irmelsberg mit der weit in die Lande hinausschauenden Kirche von Krock und das letztgenannte Dorf nach dem Städtchen Eisfeld an der oberen Werra und außerhalb des Gebirges nach Koburg.

Der soeben beschriebene Straßenzug bildete unstreitig die kürzeste Verbindung zwischen Koburg und Ilmenau über Eisfeld und Frauenwald, doch nicht zugleich auch die bequemste und vorteilhafteste. Besonders der außerordentlich steile Abstieg von Steinbach nach Lichtenau hat die Benutzung dieser Straße sicher nur leichten Karren ermöglicht, schwere Lastwagen waren von ihr ausgeschlossen; Kraftverschwendung durch wiederholten Ab- und Anstieg und die Notwendigkeit, eine leicht zu sperrende Talenge passieren zu müssen, gaben Veranlassung, andere Wege dem beschriebenen vorzuziehen. So finden wir denn, daß sich zwei Abzweigungen von ihm bildeten: die eine benutzte von Steinbach an den Steingrund, erreichte den Schleusegrund bei Waldau und konnte von hier ohne allzustarke Steigungen, wohl im allgemeinen der jetzigen Landstraße über Brattendorf und Brünn folgend, nach Eisfeld gelangen.

Die zweite Abzweigung war die für den Verkehr wichtigste. Sie erreicht den südlichen Ausgang des Gebirges in Schleusingen nach mehr oder minder ausgiebiger Benutzung des Nahegrundes. Die Stelle ihres Abstieges von der Wasserscheide zwischen Nahe und Schleuse zum Nahegrunde steht nicht fest; Regel[1] verlegt ihn in den von Frauenwald herabkommenden Fraubach, dem Verfasser erscheint jedoch bei dem Bestreben der mittelalterlichen Straßen, sich möglichst lange auf der Höhe zu halten, die Annahme einer weiter südlich, etwa auf der Wasserscheide zwischen Fraubach und Querbach gelegenen Abstiegstelle wahrscheinlicher.

Von den genannten drei Zweigen der von Ilmenau her über das Gebirge führenden Straße ist der den südlichen Gebirgsrand bei Waldau erreichende zweifellos der bequemste, der die durch das Gebirge für den Verkehr entstehenden Schwierigkeiten am besten überwindet. Trotzdem hat der über Schleusingen führende Zweig größere Bedeutung gehabt, und zwar namentlich aus politischen Gründen; Ilmenau sowohl wie Schleusingen waren wichtige Besitzungen der Grafen von Henneberg, und es mußte den letzteren naturgemäß viel daran liegen, zwischen beiden eine gute Verbindung zu besitzen und offen zu halten.

[1] Regel, a. a. O., S. 23, Anm.

Der zweite wichtige Gebirgsübergang in dieser Gegend war der mit den Endpunkten Amt Gehren im Nordwesten und Eisfeld im Südosten. Derselbe verlief von Amt Gehren bis Möhrenbach wie die moderne Straße, zog von hier aus wohl in südwestlicher Richtung zwischen dem Silberberg und der Gansleite aufwärts und mündete in die Kunststraße unterhalb Neustadt a. R. wieder ein. Im letztgenannten Dorfe (785 m) erreichte er die Gebirgshöhe und folgte nun dem Rennsteige südwärts beinahe 8 km weit, zunächst abwärts nach Kahlert mit dem großen Fuhrmannsgasthofe „Zum Falken“ (770 m), dann nach Überschreitung zweier unbedeutender Erhebungen des Kammes, nämlich des Kohlhiebs (790 m) und des Laßmannsberges (769 m) tief hinab zur tiefsten Einsattelung des Gebirgskammes in dieser ganzen Gegend, dem Langen Rod oder der Schwalbenhauptswiese (703 m), zwischen den Quellbächen des Neubrunns (Zufluß der Schleuse) und der Masser (Zufluß der Schwarza). Dann geht es wieder steil bergan auf die Kuppe des Erstebergs (781 m). Nunmehr biegt die Straße vom Rennsteig, der sich nach Südosten wendet und damit vom Gebirgskamme nach Süden ab, und führt abwärts über das große Dorf Heubach in den oberen Bibergrund. Schon unterhalb des Dörfchens Einsiedel verläßt sie das Tal wieder und strebt über die Ortschaften Waffenrod, Hinterrod und Hirschendorf dem Städtchen Eisfeld zu.

Vom rein orographischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist der Verlauf der Straße Amt Gehren-Eisfeld ein viel ungünstigerer, als der zwischen Ilmenau und Schleusingen. Zwar sind die Meereshöhen, die beide Straßen zu überwinden haben, ungefähr gleich (800 resp. 790 m); desto mehr aber weichen ihre Steigungsverhältnisse voneinander ab. Die Straße Ilmenau-Schleusingen ersteigt den Kamm des Gebirges auf einem Wege von etwa 10 km Länge und steigt dabei um etwa 325 m; sie führt dann ca. 2 km auf dem Kamme entlang, hierbei einige geringe tote Steigungen überwindend, während der Abstieg nach Süden, der 14 km lang ist, von Allzunah bis Schleusingen 345 m hinabführt, die allerdings zum großen Teil auf eine Strecke von etwa 3 km zwischen der Höhe des Jochkammes zwischen Schleuse- und Nahetal und dem letzteren entfallen. Diese Straße überwindet das Gebirge also in einer Erstreckung von etwa 26 km, während die Luftlinie (ohne die Erhebung des Gebirges zu berücksichtigen) etwa 21,5 km beträgt. Die Überwindung des Gebirges erfolgt also hier auf verhältnismäßig sehr kurzem und auch sehr zweckmäßigem Wege, da fast keine toten Steigungen zu überwinden, kein einziges Tal zu durchqueren ist.

Gehört die Ilmenauer Waldstraße noch dem Thüringerwalde i. e. S. an, so fällt die Straße Amt Gehren-Eisfeld schon großenteils in das

sich östlich daran anschließende Schiefergebiet mit seinen viel unregelmäßiger verlaufenden Tälern, die das Überschreiten des Gebirges sehr erschweren. Dieser Umstand tritt bei dem Aufstiege von Norden her noch nicht so hervor, wenn dieser auch in einem spitzeren Winkel zur Gebirgsachse erfolgt wie der von Ilmenau aus und keinen so gleichmäßigen Anstieg zeigt wie jener; in 9 km wird hier ein Höhenunterschied von ca. 300 m bewältigt. Nunmehr aber ist die Straße gezwungen, auf eine beinahe ebenso große Strecke hin, als sie zum Aufstiege gebraucht hat, den Kamm des Gebirges zu benutzen, um zu einer Stelle zu gelangen, von der aus der Abstieg nach Süden einigermaßen bequem ist und nicht alsbald in eines der gemiedenen Täler, wie den Schleusegrund oder Bibergrund, hinabführt. Die Endpunkte dieser Kammstrecke (795 und 781 m) liegen zwar fast auf gleicher Höhe, aber dazwischen befinden sich drei Einsenkungen von 770, 731 und sogar 716 m und diese bedingen die Überwindung vieler toter Steigung. So tritt hier die auffallende Erscheinung zutage, daß eine so tiefe Einsattelung des Gebirgskammes, wie die der Schwalbenhauptswiese, dem das Gebirge überschreitenden Verkehr nicht nur keine Erleichterung darbot, sondern ihn sogar erschwerte, da die Zugänge von beiden Seiten zur Anlage eines Verkehrsweges nicht geeignet waren; erst in neuester Zeit ist von der Schwalbenhauptswiese aus eine Kunststraße südlich herab nach dem Dorfe Gießübel im Tal des Neubrunns gebaut worden. — Der nunmehr folgende Abstieg nach Süden nimmt etwa 15 km in Anspruch; er erfolgt zwar ziemlich geradlinig (die Luftlinie beträgt ca. 12 km), doch ist der Fall unregelmäßig und mehrfach durch Anstiege unterbrochen, so namentlich infolge der Durchschneidung des oberen Bibergrundes.

Die Rolle abzuwägen, welche die beiden benachbarten Straßen im Laufe der Jahrhunderte zueinander einnahmen, ist nicht leicht. Wann die beiden Gebirgsübergänge zuerst häufiger benutzt worden sind, läßt sich nicht mehr feststellen.

Auf rege Benutzung der „Frauenstraße“, wie der Übergang Ilmenau-Schleusingen häufig genannt wurde, schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts weist das Bestehen einer Kapelle an der Stelle hin, wo diese Straße von Norden her den Gebirgskamm erreichte (noch jetzt hier der Forstort „Marienhäuschen“), die in jener Zeit von Graf Poppo von Henneberg an das Kloster Veßra geschenkt wurde.[1] Auch das Prämonstratenser Nonnenkloster Frauenwald bestand schon im 13. Jahr-

[1] Regel, a. a. O., S. 22 nach J. A. Schultes, Beschr. v. Hbg. I, S. 127.

hundert, und wenn nicht dieses selbst, so verdankt doch das gleichnamige Dorf sein Entstehen der hier durchführenden Straße.[1] Nachdem dann Schleusingen 1274[2] die Residenz der Grafen von Henneberg-Schleusingen geworden war, scheint im Laufe des 14. Jahrhunderts die Frauenstraße größere Bedeutung gewonnen zu haben, worauf die Errichtung einer Art Hospiz nicht weit nördlich der Gebirgshöhe deutet; Siegfried der Einsiedel begründete nämlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine Herberge, die in der Nähe des heutigen Gasthofs zum Auerhahn gelegen zu haben scheint — wo sich noch der Einsiedelbrunnen befindet — also an der Stelle, wo der Anstieg von Norden her im wesentlichen überwunden war, und wurde in ihrem Besitze von dem Grafen von Henneberg 1364 bestätigt. Das charakteristische Bestätigungsdiplom sei hier hergesetzt:[3]

„Sygfried der Einsiedel soll sitzen in dem Hof zu dem Einsiedel, den derselbe Sygfried gebauet hat, mit seinen pfennigen, der da lieget auf dem Düringer Walde zwischen den Frauen und Ilmenau . . . auch sal der egenant Sygfried alle arme Leute herbergen durch Got, dy der Herberge da begeren und biten, und sal denselben armen Lüten mitteilen Fürwerg und Wazzer, Winter und Sommer . . .“

Zu dieser stärkeren Benutzung mögen auch politische Gründe mit beigetragen haben, da seit etwa 1345 Schloß und Amt Ilmenau in den Besitz der Grafen von Henneberg gelangt waren,[4] wo sie bis zu deren Aussterben im Jahre 1583 verblieben. Zwischen den beiden wichtigen Orten des Henneberger Gebietes hat natürlich ein stärkerer Verkehr stattgefunden.

Noch spärlicher sind die Nachrichten aus älterer Zeit über die Straße Eisfeld-Amt Gehren. Eisfeld ist zwar ein uralter Ort, der schon im 8. Jahrhundert erwähnt wird, und von der Würzburger Kapelle St. Wolfgang in Heubach sagt schon ein Diplom von 1462: „schon oft zerstört und verwüstet“.[5] Amt Gehren aber gelangte nach Regel[6] erst seit dem 16. Jahrhundert zu nennenswerter Bedeutung. Neustadt a. R. wird 1489 zuerst erwähnt.[7] Jedenfalls hat die Amt

[1] Regel, a. a. O., S. 22, Anm.; S. 60.
[2] Regel, a. a. O., S. 87.
[3] Nach J. A. Schultes, Beschr. von Hbg. I, S. 192; Abdruck bei Regel, a. a. O., S. 22, Anm.
[4] Brückner, Landeskunde I, S. 19.
[5] Regel, a. a. O., S. 23, Anm.
[6] Regel, a. a. O., S. 60.
[7] Brückner, Landeskunde II, S. 408.

Gehrener Straße in der ältesten Zeit geringere Bedeutung gehabt, als die Frauenstraße, die zwei schon frühe bedeutende Ortschaften miteinander verband.

Beide Straßen können bis zum 13. Jahrhundert nur lokale Bedeutung als Verbindungswege der Landschaften nördlich und südlich des Thüringerwaldes, Thüringens und Hennebergs gehabt und im Welthandel keine oder nur eine ganz unbedeutende Rolle gespielt haben. Denn Regensburg und Wien waren damals die Handelszentren Süddeutschlands, die von Süden her Ostdeutschland mit den Waren versorgten, die die Donau herabkamen, und im mittleren Norddeutschland stand Magdeburg an erster Stelle als Vermittlerin des Handels vom Rhein her nach dem Osten Deutschlands. Dies änderte sich erst seit dem 13. Jahrhundert, als die Donauhandelsstraße einging und an deren Stelle der italienische Welthandel aufblühte. Jetzt gewannen die alten Alpenpässe erneute Bedeutung, und innerhalb Deutschlands suchte sich der Welthandel zum Teil ganz neue Wege; Regensburg und Wien traten zurück, und an ihre Stelle traten namentlich Augsburg, Ulm und Nürnberg, am Bodensee und im Rheingebiet erblühten Konstanz, Basel, Straßburg und namentlich Frankfurt a. M., in Mitteldeutschland kamen Erfurt und Leipzig empor.

In Süddeutschland hatte, wie Falke[1] schreibt, „Nürnberg am tätigsten die Übermittelung der Schätze des Südens von Europa und des Morgenlandes vereint mit den Erzeugnissen süddeutschen Gewerbefleißes und Kunstsinnes nach Norden und Nordosten übernommen. Bamberg und Würzburg sind dann die nächsten Ruhepunkte dieser Strömung, glänzende Bischofsstädte, welche vermittelst der Mainflußstrasse die Verbindung zwischen Donau und Rhein weiter zu führen berufen und beide schon früh mit Marktrechten und Freiheiten begabt waren. Bamberg jedoch, in seiner Verbindung mit der großen Donaustraße und den Alpenwegen durch Nürnberg abgeschnitten, als vorwiegende geistliche Fürstenstadt ohne jene rastlose bügerliche Emsigkeit und Wachsamkeit, welche den Mangel eines Hinterlandes durch Tätigkeit innerhalb der eigenen Mauern zu ersetzen vermögen, gewann nie eine erste Stelle im deutschen Handel, sondern begnügte sich mit der Teilnahme an der Expedition auf dem Maine, mit dem Vertrieb der Naturprodukte seiner fruchtbaren, doch wenig ausgedehnten Umgegend mit einer Gewerblichkeit, die mehr lokalen Bedürfnissen als großartigem Handelsbetriebe zu genügen strebte. Erfolgreicher war der Handel

[1] a. a. O. I, S. 132 f.

von Würzburg, das nahe genug an Nürnberg lag, um von dessen Handelsströmungen berührt zu werden, und doch zu ferne, um nicht auch von Süden her Straßen, die von Nürnbergs Stapelrechten unabhängig waren, in sich aufnehmen zu können."

Erfurt auf der anderen Seite gewann bereits im 14. Jahrhundert durch den Handel mit Waid wie auch durch die Erzeugnisse seiner Tuchmacher und Lohgerber großen Ruf, und wurde zugleich als Kreuzungspunkt der beiden großen Handelsstraßen, deren eine den Verkehr von Süddeutschland nach Nordwestdeutschland, dem Niederrhein und Holland, die andere von Südwestdeutschland nach dem Nordosten vermittelte, ein wichtiger Stapelort und Verkehrsmittelpunkt. Und die erstere dieser beiden großen Handelsstraßen benutzte unsere beiden Pässe, die mithin den Verkehr vermittelten zwischen Nürnberg und Würzburg einerseits, Erfurt andererseits. In die Zeit der Blüte dieser Städte fällt also auch die Glanzzeit unserer Gebirgsstraßen.

Wie sich der Verkehr auf sie verteilt hat, läßt sich kaum feststellen. Derjenige Zweig der Frauenstraße, der nach Schleusingen ging, diente zweifellos vor allem dem Verkehre nach Würzburg, wohin die Straße über Hildburghausen, Königshofen usw. führte. Von den beiden anderen Zweigen der Frauenstraße diente der östlichste über Lichtenau wohl ausschließlich dem Verkehre nach Nürnberg, kann aber der oben geschilderten Terainverhältnisse halber keine große Bedeutung gehabt haben. Der mittlere Zweig über Waldau hat wohl gleichzeitig dem Verkehr nach Würzburg wie nach Nürnberg gedient. Allein für den letzteren in Betracht kam natürlich die Straße über den Kahlert, und die größere Bedeutung, die der Nürnberger Handel im Vergleich zum Würzburger hatte, hielt wohl der geringeren Bedeutung dieses Passes als Lokalstraße bei weitem das Gleichgewicht.

In der Erfurter Geleitstafel von 1441 [1] mit der Überschrift: „Volgende verzeichnet wie sich die glaitzdienere Inn bereytung der strassen auch fur den thoren der stadt Erffurtt mit Ansprechung und Rechtfertigung der furleut zu halten", werden beide Straßen erwähnt; hier heißt es unter „Loeber thor": „Alles was Jensit des Doringer waldes als zum frawen, zum hofe Im vogtlande, oder zum Heubach vber gehet, Ist leitpar, so hatt man mit lebendigem glaitt, von Erffurtt auß nach dem Lande zv francken biß gegen Coburgk zv glaitten." Hiernach sind also beide Straßen Geleitsstraßen. Als dann im Jahre 1509 Streitigkeiten zwischen dem Rat und der Bürgerschaft von Erfurt aus-

[1] Weim. Archiv Cc. S. 270 Bd. II. Erf. I.

gebrochen waren,[1] mischte sich der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen hinein und stellte sich auf die Seite des Rates. Um die Stadt gefügig zu machen, ließ er 1512 durch eine Art Verhau, der von Ilmenau bis zur Werra beim Dorfe Hörschel nordwestlich von Eisenach reichte, einen großen Teil des Thüringerwaldes für den Verkehr sperren, um „der Stadt durch Schließung der von Süden her führenden Straßen die Zufuhr abzuschneiden und den Handel, die Wurzel und Stärke Erfurts, möglichst lahm zu legen" (Heß). Es ist sehr auffallend, daß nach den uns überkommenen Nachrichten von dieser Sperrung nur die Ilmenauer Waldstraße und nicht auch die ebenso wichtige Straße über den Kahlert betroffen wurde.

Kurze Zeit darauf, 1515, finden wir in den Erfurter Geleitsakten einen „Wegweiser, die Kreutzstraßen betreffend" [Erfurter Stadt-Archiv VII A. 14 A. B., S. 61], der unter anderen folgende für unsere Straßen wichtige Bestimmungen enthält:[2]

„Alle die Fuhrleute, welche von Nürnberg auf Embten, Münden, Brehmen, Lüneburg, Lübeck, Hamburg, Braunschweig und Magdeburg wollen, müssen ihren Weg in Hin- und Herwege auf Erfurth zu nehmen, und sind nach Specificierte Straßen zu fahren schuldig, alß:

1. Welche Fuhrleute von Nürnberg auf Embten wollen, solche müssen ohne alle Mittel auf den Heubach, Gerefenau [d. i. Gräfinau bei Amt Gehren] oder auf die Lange Wiesen [Langewiesen zwischen Amt Gehren und Ilmenau] und Erfurth, zum Löberthore herein und zum Johannisthore hinaus auf Weißensee und Halberstadt zurück und herwieder.

2. Von Nürnberg nach Münden nach dem Heubach, Gerefenau, oder die Lange Wiesen auf Erfurth zum Löberthor hinein, durch die Stadt zum Andreasthor hinaus nach Nordhausen, Göttingen und dann auf Münden, zurück und herwieder usw.

Solches sind die rechten Straßen von Nürnberg in die Seestädte [d. h. Hansestädte] und wieder zurück, und da ein Fuhrmann einer anderen Straße braucht oder betreten wird, ist strafwürdig."

Nach dem hier angeführten Schriftstücke hätte also zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Straße über den Kahlert allein zur Bewältigung des Verkehrs zwischen Nürnberg und Nordwestdeutschland benutzt werden dürfen und damals also die wichtigere Rolle gespielt, und die

---

[1] cf. H. Heß, Eine Sperre des Waldes in Kriegszeiten, S. 57 ff. und L. Gerbing, Straßenzüge von Südwestthüringen, S. 75.

[2] Abgedruckt in L. Gerbing, Erfurter Handel und Handelsstraßen, S. 15 f.

Frauenstraße wäre dem Verkehre nach Würzburg vorbehalten geblieben (wenn nicht die Angabe „oder auf die Lange Wiesen“ auf die Frauenstraße bezogen werden muß?).

Das 16. Jahrhundert hindurch konnte Erfurt seine Stellung als Vermittler des Handels zwischen Süd- und Nordwestdeutschland noch einigermaßen behaupten, wenn es auch immer mehr durch das kräftig aufstrebende Leipzig überflügelt zu werden drohte. Noch „1590 verlangte der Rat von Erfurt, daß die Waren, welche von Lüneburg, einem Vermittlungsplatze des unteren Elbgebietes, nach Nürnberg, und von Nürnberg wieder nach Lüneburg geführt würden, in Erfurt sollten Niederlage halten. Dagegen aber erhob Leipzig, das um diese Zeit das entschiedenste Übergewicht über seine Nachbarn und Nebenbuhler sowohl im Handel nach Antwerpen wie nach dem Osten und Nordosten gewonnen hatte, kräftigen und erfolgreichen Widerspruch.“[1] Mit dem Niedergange Erfurts aber verloren auch die beiden in Rede stehenden Gebirgsstraßen mehr und mehr die große Bedeutung, die sie namentlich im 14. bis zum 16. Jahrhundert gehabt hatten. Dazu kamen noch die Drangsale des dreißigjährigen Krieges, in dem nicht nur die an den Straßen und in deren Umgebung liegenden Ortschaften viel von Truppendurchzügen zu leiden hatten (eine Zusammenstellung der die beiden Pässe berührenden Kriegszüge geben Bühring und Hertel,[2]) sondern die Ilmenauer Straße durch ein Verhau für längere Zeit überhaupt ungangbar gemacht wurde, so daß[3] sie erst im Jahre 1661 auf vielfache Beschwerden wiederhergestellt wurde. In der Zwischenzeit waren die Fuhrleute genötigt, die sonst gemiedenen Täler zu benutzen und von Lichtenau im Tale der Schleuse aufwärts nach Unter-Neubrunn und weiter im Tale des Neubrunns nach dem Kahlert und von hier nach Großbreitenbach zu fahren; ein Teil des Verkehrs ging in dieser Zeit auch auf Erlaubnis des Herzogs Moritz von Sachsen aus dem Hennebergischen über Oberhof nach Erfurt.

Bessere Zeiten brachen für unsere Straßen erst am Ausgange des 17. Jahrhunderts wieder an, als Leipzigs Stern zu sinken begann, das Stapelrecht der sächsischen Handelsstadt trotz aller Anstrengungen der Kurfürsten bedeutungslos wurde und die Ströme des Verkehrs wieder in ihre alten Betten einlenken konnten. „Im Jahre 1715 wurde,“ sagt Heller,[4] „die Wunderslebener Straße — so ward jetzt der von

[1] Falke, a. a. O., II, S. 48 f.

[2] a. a. O., S. 33 bis 36; S. 28.

[3] Nach Burkhardt.

[4] a. a. O., S. 64 f.

Hamburg über Erfurt nach Nürnberg ziehende Handelsweg nach einem nördlich von Erfurt gelegenen kursächsischen Dorfe genannt — schon als Hauptstraße betrachtet, da sich auf ihr nicht nur Hamburger und Nürnberger Güter auf- und abbewegten, sondern auch Weinkarren, welche aus Franken über Furth (Schweinfurt) a. M. oder vom Rheine her über Frankfurt a. M., Hanau, Schlüchtern, Fulda, Eisenach usw. herkamen und nach den brandenburgischen Landen gingen, sie benutzten. Nach einem Bericht des Leipziger Rates an den Kurfürsten vom 24. August 1715 waren in diesem Jahre allein innerhalb dreier Monate 1300 Karren mit 3500 Pferden von Hamburg über Braunschweig, Goslar, Halberstadt, Aschersleben, Mansfeld, Sangerhausen, Sachsenburg, Weißensee, Wundersleben, Erfurt, Eisfeld und Koburg nach Franken und wieder zurückgegangen."

Die Wege des Handelsverkehrs wurden schon frühzeitig auch zur Übermittelung von Nachrichten benutzt. Schon im 13. Jahrhundert bestand ein Botenzug der Hansa von Hamburg über Celle und Braunschweig nach Nürnberg und ein anderer von Köln nach Nürnberg;[1] beide gingen zweifellos über Erfurt und von hier aus über Frauenwald oder Kahlert nach Nürnberg, und das Hamburg-Nürnberger Botenwesen war noch 1749 trotz aller Gegenmaßregeln nicht gänzlich beseitigt,[2] wenn die Boten sich auch nicht mehr eigenen Fuhrwerkes bedienen durften, sondern die Postkutsche zu ihrem Fortkommen benutzen mußten. Auch eine der ersten landesherrlichen Botenposten ging über Eisfeld und Ilmenau; es war die von Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg (1470 bis 86) eingerichtete Botenpost von Ansbach über Bamberg, Koburg, Eisfeld, Ilmenau, Gotha, Langensalza, Tennstedt, Herzberg, Seesen nach Wolfenbüttel.[3] Die erste regelmäßige Postlinie, welche überhaupt den Thüringerwald überschritt, benutzte einen von unseren Pässen; es war die seit 1651, also bald nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, eingerichtete Reitpost von Erfurt nach Nürnberg.[4] Weitere Postkurse entstanden im Anfange des 18. Jahrhunderts; im Jahre 1702 hatte das Taxissche Oberpostamt in Nürnberg eine Postkutsche nach Koburg eingerichtet, von wo das sächsische Oberpostamt in Leipzig sogleich Anschluß dorthin herstellte, um bald darauf auch verschiedene Seitenzweige dieser über Judenbach und Saalfeld führenden Linie einzurichten, z. B. 1708 eine Reitpost von Saalfeld über Königsee

[1] Hartmann, a. a. O., S. 182.
[2] Schaefer, a. a. O., S. 161.
[3] Boettger im Mareile, 2. Reihe Nr. 6.
[4] Mitzschke im Mareile, 2. Reihe Nr. 2.

und Ilmenau nach Schleusingen.[1] Während die städtischen Botenposten zwischen Hamburg und Nürnberg ihren Verlauf über Ilmenau beibehalten hatten, führte die landesherrliche Post zwischen diesen beiden Orten von ihrem Anbeginn über Leipzig statt durch Thüringen, da zur Zeit ihrer Anlage Leipzig auch in dieser Hinsicht sein Übergewicht über Erfurt behauptete. Erst seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts gelang es der Taxisschen Postverwaltung, wenn auch unter Streitigkeiten mit der Kursächsischen, zwischen Hamburg und Regensburg über Erfurt eine Reitpost anzulegen, die wohl gleichfalls über Ilmenau ging.

Am Anfange des 19. Jahrhunderts wurden unsere Gebirgsstraßen[2] in folgender Weise von den Posten benutzt: die Reitpost von Nürnberg nach Erfurt ging über Koburg, Schalkau, Eisfeld, Kahlert, Ilmenau und Arnstadt; es bleibt fraglich, ob sie von Neustadt a. R. aus dem Rennsteige weiter folgte und beim Marienhäuschen in die Straße von Frauenwald einbog, oder ob sie Ilmenau über Amt Gehren und Langewiesen am Gebirgsfuße hin erreichte. Der Verkehr von Erfurt nach Würzburg erfolgte dagegen über Ilmenau und Schleusingen; bis zu dem letzteren Orte führte von Erfurt aus den Reisenden eine fahrende Post, an die sich über Hildburghausen und Königshofen nach Würzburg eine Reitpost anschloß.

Aber jene fahrende Post benutzte damals schon nicht mehr die Hochstraße über Frauenwald, sondern die Poststraße war in die Täler verlegt worden und führte von Ilmenau im Tal der Ilm aufwärts über Manebach und Stützerbach, überschritt den Kamm des Gebirges 2 km westlicher und 50 m tiefer als die alte Straße am Binserod (749 m) und führte dann nach Schmiedefeld ins Nahetal hinab, dem sie bis Schleusingen folgte. Die Hochstraße über Frauenwald ist seitdem mehr und mehr verödet und heute bedeutungslos. Aber auch die jetzige Poststraße, die ja nur mehr Bedeutung für den Lokalverkehr hat, wird in kürzester Frist abgelöst werden durch eine zur Zeit im Bau befindliche Eisenbahn, die gleichfalls das Ilm- und Nahetal benutzt. — Auch die Straße über den Kahlert ist seit Einführung der Eisenbahnen nur noch von lokaler Bedeutung.

VI. Der Judenbacher Paß.

Die für den Welthandel und Weltverkehr wichtigste Straße des östlichen Thüringerwaldes war die ganz nahe an dessen östlicher Grenze verlaufende Straße von Saalfeld nach Koburg, da sie die westlichste der Verkehrslinien darstellte, die Leipzig mit Nürnberg verbanden.

[1] Schaefer, a. a. O., S. 81.

[2] Nach Heidemann (1822).

Von dem nördlichen Abschnitt dieser Straße, zwischen Saalfeld und Gräfenthal, geben uns Hoff und Jakobs[1] aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts eine hübsche Schilderung, die deshalb hier Platz finden mag:

„Von Saalfeld führt die Straße auf zwei verschiedenen Wegen ins Gebirg. Der eine Arm geht über Garnsdorf, wo er in ein enges Tal des Tonschiefergebirges eintritt, westlich von den drei hohen Bergen: der großen, mittleren und kleinen Gartenkoppe, und Arnsgereuth bei einer vor einigen Jahren vom Sturm umgestürzten Windmühle vorbei, nach Hoheneiche. Dieser ist die Poststraße, sie ist eine breite wohlerhaltene Chaussee, die durch das ganze Gebirge ununterbrochen bis Koburg läuft. Der zweite Arm, welchen gewöhnlich die Frachtfuhrleute fahren, geht über Eyba, ein Rudolstädtisches Dorf mit einem Rittergut, wo eine mineralische Quelle entspringt, und vereinigt sich unweit der Windmühle mit dem vorigen . . . . Von hohe Eiche führt die Straße auf dem hohen und breiten Bergrücken, welcher das Flußgebiet der Schwarza von dem der Loquitz trennt, weiter gegen Südwesten. Von dem ziemlich hohen Hühnerberg wendet sich die Straße ganz nach Süden und geht etwas abwärts nach Reichmannsdorf. Filial von Schmiedefeld, ein ehemals sehr nahrhaftes Dorf, dessen Gemeinde ansehnliche Waldungen besitzt, und in welchem sich mehrere Handwerker und Handelsleute, unter andern auch einige Laboranten und Olitätenhändler befinden.

Von Reichmannsdorf wendet sich die Straße gegen Südosten, durch ein stark zerschnittenes Stück Gebirg, in welchem mehrere kleine Bäche dem Zoptebach zufallen. Seitwärts gegen Nordosten bleibt Gösselsdorf, dann geht die Straße durch Groß-Neuendorf mit einer Pfarrkirche, dessen Bewohner sich vornehmlich vom Frachtfahren nähren, und wo gelbe Erde gegraben wird, vor der Gräfenthäler Ziegelhütte vorbei, einen steilen Berg hinab und durch einen fürchterlichen Hohlweg nach Gräfenthal."

Von Gräfenthal aus, wo das Zoptetal geschnitten wird, wendet sich die Straße wieder nach Südwesten und führt zunächst ein Stück im Tal des Buchbaches hin, eines Zuflusses der Zopte, bis zu dem gleichnamigen Dorfe. In dem letzteren verläßt sie das Tal und strebt, zunächst als Hohlweg, südwestlich in steilem Anstiege direkt der Höhe des Gebirges zu, die bei der „Kalten Küche" in einer Meereshöhe von 701 m erreicht wird. Das Stück zwischen Buchbach und der Kalten Küche ist dasjenige, wo die mittelalterliche Straße noch am besten in ihrem alten Zustande erhalten ist; man erkennt deutlich, daß der ganze steile Anstieg ursprünglich in einem Hohlwege genommen wurde; später

[1] A. a. O. II, S. 175ff.

wurde neben diesem eine bessere Straße von imponierender Breite angelegt, in deren noch wohl erhaltene Pflasterung stellenweise fünf bis acht Geleise nebeneinander tief eingeschnitten sind, ein Beweis, wie stark der Verkehr hier gewesen ist. — Die moderne Kunststraße von Gräfenthal nach der Kalten Küche läßt Buchbach westlich im Grunde liegen und vermeidet allzustarke Steigung durch große Serpentinen.

Die Kalte Küche bildet nur eine ganz unmerkliche Einsenkung in dem hier überhaupt nicht sehr stark ausmodellierten Gebirgskamm — wenn man in dieser Gegend noch von einem solchen reden darf —, von der aus der Buchbach nordwärts zur Zopte, die Tettau südwärts zur Haßlach fließt. Von der Kalten Küche aus senkt sich die Straße zunächst ein wenig, überschreitet den flach eingesenkten obersten Abschnitt des Tettaugrundes und betritt nun den von hier aus nach Süden führenden Höhenzug, der die Wasserscheide zwischen der Ölze, einem Zuflusse der Steinach, und der Tettau bildet. Das dem Rennsteige zunächst gelegene, etwa 4,5 km lange Stück dieser Wasserscheide ist flach gewellt und hält sich auf derselben Meereshöhe wie die Kalte Küche: die beiden Anhöhen, welche die Straße zunächst überschreitet, das Rote Kreuz und der Paßberg, sind 691 m resp. 688 m hoch; zwischen ihnen liegen in einer Mulde, von Wiesen umgeben, die einsamen Höfe Christiansgrün, Auerhahnsgrün und Willberg. Vom Paßberge geht es steil hinab zu dem sogen. „Sattelpaß" (639 m); an der Grenze zwischen Tonschiefer und Grauwacke ist hier der zwischen Ölze und Tettau verlaufende Höhenzug durch zwei von Westen und Osten her in ihn einschneidende Nebentäler der genannten Flüßchen zu einem ganz schmalen Rücken verengt und natürlich zugleich auch stark erniedrigt, so daß die Straße hier, über einen schmalen Grat laufend, eine tiefe Mulde zu überwinden hat und sehr leicht zu sperren ist. Diese Stelle war infolgedessen strategisch sehr wichtig, so daß schon frühzeitig ein Wachtposten hier errichtet wurde. Aus der Zeit vor 1682 besitzen wir allerdings keine Nachricht über die hier angelegte Siedelung;[1] an der Spitze des hiesigen Wachtpostens standen Feldwebel, die verheiratet waren und Haus und Hof besaßen.[1] Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren hier ein Unteroffizier und ein Soldat stationiert, „welche einen Schlagbaum bewachen, durch den die Landstraße führt."[2]

Mit Sattelpaß in unmittelbarer Verbindung steht der erst 1775[3] angelegte, aus weit verstreuten Häusern bestehende Ort Neuenbau, an

[1] Liebermann, a. a. O., S. 119.
[2] Hoff und Jakobs, a. a. O. II, S. 188.
[3] Liebermann, a. a. O.

dessen äußersten Gehöften die Straße nun nach kurzem, steilem Anstiege vorüberführt, worauf sie auf einer Strecke von 6 km auf schwach welligem Gebiete sich ganz allmählich hinabsenkt zu dem großen Dorfe Judenbach, das mit seinen schieferbeschlagenen Häusern sich an der nun stärker abwärts führenden Straße lang dahinstreckt. Auch das letzte ins Gebirge fallende Stück der Straße zeigt starken Fall: kurz unter Judenbach wird ein Nebental des Steinachgrundes erreicht, durch dessen Vermittelung das Tal der Steinach selbst und zugleich der Südfuß des Gebirges bei den Ortschaften Hüttensteinach und Köppelsdorf erreicht wird. Von Köppelsdorf ging es über Oberlind nach Neustadt a. d. Heide, von hier, wie jetzt die Bahn Sonneberg-Koburg, über Mönchröden und Öslau nach Koburg und weiter nach Nürnberg.

Auch die Straße Saalfeld-Koburg ist wieder eine Hochstraße und zeigt einen nach mittelalterlicher Anschauung recht günstigen Verlauf; da man früher die Täler nach Möglichkeit mied, waren die Wasserscheide zwischen Saale und Loquitz auf dem Nordhange des Gebirges und die zwischen Ölze resp. Steinach und Tettau auf der Südseite die passendsten Linien, die man wählen konnte. Denn auf der Nordseite des Gebirges hätte ein weiter westlich verlaufender Weg die Täler einer größeren Zahl von Zuflüssen der Schwarza überschreiten müssen, ein weiter östlich verlaufender eine Reihe von Nebenbächen der Loquitz; auf der Südseite des Gebirges aber lag im Westen das weitverzweigte System der Steinach, im Osten das der Haßlach hindernd im Wege; so blieb nur die tatsächlich gewählte Linie übrig, die den Vorzug aufweist, daß auf ihr nur ein einziges Tal zu passieren ist — das Längstal der Zopte. Dieses stellt allerdings ein schweres Verkehrshemmnis dar, denn von Reichmannsdorf (704 m) nach Gräfenthal (400 m) muß die Straße nicht weniger als 300 m hinabsteigen, um bis zur Kalten Küche die frühere Höhe wieder zu erklimmen; doch wäre zur Umgehung des Zoptetales ein sehr großer Bogen notwendig geworden.

Die Straße Saalfeld-Köppelsdorf führt durch das Schiefergebiet des Thüringerwaldes, und ihr ganzer Verlauf wurde durch die Ausgestaltung des Schiefergebirges bestimmt; nicht ein besonders niedrig gelegener Punkt der Hauptwasserscheide des Gebirges ist es, dem sie zustrebt, vielmehr ist deren Ausgestaltung hier ganz belanglos, und der Gebirgskamm wird an der Stelle geschnitten, zu welcher der Anstieg von Norden und Süden her durch die beiderseitig entwickelten Talsysteme möglichst wenig behindert ist.

Die „Judenstraße“, wie sie häufig genannt wurde, bildete ein Stück einer der Verbindungslinien zwischen Leipzig und Nürnberg. Der

Verkehr zwischen diesen Handelsmetropolen erfolgte von alters her auf drei Wegen: der östlichste und kürzeste führte von Leipzig über Borna, Altenburg, Zwickau, Reichenbach, Plauen nach Hof, von da über Münchberg, Gefrees, Berneck, Bayreuth, Creußen und Gräfenberg nach Nürnberg; der mittlere von Leipzig über Zeitz oder Zwenkau nach Gera, von da über Auma und Schleiz (von wo ein Zweig über Gefell nach Hof ging und dort in die erstgenannte Linie einmündete), Lobenstein, Nordhalben, Kronach, Lichtenfels, Bamberg, Forchheim und Erlangen nach Nürnberg; der dritte Weg lief von Leipzig über Lützen nach Naumburg, von hier aus an der Saale aufwärts über Kamburg und Jena nach Saalfeld, von da über Gräfenthal und Koburg nach Bamberg, wo er mit der mittleren Linie zusammentraf. Von diesen drei Verkehrslinien benutzte also die eine das Vogtland und durchquerte südlich von Hof den Frankenwald in dessen östlichstem, sehr verbreiterten und erniedrigten Teile. Der mittlere Straßenzug durchschnitt den westlichen Teil des Vogtlandes und kreuzte den Frankenwald in einer Meereshöhe von beinahe 700 m; nicht sehr weit südwärts des Rennsteigs, den er bei Rodacherbrunn überschritt, mußte er bereits von der Höhe in das hier noch recht enge Tal der Rodach hinabsteigen, um durch dasselbe in das Maintal zu gelangen. Der dritte und westlichste Straßenzug endlich, die uns hier beschäftigende „Judenstraße", überschritt den Thüringerwald fast genau in derselben Höhenlage wie mittlere Straße den Frankenwald; die Strecke, in der sie die Übersteigung des Gebirges ausführt, ist um ein weniges größer als bei jener; aber sie erreichte das Gebirge von Norden her auf viel bequemerem Wege, da sie auf eine sehr lange Strecke dem Saaletale folgte, und benutzte auch südlich des Thüringerwaldes die bequemen Täler der Itz, des Mains und der Regnitz, so daß sie „wegen ihrer ebenen Wege"[1] gern und viel benutzt wurde.

Die Anfänge der Judenstraße liegen im Dunkel. Auf eine Benutzung bereits in sehr alter Zeit deutet der Fund von Römer-Hufeisen an ihr hin[2], auch ist anzunehmen, daß schon früh ein Verkehrsbedürfnis zwischen Koburg und Saalfeld, beides sehr alte Orte, bestanden hat. Die Bedeutung der Straße lag zur Zeit der Kämpfe gegen die östlichen slavischen Nachbarn vielleicht mehr auf militärisch-strategischem Gebiete, als auf dem des Handels. Von Wichtigkeit für den Handel wurde der hiesige Übergang über den Thüringerwald erst in viel späterer Zeit,

[1] Heller, a. a. O., S. 61.

[2] Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Oberförster Freysoldt in Steinach.

als an die Stelle von Regensburg, das seine Waren auf viel östlicher gelegenen Wegen nach Nord- und Ostdeutschland vertrieben hatte, Nürnberg und Augsburg in die Höhe kamen und die dortigen Kaufleute den Wert der von ihnen bereits vorgefundenen Judenstraße zur Überwindung des Thüringerwaldes erkannten. Dies geschah vom 13. Jahrhundert ab, und gegen Ende desselben Jahrhunderts begann auch Leipzig bereits aufzustreben; eine engere Handelsverbindung zwischen Nürnberg und Leipzig ist jedoch erst ein Jahrhundert später (1388) nachzuweisen. Zu allgemeiner Anerkennung und Benutzung gelangte die Judenstraße dann im 15. Jahrhundert; um die Mitte desselben, da Leipzig bereits eine herrschende Stellung im Handelsverkehr Mitteldeutschlands einnahm, vertrieben[1] „die Nürnberger Gewürze, Sammete, Seidenstoffe, Schmuckgegenstände usw. über Leipzig nach Schlesien und Polen und brachten von dort Metalle, Leinwand, Wachs und Schlachtvieh auf demselben Wege zurück.“ Auch viele fürstliche Personen benutzten die Judenstraße auf ihren Reisen und Kriegsfahrten.[2] Als in den Jahren 1497 und 1507 Kaiser Maximilian der Stadt Leipzig die Reichsmessen, sowie das Stapel- und Niederlagsrecht verlieh, wurden bei dieser Gelegenheit auch die Stapelstraßen bestimmt, d. h. diejenigen Linien, auf denen allein der Handelsverkehr von und nach Leipzig erfolgen durfte; zu diesen Stapelstraßen gehörte auch die Judenstraße, die neben der östlicheren Linie über Altenburg, Hof und Bayreuth den Verkehr zwischen Leipzig und Nürnberg zu vermitteln hatte. Wenn in der Folgezeit unser, auch „Jenensische“ oder „Niederstraße“ genannter Straßenzug nicht immer die gleiche Bedeutung gehabt hat wie sein östlicher Rivale, so lag das an dem kräftigen Schutze und an der Bevorzugung, den die sächsischen Kurfürsten der letzteren, großenteils durch sächsisches Gebiet führenden Verkehrslinie angedeihen ließen. In dem nun beginnenden 16. Jahrhundert erreichte der Verkehr zwischen Leipzig und Oberdeutschland und damit auch die Bedeutung der sie verbindenden Straßen ihren Höhepunkt. Nicht nur wuchsen damals gewaltig der Volkswohlstand Deutschlands, seine Kaufkraft und damit Handel und Wandel, sondern für unser Gebiet kam noch der Umstand hinzu, daß Leipzig damals, seinen Nebenbuhler Erfurt immer mehr überflügelnd, außer dem Verkehr zwischen Nordost- und Süddeutschland auch denjenigen von den Seestädten, wie Hamburg, Lüneburg und Lübeck, nach dem Süden,

---

[1] Nach Heller, a. a. O.

[2] Cf. Liebermann, a. a. O. Cap. I, nach: Kleine Chronika von Judenbach, Hildburghausen 1874.

der bisher von Erfurt vermittelt worden war, immer mehr an sich zog; der letzte Versuch, den Erfurt 1590 unternahm, um sich diesen Teil seines Handels zu bewahren, scheiterte, wie oben bereits erwähnt. So vermittelte von nun an, wie die Straße durch das Vogtland, so auch die Judenstraße den Verkehr aus der Schweiz und aus Süddeutschland, und zwar namentlich aus Nürnberg, Memmingen und Augsburg[1] nach Leipzig, von wo aus die Waren weiter nach Lüneburg, Hamburg und Lübeck, nach Danzig und Königsberg, nach Braunschweig und Bremen wie nach Breslau gingen. — Auch aus dem 16. Jahrhundert wird uns mehrfach die Benutzung unserer Straße durch berühmte Persönlichkeiten gemeldet; so kam Luther viermal hier durch.[2] Bekannter ist der Durchzug Kaiser Karls V. und Albas, die auf diesem Wege nach der Schlacht bei Mühlberg mit dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen nach Süddeutschland zurückkehrten und den Thüringerwald am 28. Juni 1547 überschritten, nachdem zwei Tage vorher das berühmte Alba-Frühstück auf der Heidecksburg zu Rudolstadt stattgefunden hatte.[3]

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat sich infolge der Drangsale des dreißigjährigen Krieges der Verkehr auf der Judenstraße zweifellos sehr vermindert; zwar ist von Truppendurchzügen auf ihr bisjetzt nichts bekannt geworden, doch sind solche zweifellos des öfteren erfolgt, wie ja auch Koburg und besonders Saalfeld in jener Zeit sehr schwer mitgenommen wurden. Besonders schwach war der Verkehr auf unserer Straße jedenfalls von 1633 an, als Leipzig in die Hände Wallensteins gefallen war und die Hamburger ihre Waren statt über Leipzig wieder über Erfurt nach Nürnberg, Prag und Wien führten.[4] Doch konnte sich Leipzig von diesem Schlage dank der Fürsorge seiner Kurfürsten verhältnismäßig rasch wieder erholen und die alten Handelsverbindungen von neuem anknüpfen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde dann die Judenstraße auch zur Poststraße: seit 1683 wurde sie von der reitenden Post von Leipzig nach Nürnberg benutzt, und seit 1687 ging eine fahrende Post von Koburg nach Saalfeld und weiter, während die „geschwinde fahrende Postkalesche“, die seit 1686 zwischen Leipzig und Nürnberg bestand, die Straße durch das Vogtland benutzte.

Auch im 18. Jahrhundert wurde die Judenstraße noch fleißig benutzt, ja sie gewann vielleicht dadurch einen neuen Aufschwung,

---

[1] Heller, a. a. O., S. 61.

[2] Nach: Das Dorfwirtshaus von Judenbach, Hildburghausen 1874, zitiert bei Liebermann, S. 9f.

[3] Bühring und Hertel, a. a. O., S. 18.

[4] Heller, a. a. O., S. 31.

daß der alte Straßenzwang mehr und mehr verschwand und die sächsischen Fürsten die „Bergstraße“ durch das Vogtland nicht mehr einseitig bevorzugen konnten, so daß in einem Erlaß vom 4. Okt. 1715 auch unsere „Niederstraße“ von Sachsen offiziell anerkannt werden mußte.

Auch in diesem Jahrhundert und im Anfange des folgenden wurde der friedliche Verkehr auf unserem Handelswege zu verschiedenen Malen durch Kriegswirren gestört, so im siebenjährigen Kriege in den Jahren 1757 und 1760/61.[1] Eine wichtige Rolle spielte die Judenstraße im Jahre 1806; im Oktober dieses Jahres berichtete der damalige Wachhabende auf dem Sattelpaß nach Meiningen: „In den verflossenen acht Tagen ist nichts Neues vorgefallen; 25000 Franzosen sind bloß durch den Paß gezogen und haben übrigens Mönchröden in Brand gesteckt“.[2] Es waren die Armeekorps von Lannes und Augereau, die am 6. und 7. Oktober hier durchzogen und am 10. Oktober bei Saalfeld auf die Preußen unter Prinz Louis Ferdinand stießen.[3]

Durch die kriegerischen Ereignisse am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts hatte der Verkehr wieder stark abgenommen; Hoff und Jakobs berichten 1812:[4] „Sonst war die hiesige Straße die gangbarste, ja fast einzige Hauptstraße von Nürnberg nach Leipzig dieses hat sich zwar in der neueren Zeit einigermaßen geändert, indessen geht doch noch viel Fuhrwesen durch Judenbach, wo auch eine Station ist und wo Fremde eine gute Aufnahme finden.“ Noch mehr verödete die Judenstraße, als im Jahre 1817 die Straße von Sonneberg über Steinach nach Lauscha gebaut worden war und einen Teil des Verkehrs auf sich und das Schwarzatal ablenkte, doch benutzte noch 1822[5] die Fahrpost Leipzig-Nürnberg die alte Geleitsstraße über Saalfeld und Gräfenthal. Erst als das Zeitalter der Eisenbahnen kam, hatte die „Niederstraße“ ihre Rolle endgültig ausgespielt; in den Jahren 1842—51 wurde die Bahn von Leipzig über Hof und Bamberg nach Nürnberg eröffnet, und auch ein der „Niederstraße“ entsprechender Schienenweg ist auf den Eisenbahnkarten zu finden; die Eisenbahn folgt von Saalfeld aus dem Saaletal bis Eichicht, dann dem Tal der Loquitz über Probstzella bis Ludwigstadt, steigt dann im Tal der Nördlichen Haßlach zur Höhe des Gebirges auf, die sie bei Steinbach

[1] Bühring und Hertel, a. a. O., S. 18 f.
[2] Liebermann, a. a. O., S. 119.
[3] Bühring und Hertel, a. a. O., S. 19.
[4] a. a. O. II, S. 190.
[5] Nach Heidemann.

am Wald in einer Höhe von 594 m erreicht, 10 km östlicher und 100 m niedriger als die Judenstraße, und führt dann im Tal der Südlichen Haßlach, von Kronach ab in dem der Rodach abwärts ins Maintal, in diesem nach Lichtenfels und über Bamberg nach Nürnberg; die Schlußstrecke dieser Linie, zwischen Stockheim und Probstzella, wurde 1885 eröffnet, und seit diesem Zeitpunkte erst ist jener tiefe, Thüringerwald und Frankenwald trennende Einschnitt für den Weltverkehr nutzbar gemacht worden.

Literaturnachweis.

J. Bühring und L. Hertel, Der Rennsteig des Thüringerwaldes. Jena, Fischer, 1896.
Joh. Falke, Die Geschichte des deutschen Handels. Leipzig 1859/60.
Freysoldt, Das Geleite auf der Judenstraße und der Überfall der Nürnberger Kaufmannschaft durch Kaiserliches Kriegsvolk am 16. Januar 1638. Ztschr. f. Thür. Geschichte und Altertumskunde. XX. Bd. 1901. S. 274—309.
E. Gasner, Zum deutschen Straßenwesen von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1889.
L. Gerbing, Erfurter Handel und Handelsstraßen. Mitt. d. Ver. f. d. Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. 1900.
—, Die Straßenzüge von Südwestthüringen. Mitt. d. Geogr. Ges. (für Thüringen) zu Jena. 1898. S. 71—94.
—, Beiträge zum Thüringer Geleitswesen im 16. und 17. Jahrhundert. Ebenda 1894. S. 50—62.
A. Goetze, Über neolithischen Handel. Bastian-Festschrift, Berlin 1896.
E. Hartmann, Entwickelungsgeschichte der Posten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Leipzig 1868.
F. W. Heidemann, Handbuch der Postgeographie von Deutschland. T. 1. 2. Sondershausen 1822.
F. H. Heller, Die Handelswege Innerdeutschlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu Leipzig. Inaug.-Diss. (Leipzig) Dresden 1884.
H. Heß, Der Thüringerwald in alten Zeiten. Wald- und Jagdbilder. Gotha 1898.
Hering, Tambach im Thüringerwalde. Mitt. d. Vereinigg. f. goth. Geschichte u. Altertumskunde. 1902. S. 1—99.
K. E. A. v. Hoff und C. W. Jakobs, Der Thüringer Wald besonders für Reisende geschildert. 2 Teile. Gotha 1807—12.
M. Kandler, Kritik orometrischer Werte und Richtungsverhältnisse der Kamm- und Talbildungen im Thüringerwald i. e. S. Wissensch. Veröffentlichungen des Vereins für Erdk. zu Leipzig, hrsg. von Fr. Ratzel. 4. Bd. Leipzig 1899. S. 281—382.
J. G. Kohl, Die Ansiedelungen und der Verkehr der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestalt der Erdoberfläche. Dresden und Leipzig 1841.
G. Landau, Beiträge zur Geschichte der alten Heer- und Handelsstraßen in Deutschland. Ztschr. f. deutsche Kulturgeschichte, hrsg. von Joh. Müller u. Joh. Falke, Jahrg. 1856. S. 483ff., 575ff., 639ff.
B. Liebermann, Geschichtliches aus Judenbach. Schriften des Ver. f. S.-Meiningische Gesch. und Landeskunde. 25. Heft. Hildburghausen 1897.
A. von Mayer, Geschichte und Geographie der deutschen Eisenbahnen von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart 1890. Teil 1—4. Berlin 1891.
„Das Mareile", Bote des Rennsteigvereins. Jahrgang 1897ff.
Pröscholdt, Der Thüringer Wald und seine nächste Umgebung. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. 5. 1891. S. 325ff.

Fr. Regel, Die Entwickelung der Ortschaften des Thüringerwaldes. Petermanns Geogr. Mitt. Ergänzungsheft 76. Gotha 1885/86.
G. Schaefer, Geschichte des sächsischen Postwesens vom Ursprunge bis zum Übergange in die Verwaltung des Norddeutschen Bundes. Dresden 1879.
A. Simon, Die Verkehrsstraßen in Sachsen und ihr Einfluß auf die Städteentwickelung. Forschungen usw. Bd. 7. 1893. S. 173—272.
Stange, Orometrie des Thüringer Waldes. Inaug.-Diss. Halle 1885.

Bemerkenswerte Bäume im Holzkreise des Herzogtums Magdeburg

(mit Abbildungen).

Von

Dr. A. Mertens
in Magdeburg.

Der Hauptteil des alten Herzogtums Magdeburg wird durch die Elbe in zwei grundverschiedene Hälften zerlegt; östlich liegt der nach dem Kloster Jerichow benannte Jerichower Kreis, westlich der Holzkreis. Der letztere Name mutet denjenigen eigenartig an, der die Umgebung der Hauptstadt des Magdeburger Landes kennt. Da dehnt sich von der Elbe nach Westen die wellige Hochfläche der Börde aus, ein weites Gebiet, das nach Süden etwa bis zur Bode reicht, nach Westen sich bis zu den Sandsteinhöhen von Helmstedt erstreckt und im Norden durch das Tal der Bever begrenzt wird. Infolge der Bedeckung des Bodens mit einer meist mehr als 1 m starken Lößschicht, die in der Ackerkrume durch Humus dunkel gefärbt, darunter aber gelb ist, ist die Börde einer der fruchtbarsten Striche unseres Vaterlandes. Ihre Ertragsfähigkeit ist durch die sorgfältigste Bewirtschaftung aufs höchste gesteigert; kaum ein Fleckchen ist anzutreffen, das nicht nutzbringend verwendet wird.

So mag auf einer Fahrt durch die Börde das Auge des Landmannes mit Wohlgefallen ruhen auf den üppigen, wohlbestellten, unkrautfreien Breiten; der Naturfreund aber wird, trotz aller Freude an grünenden Saaten und gut gedeihenden Hackfrüchten, sich des Gefühls der Langweile nicht erwehren können, wenn er weiter nichts zu sehen bekommt als riesige Flächen von Getreide, Zuckerrüben oder Zichorien, in denen wild wachsende Pflanzen, selbst die gewöhnlichsten, wie Kornblumen, Rade, Klatschmohn, Kamille u. a. m., zu den Seltenheiten gehören.

Alles, was die Natur hier an Pflanzenformen selbsttätig hervorgebracht hat, ist durch die hohe Kultur so gut wie verschwunden, da der Mensch an ihrer Erhaltung ja kein Interesse hatte; selbst die früher botanisch so merkwürdigen, den Löß durchbrechenden Kieskuppen sind

jetzt bis auf die Spitze fast überall beackert, und damit sind auch die letzten Zufluchtsstätten wilder Pflanzen beinahe vollständig vernichtet.

Dem Baumwuchs ist der Bördelöß nicht günstig; daher ist die Börde auch von je ein waldloses Land gewesen. Nur an den Hauptstraßen, in Gärten und Parkanlagen trifft man Bäume und Sträucher, überall aber angepflanzt und gepflegt.

Und da heißt dieses Land der Holzkreis? Nach der Börde jedenfalls nicht. Aber Magdeburg erstreckte sich weiter nach Norden bis an die Altmark. Überschreitet man die Bever, so ändert sich das Bild fast sofort. Man gelangt hier in das Alvenslebener Hügelland. Nicht, daß der Boden sich hier höher erhebe als in der Börde — die höchsten Gipfel (nördlich von Erxleben, 179 m) bleiben noch hinter dem höchsten Punkte der Börde, dem 180 m erreichenden Wartberge beim Dorfe Druxberge zurück —, aber die Oberflächenform ist mannigfaltiger, Kuppen und langgestreckte Rücken, auch wohl breite, wenig gewölbte Flächen wechseln miteinander ab. Bedingt ist das durch den Untergrund.

Dichter als in der Börde tritt der Fels in dieser Gegend an die Oberfläche, und zwar in sehr verschiedener Ausbildung. Grauwacken, rotliegende Sandsteine, Kupferschiefer, Buntsandstein und Rogenstein, Muschelkalk und Keuperton legen sich von Osten nach Westen aneinander; vulkanische Massen, Porphyre verschiedener Art, haben sich zur Dyaszeit emporgehoben und bilden breite, flache Lager oder gerundete Dome. Überlagert aber wird die ganze Gesteinsmasse von diluvialen Sanden, Kiesen und Mergeln, die zwar stellenweise nur als ganz dünne Decke ausgebildet sind und den dann verwitterten Fels zutage treten lassen, meist aber doch die Form des Geländes bestimmen. Löß fehlt überall; und da Sand und Mergel nicht die Fruchtbarkeit des Lehmes haben, so ist das Gebiet des Alvenslebener Hügellandes wenig dem Ackerbau dienstbar gemacht. Die meisten Dörfer trifft man am Rande, die Zahl der obenauf liegenden Siedelungen ist nur gering. In den häufig tief in die Felsen eingeschnittenen Tälern liegen in der Regel Wiesen, die oft wegen des undurchlässigen Untergrundes sogar sumpfig sind; meist aber ist der Boden noch mit Wald bedeckt, wie es auch im Mittelalter bereits der Fall war.

Geht man vom Alvenslebener Hügellande über die Ohre nach Osten, so gelangt man in das ausgedehnte Waldgebiet, das bis vor hundert Jahren allgemein nach der im Norden vorliegenden Stadt Gardelegen (oder, wie sie damals noch meist genannt wurde, Garleben) die Garleber Heide hieß, jetzt nach dem Jagdschlosse Letz-

lingen meist als Letzlinger Heide bekannt ist. Mitten durch diesen großen Forst verläuft die magdeburgische Grenze, der ganze Süden, die Stiftsheide, gehörte zum Herzogtume.

Der Boden der Heide ist diluvialer Mergel; am Südrande sind Sanddünen in langen Zügen aufgesetzt, stellenweise trifft man jedoch guten Lehmboden, der zum Ackerbau sehr geeignet wäre. Wenn trotzdem hier alles von Wald seit alters bedeckt ist, so liegt das in der Geschichte dieses Grenzstreifens begründet. Die früher in ganz stattlicher Zahl vorhandenen Ortschaften sind in der Zeit der andauernden Fehden zwischen den Erzbischöfen und den Markgrafen, bezw. ihren Mannen nach und nach verschwunden und ihre Feldmarken verödet, schließlich vom Walde bedeckt; daß später nicht Neugründungen ihn wieder verdrängten, daran war die Jagdlust der beteiligten Fürsten schuld, die gerade hier in der Heide die schönste Wildbahn vorfanden.

Bedenkt man ferner, daß auch die Niederungen des nach Norden geöffneten Tangertales mit Sumpfdickichten bedeckt waren (der Forst Buktum ist als ein letzter Rest davon zu betrachten), daß in den Elbauen zwischen Wolmirstedt, Heinrichsberg und Barleben schöne Eichenwälder stehen, daß endlich, wie schon angegeben, die Jurasandsteinhöhen entlang der braunschweigischen Grenze dichte Forsten tragen, so begreift man wohl, wie dieses Gebiet hat der Holzkreis genannt werden können; im Westen und Norden war die Börde stets von einem Waldkranze umgeben.

Ursprünglich sind diese Bestände wohl überall urwüchsig gewesen, so wie es die Waldungen im Innern der Heidehochfläche, die raumen Eichen zwischen Alvensleben und Altenhausen oder der wunderschöne, man möchte sagen Urwald nördlich von der Oberförsterei Bischofswald noch heute sind. Da stehen ohne jede Ordnung bunt durcheinander die mächtigen Bäume; jeder hat sich so gut entwickelt, wie der Boden und die Nachbarn es erlaubt haben. Der Mensch kümmerte sich darum nur so weit, als er die Stämme schlug, um Bau- und Brennholz zu bekommen, überließ aber die Sorge um das Weiterbestehen der Natur allein. Jetzt ist das anders geworden. Auch der Wald wird in unserer Zeit wie das Feld planmäßig bewirtschaftet; er soll viel einbringen, daher müssen schnell wachsende Baumarten in möglichst großer Menge gezogen werden. So ist der urwüchsige Wald auch im Holzlande ziemlich verschwunden. Wie es früher wohl überall ausgesehen haben mag, das zeigt uns die Eichengruppe aus dem Bischofswalde (Abb. 1). Wir sehen gewaltige Eichen in losem Verbande, dazwischen sind Buchen, Birken usw. eingestreut.

Die ausgedehntesten urwüchsigen Bestände weist aber die Heide auf, namentlich in ihrem inneren Teile, der von der Königsstraße

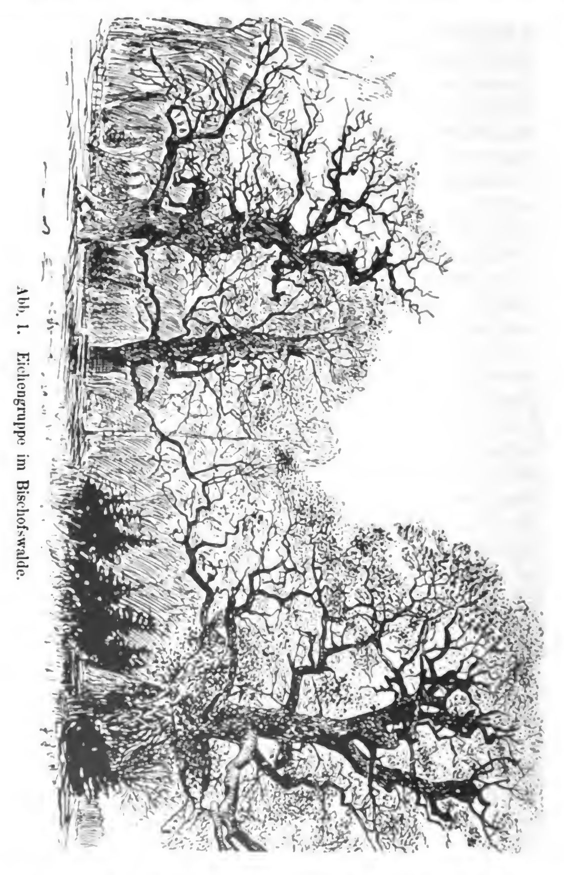


Abb. 1. Eichengruppe im Bischofswalde.

von Kolbitz nach Letzlingen durchquert wird. Da treffen wir noch den alten Laubwald. Riesige Eichen recken ihre vielfach schon dürren

Äste in die Luft, starke Birken und Espen bilden ganze, lockere Bestände. Am bemerkenswertesten ist aber der große Lindenwald in den beiden Oberförstereien Kolbitz und Planken. Er ist früher etwa 400 ha groß gewesen;[1] jetzt steht kaum noch die Hälfte. Die besten Lindenbestände finden sich[2] in den Jagen 46 A und B, 147 A und B und 167 A und B. Daß auch auf den abgeräumten, früher mit Linden bewachsenen, jetzt meist mit Eichen aufgeforsteten Flächen dieser waldbildend seltene Baum nicht ganz verschwindet, dafür sorgt der reichliche und sehr üppige Stockausschlag. Wünschenswert dürfte es trotzdem sein, daß größere Teile dieses Restes so erhalten blieben; es handelt sich um die Erhaltung, soviel ich weiß, des letzten Lindenwaldes in Deutschland.

Ganz rein ist er allerdings auch nicht gewesen; starke Eichen sind eingesprengt, manche 350 bis 400 Jahre alt, mit einem Gehalte von 12 bis 15 Festmetern;[2] doch räumen Trocknis und Windbruch schon sehr unter ihnen auf.

Irgendwie geschichtlich oder sonst bemerkenswerte Einzelbäume sind in der Heide nicht mehr anzutreffen; die früher im Parke des Jagdschlosses Letzlingen stehende Königseiche, ein ganz gewaltiger Baum, ist einem Blitzschlage erlegen, und der im Norden (A. t), also eigentlich außerhalb unseres Gebietes, in der Oberförsterei Jävenitz stehende Weihnachtsbaum (Abb. 2), eine riesige, durch ihre schon tief unten beginnende, starke Verzweigung auffallende Kiefer, ist jetzt der letzten Kiefernspannerplage zum Opfer gefallen. Dagegen steht auf dem, seinem Boden nach auch noch zur Heide zu rechnenden, wenn auch nicht zum Staatsforste gehörigen Gelände bei Schricke (n. von Wolmirstedt) die sogenannte Prinzeneiche, die durch ihre Größe hervorragt. Ihr Umfang beträgt 6,10 m.[3] In 2,75 m Höhe beginnt die Verzweigung, und zwar ladet die Krone weit aus, ist jedoch nicht allzu hoch. Das Holz ist im Innern schon etwas morsch; doch ist der Baum immer noch recht stattlich. Ihren Namen hat die Eiche wohl daher, daß Schricke zu Beginn des vorigen Jahrhunderts im Besitze des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen war, der bekanntlich bei Saalfeld seinen Tod fand. Der Prinz weilte oft auf seinem Gute, um in der benachbarten wildreichen Heide zu jagen.

---

[1] Vergl. Mertens: Die südliche Altmark. Diss. Halle 1890.

[2] Nach briefl. Mitteilung des Forstmeisters Zinnius-Kolbitz.

[3] Der Umfang ist stets, wenn nicht anders angegeben, in der Höhe von 1 m über dem Erdboden gemessen.

Daß in den Forsten der angrenzenden Dörfer und der Stadt Neuhaldensleben keine alten, irgendwie bemerkenswerten Bäume anzutreffen sind, ist leicht erklärlich, handelt es sich hier doch meist um junge Kiefernbestände, die vielfach auf einstigem Weide-, selbst Ackerland



Abb. 2. Weihnachtsbaum.

angelegt sind. Nur in den feuchteren Niederungen steht etwas Laubholz, meist Eichen. Größere Exemplare trifft man aber nur in unmittelbarer Nähe der Ortschaften. So ist eine von mehreren, über 4 m im Umfang messenden Eichen beim Forsthause **Lübberitz** in der Umgegend bekannt wegen eines oben in der Krone befestigten Wagenrades, auf dem sich früher ein Storchnest befunden hat. Seit längerer Zeit ist jedoch der langbeinige Froschjäger hier nicht mehr ansässig.

Überschreiten wir das Wiesental der Ohre oberhalb des sumpfigen, auf beiden Ufern liegenden „Winters Busches", der an starken Bäumen nichts aufweist, so gelangen wir westlich vom Dorfe Bülstringen in eine Ecke, die in die Marken dieses altmärkischen Dorfes



Abb. 3. Buche im Forste Zernitz.

einschneidet. Sie ist seit alters mit einem Sumpfwalde bedeckt, der der Stadt Neuhaldensleben gehört. Darin liegt idyllisch dicht an der Bahn Magdeburg-Oebisfelde das einfache Forsthaus Zernitz, das nach dem Walde benannt ist. Der Wald ist botanisch höchst interessant, da er viele Seltenheiten aufweist. Uns ist er aber deshalb wert, weil er auch einige alte und bemerkenswerte Bäume enthält. Unter diesen ist zunächst eine noch ganz gesunde Eiche zu erwähnen, die sich durch un-

gemein dicke (über $^1/_2$ m Durchmesser haltende) Äste auszeichnet; dann besonders eine schöne Buche. Bei dieser sind vier in einem Trapeze stehende Einzelbäume im unteren Teile so verschmolzen, daß ein gemeinsamer Stamm von 4,15 m Umfang entsteht (Abb. 3). Die Einzelstämme, die von da ab ganz regelmäßig in die Höhe wachsen, sind sämtlich etwa gleich stark; ihre Umfänge betragen der Reihe nach 1,55 m, 1,67 m, 1,90 m und 1,67 m. Im Innern zwischen den vier Säulen findet sich infolge ihres engen Zusammenschlusses eine trichterartige Vertiefung, die meist etwas Wasser enthält. Welche Beachtung dieser Baum in der Umgegend gefunden hat, geht wohl am deutlichsten aus der Tatsache hervor, daß zahlreiche Namen und Anfangsbuchstaben in die Rinde eingeschnitten sind. Beide Bäume stehen in der Nähe des Forsthauses.

Wir wenden uns wieder nach Südosten zur Stadt Neuhaldensleben. Wandert man von ihr aus auf der Alvenslebener Landstraße nach Westen, so erreicht man in kurzer Zeit den Wald, der sich rechts im Bogen über den Papenberg zum Ohretale hinzieht, während er sich links zur Bever bei Althaldensleben erstreckt. Er besteht, abgesehen von Erlen- und Birkengebüsch in den quelligen Gründen, hauptsächlich aus jüngerem Kiefernstangenholz. Vereinzelt sind aber überall, besonders auch auf dem als Ausflugsort viel besuchten Papenberge, starke Eichen eingesprengt, die allerdings meist schon wipfeldürr geworden sind. Sie sind ersichtlich älter als die umgebenden Kiefern, werden aber aus Achtung vor ihrem Alter geschont. Bemerkenswert ist unter ihnen ein Baum nicht weit von dem Althaldenslebener Gasthause Ziegelei, die sogenannte Steineiche (Abb. 4). In diesem Waldbezirke nämlich zwischen Neuhaldensleben und Dönstedt finden wir die Gegend, wo wohl die meisten Hünenbetten in unserm Vaterlande auf so engem Raume beieinander liegen. Auf dem Deckstein eines solchen Grabes ist einst eine Eichel zur Keimung gekommen; die junge Pflanze hat ihre Wurzeln in dem den Stein bekleidenden Moose zur Erde hinabgeschickt, und so reitet der mittelstarke Baum auf dem gewaltigen Block, diesen nach allen Seiten umspannend, und erst ziemlich weit vom Ursprunge gehen die Wurzeln in den Boden hinein. Mit dem allgemein in dieser Gegend gesunkenen Wasserstande ist auch dieser Eiche die Nahrung ausgegangen, und so ist sie leider zu einer Ruine geworden, deren Rinde bereits stellenweise abgefallen ist, und deren Zweige nicht mehr recht grün werden. Es ist also nur noch eine Frage der Zeit, wann der Stamm verschwunden sein wird.

Wir gehen auf der Landstraße weiter, vorbei an dem, zahlreiche interessante und seltene Pflanzenarten bergenden Sumpfe, der die Reste

der alten Feste Wichmannsdorf umgibt. Zur linken Hand erscheint auf steilem Grauwackenfelsen Schloß und Dorf Hundisburg über dem Bevertale, weiter rechts die alte Turmruine Olm des wüsten Dorfes Nordhusen; vor uns, drunten im Tale, taucht Dönstedt auf. Der Park des Gutes liegt unmittelbar hinter der Kirche auf dem steilen Abhange, mit dem die Bördehochfläche sich in das tief eingeschnittene Tal der Bever absenkt, auf dem rechten Ufer des Flüßchens. An ihn schließt sich nach Westen ein schmaler Gehölzstreifen, der sich mehrfach kulissenartig in den Wiesengrund des Tales vorschiebt und so höchst



Abb. 4. Hünenbett und Steineiche bei der Ziegelei Althaldensleben.

malerische Ansichten liefert. Man nennt dieses Gehölz die Wellenberge. Botanisch ist es sehr interessant, da es eine Menge sonst im Gebiete seltener Pflanzen enthält. So findet man alle drei Arten des Lerchensporns (Corydalis cava, C. fabacea, C. pumila), die prächtige Türkenbundlilie (Lilium Martagon), das Leberblümchen (Hepatica triloba), die seltene Gemswurz (Doronicum Pardalianches), beide Braunwurzarten (Scrophularia nodosa und Sc. Ehrharti), die schwarze Rapunzel (Phyteuma nigrum), die Färberscharte (Serratula tinctoria), das Perlgras (Melica uniflora) u. v. a. Das dichte Unterholz wird gebildet von Eichen, Weißbuchen, Rüstern, Haselsträuchern usw.

In dem parkartigen Teile dieses Gehölzes, in den man zwischen zwei über 4 m im Umfang haltenden, mit starken Leisten versehenen

und durch Adventivsprossen von unten auf grünenden Rüstern hineingeht, treffen wir einen sehr bemerkenswerten Baum, die sogenannte Gustav-Adolf-Linde (Abb. 5).

Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die Überlieferung recht hat, daß in ihrem Schatten einst Gustav Adolf auf seinem Zuge nach Magdeburg geruht habe — es gibt zu viel Bäume, von denen dasselbe erzählt wird, ohne daß es begründet wäre, z. B. die Gustav-Adolf-Buche im Huy-Walde bei Halberstadt — uns interessiert der Baum an sich. Er ist eine gewaltige, kleinblätterige Linde. Auf der Ostseite zeigt er eine 65 cm breite Spalte, in die von beiden Seiten her Über-



Abb. 5. Gustav-Adolf-Linde bei Dönstedt.

wallung eindringt, so daß es hier scheint, als ob zwei getrennte Stämme beständen. Abgesehen von dieser Spalte hat die Linde einen Umfang von 5,85 m. Fast wagerecht strecken sich zwei mächtige Zweige dahin, der nördliche von 2,83 m, der südliche von 2,50 m Umfang; der Hauptstamm aber gabelt sich weiter in zwei senkrecht emporsteigende Äste, die, um ein Zusammenbrechen zu verhüten, durch eiserne Ketten und und ein starkes eisernes Band zusammengehalten werden. Da auch die Seitenzweige ihrerseits noch starke Seitentriebe nach oben senden, entsteht eine gewaltige Krone, in deren Schatten eine große Zahl von Personen Platz findet.

Auf dem Wege von dieser Linde aus, dicht am Feldrande hin, steht in den Wellenbergen eine wunderbar gestaltete Eiche. (Abb. 6) In einer Höhe von 1,5 m über dem Erdboden gabelt sich der 3 m im

Umfange messende Stamm in zwei gleichmäßig starke (1,84 m Umfang), aufrechte Äste. Der rechte von diesen beiden zeigt etwa 50 cm über der Teilungsstelle eine auffallende Wulstbildung und gabelt sich unmittelbar darüber selbst in einen vorderen, nach rechts gedrehten und einen



Abb. 6. Eiche in den Wellenbergen bei Dönstedt.

hinteren, gerade in die Höhe strebenden Zweig. Der letztere sendet nun, 3,40 m über dem Boden, zu dem linken, bisher ungeteilten Hauptaste einen Verbindungssteg, der diesen in 4 m Höhe erreicht und dann darin verschwindet.

Es ist also hier ein rings von lebendem Holze umschlossenes Loch entstanden, das an dem Wulste allerdings nur 3 cm weit ist.

Auch oberhalb ist der Abstand der beiden Äste nicht allzu groß; auf keinen Fall kann ein Mensch hindurchkriechen. Solche Bäume, die durch natürliche Verwachsung entstandene Löcher aufweisen, sind in früherer Zeit vielfach dem Aberglauben dienstbar gemacht, da der Glaube in manchen Gegenden bestand, daß kranke Menschen, die durch ein solches Loch hindurchkröchen, von ihrem Leiden befreit würden. Von einem solchen Brauch habe ich bisher im Holzkreise noch nichts vernommen, doch ist damit nicht gesagt, daß er früher nicht vorgekommen sei.

Wenn dergleichen Spaltungen und Wiederverwachsungen auch nicht gerade häufig sind, so findet man sie hier doch hin und wieder. So hat in unmittelbarer Nähe dieser Eiche bis zum Jahre 1897 eine zweite, jüngere gestanden, die dann aber mit dem übrigen Bestande geschlagen ist, ohne daß man sich wegen ihrer eigentümlichen Form besondere Gedanken gemacht hätte. Sie soll etwa 20jährig gewesen sein. Das Loch hat sich nur etwa 50 cm über dem Boden befunden und ist so breit gewesen, daß ein bequemes Hindurchkriechen möglich war.

In den jungen Eichenschonungen der Dönstedter Forst auf dem linken Beverufer sollen dergleichen Spaltungen und Wiederverwachsungen noch verschiedentlich vorkommen, doch habe ich sie bisher nicht selbst gesehen.

Von den Wellenbergen gelangt man in wenigen Minuten durch das Tal zu dem malerisch gelegenen Doppelorte Markt und Dorf Alvensleben, über dem sich auf stolzer Felshöhe die Veltheimsburg mit ihrem alten, weit ins Land schauenden Bergfried erhebt. Im Schloßgarten kann man an den Mauern der Ruinen mächtige Efeustämme bewundern.

Wir eilen jedoch weiter, wieder dem nahen Walde zu. Bald gabelt sich der Weg. Der eine führt uns schnell an den Waldrand, an dem er immer entlang geht. Gewaltige, einzeln gestellte Bäume: Eichen, Buchen, Weißbuchen bilden ihn; unter ihnen breitet sich ein weicher Rasenteppich aus. Nicht weit von der nach Emden führenden Chaussee werden die Bäume besonders stattlich; wir sind hier auf dem in der weiten Umgegend bekannten Festplatz, auf dem die Missionsfeste gefeiert werden. Die sogenannte Missionsbuche, unter der gepredigt wird, hat einen Umfang von 4 m und eine prächtige Krone.

Nicht weit von hier, nördlich von der Emdener Schäferei, stehen auch mehrere starke Birken von ziemlich $2^3/_4$ m Umfang, für diese Baumart gewiß etwas Ungewöhnliches.

Gehen wir von Alvensleben geradeaus, nach Norden, so gelangen wir in den Königlichen Wald beim Forsthause Hüsig. Der Bestand

ist hier sehr gemischt. Uns interessiert besonders der Distrikt 23 am Wege nach Bodendorf, in dem bunt durcheinander Eichen, Buchen, Birken und Kiefern stehen, während das Unterholz von Weißdorn, Schwarzdorn, Eberesche, Weißbuche, Hartriegel, Haselnuß usw. gebildet wird. Unter den jüngeren Stämmen ist hier ein Patriarch aus längst



Abb. 7. Große Eiche im Forste Hüsig.

vergangenen Zeiten stehen geblieben, eine Sommereiche von etwa 25 m Höhe, deren schlanker Stamm einen Umfang von 6,75 m aufweist. Wenn auch die unteren knorrigen Äste trocken geworden sind, ist der Baum im allgemeinen doch noch völlig gesund und lebenskräftig (Abb. 7).

Im Distrikt 32 desselben Revieres traf ich eine Eiche, die wieder Verwachsung zweier Äste, diesmal aber erst in der Krone aufwies.

Der gerade, 2,70 m starke Stamm des Baumes gabelt sich in etwa 5 m Höhe, die beiden Äste bald darauf wieder, und zwar der linke in einen rechten und einen linken Zweig, der rechte in einen vorderen und einen hinteren. Der rechte und der hintere Zweig treffen sich, verschmelzen etwas miteinander, gehen dann aber getrennt in die Höhe.

Verschmelzungen von Buchenstämmen, die dicht nebeneinander stehen, und von Buchenästen sind im Forste Hüsig noch mehrfach zu beobachten. In allen diesen Fällen war jedenfalls Reibung der gegeneinander stoßenden Teile die erste Veranlassung, die dann zur Verwallung und schließlich zur Verwachsung führen mußte.

Sobald wir aus dem Walde heraustreten, taucht vor uns aus dichtem Grün das kleine Dorf und Gut Bodendorf auf. Malerisch zieht es sich von der Höhe hinab zu dem engen, tiefen Tale, in dem ein kleiner Bach der Ohre zueilt, und das von einem Teiche, weiter abwärts von blumigen Waldwiesen eingenommen wird. Überall treffen wir in den dichten, den Ort umgebenden Forsten noch die Reste des alten urwüchsigen Waldes in Gestalt vereinzelter, mächtiger Eichen und Buchen. Einige von diesen sind bemerkenswert. So sind zwei schlanke Eichen, die einen Umfang von 2,40 m und von 2,60 m aufweisen, bis zu $^1/_2$ m Höhe völlig miteinander verwachsen, so daß sie wie aus einem Stamm hervorkommend erscheinen; sie sind als die Brudereichen bezeichnet worden. Ferner ist eine schön gewachsene, breitästige, mitten zwischen jüngeren Bäumen stehende Buche von 4,43 m Umfang zu erwähnen, die mit der Geschichte des Hauses der Grafen v. d. Schulenburg-Bodendorf insofern verknüpft erscheint, als unter ihr nach alter Sitte meist die Verlobungen der Familienangehörigen stattgefunden haben sollen. Sie führt daher auch den Namen Verlobungsbuche.[1]

Unser Weg führt uns weiter nach Westen auf der Chaussee, die Neuhaldensleben mit Weferlingen verbindet. Bald geht es durch eingelagerte Felder, bald durch dichten Wald. Nach kurzem Marsche erreichen wir eine Wegkreuzung. Von Flechtingen im Norden kommt eine Chaussee nach Altenhausen. An dem Schnittpunkte, an dem ein großer Steinbruch im rotliegenden Sandstein in die Augen fällt, steht eine ganze Gruppe riesiger Eichen, namentlich zur linken Hand. Ohne durch jüngeren Nachwuchs eingeengt zu sein, erheben sich die mächtigen, über 4 m im Umfang messenden Stämme auf dem grünen Rasen; wenn sie auch nicht mehr ohne jeden Fehler sind, sind sie doch meist noch

[1] Nach brieflichen Mitteilungen des Apothekers Bodenstab-Neuhaldensleben.

lebensfrisch und bekleiden sich in jedem Jahre mit frischem Laube. Doch sind diese Eichen noch nicht die stärksten im Altenhäuser Walde. Am Waldwege von Ivenrode nach Hilgesdorf mißt ein Stamm 7,25 m, etwa 50 Schritt weiter ein anderer 6 m.



Abb. 8. Zwillingseichen an der Ulenburg.

Biegen wir nach links ab, so grüßt aus hohen Baumwipfeln der hohe Turm der Burg Altenhausen herüber, die von ihrem jetzigen Besitzer, dem jungen Grafen v. d. Schulenburg, neu ausgebaut ist. In dem alten Wallgraben stehen stattliche Bäume, z. B. Eschen von 3,50 m, 3,25 m und 3,15 m sowie Weiden von 2,75 m Umfang.

Westlich von dem erwähnten Steinbruche liegt mitten im sumpfigen Hochwalde ein Rundwall, die Ulenburg. Auf der östlichen Seite dieser Erhebung, noch drin im Sumpfe, steht, von der Chaussee aus sofort sichtbar, ein Paar Eichen, die nach Art der siamesischen Zwillinge zusammengewachsen sind, die Zwillingseichen (Abb. 8). Es sind zwei stattliche, unten völlig getrennte, an der weitesten Stelle 35 cm voneinander entfernte Stämme. Der (von der Straße aus gesehen) rechte Baum hat einen Umfang von 3,95 m, der linke einen solchen von 3,20 m. Beide sind nicht mehr tadellos; der linke zeigt auf der Vorderseite eine beträchtliche Höhlung, der rechte eine über 2 m emporragende, allerdings überwallte, breite Wunde. Bemerkenswert ist an diesen beiden Bäumen, daß in einer Höhe von 1,40 m über der Erde aus dem rechten Stamm ein gegen 2 m im Umfang messender Ast schräg aufwärts steigt, in 2 m Höhe den linken Stamm erreicht und nun vollständig in diesem verschwindet. Im übrigen sind beide Eichen durchaus selbständige Bäume, die sich schlank zwischen den umgebenden anderen Eichen, Buchen, Kiefern und Lärchen erheben, zunächst nur wenige, bereits abgestorbene Äste seitwärts treiben und oben — namentlich gilt dies von der linken — eine schöne Krone besitzen.

In diesem Hochwalde stehen auch prächtige Lärchen. Einige dieser Nadelbäume haben Stämme von 2—2,5 m Umfang. Eine Lärche ist dadurch auffällig, daß von einem schwächeren Nebenschafte aus mehrfach Stegverbindungen zum Hauptstamme hinübergehen, ähnlich wie bei den soeben besprochenen Zwillingseichen.

Bald ist das durch seinen Reichtum an Nußbäumen bekannte Dorf Ivenrode erreicht. Seine Feldmark ist umsäumt von dem schönen Bischofswalde. Die gleichnamige Oberförsterei liegt unmittelbar am Waldrande. Hier treffen wir im Garten und in den Jagen 36 und 41 die größten und auch die größte Zahl gewaltiger Baumriesen im ganzen Holzlande. Ein mir vorliegendes Verzeichnis[1] zählt nicht weniger als 40 Eichen (hauptsächlich Stiel-, doch auch mehrere Traubeneichen) auf, von denen nur zwei unter 4 m, aber neunzehn über 5 m Umfang aufweisen. Die Hälfte etwa dieser Bäume ist als schlecht zu bezeichnen, sie sind bereits größtenteils oder ganz abgestorben; unter den übrigen aber sind noch einige recht gut erhaltene Exemplare.

Als ich das erste Mal (im Sommer 1883) durch diese Gegend kam, war eine, rechts von der Chaussee, dem Hause gegenüber stehende Eiche von 7,55 m Umfang hohl; der Zugang war durch eine Tür ver-

[1] Das ich der Freundlichkeit des Forstmeisters Schmidt-Bischofswald verdanke.

schlossen, und der Innenraum wurde als Schuppen benutzt. Der Baum ist später heruntergebrannt; drei darin übernachtende Handwerksburschen hatten ihn jedenfalls, wenn auch unabsichtlich, angezündet. Nur die verkohlten Ränder des alten Stammumfanges ragen noch aus dem Rasen hervor und gestatten eine Vorstellung von der riesigen Größe.



Abb. 9. Größte Eiche im Bischofswalde.

Die älteste Eiche ist ein ehrwürdiger Baum gleich hinter dem Zaune des Oberförstereigartens, am Wege nach Bregenstedt (Abb. 9). Ihr Wipfel ist längst verdorrt, der Stamm zum größten Teile von der Rinde entblößt, das Holz von den Gängen der Larven des Spießbocks und des Hirschkäfers durchsetzt. Das Innere ist hohl; durch einen engen Spalt auf der einen Seite sieht man von einem zweiten auf der

anderen das Licht durchscheinen. Von den früher vorhandenen Ästen ist nach und nach bereits so viel heruntergebrochen, daß daraus 33 Raummeter Derbholz aufgeschichtet werden konnten. Wäre der Baum geschlagen worden, als er noch alle besaß, würde er sicher 50 Festmeter geliefert haben. Jetzt ist nur noch ein dicker, lebensfähiger Zweig vorhanden, der weit über den Weg hinragt; der auf dem Bilde noch vorhandene zweite ist im vorigen Jahre heruntergebrochen Der Umfang dieses Riesen beträgt 8,25 m.

Beinahe ebenso stark (8,15 m Umfang) ist eine zweite Sommereiche im Vorgarten der Försterei, die aber noch ziemlich gesund ist und einen beträchtlichen Teil des Gartens beschattet. Während die erste also wohl bald stürzen wird, kann diese noch manches Jahr stehen, wenn auch die Engerlinge des Spießbocks in großer Zahl ihr Inneres zerstören.

Eine gleichfalls noch gut erhaltene, starke Eiche von 7,25 m Umfang steht rechts von der Chaussee, der vorigen gegenüber (Abb. 10). Ihr Stamm ist noch völlig unversehrt; ihre Krone zum größten Teil. Ein mächtiger Wipfelzweig liegt allerdings trocken oben auf den anderen; er ist vor Jahren vom Blitze abgeschlagen worden.

Es würde zu weit führen, alle diese knorrigen Riesen, von denen einige zum Teil ganz abenteuerliche Gestalt haben, einzeln aufzuführen.

Die Eichen stehen in einem Mischwalde, in dem auch die Buche reichlich vertreten ist, sogar in ganz stattlichen Bäumen; verschiedene erreichen einen Umfang von 4 m. Doch will das nicht viel besagen: wir sind hier in der Gegend der großen Bäume, denn fast jedes Jahr werden im Bischofswalde Eichen und Buchen von 30 Raummetern Derbholz geschlagen, und Stammenden von 10 Festmetern gehören auf den Versteigerungen nicht gerade zu den Seltenheiten.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es angebracht sein, der Frage etwas näher zu treten, wie alt diese Baumriesen wohl sind. Der erste, der sie einmal kurz besprochen hat, der für die Erforschung dieses früher wenig beachteten Winkels leider noch viel zu früh verstorbene Sekretär G. Maaß in Altenhausen, schreibt der größten Eiche im Bischofswalde ein Alter von über 1000 Jahren zu, wenn er meinte, daß sie schon dereinst den Zug Karls des Großen bis zur Ohremündung gesehen habe. Das dürfte aber doch etwas zu weit zurückgegriffen sein. Allerdings ist vielfach die Rede von tausendjährigen Eichen, ja von der Körnereiche bei Dallwitz in Nordböhmen, die dicht über dem Boden 13 m, in 1,5 m Höhe aber nur noch 9,8 m Umfang hat, schreibt man, sie sei 1600 bis 2000 Jahre alt. Doch läßt sich meist nichts

Gewisses über das Alter sagen. Von zwei Rieseneichen, die jede in dem noch völlig unversehrten, festen Stammholz beim Fällen 250 Jahresringe aufwies, hatte die eine bei Rottenburg in Württemberg einen Umfang von 7,5 m, eine Höhe von 26,5 m, die andere von



Abb. 10. Große Eiche im Bischofswalde, rechts von der Chaussee.

Hofstedt in Mähren dicht über dem Boden einen Durchmesser von 4 m, was einem Umfange von über 12 m entsprechen würde. Freilich ist wohl anzunehmen, daß bei beiden sehr günstige Wachstumsbedingungen vorgelegen haben, aber immerhin warnen sie doch, in der Schätzung des Alters nach der Dicke zu hoch zu greifen. Legt man

eine durchschnittliche Dickenzunahme von 2 mm für den Jahresring zugrunde, berücksichtigt den nicht allzu guten Untergrund, so dürfte sich für die größte Eiche im Bischofswalde ein Alter von 700 bis 750 Jahren, vielleicht auch noch etwas mehr ergeben; tausendjährig wird sie aber auf keinen Fall sein. Entsprechend können die schwächeren Riesen etwa 500 und mehr Jahre alt sein.

Weit jünger, aber sehr bemerkenswert ist im Bischofswalde eine Buchengruppe (Abb. 11), die westlich vom Forsthause an der Ecke der „Zaunwiese" dort steht, wo die Hörsinger Feldmark rechtwinklig in den Bestand einschneidet. Sie besteht aus drei Stämmen, die unten bereits zu einem Stück vereinigt erscheinen. Der rechte Stamm hat 61 cm, der mittlere 70 cm, der linke 96 cm Umfang. Der rechte sendet 1,94 cm über dem Boden einen 35,5 cm im Umfang haltenden Arm nach links, der alsbald in einem Wulst des mittleren Stammes verschwindet. Auch der starke linke Stamm sendet einen schräg aufwärts strebenden Ast von 36 cm Umfang zum mittleren, der diesen bei 1,80 m erreicht und ganz glatt darin aufgeht. Im übrigen sind die drei Buchen völlig selbständige, gesunde Bäume.



Abb. 11.
Buchengruppe im Bischofswalde.

Verwachsungen einzelner Äste dürften sich in dem reichen Buchenbestande bei genauer Durchforschung wohl noch mehr finden.

Unsere Wanderung führt uns weiter durch das malerisch gelegene Dorf Hörsingen über das Vorwerk Stemmerberg und den Ort Eschenrode aus dem Magdeburgischen hinaus zu den Wäldern am Allertalrande. Dort, wo der Weg die Straße von Flechtingen nach Walbeck kreuzt, treten wir in das botanisch höchst interessante Weferlinger Hagholz ein. Es steht auf dem zutage kommenden Muschelkalke (in dem hier eine ganze Reihe Brüche mit Kalköfen betrieben werden), hat daher felsigen Untergrund, der aber dem Baumwuchse recht günstig ist, und enthält in seinen hauptsächlich aus Eichen, Buchen, auch Fichten und Kiefern zusammengesetzten Beständen eine große Anzahl anderer Baum- und Straucharten. Unter den ersteren

sind besonders erwähnenswert die Mehlbeeren und die Elsbeeren, die in Norddeutschland verhältnismäßig selten auftretenden Verwandten



Abb. 12. Lausebuche bei Weferlingen.

der Vogelbeere oder Eberesche. Die Mehlbeere kommt allerdings nur in etwa 6 m hohen Exemplaren vor, die Elsbeere aber ist urwüchsig durch das ganze Revier zerstreut. Ihre Stämme sind, selbst im winterlichen Zustande, durch die Ähnlichkeit der Rinde mit der von Birn- und

Apfelbäumen sofort leicht erkennbar. Am alten Wege von Eschenrode nach Weferlingen treffen wir die stärksten Stämme dieser Art, die 1,20 m Umfang besitzen. Ein noch stärkerer Baum ist im Winter 1898/99 gehauen. Für die Weiterverbreitung der seltenen Pflanze ist es wichtig, daß diese Bäume 1898, 1899 und 1901 gar keine Früchte getragen, 1900 aber reichlichen Behang gehabt haben.

Efeu kommt überall am Boden vor; emporkletternd habe ich ihn nirgends gefunden.

Im Hagholze fallen nun drei merkwürdige Bäume in die Augen, von denen der erste auch weit in die Vorzeit zurückreicht.

Nicht weit von der erwähnten Wegkreuzung steht einzeln auf einem freien Platze mitten im Walde, aber am alten Wege, die sogenannte Tater- oder Lausebuche, ein etwa 22 m hoher Baum mit niedrigem, am Grunde 7,53 m, in 1 m Höhe 6,55 m Umfang zeigendem, wulstigem Stamm, dessen weit ausladende Krone einen Kreis von ziemlich 25 m Durchmesser beschattet (Abb. 12). Die unteren Zweige, die nicht allzuweit über der Erde abgehen, sind flach ausgebreitet; einer aber, der senkrecht emporsteigt, ist bald mit dem Wipfeltriebe der Länge nach verwachsen und gibt dadurch dem Hauptstamme ein wunderbares Aussehen.

Der Platz unter der Buche wird von den Weferlingern zur Abhaltung von Volksfesten benutzt; die vorbeiziehenden Zigeuner lagern regelmäßig in ihrem Schatten, benutzen den Baum auch wohl zur Benachrichtigung später Folgender, da sich nach ihrem Abzuge stets neue Zeichen in die Rinde eingeschnitten finden (Tater-=Zigeunerbuche).

Die Benennung Lausebuche hat mit den verabscheuten kleinen Tieren natürlich nichts zu tun, ist vielmehr auf den Standort zurückzuführen, von dem aus man weit in das umgebende Land, namentlich nach Osten Umschau halten (lusen) kann.

Der Distrikt 121 desselben Hagholzes enthält unmittelbar an dem das Revier durchziehenden Gestellwege, nicht weit vom Waldrande, den zweiten bemerkenswerten Baum, eine zweibeinige Eiche. (Abb. 13.) Zwei Jungeichen, die mit den übrigen des Bestandes gleichalterig sind, die linke von 55 cm, die rechte von 67 cm Umfang, sind in einer Höhe von 1,20 m zu einem Stamm zusammengewachsen, der in 1,70 m Höhe 89 cm Umfang aufweist. Der linke Stamm ist ursprünglich wohl hindurchgewachsen, wenigstens sieht an dieser Stelle ein jetzt verdorrter Rest in der Richtung des unteren Endes aus dem gemeinschaftlichen Stücke heraus. Die beiden Stelzen, auf denen der gemeinschaftliche Stamm schlank emporsteigt, stehen am Grunde über 30 cm auseinander.

Zu erklären ist die Entstehung dieses zweibeinigen Baumes jedenfalls dadurch, daß die beiden ursprünglich getrennten Bäumchen ihre Stämme dicht aneinander gelegt hatten, so daß sie nicht wieder los kommen konnten. Durch Reibung im Winde traten dann Wunden hervor, die den Zusammenhalt verstärkten; schließlich wuchs der eine um den andern herum, der schwächere ging dann infolge ungünstiger Ernährung zugrunde.

In demselben Hagholze steht im Distrikt 125, östlich von dem hindurchgehenden Fußwege eine zweibeinige Buche. Der Hauptstamm, der auch nach der Verwachsung die Führung behält, ist ein schlank aufstrebender Baum, der am Grunde 1,33 m Umfang besitzt. In einem Abstande von 40 cm steht eine zweite Buche, die nur 0,63 m mißt. Auch sie geht zunächst gerade in die Höhe, biegt dann aber, nachdem kurz vorher der Abstand noch 51 cm betragen hat, schräg zum Stamme der anderen Buche hinüber; bei 3,10 m erreicht sie diesen und verschwindet nun darin. Ein Ast, der in gleicher Höhe, aber nicht in der Achsenrichtung des zweiten Baumes aus dem ersten heraustritt, ist ganz normal. Über der Verwachsungsstelle ist der nunmehr gemeinschaftliche Stamm noch 2,50 m weit völlig glatt, erst dann beginnt die Krone.



Abb. 13. Zweibeinige Eiche im Hagholze.

Auf der anderen Seite des Fleckens Weferlingen liegt das herrliche Gehölz „der Riesen“, in dem für den Botaniker gar mancherlei zu finden ist. In diesem steht im Distrikt 158 eine Buche, die aus

einem gemeinschaftlichen Grunde zwei Stämme entwickelt. Der eine von diesen macht einen großen Bogen, nähert sich dem anderen, verschmilzt eine Strecke weit mit ihm, um sich dann wieder zu trennen: schließlich sind beide oben ganz selbständig. Die Öffnung zwischen beiden ist so groß, daß man hindurchkriechen kann.

Im Distrikt 160 desselben Forstes, am Döhrener Fußwege, zeigt eine Buche einen Handgriff, indem ein Zweig vom Stamme abgeht, aber alsbald wieder herankommt und in der Rinde verschwindet.

Weiter im Westen grüßt ein langgestreckter Waldsaum herüber, der Lappwald, der sich bis vor die Tore von Helmstedt erstreckt, in den auch das liebliche, viel besuchte Brunnental eingebettet ist.

Er steht auf einem Hügelzuge aus gelblichem bis bräunlichem Jurasandstein, der in mehreren Wellen nach Nordwesten streicht. Karten aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts geben an, daß dieser Sandsteinboden mit urwüchsigem, offenem Walde bestanden gewesen ist, ganz ähnlich dem Bischofswalde. Es werden also auch hier Eichen, Buchen, Birken, vielleicht auch Fichten, daneben aber auch viele andere Baum- und Straucharten (unter diesen auch die Stecheiche) bunt durcheinander gestanden haben. Dann kam die Zeit der Forsten; das Gelände wurde planmäßig mit geschlossenen Beständen besetzt, und so finden wir, soweit es sich um den preußischen Anteil handelt (mitten durch den Wald läuft die preußisch-braunschweigische Grenze), neben wenig umfangreichen Laubholzforsten mit zum Teil starken Buchen und Eichen, 30- bis 40jährige Dickichte von Kiefern und Fichten.

In einem dieser Dickichte, im Distrikt 137 des Beganges Walbeck, steht ein Baum, der im norddeutschen Flachlande kaum seinesgleichen hat: die Mutterfichte mit ihren Sprößlingen (Abb. 14).

An dem feuchten Abhange zu einem mit jungen Eschen bepflanzten Bruche ist vor etwa 50 Jahren eine Fichte aus dem Samenkorn emporgesprossen. Sie ist inzwischen zu einem ungefähr 22 m hohen Baume herangewachsen, der einen Umfang von 1,30 m aufweist. Das Merkwürdige an ihr ist, daß die untersten, quirlig gestellten Zweige allmählich von Moos, Nadeln und Erde bis ziemlich ans Ende bedeckt, nach unten wie Senker Wurzeln getrieben haben, während die äußersten Spitzen sich aufgerichtet haben und zu neuen Bäumen geworden sind. Diese Töchter stehen in einem Kranze 90 cm bis 1,55 m weit um den Hauptstamm herum und haben in 25 bis 30 Jahren bisher Höhen von 6 bis 15 m erreicht. Ihr Umfang schwankt zwischen 20 und 55 cm. Es sind 14 Tochterfichten vorhanden, elf stärkere und drei schwächere.

Ihre Zahl ist früher aber bedeutender gewesen. Vor zwanzig Jahren war das Ganze von unten bis oben hinauf grün und bildete eine prächtige Laube. Um in diese hineingelangen zu können, sind leider die nördlichen Triebe damals weggehauen worden. Auffallend ist nun besonders, daß auch die Töchter sich in derselben Weise benommen haben, wie die Mutter, so daß die alte Fichte sogar Enkelbäumchen hat um sich

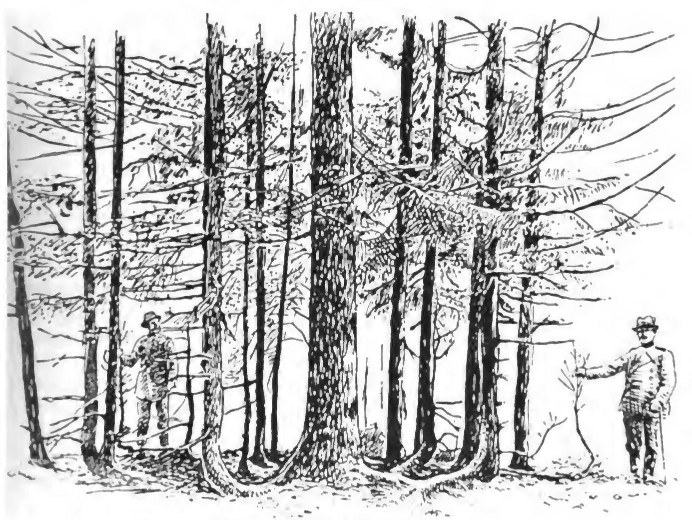


Abb. 14. Mutterfichte bei Walbeck.

herum emporsprießen sehen. Dieser zweite Kranz ist bis 1,40 m von dem ersten entfernt und enthält nur noch einige bis 2,50 m hohe, 10 cm im Umfange messende Stämmchen (z. B. die von den Forstleuten auf dem Bilde gehaltenen).

Leider stand die ganze Gesellschaft zu sehr beengt und unterdrückt in dem Stangenholze, so daß Luft und Licht nur schwer bis zum Grunde haben dringen können. Es sind daher die unteren Zweige größtenteils trocken geworden, auch haben die Enkelpflanzen sich nicht mehr kräftig entwickeln können. Ein Freistellen dürfte vielleicht noch günstigen Erfolg haben.

Eine zweite Fichte, die wenige Schritte nördlich von dieser ersten steht, hat den Versuch gemacht, sich ähnlich zu verhalten. Sie hat auf der südlichen Seite in einem Drittelkreise zehn kleine, 2 bis 3 m hohe Bäumchen aus ihren Zweigen emporgeschickt. Da diese aber noch ungünstiger stehen, ja völlig beschattet sind, sind sie jetzt sämtlich trocken geworden.

Eine solche Senkerbildung ist bei Fichten im feuchten Hochgebirge, wo durch Schneedruck der Wipfeltrieb oft abgebrochen wird, hin und wieder beobachtet; im Flachlande ist nur ein solches Vorkommen im Parke des Rittergutes Strellentin bei Lauenburg in Pommern bekannt.[1]

Weiter geht es nach Süden, immer im Lappwalde entlang, der uns noch durch manchen schönen Baum, manche seltene Pflanze erfreut; wir kommen endlich an die Helmstedter Bahn, und nachdem wir diese beim Bahnhofe überschritten haben, in den herrlichen Park des Klosters Marienborn. Verschiedene Riesen treten uns hier wieder entgegen; besonders fallen auf eine starke Eiche in der Nähe der kleinen Marienkapelle und eine zweite am Parkrande. Diese letztere wird gern aufgesucht, da man auf einer, jetzt allerdings etwas wackeligen, hölzernen Wendeltreppe bis weit in die Krone hinauf zu einer Plattform steigen kann, von der aus man eine prächtige Fernsicht in die Börde hinein genießt.

Haben wir dann noch den im Süden angrenzenden Forst und den wunderbaren Park des alten Veltheimischen Schlosses Harbke besucht, der durch seine mächtigen ausländischen Bäume seit alters berühmt ist, so haben wir die Rundreise durch die Wälder des Holzkreises beendet, uns sogar in Walbeckischen etwas über die Grenze hinaus begeben. Viel des Interessanten ist uns dabei begegnet, und es steht zu hoffen und zu wünschen, daß diese ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit, diese merkwürdigen Bildungen als Naturdenkmäler noch recht lange erhalten und geschützt bleiben.

Hatten diese gewaltigen Bäume, besonders im Bischofswalde schon früher mein lebhaftes Interesse erweckt, so daß ich des öfteren Gelegenheit genommen hatte, auf sie im Magdeburger Botanischen Verein hinzuweisen, so wurde ich auf sie doch besonders wieder aufmerksam, als Professor Dr. Conwentz sein „Forstbotanisches Merkbuch der Provinz Westpreußen“[2] herausgab. Schon im Frühjahr 1901 begannen

---

[1] Briefliche Mitteilung des Professors Dr. Conwentz-Danzig.

[2] Forstbotanisches Merkbuch. Berlin 1900. I. Provinz Westpreußen.

die Aufnahmen und Ausmessungen und damit die Sammlung der Aufzeichnungen über Naturdenkmäler im Holzkreise, die teilweise bereits veröffentlicht sind.[1]

Herrn Professor Conwentz bin ich für manchen Wink bei dieser Arbeit zu bestem Dank verpflichtet, ebenso den Herren von der grünen Farbe, besonders den Herren Forstmeistern Schmidt-Bischofswald und Zinnius-Kolbitz, die mir stets mit Rat und Tat zur Seite standen und jede Auskunft bereitwilligst gaben, ferner meinen Freunden, den Herren Zeichenlehrer Busse-Magdeburg und Apotheker Bodenstab-Neuhaldensleben, auf die ich stets rechnen konnte, wenn es galt, wieder auf die Suche zu gehen und neue Angaben zusammenzutragen, endlich dem Maler Herrn Römer-Magdeburg, dem ich die Skizzen der wichtigsten der Bäume für diesen Aufsatz verdanke.

Es mögen diese Zeilen ein Anfang sein; die Erforschung der übrigen Teile des Herzogtums wird in den nächsten Jahren folgen.

Über Einsturzbecken am Südrand des Harzes.

Mit einer Kartentafel.

Von

Professor Dr. W. Halbfaß

in Neuhaldensleben.

(Vgl. Jahrgang 1902, S. 94ff., 1903, S. 74ff.)

Ungleich den beiden vorangegangenen Wintern schien im Jahre 1903 die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr zu Seeuntersuchungen vom Eise aus sich günstiger zu gestalten. Doch als ich am 28. Dezember in Scharzfeld am Südrand des Harzes anlangte, zeigte es sich doch, daß die Eisdecke der manche Erdfälle ausfüllenden Seelein entweder zu schwach zum Betreten oder, wie beim Wiedensee, überhaupt noch gar nicht vorhanden war. Dasselbe war mit den Teufelslöchern und

---

[1] Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben (Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung). 1903, Nr. 19 und Nr. 20. Magdeburger Familien-Zeitung (Wochenbeilage zum Central-Anzeiger). 1903, Nr. 13 und Nr. 14, und 1904, Nr. 2 und Nr. 3.

Teufelsbädern südöstlich von Osterode der Fall und ich konnte die beiden Tage des 28. und 29. Dezember nur insofern ausnutzen, als ich das Gelände zwischen Scharzfeld und Pöhlde, welches sehr reich an kleinsten und kleineren Erdfällen ist, aber auch einige von größerem Umfange besitzt, rekognoszierte und meinen Besuch bis zu dem auch in den Reisehandbüchern für den Harz erwähnten Erdfall südlich von Pöhlde mit der schwimmenden Insel ausdehnte. Glücklicherweise setzte beim Beginn des neuen Jahres auch neuer, ziemlich strenger Frost ein und schon acht Tage darauf bekam ich die tröstliche Nachricht, daß das Eis genügend dick sei, um meine Untersuchungen beginnen zu können. Diese führte ich am Sonntag den 10. Januar aus, mich dabei auf die Gegend zwischen Scharzfeld und Pöhlde beschränkend.

Ich besuchte zunächst den unweit der Oder, eine halbe Stunde westlich von Dorf Scharzfeld, mitten im Acker gelegenen Wiedensee. Derselbe hat eine sehr regelmäßige, ovale Form, seine Ufer erreichen fast überall eine Höhe von etwa 4 m. Es zeigten sich, obwohl das Eis am Ufer meist etwa 15 cm, mehr nach der Mitte zu immerhin noch 10 cm dick war, in der Gegend der größten Tiefe, d. h. etwas westlich von der geometrischen Mitte des Sees, zwei offene Stellen von ungefähr $^1/_4$ m Durchmesser. Ich möchte dieselben warmen Quellen zuschreiben, die dort auf dem Grunde des Sees entspringen; denn während die Temperatur am Grunde des Sees sonst 4,6° betrug, erreichte sie, vom Rande einer jener beiden offenen Stellen aus gemessen, den hohen Betrag von 11,4, bez. 8,4°.[1] Die größte Tiefe des Wiedensees (15 m) liegt, wie schon oben erwähnt, nicht ganz in der Mitte, sondern etwas mehr nach der Westseite zu, wie aber die auf Grund von 18 Lotungen konstruierte Tiefenkarte zeigt, ist der größte Teil des Sees sehr gleichförmig tief. Von allen Seiten stürzen die Seeränder steil gegen das Ufer ab; schon in einer Entfernung von 10 bis 15 m vom Ufer erreicht der See eine Tiefe von 10 und mehr Metern. Der Boden des Sees ist mit rötlichgelb aussehendem Schlamm bedeckt, der nach den früheren Mitteilungen des inzwischen verstorbenen Besitzers des Hotel Schuster in Scharzfeld, der vielfach vom Eise aus Lotungen unternommen hat, eine Mächtigkeit von mehreren Metern besitzt, was als ganz glaubhaft erscheint, da nach starken Niederschlägen die Krume der ringsherum liegenden Ackerflächen in den See hineingespült wird. Durch diesen Umstand erklärt sich auch die Farbe des Schlammes,

[1] Die Differenz erklärt sich einfach dadurch, daß beim öfteren Wiederholen der Messung nicht immer genau dergleiche Punkt getroffen wurde.

die die gleiche ist, wie im Krämersumpf und dem namenlosen See in dessen Nähe. Etwa 400 m südwestlich vom Wiedensee liegt ein kleiner mit Wasser bedeckter Erdfall, dem meine landeskundigen Begleiter eine nicht unbeträchtliche Tiefe beizulegen geneigt waren; ich habe ihn nicht besuchen können. Auf der Fortsetzung unseres Marsches nach Pöhlde begegneten wir mehreren Erdfällen, von denen einer, der etwa $^3/_4$ km vom Wirtshaus in Pöhlde entfernt liegt und ungefähr 20 bis 30 a Wasserfläche faßt, der größte zu sein scheint, seine größte Tiefe beträgt wenig über 2 m. In Pöhlde selbst befinden sich dicht bei der Kirche zwei kleine Erdfälle, in denen das Wasser in heißen Sommern austrocknet, dagegen liegen in etwa 500 m Luftlinien Entfernung südlich vom genannten Wirtshaus mehrere Erdfälle nebeneinander, die sich zwar nicht durch ihre absolute Größe, wohl aber durch die Steilheit auszeichnen, mit welcher ihre Uferränder in die Tiefe abstürzen. Der größte von ihnen, dessen Rand etwa 50 bis 55 m über Pöhlde liegt, und den ich in der Übersicht kurz den Pöhlder Erdfall nenne, ist mit Wasser bedeckt, aus dem eine sogenannte schwimmende Insel herausragt. Wohl 40 m tief, liegt dies interessante Gewässer im Grunde eines von allen Seiten steil abfallenden, mit Buchen bedeckten Kessels und gewährt von der Höhe aus einen wirklich fesselnden und romantischen Anblick. Mehrere bequem geböschte Wege führen zur Tiefe und beweisen, ebenso wie eine unten aufgestellte Ruhebank, daß sich Sommerfremde hierher verirren. Schon die Anwesenheit der mit einigen prächtigen Bäumen geschmückten Insel ließ darauf schließen, daß dieser See keine bedeutende Tiefe besitze und in der Tat habe ich nirgends mehr als 3 m gelotet. Von dieser etwa 300 qm großen Insel, welche augenblicklich sich in nächster Nähe des Nordufers, und von ihm nur etwa 2 m entfernt befindet, wird allgemein behauptet, daß sie eine schwimmende, und daß sie früher bald diesem bald jenem Ufer näher gewesen sei, nunmehr aber seit einer Reihe von Jahren ihren Standort am nördlichen Ufer nicht mehr verlassen habe. Ich fand an der seichtesten Stelle zwischen Ufer und Insel noch immer etwa $^1/_2$ m Wasser, so daß die Insel noch immer ihren Namen mit Recht trägt, aber ich glaube nicht, daß sie auf das Prädikat „schwimmend" noch Anspruch erheben kann, vielmehr wird sie wohl durch die unter dem Wasser sich verzweigenden Wurzeln des größer gewordenen Baumes allmählich mit dem Ufer vollständig festgewachsen sein. Von allgemein bekannt gewordenen Seen mit schwimmenden Inseln erwähne ich den 4 $^1/_2$ ha großen Nonnmattweiher im südlichen Schwarzwald und den 1 ha großen Hautsee südwestlich von Eisenach.

Name des Sees	Meereshöhe m (Schätzung)	Areal qm (Schätzung)	Umfang m (Schätzung)	Größte Tiefe m	Volumen cbm (Schätzung)	Mittlere Böschung	Temp. des Wassers		Sichttiefe der Scheibe	Härtegrad		Teile Hä[illegible] in 10[illegible] T.	
							Oberfl.	Boden		Oberfl.	Boden	Oberfl.	Boden
Wiedensee	222	6000	270	15	60000	30°	4,6°	5,6°	0,4	8,4°		10,8	
Pöhlder Erdfall	215	2200	160	3	4200	14°	1,8°	4,0°	1,6	13,8°	13,8°	19,8	15,7
Ungenannter Erdfall	235	3200	210	5,5	11000	13°	1,6°	4,6°	0,9	5,8°	7,3°	7,2	7,0
Krämersumpf	222	4000	230	3,5	10000	13°	1,8°	3,0°	0,7	8,8°	8,2°	10,5	15,2

Ersterer besaß bei meinem Besuch im Juli 1898[1] eine am Südwestufer angewachsene, mit Gesträuch bewachsene, ehemals freischwimmende Torfinsel, unterhalb deren der See seine größte Tiefe erreichte; die Insel im letzteren[2] schwimmt noch immer frei herum, neben einer Torfflora haben sich Birken und Kiefern auf ihr eingenistet, die mit der Zeit jedenfalls ein Feststehen der Insel bewirken werden, wie es bei den ehemals freischwimmenden Inseln des Nonnmattweihers und des Pöhlder Erdfalls schon jetzt der Fall ist.

Im Gegensatz zu den übrigen Seen besitzt der Pöhlder Erdfall ein viel klareres Wasser (siehe Tabelle), auch ist sein Boden, da er nicht von Ackerflächen umgeben ist, ohne den gelblich-braunen Schlamm der anderen Seen. Wir begeben uns nun zu zwei kaum 5 Minuten voneinander entfernten Erdfällen, die in ziemlich genau südlicher Richtung von Dorf Scharzfeld etwa $2^1/_2$ km entfernt liegen. Die Situationszeichnung im Meßtischblatt Scharzfeld entspricht nicht mehr der Wirklichkeit, nachdem vor etwa 12 Jahren die Verkoppelung der Felder stattgefunden hat. Der südlich von Scharzfeld über den Sandersberg (268 m) ziehende Weg ist in östlicher Richtung verlegt und führt jetzt zwischen den beiden Erdfällen hindurch, welche auf dem Meßtischblatt zwar beide als solche gekennzeichnet sind, von denen aber nur der östliche, von der Bevölkerung Krämersumpf genannte, auf der Karte mit Wasser bedeckt erscheint.

Beide Erdfälle besitzen ihre größte Länge in südwest-nordöstlicher Richtung und sind beide gegen Nordosten offen; der westliche besitzt eine um 2 m größere Tiefe als der östliche. Da sie beide von Äckern umgeben sind, so ist ihr Boden von dem nämlichen tiefen Schlamm bedeckt wie der Wiedensee. Der Uferrand erreicht bei dem östlichen

[1] Siehe meine Abhandlung über die Seen des Schwarzwalds in Petermanns Mitteilungen 1898, Heft 11.

[2] Vgl. Globus, Band 81, Nr. 1. 1902.

See nur etwa 8 m, bei dem westlichen dagegen etwa das Doppelte. Bei dem Krämersumpf waren die Lotungsarbeiten dadurch etwas beschränkt, daß eine größere Stelle im östlichen Teil zum Zweck der Eisgewinnung aufgeeist war. Biologisch zeigten alle vier Seen nur sehr geringe Abweichungen voneinander: das Phytoplankton fiel gänzlich aus; an Zooplanktonten überwogen bei weitem die Eurytemora-Arten, die namentlich im Krämersumpf und im Wiedensee sehr zahlreich auftraten, am unbenannten, sowie am Pöhlder See zeigten sich auch Cyklopsarten, ebenso Copepoden im Nauplienzustand; im Krämersumpf traten daneben noch ganz vereinzelt Bosmina longirostris und Daphnia cuculata auf.

Größere Unterschiede in den Seen zeigten sich hinsichtlich der chemischen Beschaffenheit ihres Wasserinhaltes. Während die Härte der drei übrigen Seen voneinander nur wenig abweicht, ist die des Pöhlder Erdfalls, sowohl in 3 m Tiefe, als an der Oberfläche erheblich größer, was jedenfalls zum Teil daher rührt, daß in jene die durch Niederschläge ausgelaugten Bestandteile aufgeschlossener Mergelböden gelangen, in diesen aber nicht. Stärkere Differenzen ergaben die Prüfungen auf den Halogengehalt der Wässer. Hier erwies sich gleichfalls das Wasser des Pöhlder Erdfalls als das salzreichste, doch steht ihm das am Grunde des Krämersumpfes geschöpfte nicht erheblich nach, während an der Oberfläche desselben sich gegenüber dem Wasser des Wiedener Sees der gleiche Gehalt an Halogenen ergab. Der unbenannte See zeigte den geringsten Gehalt. Vergessen darf man bei diesen Zahlen niemals, woran ich schon früher erinnerte, daß chemische Untersuchungen von Oberflächenwasser, das durch in das Eis gehackte Löcher geschöpft wurde, aus naheliegenden Gründen keineswegs einwandfrei zu nennen sind.

P. S. Mein Kollege Petry in Nordhausen machte mich freundlichst auf einen Irrtum in meinem ersten Aufsatz über die Einsturzbecken im Jahrgang 1902 vorliegender Zeitschrift aufmerksam. Dort muß es Seite 95 unten natürlich statt „Rotliegendes“ „Unterer Buntsandstein“ heißen. Diese Formation bedeckt einen großen Teil der Gegend südlich vom Harze; die Erdfälle selbst verdanken ihre Existenz der diese Formation unterlagernden oberen Zechsteinformation, in welcher sie durch Auswaschung unterirdischer Gipsstöcke entstanden sind.

Der Name „Eichsfeld."

Von

Kl. Löffler,

Volontär an der Universitätsbibliothek zu Münster i. W.

1. Überlieferung. Der Name „Eichsfeld" findet sich zum ersten Male in einer Urkunde Arnulfs von Kärnten vom Jahre 897, in der er einen Tausch zwischen Abt Hucki von Fulda und einem Grafen Konrad bestätigt. Dieser überließ jenem quasdam res in pago Eichesfelden.[1]

Am 9. Dezember 1022 schenkte Kaiser Heinrich II. dem Kollegiatstift in Heiligenstadt Güter in villa Geizlaha dicta (Geisleden), in pago vero Eichesvelt.[2]

Am 24. Februar 1283 schenkte Graf Heinrich von Gleichen genannt von Gleichenstein der Templerniederlassung in Helmsdorf unter anderen Rechten auch Fischerei und Jagd in confinio Eychisfelt.[3]

Elf Jahre später verkaufte er sein ganzes Land, que Eychisfeld[4] [Eichesfelt, Eychesvelt][5] theutonice appellatur, an den Erzbischof Gerhard von Mainz.

Aus der Reihe dieser völlig einheitlichen Formen fällt diejenige gänzlich heraus, die uns Falke in seinem Abdruck einer Quedlinburger Urkunde Ottos I. vom 15. April 950 bietet.[6] Der König verleiht in der Urkunde dem Kloster Engern neben zwei anderen Gütern auch Hoianusini in pago Aikesfelt. Abgesehen davon, daß sich dies Hoianusini in unserem Eichsfeld kaum unterbringen läßt,[7] geben auch zwei andere Überlieferungen der Urkunde statt Aikesfelt die Lesarten Arpesfelt und

---

[1] Dronke, Codex diplomaticus Fuldensis, Nr. 645, S. 294. Vgl. Böhmer-Mühlbacher, Karolingerregesten Nr. 1875.

[2] Monumenta Germaniae historica, Diplomata 3, 613, 25.

[3] de Gudenus, Codex diplomaticus exhibens anecdota ... Moguntiaca, Goettingae 1743, 1, 799.

[4] Ebenda 1, 887. — Nehmer gibt (Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle 1903, S. 78), vielleicht durch Druckfehler, das Jahr 1083 an.

[5] Diese beiden Lesarten hat mir Herr Professor Dr. Jaeger aus dem Manuskript seines eichsfeldischen Urkundenbuchs gütigst mitgeteilt.

[6] Codex traditionum Corbeiensium, Addenda Nr. XIII, S. 746 f.

[7] Falke hält dafür Hoheneiche bei Eschwege. Dies liegt aber am linken Ufer der Werra, also nicht mehr im Gau Eichsfeld. Wersebe, Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut, Weser und Werra, Hannover 1829, S. 39 möchte Heuthen darunter verstehen, was aber nicht angeht.

Harpesfelt. Wir müssen daher Aikesfelt fallen lassen und ziehen mit den Monumenta Germaniae[1] Arpesfelt vor.

Aus der späteren Zeit sind Formen überliefert, die der heutigen nahekommen.[2] Es lohnt sich nicht sie alle aufzuführen.

In niederdeutschen Schriften finden wir Ekesfeld,[3] Eckesveld,[4] Ekesveldia.[5]

2. Erklärungsversuche. Den ersten bekannten machte der Mainzer Jesuit und Historiker Nikolaus Serarius (1558—1609) im 20. Kapitel des 3. Buches seiner Schrift „Rerum Moguntiacarum libri V" (Mainz 1604): „Zwischen Hessen und Thüringen liegt eine dem Mainzer Erzbischof untertane Landschaft, die entweder von alten Eichen Eichsfeld oder von Kälte und Frost Eisfeld genannt wird."

Die zweite Vermutung des Serarius geht auf die Aussprache in der eichsfeldischen Mundart zurück, die wie das Niederdeutsche hs (chs) zu ss ausgleicht (vgl. Osse, Asse = Ochse, Achse). Von Zusammenhang zwischen ahd. îs und Eichesfeld kann aber natürlich keine Rede sein.

Die Ableitung von „Eiche" dagegen ist bis heute hier und da in Geltung geblieben.[6] Zu ihr neigt auch der eichsfeldische Historiker Johann Wolf. Er führt den Namen auf alte Eichenwaldungen zurück und hält ihn für analog der Benennung Buchoniens (Hessens) von Buchen. Daneben äußert er die Vermutung, daß er auch an das verwüstete Dorf Eichen im Mühlhausischen angeknüpft sein könnte. „Nach der alten Überlieferung ist hier in heidnischen Zeiten ein überaus großer Eichbaum von dem Volke verehrt worden."[7]

Der ersten Annahme folgt Wersebe in der Beschreibung des pagus Eichesfeld: „Der Name bezieht sich ohne Zweifel auf Eichen-

---

[1] Diplomata 1, 205, 28. Ebenso Böhmer-Ottenthal, Regesten der sächsischen Kaiser, Nr. 187.

[2] Z. B. Eichsfeldia (in der Historia de lantgraviis Thuringiae zu 1134, Eccard, Historia genealogica principum Saxoniae superioris, Lipsiae 1722, S. 370), Eichssfeld (in der Düringischen Chronik des Johann Rothe, Thüringische Geschichtsquellen, Bd. 3, Jena 1859, S. 280).

[3] Sachsenchronik zu 416 (Abel, Samml. S. 33), Chronik des Rufus, herausgegeben von Grauhoff, Hamburg 1830, S. 524.

[4] Bothe, Chronicon Brunsvicense bei Leibniz, Scriptores Brunsvic. illustr. 4, 351.

[5] Hermanni Corneri chronicon bei Eccard, Corpus historicum medii aevi, S. 1254.

[6] Werner, Das Eichsfeld, Heiligenstadt 1886, S. 4. Leineweber, Das Buch vom Eichsfelde, Heiligenstadt 1900, S. 2. Polack, Der Kreis Worbis in den hundert Jahren preußischer Herrschaft, Worbis 1902, S. 112.

[7] Politische Geschichte des Eichsfeldes, Bd. 1, Göttingen 1792, S. 17. Ebenso in seinem Artikel „Das Eichsfeld" bei Ersch und Gruber. Ihm folgt neuestens Thiele, Hundert Jahr unter Preußens Aar, Festschrift, Mühlhausen 1902, S. 41.

waldungen, die dort vorhanden waren und zwischen den Tannen- oder Harzforsten im Norden und dem großen Buchenwalde oder Buchonien im Süden in der Mitte lagen."[1]

Neuerdings hat F. W. Grimme das Eichsfeld als das „Feld der heiligen Eiche" bezeichnet.[2] Er meint die Eiche, die nach eichsfeldischer Sage der hl. Bonifatius auf dem Hülfensberge gefällt hat, eine Legende, für die er wiederholt eifrig eingetreten ist.

Vorher aber hatten sich schon hörenswerte Stimmen gegen die herkömmliche Ableitung vernehmen lassen.

Zuerst 1837 der Gymnasialdirektor M. Rinke. „Der Ableitung von Eiche", sagt er, „widerspricht die grammatische Verbindung. Diese deutet auf einen Namen oder auf das Beiwort eigen. Mit dem Worte Eigen wurden hier Güter bezeichnet, die nicht zu Lehen gegeben waren, und dies paßt allerdings auf das eigentliche Eichsfeld, das einer Linie des Grafen von Gleichen als Eigentum zugehörte."[3]

An Rinke hat später H. Waldmann, ein ganz tüchtiger Namenforscher, angeknüpft und die Ableitung von Eiche sowohl als auch die von eigen zurückgewiesen, dagegen die andere von Rinke angegebene Möglichkeit, Ableitung von einem Namen, angenommen und sich für die Bedeutung „Feld eines Aiko oder Eiko" entschieden.[4]

Förstemann gesteht in der ersten Auflage seines Namenbuches, daß ihm die Bildung des Namens Eichesfeld nicht klar sei: „Er sieht aus, als stammte er von einem Personennamen Eichi, der sich aber nicht nachweisen läßt. Deshalb halte ich es für möglich, daß er für Eihahesfeld steht, obwohl dann die uneigentliche Komposition befremdend ist." In der zweiten Auflage rechnet er Eichesfeld zu den „unorganischen Bildungen, die den Schein angenommen haben, als stecke in ihnen der Genetiv eines Personennamens".

Hierin folgt ihm Egli, der Verfasser des bekannten Lexikons „Nomina geographica."[5]

---

[1] A. a. O. S. 37.

[2] Säkularfestschrift des Gymnasiums in Heiligenstadt (1875) S. 2. Leineweber folgt ihm (a. a. O. S. 93) in auffallendem Gegensatz zu seiner vorher S. 2 geäußerten Ansicht.

[3] Programm derselben Anstalt 1837, S. 1.

[4] Programm Heiligenstadt 1856 und „Über den thüringischen Gott Stuffo", Heiligenstadt 1857, S. 1 Anm. 1. — Ihm haben sich u. a. angeschlossen Thomas, Etymologisches Wörterbuch geographischer Eigennamen, Breslau 1886, S. 36, Nehmer a. a. O. und Kirchhoff ebenda S. 155.

[5] S. 278. — Einen Versuch A. Raabes (Deutscher Hausschatz 1, 799), Eichsfeld von aighas paindita, „das strebe, rauhe, störrige Feld, der rauhe und harte

3. Ergebnisse. Die Ableitung von „Eiche“ begegnet der großen Schwierigkeit, daß ihr, wie schon Rinke richtig bemerkt, „die grammatische Verbindung widerspricht“. Eiche, ahd. eih, ist von Haus aus ein weibliches Wort und geht im Ahd. nach der i-Deklination (Gen. eihi). Das s in Eichsfeld kann also keinesfalls Genetiv-s sein. Das sogenannte verbindende (Kompositions-)s aber, das sich ja auch an weibliche Wörter hängt (Liebesbrief, Hilfsmittel, Hoheitsrecht), kommt im Ahd. und Mhd. noch nicht vor, sondern ist erst neuhochdeutsch. Auch vernachlässigt es, von „Liebe“ und „Hilfe“ abgesehen, die weiblichen Wörter auf e sehr stark, besonders gegen die auf t. Daß jene zurücktreten, kommt daher, daß sie gern die Endung -en annehmen. Die Form Eichsfeld ist daher als Ableitung von Eiche auf für das Nhd. so gut wie ausgeschlossen. Auch heute, in der Blütezeit des „s-Unfugs“, wie Trautmann die Erscheinung nennt, würde man statt dessen Eichenfeld oder Eichfeld sagen, wie Eichendorf, Eichstätt, Eichenberg, Eichberg.

Aber vor genau dieselbe Schwierigkeit stellt die Ableitung von Aiko oder Eiko, weil dieser Name ein schwacher Stamm ist. Sie hat sogar noch weniger Berechtigung, weil sie auf eine Form der Überlieferung zurückgeht, die, wie ich vorhin gezeigt habe, ganz vereinzelt ist und auf die wir verzichten müssen.[1]

Zwar glaube auch ich, daß ein Personenname das Bestimmungswort gewesen ist, da die Zusammensetzung eines Grundwortes wie Feld mit dem Namen des ersten Besitzers oder Ansiedlers in alter Zeit und gerade auch hierzulande sehr häufig gewesen ist. Wolf hat über 50 solcher Ortsnamen aus unserer Landschaft zusammengestellt.[2]

Aber der Name, der zugrunde gelegen hat, muß einen starken Stamm gehabt haben (vgl. bei Förstemann Aicus, Aichard, Aigolt, Aigulf).

Welcher es ist, ist allerdings schwer zu entscheiden.

Wohnkreis“ abzuleiten, habe ich nicht aufgeführt. Er trägt noch ernsthaft die These vor, die Namengeber des „uralten Eichsfelds“ hätten die alte indische Sprache gesprochen.

[1] Kirchhoff weist (a. a. O.), um die Ableitung von Eiko zu stützen, auf die Aussprache hin. Sie ist aber, wie aus der Überlieferung hervorgeht, erst später durch den Ausfall des e zwischen ch und s entstanden und kann daher für die Ableitung, die auf die ältesten Formen zurückgreifen muß, nichts beweisen.

[2] Pol. Gesch. 1, 40 Anm.

Die Verbreitung des Loiba-Namens im Thüringerwald.

Von
Luise Gerbing
in Schnepfenthal.

Nicht die sprachliche Bedeutung des mittelalterlichen Namens des Thüringerwaldes soll hier untersucht werden; auf Grund der mir bekannten urkundlichen und kartographischen Aufzeichnungen möchte ich nur kurz feststellen, in welcher Ausdehnung sich die klangvolle Bezeichnung nachweisen läßt.

Die älteste Umgrenzung der Loiba bringen die Reinhardsbrunner Urkunden,[1] die zwar als Fälschungen gekennzeichnet sind,[2] aber dennoch ihren Wert behalten als Quelle für Orts- und Forstnamen.

Die drei ersten dieser Urkunden beziehen sich auf die Besitzungen Ludwigs des Bärtigen in der vasta solitudo Loibae. Die Grenze des Waldgebietes zieht sich östlich am Fuße des Datenberges (bei Tabarz) nach der Grenzwiese (östlich vom Großen Inselsberg); von da, Brotterode südlich lassend, über die Schmalkalde, nach der Wüstung „Dambahc" im Haderholzgrund, die Ebertswiese, Leinaquelle, Altenbergen, Sülzbach, Ernstroda, Rödichen, das Badewasser aufwärts zum Tenneberg (Tabarzer Forst) und wieder zum Datenberg. Westlich der Schmalkalde erinnert nur ein Name vielleicht an den alten Ausdruck: Der Lörsberg, ein Teil des Kleinen Schmalkalder Gemeindewaldes, auf dem rechten Ufer des Flüßchens, der Hirschbalz gegenüber. Doch ähnelt der Name zu sehr den Bezeichnungen, die sich auf Löber (Gerber) beziehen, um sicher unter die Loiba-Namen gestellt zu werden. Die urkundliche Form des 17. Jahrhunderts lautet Löbersberg und Löbelsberg,[3] mundartlich spricht man Löwensberg; das Meßtischblatt Brotterode gibt den Namen „Loibesberg" wieder.

Ziemlich sicher ist dagegen eine andere Forstbezeichnung als Loiba-Namen zu erklären. Am 28. August 1044 gestattet Heinrich III. dem Grafen Ludwig I. „edificare castellum Scunonburg in confinio Loibae silvae". Auf der Ostseite des Berges Schauenburg (südwestlich von Friedrichroda) leuchten die hellen Porphyrfelsen der Weißleber-

[1] Dobenecker, Regesta diplomatica I. N. 729: 1039; N. 773: 1044; N. 961: 1039; N. 1069: 1111; N. 1103: 1114; N. 1459: 1143.

[2] Naudé, A., Die Fälschung der ältesten Reinhardsbrunner Urkunden. Berlin 1883.

[3] Tenneberger Grenzbeschreibung 1643—1655. Goth. Staats-Arch. OO II 23ff.

steine. Im 17. Jahrhundert hießen sie noch Weißenlöbenstein, Weißenlöwenstein, Weißenliebenstein. Es scheint mir höchst wahrscheinlich, daß hier ein Anklang an den Namen des Waldgebietes sich erhalten hat.

Der Ostgrenze des Reinhardsbrunner Klosteranteiles schließt sich unmittelbar an der Loibabezirk von Georgenthal. Aus der Bestätigungsurkunde des Erzbischofs Heinrich vom Jahre 1143[1] ist der Umfang des Waldes zu entnehmen. Der Rennsteig bildete die Südgrenze von der Ebertswiese bis zum Frankengrund (Eberhardesbruggen usque ad Willeheresrodere, deinde Francenstic). Die Ostgrenze lief an der Apfelstädt hin bis zur „Swaenehildefurt“ und zum „Hagenbach“ (Schweinbach östlich von Georgenthal). In den beiden folgenden Urkunden[2] verschiebt sich die Grenze noch weiter nach Osten: „... terciam partem inter Francenstic et Loibam; ... inter Rotenbach et Hainbach versus Loibam“. Die letztgenannte Fläche reicht bis zur Meinoldesstraße (Ohrdrufer Steiger). Beim Steigerhaus entspringt der Löbenbach oder Löwenbach (Zufluß der Ohra). Quer durch das Loiba-Gebiet läuft die Steinbacher Straße, im 17. Jahrhundert Loiben- oder Laubenstraße genannt. Da, wo sie den Rennsteig nach Süden überschreitet, trifft sie auf den Forstort „Loiba“ (Laube nach Geisthirt, Hist. Schmalc.). Weiter östlich finden wir den Namen erst wieder in der Gegend von Oberhof. Hier hieß eine weite Strecke des Waldes südlich und nördlich vom Rennsteig „Die bloße Läube“.

Die „blosse leuben“ wird zuerst erwähnt 1357 in der Reinhardsbrunner Urkunde Landgraf Balthasars, betreffend den Tausch einiger Besitzungen des Klosters bei Zella St. Bl. gegen einen Waldbezirk bei Finsterbergen.[3]

Im 15. Jahrhundert findet sich der Name in einer handschriftlichen Notiz[4] über die Nordseite des Gebirges: „uff der bloßin loybin keyne frankin unden abe alse dy gera entspringet“. Und weiterhin in bezug auf das Gebiet der obigen Reinhardsbrunner Urkunde: „Vor [Amt] Swarczenwalde vormals obir dy bloßin loybin“.

Nach Geisthirt (Hist. Schmalc. § 7) trifft die blosse Läwbe zusammen mit dem Läubagebiet von Georgenthal: „Ueber dem Neuenhof ... ist der erste Grenzstein [des Schönauer Forstes] und gehet auf

[1] Dobenecker, S. I. N. 1459.

[2] Dobenecker, S. II. 361; 1168, Juni 14. — Dob. II. 835; 1189, August 13.

[3] Goth. Staats-Arch. Reinhardsbr. Kopialbuch I. 18 fol. 71.

[4] 1425—1438. — Erzählung über die Bekehrung der Thüringer und die Einrichtung ihrer Gerichte von H. C. v. d. Gabelentz. Zeitschr. f. Thür. Gesch. Bd. VI, S. 235 ff.

der blossen Läuben hin, biss an den 90ten Stein, am Schützenberg bei dem Ahorn ..."

Ungefähr über denselben Bezirk (Quellgebiet der Hasel) erstreckt sich der Name: „Zellaer-, Mehliser-, oder Suhler Loibe" der Schwarzwälder Amts- und Grenzbeschreibung (17. Jahrhundert). Letztere bringt die „bloße Loibe" geradezu zwischen Schützenberg und Sternberg, also anstelle der jetzigen Zellaer Läube.

Auch nach folgender Stelle fallen beide Begriffe zusammen: „daz die wiltpan ... des waldes genant der Melser und Zeller walt, hie diesseit hinuff biß uff die Lewben an den Rynnestigk von alter here den Hern von Hennenberg gewest sie ...". (Henneb. Urk. VII, 168—1445).

An der Zellaer Loibe entspringt der Lubenbach; Lobenbach nach der Schwarzwälder Amtsbeschreibung.

Zwischen Lubenbach und Königsknübel, längs des Bohligsgrundes liegt die Gegend der „Lauben" (Bereitung der Henneb. wälder und gehöltz 1587).

So läßt sich der Loiba-Name verfolgen örtlich von der Schmalkalde bis zur Geraquelle und zeitlich von der Mitte des 11. Jahrhunderts an bis in unsere nüchterne Neuzeit.

Was bedeutet „Hillebille"?

Von

Prof. Dr. A. Kirchhoff

in Halle.

Hillebille war der Name des Schallbretts, das die Köhler im Harz wie auch in anderen deutschen Gebirgen benutzten um einander Signale zu geben. Im Harz, wo noch ein Bergrücken bei Sachsa nach einer früher auf seiner Höhe stehenden Hillebille selbst so heißt, hatte die Hillebille die Gestalt eines Galgens; zwei Fichtenstämme, denen man die übrigen Zweige abgekappt hatte, trugen in ihrem zweizinkigen Gabelende eine Querstange, an der mit zwei Riemen oder Stricken die eigentliche Hillebille hing, d. h. ein firmenschildähnliches Brett von etwa 75 cm Länge und 20 cm Breite. Dieses aus Buchenholz angefertigte fingerdicke, schwingende Brett gab, mit einem hammerförmigen Knüppel aus Hainbuchenholz angeschlagen, Alarm- oder Sammelsignale, die mindestens auf halbstündige Ferne, bei günstigem Wind noch viel weiter hörbar waren.

Seitdem Richard Andree auf dies erst mit dem Eingehen der Köhlerei im großen Betrieb bei uns in Vergessenheit geratene, sicherlich uralte Schallgerät aufmerksam gemacht hat, ist eine ganze Fülle von Aufsätzen über die Hillebille erschienen. So veröffentlichte der „Wartburg-Herold“ in seinem ersten Jahrgang eine Mehrzahl bezüglicher Mitteilungen, u. a. eine solche vom damaligen russischen Geistlichen Propst Rumjäntzoff in Weimar, daß in der orientalischen Kirche vor Einführung der Glocken ganz ähnliche hölzerne oder gußeiserne Tafeln benutzt wurden, um die Gläubigen zur Andacht zu rufen oder auch um die Tageszeiten anzugeben. Archivrat Dr. Mitzschke fügte dem jüngst in den „Thüringer Monatsblättern“ (12. Jahrgang, Eisenach 1904, S. 23f.) hinzu, daß in vielen kleinen Orten Griechenlands die Kirchen noch heutzutage mit solchen Schlaghölzern oder Schlageisen an Stelle von Glocken versehen sind; man nenne sie dort „simandro“ (Zeichengeber). Er erwähnt zugleich aus der Lebensbeschreibung der Zisterzienser Nonne Lukard, die als Stigmatisierte und Visionärin zu Oberweimar an der Ilm lebte und 1309 dort starb, den im dortigen Kloster (und sicherlich nicht in diesem allein) üblich gewesenen Brauch, daß man den Tod eines Klostermitglieds durch Anschlagen einer Holztafel allen übrigen zu verkünden pflegte.

Was aber das auffällige Wort Hillebille eigentlich bedeute, ist bis zur Stunde noch nicht ergründet. Es möge deshalb den Sprachforschern eine mir sehr wahrscheinlich dünkende Deutung zu kundiger Prüfung vorgelegt sein. Die in der Erzählung vom sächsischen Prinzenraub (im 15. Jahrhundert) vorkommende älteste erreichbare Namensform unseres Geräts, wie sie also damals im Erzgebirge gang und gäbe war, lautet „Hellebille“, was offenbar zu zergliedern ist in „helle Bille“. „Hell“ bedeutet nun ursprünglich gar keinen Gesichts-, sondern einen Gehör-Begriff, es besagt „weithin hörbar“, wie es uns noch in Schillers Versen entgegentritt:

> Wenn die hellen Kirchenglocken
> Laden zu des Festes Glanz.

Das Grundwort „Bille“ hat man schon von anderer Seite mit Recht auf das mittelhochdeutsche Zeitwort „billen“ d. h. schlagen (hier: durch Anschlag tönen lassen) bezogen, womit unser „bellen“ als Intransitivum wohl zusammengehört, denn dieses wurde erst neuzeitlich mehr und mehr auf das Hundegebell eingeschränkt („Bellhusten“ braucht durchaus keine Vergleichung mit Hundegebell zu enthalten, vgl. das englische bellow = brüllen, Lärm machen). Im Niederdeutschen und im Englischen lebt das Wort Bille oder vielmehr Belle in einsilbiger

Kürzung noch heute fort. Dem angelsächsischen und mittelenglischen „belle“ ist das neuenglische „bell“ (Glocke, Schelle, zur angelsächsischen Zeit auch Schallbecken) gefolgt, desgleichen dem mittelniederdeutschen und mittelniederländischen „belle“ das holländische „bel“ der Gegenwart, das bezeichnender Weise nicht bloß Glocke und Schelle, sondern auch Kinderrassel bezeichnet. Man darf wohl sagen: in Holland und England brauchte man unser Wort Glocke nicht (obwohl es in der Form „klok“ in Holland nachmals neben „bel“ Aufnahme fand), weil man den Ausdruck Schallbrett (Bille, Belle) einfach beibehielt, als man das tönendere Erz an seine Stelle treten ließ.

Hellebille scheint mir also „laut dröhnendes, in weite Ferne hörbares Schallbrett“ zu bedeuten, ein echtes „Telephon“, und Hillebille aus jener Wortform durch Anreim entstanden zu sein, wie das bei so manchen volkstümlichen Redewendungen geschah nach Art von „mi huns, mi kunns“ (wir habens, wir können).

Es sei noch bemerkt, daß auch außerhalb unserer Gebirge das Schall- oder Klapperbrett noch weit und breit im Gebrauch steht, bis auf die größeren Güter unseres Flachlandes hin, wo im Ost und West noch vielfach, besonders zur Erntezeit in Ermangelung einer Glocke oder Dampfpfeife eine aufgehängte Planke wie ein Gong angeschlagen wird, um die Leute zur Mahlzeit zu rufen.

Meinem lieben Freund Direktor Wilhelm Cramer in Barr verdanke ich aber noch den Hinweis darauf, daß bei einem halb sakralen Gebrauch der Zimmerleute im Lippischen die Hillebille sogar mit diesem ihrem althistorischen Namen noch fortlebt. Wird nach Aufführen eines größeren Gebäudes dort zulande nämlich das Richtefest gefeiert, so schlagen hoch oben auf dem Bau Polier und 2—3 Arbeiter mit umgekehrter Axt im Dreschtakt auf eine etwa $1\frac{1}{2}$ m lange, 60 cm breite Bohle aus Buchenholz, die hohl gelegt und (zur Verstärkung des Lärms) mit einer großen Eisenkette einigemal umwickelt ist. Dann folgen die althergebrachten Fest- und Weihesprüche, begleitet von festlichem Trunk, beides in mehrfacher Folge unterbrochen vom wiederholten Anschlagen der Hillebille, was eingeleitet wird mit den Worten: „Nun wollen wir erst mal wieder Hillebille schlagen!“

Phänologische Beobachtungen in Thüringen.

1903. (23. Jahr.)

Von

Dr. H. Toepfer,

Realschuldirektor a. D. in Sondershausen.

Wie in früheren Jahren wurde beobachtet in

Sondershausen (51° 22′ N. B., 10° 52′ O. v. Gr., 200 m H.) von den Herren Lutze und Döring und Dir. Toepfer.

Groß-Furra (6 km nordwestl. v. Sondershausen, Höhe etwa 250 m) von Herrn Kantor Sterzing.

Leutenberg (50° 34′ N. B., 11° 28′ O. v. Gr., 302 m H.) von Herrn Lehrer Wiefel.

Blankenburg i. Th. (50° 41′ N. B., 11° 16′ O. v. Gr., 222 m H.) von Herrn Dr. Kersten.

Halberstadt (51° 54′ N. B., 11° 0′ O. v. Gr., 130 m H.) von Herrn Lehrer Schröder.

Die in der zweiten Spalte stehenden römischen Ziffern bedeuten: I. Erste Blüte offen, II. Allgemeine Blüte, III. Erste Früchte reif, IV. Erste Blattoberfläche sichtbar, V. Allgemeine Laubverfärbung.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg	Halberstadt
Aesculus hippocastanum L.	I.	6. 5.	12. 5.	30. 5.	10. 5.	28. 4.
	II.	15. 5.	20. 5.	9. 6.	20. 5.	7. 5.
	III.	24. 9.	22. 9.	30. 9.	25. 9.	—
	IV.	30. 4.	30. 3.	2. 5.	3. 4.	10. 4.
	V.	17. 9.	10. 10.	15. 10.	17. 10.	—
Berberis vulgaris L.	I.	10. 5.	—	15. 5.	7. 5.	15. 5.
	II.	15. 5.	—	20. 5.	18. 5.	25. 5.
	III.	—	—	25. 8.	—	20. 7.
	IV.	19. 4.	—	30. 4.	24. 3.	29. 3.
	V.	—	—	8. 10.	15. 10.	—
Betula alba L.	I.	—	22. 4.	17. 4.	3. 4.	2. 4.
	II.	—	28. 4.	20. 4.	15. 4.	20. 4.
	III.	—	—	14. 9.	—	—
	IV.	23. 4.	18. 4.	14. 4.	26. 3.	—
	V.	1. 11.	6. 10.	7. 10.	5. 10.	—

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg	Halberstadt
Cornus mas L.	I.	28. 2.	21. 3.	20. 3.	28. 2.	15. 3.
	II.	14. 3.	30. 3.	22. 3.	7. 3.	22. 3.
	III.	—	15. 9.	16. 9.	10. 9.	15. 8.
	IV.	—	5. 4.	3. 5.	12. 4.	20. 4.
	V.	—	14. 10.	20. 10.	25. 10.	—
Cornus sanguinea L.	I.	30. 5.	14. 6.	4. 6.	31. 5.	—
	II.	—	20. 6.	10. 6.	9. 6.	—
	III.	—	—	8. 9.	21. 9.	—
	IV.	—	8. 4.	14. 5.	27. 3.	—
	V.	—	9. 10.	6. 10.	10. 10.	—
Corylus avellana L.	I.	23. 2.	30. 3.	28. 2. ♂	10. 2.	15. 3.
	II.	—	26. 3.	8. 3. ♀	19. 2.	20. 3.
	III.	—	—	20. 8.	30. 8.	—
	IV.	—	15. 4.	3. 5.	28. 3.	12. 4.
	V.	—	7. 10.	7. 10.	14. 10.	—
Crataegus oxyacantha L.	I.	14. 5.	5. 6.	12. 5.	4. 5.	20. 5.
	II.	21. 5.	10. 6.	20. 5.	14. 5.	30. 5.
	III.	—	—	29. 9.	18. 9.	—
	IV.	—	25. 3.	31. 3.	17. 3.	—
	V.	—	—	10. 10.	11. 10.	—
Cydonia vulgaris Persoon	I.	14. 5.	—	—	15. 5.	5. 5.
	II.	19. 5.	—	—	24. 5.	15. 3.
	III.	—	—	—	—	—
	IV.	—	—	—	8. 4.	28. 4.
	V.	—	—	—	23. 10.	—
Cytisus laburnum L.	I.	22. 5.	—	25. 5.	12. 5.	20. 5.
	II.	26. 5.	—	3. 6.	23. 5.	30. 5.
	III.	—	—	27. 8.	—	—
	IV.	—	—	14. 5.	—	1. 5.
	V.	—	—	12. 10.	21. 10.	—
Fagus silvatica L.	I.	—	—	20. 5.	6. 5.	20. 5.
	II.	—	—	25. 5.	16. 5.	30. 5.
	III.	—	—	7. 10.	27. 9.	—
	IV.	30. 4.[1]	28. 4.	8. 5.	30. 4.	1. 5.
	V.	17. 10.	7. 10.	9. 10.	12. 10.	—
Ligustrum vulgare L.	I.	20. 6.	26. 6.	24. 6.	9. 6.	—
	II.	25. 6.	3. 7.	28. 6.	20. 6.	—
	III.	—	—	20. 9.	30. 9.	—
	IV.	21. 4.	15. 4.	26. 4.	25. 3.	—
	V.	—	—	10. 10.	22. 10.	—
Lonicera tartarica L.	I.	4. 5.	—	10. 5.	3. 5.	28. 4.
	II.	12. 5.	—	20. 5.	12. 5.	7. 5.
	III.	—	—	11. 7.	10. 7.	—
	IV.	12. 3.	—	24. 4.	—	20. 3.
	V.	—	—	17. 10.	7. 10.	—
Prunus avium L.	I.	24. 4.	16. 4.	26. 4.	2. 4.	2. 5.
	II.	1. 5.	28. 4.	3. 5.	14. 4.	8. 5.
	III.	—	24. 6.	20. 7.	16. 6.	28. 7.
	IV.	—	13. 4.	3. 5.	29. 3.	20. 4.
	V.	—	5. 10.	5. 10.	18. 10.	—

[1] 6. 5. Buchenwald grün.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg	Halberstadt
Prunus cerasus L.	I.	21. 4.	22. 4.	3. 5.	—	2. 5.
	II.	3. 5.	2. 5.	7. 5.	—	8. 5.
	III.	—	2. 8.	25. 7.	—	25. 7.
	IV.	—	19. 4.	5. 5.	—	15. 4.
	V.	—	3. 10.	6. 10.	—	—
Prunus domestica L.	I.	23. 4.	1. 5.	6. 5.	20. 4.	15. 4.
	II.	1. 5.	8. 5.	10. 5.	28. 4.	25. 4.
	III.	—	—	5. 9.	2. 9.	—
	IV.	—	25. 4.	5. 5.	10. 4.	5. 4.
	V.	—	15. 10.	17. 10.	20. 10.	—
Prunus padus L.	I.	8. 4.	—	15. 5.	9. 4.	20. 4.
	II.	28. 4.	—	20. 5.	22. 4.	5. 5.
	III.	—	—	9. 7.	13. 7.	—
	IV.	—	—	7. 5.	7. 3.	15. 4.
	V.	—	—	10. 10.	16. 10.	—
Prunus spinosa L.	I.	12. 4.	17. 4.	26. 4.	29. 3.	28. 3.
	II.	16. 4.	28. 4.	3. 5.	8. 4.	8. 4.
	III.	—	—	2. 9.	30. 9.	—
	IV.	—	—	8. 5.	—	20. 4.
	V.	—	—	20. 9.	18. 10.	—
Pirus communis L.	I.	24. 4.	21. 4.	26. 4.	21. 4.	18. 4.
	II.	2. 5.	29. 4.	4. 5.	30. 4.	25. 4.
	III.	—	—	21. 8.	20. 7.	—
	IV.	—	19. 4.	19. 4.	31. 3.	30. 4.
	V.	—	—	18. 10.	19. 10.	—
Pirus malus L.	I.	26. 4.	—	7. 5.	22. 4.	1. 5.
	II.	5. 5.	—	10. 5.	3. 5.	8. 5.
	III.	—	—	20. 8.	28. 7.	—
	IV.	2. 5.	17. 4.	5. 5.	29. 3.	8. 5.
	V.	—	—	19. 10.	21. 10.	—
Quercus pedunculata Ehrh.	I.	—	8. 5.	14. 5.	8. 5.	20. 5.
	II.	—	14. 5.	21. 5.	18. 5.	30. 5.
	III.	—	24. 7.	18. 9.	2. 10.	—
	IV.	—	3. 5.	25. 5.	4. 5.	—
	V.	—	12. 10.	20. 10.	17. 10.	—
Ribes grossularia L.	I.	8. 4.	3. 4.	30. 3.	23. 3.	20. 3.
	II.	28. 4.	20. 4.	7. 4.	1. 4.	28. 3.
	III.	—	20. 7.	22. 7.	10. 7.	12. 7.
	IV.	—	19. 3.	24. 3.	18. 2.	20. 3.
	V.	—	—	9. 10.	25. 10.	—
Ribes rubrum L.	I.	8. 4.	7. 4.	10. 4.	1. 4.	28. 3.
	II.	23. 4.	24. 4.	15. 4.	12. 4.	4. 4.
	III.	—	10. 7.	6. 7.	20. 6.	5. 7.
	IV.	—	28. 3.	2. 4.	21. 3.	7. 4.
	V.	—	—	9. 10.	20. 10.	—
Ribes aureum L.	I.	11. 4.	—	9. 5.	29. 3.	25. 4.
	II.	29. 4.	—	14. 5.	10. 4.	2. 5.
	III.	—	—	10. 7.	—	25. 7.
	IV.	—	—	21. 4.	5. 3.	20. 4.
	V.	—	—	17. 9.	15. 10.	—

		Sonders-hausen	Gr.-Furra	Leuten-berg	Blanken-burg	Halber-stadt
Robinia pseudacacia L.	I.	2. 6.	—	2. 6.	3. 6.	25. 5.
	II.	7. 6.	—	13. 6.	10. 6.	30. 5.
	III.	—	—	—	—	—
	IV.	8. 5.	—	17. 5.	3. 5.	4. 5.
	V.	—	—	20. 9.	18. 10.	—
Sambucus nigra L.	I.	1. 6.	22. 5.	10. 6.	1. 6.	1. 6.
	II.	6. 6.	4. 6.	13. 6.	12. 6.	8. 6.
	III.	—	14. 9.	8. 9.	4. 9.	—
	IV.	—	1. 4.	14. 4.	20. 2.	25. 3.
	V.	—	—	16. 10.	—	—
Sorbus aucuparia L.	I.	13. 5.	10. 5.	18. 5.	11. 5.	20. 5.
	II.	6. 6.	16. 5.	25. 5.	21. 5.	30. 5.
	III.	—	18. 8.	20. 8.	18. 8.	15. 8.
	IV.	14. 4.	12. 4.	2. 5.	2. 4.	2. 5.
	V.	—	—	20. 10.	11. 10.	—
Syringa vulgaris L.	I.	4. 5.	8. 5.	8. 5.	8. 5.	2. 5.
	II.	11. 5.	20. 5.	14. 4.	17. 5.	8. 5.
	III.	—	—	24. 9.	—	—
	IV.	14. 4.	24. 3.	21. 4.	23. 3.	12. 4.
	V.	—	—	20. 10.	14. 10.	—
Tilia grandifolia Ehrh.	I.	16. 6.	24. 6.	24. 6.	26. 6.	15. 6.
	II.	27. 6.	1. 7.	30. 6.	2. 7.	23. 6.
	III.	—	—	20. 9.	24. 9.	15. 8.
	IV.	29. 4.	25. 4.	7. 5.	25. 4.	2. 5.
	V.	—	20. 10.	6. 10.	20. 10.	—
Tilia parvifolia Ehrh.	I.	22. 6.	1. 7.	4. 7.	4. 7.	25. 6.
	II.	7. 7.	8. 7.	8. 7.	11. 7.	30. 6.
	III.	—	—	24. 9.	3. 10.	30. 8.
	IV.	—	5. 5.	14. 5.	29. 4.	10. 5.
	V.	—	—	12. 10.	25. 10.	—
Vitis vinifera L.	I.	—	30. 6.	5. 7.	17. 6.	6. 6.
	II.	—	12. 7.	8. 7.	27. 6.	15. 6.
	III.	—	—	6. 10.	5. 10.	—
	IV.	1. 5.	20. 5.	14. 5.	1. 5.	5. 5.
	V.	—	20. 10.	24. 10.	19. 10.	—
Atropa belladonna L.	I.	—	9. 6.	28. 6.	—	—
	II.	—	14. 6.	4. 7.	—	—
	III.	—	9. 8.	31. 8.	—	—
Anemone nemorosa L.	I.	—	24. 3.	27. 3.	15. 3.	20. 3.
	II.	28. 3.	30. 3.	2. 4.	24. 3.	28. 3.
	III.	—	—	14. 5.	—	—
Chrysanthemum leucanthemum L.	I.	31. 5.	5. 6.	20. 5.	22. 5.	—
	II.	6. 6.	12. 6.	1. 6.	31. 5.	—
	III.	—	—	1. 8.	—	—
Convallaria majalis L.	I.	12. 5.	8. 5.	9. 5.	30. 4.	2. 5.
	II.	20. 5.	22. 5.	16. 5.	10. 5.	10. 5.
	III.	—	—	—	—	—

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg	Halberstadt
Hepatica triloba Chaix.	I.	15. 3.	18. 3.	8. 3.	7. 3.	20. 3.
	II.	28 3.	10. 4.	20. 3.	14. 3.	28. 3.
	III.	—	—	1. 6.	—	—
Lilium candidum L.	I.	2. 7.	12. 7.	12. 7.	5. 7.	4. 6.
	II.	7. 7.	18. 7.	20. 7.	12. 7.	10. 6.
	III.	—	—	—	—	25. 7.
Narcissus poëticus L.	I.	27. 4.	6. 5.	13. 5.	8. 5.	2. 5.
	II.	6. 5.	14. 5.	24. 5.	17. 5.	7. 5.
	III.	—	—	—	—	—
Primula officinalis Jacqu.	I.	—	8. 4.	11. 4.	22. 3.	8. 4.
	II.	28. 4.	27. 4.	26. 4.	31. 3.	13. 4.
	III.	—	—	10. 7.	—	—
Secale cereale L.	I.	2. 6.	7. 6.	12. 6.	30. 5.	5. 6.
	II.	—	10. 6.	18. 6.	5. 6.	12. 6.
	III.	24. 7.	28. 7.	26. 7.	15. 7.	10. 7.
Salvia officinalis L.	I.	—	12. 6.	8. 6.	—	—
	II.	—	20. 6.	12. 6.	—	—
	III.	—	—	8. 8.	—	—
Salvia pratensis L.	I.	6. 6.	8. 5.	5. 6.	20. 5.	—
	II.	15. 6.	15. 5.	14. 6.	30. 5.	—
	III.	—	—	11. 7.	—	—

Literatur-Bericht

zur

Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen nebst angrenzenden Landesteilen.

I. Bodenbau.

1. **Schütze, E.** Die geologische und mineralogische Literatur des nördlichen Harzvorlandes. I. Abteilung. 1900 und 1901. Magdeburg 1902. 39 S. Separat-Abdruck aus dem Jahresbericht des Naturwissenschaftlichen Vereins in Magdeburg für 1900—1902, S. 105—143.

Der vorliegende Literatur-Bericht stellt einen sehr willkommenen Beitrag zur Ausfüllung der zahlreichen Lücken, die in der fortlaufenden Berichterstattung über die naturwissenschaftliche Literatur unseres Vereinsgebietes bestehen, dar. Die sehr vollständig aufgezählte Literatur ist zunächst nach sachlichen Gesichtspunkten in Gruppen gebracht und innerhalb dieser Gruppen alphabetisch nach den Autoren geordnet. Die paläontologische Literatur, welche der Titel des Literatur-Berichtes ausgeschlossen erscheinen läßt, ist mit behandelt. Den Titeln der einzelnen Veröffentlichungen folgen meistens kurze Inhaltsangaben. Wüst.

2. **Fiebelkorn, Dr. M.** Wieviel Eiszeiten in Norddeutschland? (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beibl. zur Magdeburger Zeitung. 1903. Nr. 15, S. 117f.)

3. — — Nur eine Eiszeit in Norddeutschland. (Ebenda, Nr. 17, S. 134f.)

4. — — Die Fortbewegung der Grundmoräne in der Eiszeit. (Ebenda Nr. 20, S. 156f.)

Der erste Aufsatz wendet sich gegen die Annahme mehrerer Eiszeiten. Besonders wird ausgeführt, daß nicht genug beachtet worden sei, daß es nur ein unangreifbares Kriterium für die interglazialen Schichten gibt, die Verwitterung der Oberfläche. Nur wenn sich findet, daß die obere Grundmoräne oben eine braungelbe, unten eine blaugraue Farbe zeigt, die untere Grundmoräne ebenso, und wenn neuere Einwirkungen postglazialer Sickerwässer ausgeschlossen sind, nur dann kann das Zwischenglied wirklich interglazial sein. Nicht untrüglich sind die Fossilieneinschlüsse, ganz unsicher die Parallelisierung der Ablagerungen der verschiedenen Gegenden.

Der zweite Aufsatz gibt einen kurzen Überblick über die Arbeit von E. Geinitz im neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie (Beilage, Band XVI), der er in Einzelheiten, z. B. der Hypothese über die Ursache der Eiszeit, nicht, aber im wesentlichen zustimmt. — Die dritte Abhandlung hebt die Verschiedenheit der

Anschauungen über die Fortbewegung der Grundmoräne hervor und die ungenügende Erklärung mancher Tatsachen. Wie kommt es z. B., daß die Sande bei Schneidemühl, Berlin, Stendal einen gleichmäßigen Quarzgehalt von 80% aufweisen? Warum hat der Gletscher diese mächtigen Sandmassen aufgearbeitet und in seine Grundmoräne aufgenommen, während er über die unbedeutenden Grund- und Kiesablagerungen bei Rixdorf hinwegglitt ohne sie zu zerstören? Maenß.

5. **Wüst, E.** Diluviale Salzstellen im deutschen Binnenlande. (Globus, Bd. 84, S. 138—139, 1903.)

Daß Salzstellen, d. h. kochsalzhaltige Böden und Gewässer, wie sie sich gegenwärtig mehrfach im deutschen Binnenlande finden, daselbst bereits zur Diluvialzeit bestanden haben, war von vornherein wahrscheinlich. Erst ganz neuerdings aber ist es dem Verf. gelungen durch Auffindung von Resten von Brackwasserorganismen in diluvialen Ablagerungen des deutschen Binnenlandes den Beweis dafür zu erbringen. Der Verf. hat gefunden: 1) in einem interglazialen Flußkiese mit Corbicula fluminalis Müll. sp. u. a. bei Benkendorf im Mansfeldischen Hügellande eine Brackwasserschnecke (Hydrobia ventrosa Mont. sp.) und zwei Brackwasserostrakoden (Cytheridea torosa Jones var. littoralis Brady und Cyprinotus salina Brady sp.); 2) in einem pleistozänen Unstrutkiese mit Corbicula fluminalis Müll. sp. Elephas primigenius Blumenb., u. a. in Bottendorf bei Roßleben eine Brackwasserostrakode (Cytheridea torosa Jones var. littoralis Brady) und 3) in einem pleistozänen Valvatenmergel bei Memleben an der Unstrut zwei Brackwasserostrakoden (Cyprinotus salina Brady sp. und Cytheridea torosa Jones var. littoralis Brady). Die durch diese Funde nachgewiesenen diluvialen Salzstellen liegen in Gebieten, in denen sich auch gegenwärtig Salzstellen finden, und die von Organismen bewohnt werden, welche an kochsalzhaltigen Boden oder an kochsalzhaltiges Wasser angepaßt sind.

Vgl. auch diesen Lit.-Ber. für 1902, Nr. 13, 14, für 1903, Nr. 4, für 1904, Nr. 9.

Wüst.

6. **Schütze, E.** Bemerkungen zu der Störungszone der Finne. (Zentralbl. für Mineralogie usw., 1903, S. 532—534.)
Henkel, L. Zur Störungszone der Finne. (Ebenda, S. 660—662.)

Im Jahre 1898 hat E. Schütze eine Arbeit über „Tektonische Störungen der triadischen Schichten bei Eckartsberga, Sulza und Camburg“[1]) veröffentlicht, welche im Jahre 1903 von L. Henkel in seinen „Beiträgen zur Geologie des nordöstlichen Thüringens“[2]) einer scharfen Kritik unterzogen worden ist. In seinen „Bemerkungen zu der Störungszone der Finne“ bespricht Schütze diejenigen Punkte, in denen Henkel Schützes Arbeit kritisiert hat. In einigen wenigen Punkten stimmt er Henkel zu, in den meisten beharrt er bei seiner anfänglichen Auffassung, ohne neues Material zu deren Begründung beizubringen. In seinen Bemerkungen „Zur Störungszone der Finne“ begründet Henkel nochmals einige Punkte seiner an Schützes Arbeit geübten Kritik. Wüst.

7. **Wüst, E.** Pleistozäne Flußablagerungen mit Succinea Schumacherii Andr. in Thüringen und im nördlichen Harzvorlande. (Zeitschrift für

[1] Vgl. diesen Lit.-Ber. für 1900, Nr. 1, S. 88.
[2] Vgl. diesen Lit.-Ber. für 1903, Nr. 3, S. 134—135.

Naturwissenschaften, Bd. 75, S. 312—324, Taf. II, 1903. — Zusätze dazu: Ebenda, Bd. 76, S. 137, 1903.)

Verf. behandelt zwei durch ihre Konchylienbestände bemerkenswerte pleistozäne Flußablagerungen, einen sandlößartigen Unstrutabsatz von Vitzenburg bei Nebra und einen fluviatilen Mergel von Osterode bei Hornburg. Die Vitzenburger Ablagerung hat Reste von 22, die Osteroder Reste von 7 Molluskenarten geliefert. Die konchylienärmere Ablagerung von Osterode hat vor der kouchylienreicheren von Vitzenburg nur eine Art Planorbis (Gyraulus) sibiricus Dunker voraus. Die Konchylienbestände beider Ablagerungen gleichen von den Konchylienbeständen mitteleuropäischer Pleistozänablagerungen am meisten denen des jüngeren Sandlößes Südwestdeutschlands, mit denen sie von Arten von geringerer räumlicher und zeitlicher Verbreitung Helix (Vallonia) tenuilabris Al. Br., Pupa (Pupilla) cupa Jan., P. (Sphyradium) columella Benz., P. (Vertigo) alpestris Ald., P. (V.) parcedentata Al. Br., Succinea (Lucena) Schumacherii Andr. und Planorbis (Gyraulus) sibiricus Dunker gemeinsam haben. Von den bei Vitzenburg und bei Osterode nachgewiesenen 23 Molluskenarten fehlen nicht weniger als sieben der gegenwärtigen Fauna Thüringens, des Harzes und der Harzvorlande. nämlich Helix (Vallonia) tenuilabris Al. Br., Pupa (Pupilla) cupa Jan., P. (P.) triplicata Stud., P. (Sphyradium) columella Benz., P. (Vertico) parcedentata Al. Br., Succinea (Lucena) Schumacherii Andr. und Planorbis (Syraulus) sibiricus Dunker. Von diesen Arten ist Succinea Schumacherii gänzlich ausgestorben; die übrigen bewohnen bis auf Pupa triplicata gegenwärtig teils ausschließlich, teils hauptsächlich Gebiete mit einem Klima, das wesentlich kälter als das gegenwärtig in Mitteldeutschland herrschende ist. Welchem Abschnitte der Pleistozänzeit die behandelten Ablagerungen angehören, läßt sich noch nicht sicher beurteilen. Die interessanteren der erwähnten Molluskenarten sind auf der der Arbeit beigegebenen Tafel abgebildet.

Wüst.

8. **Wüst, E.** Weitere Beobachtungen über fessilführende pleistozäne Flußablagerungen im unteren Unstrutgebiete. I. (Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 77, S. 71—80. 1904.)

Verf. gibt zunächst eine Übersicht über die bis jetzt aus dem unteren Unstrutgebiete, d. h. dem Unstrutgebiete von der Sachsenburger Pforte bis zur Unstrutmündung, beschriebenen fossilführenden pleistozänen Flußablagerungen. Dann beschreibt er einen Unstrutkies mit Corbicula fluminalis Müll. sp. von Carsdorf, der nach Höhenlage, Gesteinsbeschaffenheit und Fossiliengehalt mit dem vom Verf. früher beschriebenen Unstrutkiese mit Corbicula fluminalis Müll. sp. in Bottendorf bei Roßleben gleichalterig sein kann. Schließlich beschreibt Verf. einen fossilführenden Unstrutkies aus dem Unstrutriede bei Bahnhof Heldrungen, der von Kayser als „Alluvium" kartiert worden ist, sich jedoch durch einen Teil der in ihm gefundenen Fossilien, nämlich Helix (Vallonia) tenuilabris Al. Br., Pupa (Sphyradium) columella Benz., P. (Vertigo) parcedentata Al. Br. und Rhinoceros? antiquitatis Blumenb. als diluvial erweist. Die gegenwärtigen und früheren Verbreitungsverhältnisse der in dem Heldrunger Kiese nachgewiesenen Tierarten weisen — allerdings nicht mit voller Sicherheit — darauf hin, daß zur Bildungszeit des Kieses im unteren Unstrutgebiete ein erheblich kälteres Klima als heute geherrscht hat. Wüst.

9. **Wüst, E.** Ein pleistozäner Valvaten-Mergel mit Brackwasser-Ostrakoden bei Memleben an der Unstrut. (Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Jahrgang 1903, S. 586—590.)

Verf. hat in einem Valvaten-Mergel, der in einem Unstrutkies von nicht näher bestimmtem pleistozänem Alter eingelagert ist, fünf Arten Schnecken, zwei Arten Muscheln und elf Arten Ostrakoden gefunden. Unter den Ostrakoden befinden sich zwei Brackwasserformen, Cyprinotus salina Brady sp. und Cytheridea torosa Jones var. littoralis Brady (= C. torosa Brady Tr. Linn. Soc. 1868), die beweisen, daß der Memleber Valvaten-Mergel in brackischem Wasser zur Ablagerung gelangt ist. Es haben also schon zur Bildungszeit des Memleber-Mergels sogenannte Salzstellen, wie sie noch heute bei Memleben vorhanden sind (nach Ausweis halophiler Phanerogamen daselbst), bestanden. Wüst.

10. **Nehring, A.** Ein diluvialer Steppen-Iltis von Quedlinburg. (Vorläufige Mitteilung.) (Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Jahrgang 1904, S. 13—14.)

11. Derselbe. Neue Funde diluvialer Tierreste vom Seveckenberge bei Quedlinburg. (Sitzungs-Berichte der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, Jahrgang 1904, S. 19—20.)

12. Derselbe. Neue Funde diluvialer Springmaus-Reste aus Mitteleuropa. Naturwissenschaftliche Wochenschrift, N. F. III. Band, S. 215—216. 1904.

Verf. gibt in den aufgezählten Veröffentlichungen einige vorläufige Mitteilungen über die neuen und z. T. sehr interessanten von ihm bearbeiteten Funde, welche Lampe in den Diluvialablagerungen des Seveckenberges bei Quedlinburg, die durch frühere Arbeiten von Giebel und Nehring bekannt sind, gemacht hat. Die „wichtigsten" der vom Verf. in dem Lampeschen Materiale festgestellten Säugetierarten sind „Alactaga saliens foss., Spermophilus rufescens foss., Lepus-Species, Foetorius Eversmanni, Vulpes-Species, Canis aureus var., Hyaena spelaea, Rhinoceros tichorhinus, Equus caballus ferus, Bison priscus, Cervus euryceros, Cervus tarandus." Von den aufgezählten Arten waren bisher der Steppen-Iltis, Foetorius Eversmannii Less., und der Schakal, Canis aureus Lin., im deutschen Diluvium noch nicht nachgewiesen. Die Quedlinburger Fauna „ist im wesentlichen eine subarktische Steppen-Fauna, von dem Charakter der heute in den südostrussischen Steppen lebenden. Sie entspricht den diluvialen Faunen von Westeregeln, Thiede, Gera, Aussig, Türmitz, Prag etc."

Wüst.

13. **Linstow, O. v.** Über jungglaziale Feinsande des Fläming. (Jahrbuch der Königlich preußischen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin für das Jahr 1902, Band XXIII, H. 2, Berlin 1903, S. 278—295, Tafel 15.)

Verf. beschreibt aus dem Fläming eine meist 0,6—1, selten bis 3,5 m mächtige, von 70—170 m Meereshöhe reichende, sich gleichmäßig an jede Geländeform anschmiegende Feinsandablagerung, deren Ausgehendes einen von WNW nach OSO verlaufenden, über 55 km langen und in seiner Mitte bis fast 5 km breiten Streifen bildet. Er deutet diese Ablagerung als Kryokonit oder Gletscherstaub, wie ihn v. Drygalski aus der Randzone des grönländischen Inlandeises beschrieben hat. Die petrographische Beschaffenheit, die Lagerungs- und Enstehungsverhältnisse und die geomophologische wie die wirtschaftliche Bedeutung dieser jungglazialen Feinsandablagerung werden ausführlich erörtert. Eine „Übersichtskarte über die Verbreitung jungglazialer Feinsande des Fläming" im Maßstabe 1 : 100000 ist beigegeben.

Wüst.

II. Gewässer.

14. **Hertel, L.** Hydrographie des Herzogtums Sachsen-Meiningen. Siehe unten Nr. 50.

15. **Halbfaß, W.** Über Einsturzbecken am Südrand des Harzes. Siehe oben S. 79—83.

III. Klima.

16. **Treitschke, Fr.** Die Witterung in Thüringen im Jahre 1903. (Das Wetter, herausg. von R. Aßmann, Jahrg. 1904, S. 73—81.)

Zugrunde liegen abermals (vergl. diesen Lit.-Ber. 1903, Nr. 16) die Aufzeichnungen der Stationen Schmücke und Erfurt.

Das Jahresmittel der Temperatur ging nahezu um 1° über das normale Mittel hinaus, denn es betrug auf der Schmücke 4,4°, in Erfurt 8,7°. Die absoluten Extreme betrugen dort 25° (Sept.) und —17,8° (Jan.), hier 31,9° (Sept.) und —15,3° (Jan.).

Der Niederschlag ging auf der Schmücke mit 1405,5 mm um 177,6 mm über das Mittel hinaus, blieb dagegen in Erfurt mit 446,5 mm um 105,4 mm unter dem Mittel. Der Herbst war auf der Schmücke die weitaus niederschlagsreichste Zeit; während im Vorjahr 1902 der November äußerst trocken gewesen und erst der Dezember die massenhaftesten Niederschläge gebracht hatte, war diesmal der November mit 212,6 mm der niederschlagsreichste, der Dezember mit nur 24,9 mm der niederschlagsärmste Monat. In Erfurt brachte der Juli den Hauptniederschlag (65,2 mm).

Den Monaten nach war Ende und Anfang der Schneebedeckung an beiden Orten gleich: der letzte Schneemonat war April, der erste November. Dabei hatte aber die Schmücke 156 Tage mit Schneedecke, Erfurt 29 (in dem überhaupt beinahe niederschlagsärmsten Monat, dem März, gar keinen).

In der Nacht vom 21. zum 22. Februar beobachtete man auf der Schmücke (wie gleichzeitig auch an vielen anderen Wetterstationen Europas) Staubfall. Zur nämlichen Zeit machte sich in Erfurt ein fahler Dunst bemerkbar, der sich gleichmäßig durch die Luft verbreitete, nicht geschichtet erschien wie der im Winter gewöhnliche Höhenrauch (als Rückstand von durch die Sonne ausgetrockneten Nebelbänken).

Kirchhoff.

IV. Pflanzenwelt.

1. Das gesamte Gebiet oder verschiedene Gebietsteile umfassende Schriften.

17. **Fitting, H., Schulz, A., Wüst, E.** Über Muscari Knauthianum Haußkn. (Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 76 S. 353—364, Taf. III, 1903.)

Die Verf. legen unter Beigabe von Maßtabellen und auf photographischem Wege hergestellten Abbildungen ausführlich dar, „daß das Vorkommen einer Haußknecht's Beschreibung seines Muscari Knauthianum entsprechenden Muscari-Form in der Umgegend von Halle — und damit überhaupt — nicht nur nicht erwiesen, sondern vielmehr höchst unwahrscheinlich ist, und daß es zum mindesten höchst wahrscheinlich ist, daß Hausknecht sein Muscari Knauthianum auf Exemplare von Muscari tenuiflorum Tausch gegründet hat, deren fertile Blüten sich noch im Knospenzustande befanden und beim Pressen Veränderungen erfahren haben“. Wüst.

2. Thüringen.

18. **Toepfer, H.** Phänologische Beobachtungen in Thüringen. Siehe oben S. 93—97.

19. **Diedicke, H.** Neue parasitische Pilze aus der Umgebung von Erfurt. (Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 75, S. 455—457, 1903.) Wüst.

3. Harz.

20. **Lindau, G.** Beiträge zur Pilzflora des Harzes. (Verh. d. Botan. Ver. d. Prov. Brandenburg, Jahrg. 45, 1903, S. 149—161.)

Verf. zählt eine Anzahl von ihm in der Umgebung von Braunlage beobachteter Myxomyceten, Basidiomyceten, Ascomyceten und sogenannter Fungi imperfecti unter Beifügung von Fundortsangaben und zum Teile auch Beschreibungen auf. Unter den aufgeführten Arten befinden sich zahlreiche seltene und interessante sowie einige neue, in der vorliegenden Arbeit zum ersten Male beschriebene. Anhangsweise erwähnt Verf. noch, daß auf dem Glashüttenwege bei Braunlage Sphyridium placophyllum Wahlenb. wächst, eine Flechte, welche an der genannten Stelle ihren östlichsten Fundort in Deutschland besitzt. Wüst.

21. **Loeske, L.** Erster Nachtrag zur „Moosflora des Harzes“. (Festschrift zu P. Aschersons siebzigstem Geburtstage, Berlin 1904, S. 280—295.)

Schon ein Jahr nach dem Erscheinen seiner „Moosflora des Harzes“ (Leipzig und Berlin 1903) ist der Verf. in der Lage einen inhaltsreichen ersten Nachtrag zu dem von Bryologen gelobten Buche herauszugeben. Das mitgeteilte Beobachtungsmaterial rührt teils vom Verf. selbst, teils von anderen, besonders F. Quelle und H. Zschacke, her und betrifft zum Teil pflanzengeographisch sehr interessante Arten, von denen mehrere hier zum ersten Male für den Harz nachgewiesen werden.

Wüst.

4. Tiefland.

22. **Fitting, H., Schulz, A.** und **Wüst, E.** Beiträge zur Kenntnis der Flora der Umgebung von Halle a. S. I. (Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 76, S. 110—116, 1903.)

Die Verf. geben in der vorliegenden Veröffentlichung Ergänzungen zu ihrem „Nachtrag zu August Garckes Flora von Halle“,[1]) die unter dem gleichen Titel in der gleichen Zeitschrift fortgesetzt werden sollen. In dem vorliegenden ersten Stücke der „Beiträge“ wird eine Reihe neuer Fundorte, z. T. von pflanzengeographisch wichtigeren Arten, wie z. B. Oxytropis pilosa (L.) D. C. (u. a. auf Zechstein bei Friedeburger Hütte), Inula germanica L., Artemisia pontica L., Senecio campester D. C. (von H. Staudinger bei Cöllme gefunden), u. s. w., mitgeteilt. Wüst.

23. **Zschacke, H.** Wanderungen im Wippertale. VII. Die Vegetationsverhältnisse des anhaltischen Wippertales. (Unser Anhalt-Land, III. Jg., 1903, S. 23—38.)

Verf. gibt im wesentlichen einen feuilletonistisch gehaltenen Überblick über die pflanzliche Physiognomie des anhaltischen Wippertales während der verschiedenen

---

1) Vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1899 (Nr. 46, S. 133) und für 1901 (Nr. 50, S. 92).

Jahreszeiten sowie einige Ausführungen über die Entwicklungsgeschichte der Flora und Pflanzendecke dieses Gebietes. Die entwicklungsgeschichtlichen Ausführungen sind nichts als eine entstellte Wiedergabe von Darlegungen von August Schulz. Zwei Kartenskizzen mit Vegetationslinien sind fast ganz aus einer Arbeit von August Schulz kopiert. Daß unter diesen Umständen August Schulz nicht erwähnt wird — während sogar Autoren, die nur einige Pflanzenfundorte im Gebiete festgestellt haben, genannt sind —, ist leider nur zu charakteristisch für die literarischen Gepflogenheiten gewisser floristischer Kreise. Wüst.

24. **Hermann, F.**, Beiträge zur Flora von Anhalt und den angrenzenden preußischen Gebietsteilen II. (Verh. d. Botan. Ver. d. Prov. Brandenburg, Jahrg. 45, 1903, S. 192—196.)

Fortsetzung der in diesem Lit.-Ber. für 1902 (Nr 44, S. 118) besprochenen Veröffentlichung. Wüst.

25. **Mertens, A.**, Bemerkenswerte Bäume im Holzkreise des Herzogtums Magdeburg. Siehe oben S. 53—79.

V. Tierwelt.

1. Thüringen.

26. **Gerbing, W.** Die Charaktervögel des nordwestlichen Thüringer Waldes, nach den Aufzeichnungen seines Vaters R. Gerbing veröffentlicht. Stuttgart, Schweizerbart, 1901. 13. S. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 73.)

In warmherziger Anhänglichkeit an seine schöne Heimat und mit vollster Sachkenntnis hat Reinhold Gerbing in Schnepfental ein reichliches Halbjahrhundert hindurch sorgfältig Buch geführt über seine Beobachtungen der heimischen Vogelwelt. Hieraus ist der hübsche Aufsatz erwachsen, der eine ganze Reihe anziehender Naturbilder aus der „Loiba“ bringt und dabei manche wichtige Notiz über den Wechsel der Avifauna.

Den Raubvögeln ist man am Thüringerwald schon in früheren Jahrhunderten tüchtig zu Leibe gegangen. In den Jahren 1748—50 wurden in sämtlichen gothaischen Ämtern erlegt: 5163 Raubvögel, 5977 Raben, 88 Fischreiher, 10 „Fischgeier“, 11 Steinadler, 34 Uhus. Steinadler und Uhu, die früher in Felsenhöhlen der Waldtäler bei Tabarz und Georgental horsteten, sind vollständig ausgerottet. Die Milane, die noch 1813 mit großem Geschrei den Inselsberg umkreisten, werden dort längst nicht mehr gesehen und sind im ganzen Gebirge selten geworden. Auch die kühnen Wanderfalken besuchen seit einigen Jahren ihre Felsenhorste nicht mehr. Habicht und Sperber (vom Volke meist „Geier“ genannt) betreiben ihre Räuberei noch, mehr aber in den Vorbergen. Der häufigste Raubvogel des Waldes ist der Bussard, der, von den Jägern mit Recht geschont, noch öfter seine schönen Spiralen über den Wipfeln der Waldbäume beschreibt.

Durch die starke Abnahme der Raubvögel, ihrer Hauptfeinde, haben sich andere Vogelarten entsprechend vermehrt, so besonders der Eichelhäher, der als arger Nestzerstörer der Vermehrung der Singvögel Abbruch tut. Scharen von Dohlen (Lycos, monedula) haben sich neuerdings, seitdem der Wanderfalke nicht mehr in

der Nähe wohnt, im Friedrichsröder Revier angesiedelt, nisten in den von Schwarzspechten gezimmerten Baumhöhlen und verdrängen mehr und mehr die auch daselbst Nisthöhlen suchenden Hohltauben. Die Rabenkrähen (Corvus corone) haben zugenommen auf Kosten der kleinen Singvögel. Dagegen gehört der früher häufige Kolkrabe (Corvus corax) seit etwa 40 Jahren nicht mehr zu den Bewohnern dieses Gebiets.

Die fortschreitende Forstkultur mit 70—80jährigem Umtrieb, die keine alterskranken und hohlen Stämme duldet, hat somit die Baumhöhlenbewohner, zumal Hohltauben und Spechte, beeinträchtigt. Am häufigsten sieht man noch den Grünspecht, da er es verstanden hat, den Wald verlassend, die Chausseebäume abzusuchen: demnächst den Buntspecht (Picus major), dessen „Spechtschmiede" hie und da im Walde noch an zahlreichen zermeißelten Fichtenzapfen ersichtlich wird. Der stattliche Schwarzspecht, eine Zierde des Nadelhochwaldes, war bis vor kurzem nur in ganz wenigen Brutpaaren vorhanden, hat sich aber plötzlich auffallend vermehrt, und macht sich durch seinen weittönenden Ruf von allen Spechten am meisten bemerklich, vermutlich weil er (wie auch der Grünspecht) jetzt gelernt hat anstatt alter Bäume Baumstücke auf Bockkäfer und Käferlarven abzusuchen.

Die Hohltaube (Columba oenas) ist, wie schon erwähnt, selten geworden, da sie die nötigen Bruthöhlen nicht mehr findet. Rätselhafterweise ist aber die Turteltaube, früher hier so häufig, sogar fast ganz verschwunden. Am häufigsten nistet noch die Ringeltaube im Gebirgswald.

Von den Waldhühnern hat das Haselhuhn das Gebirge gänzlich verlassen; das Birkhuhn wird immer seltener. Dagegen scheint der Bestand an Auerhühnern namentlich in den höchsten Teilen des Gebirges zuzunehmen.

Die Waldschnepfe ist nur während des Herbstzuges häufig im Gebirgswald zu treffen, während des Frühlingszuges (im März) meidet sie das noch verschneite Gebirge.

Die Hauptsängerin des Waldes, wo Wiese und Wasser nicht fehlen, ist die Singdrossel, doch sie wird seltener, weil die vielen Eichhörnchen ihre Nester zerstören. Hingegen hat sich der Krammetsvogel, den noch Bechstein hier nur als Zugvogel kannte, in den letzten Jahrzehnten im nordwestlichen Thüringen als Brutvogel eingebürgert; u. a. findet man in der Harth, einem Laubwäldchen bei Schnepfental, eine Brutkolonie.

An den klaren Forellenbächen, die von der Höhe niederrauschen, sieht man zwei Charaktervögel: die gelbe Gebirgsbachstelze und die Wasseramsel. Der leise Gesang der letzteren verstummt selbst im Winter nicht. Im Sommer läuft die Wasseramsel in und unter dem Wasser ihrer Nahrung nach (meist Larven von Wasserinsekten), im Winter tut sie das sogar unter dem Hohleis, unter dem sie auch Schutz sucht. Der prächtig gefiederte Eisvogel haust gleichfalls nur an klaren Gewässern, doch mehr an Teichen und tieferen Bächen, da er als Stoßtaucher seine Fischnahrung erbeutet.

Die sonst recht öden Schläge und jüngeren Kulturen werden, besonders wenn auf ihnen einzelne hohe Samenbäume stehen, bewohnt von der Dulllerche (die mehr den Buntsandsteingürtel der Vorberge liebt) und von der Spitzlerche (die sich auch auf die Waldwiesen und Lichtungen des höheren Gebirges ausbreitet). Hingegen hausen Rotkehlchen und Braunelle im Fichtendickicht; schon vor Sonnenaufgang hört man da vom Waldrand her den Gesang des Rotkehlchens und ebenso noch in abendlicher Dämmerung, wenn Finken und Drosseln längst verstummt sind. Das kleine

„schwirrende" Laubvögelchen (Phyllopneuste sibilatrix, so genannt nach seinem sirrenden Gesang) ist bezeichnend für den Buchenwald und erscheint mit dessen Frühlingsausschlag. Nadelholzbewohner sind Tannenmeise (besonders im Fichtenwald) und Haubenmeise (im Kiefernwald).

Der häufigste Vogel des Waldes ist der Buchfink; er läßt seinen schmetternden Gesang überall vernehmen, im Buchen- wie im Fichtenbestand und schlägt sein Heim jetzt auch gern in den zahlreichen Gartenwirtschaften der Sommerfrischen auf. Der Kiefernkreuzschnabel bewohnt den Kiefernhochwald (ohne häufig zu sein) das ganze Jahr ständig, der Fichtenkreuzschnabel dagegen streift zigeunerhaft umher, wo eben der Wald reichliche Fichtenzapfen trägt. Als Stubenvogel hält man auch gern den Dompfaff („Liebig"), einen gesellig lebenden ständigen Bewohner des Waldes. Der Star bevorzugt mehr die Gärten und gemischten Laubwald, hat sich aber durch die Starenkästen (in Friedrichroda z. B. erst seit 1856 aufgestellt) bis in hochgelegene Gebirgsdörfer locken lassen.

Das Rotschwänzchen, Ende des 18. Jahrhunderts noch selten, findet sich jetzt allgemein, von den parkähnlichen Gärten der Sommerfrischen bis zum Gipfel des Inselsberges. Auch der Sperling fehlt in keinem Waldort mehr (wie noch 1828 in Ruhla und Kleinschmalkalden). Kirchhoff.

27. **Ludwig, F.** Zwei ornithologische Beobachtungen. (Ornithol. Monatsschrift. 28. Bd. 1903. S. 492—493.)

Nach der zweiten der vom Verf. mitgeteilten Beobachtungen ist am 14. September 1903 bei Greiz ein Zug Felsenschwalben (Cotyle rupestris) gesehen worden. Die Tierchen, 8—10 an Zahl, waren ziemlich ermattet und jagten die Oberfläche der Elster nach Insekten ab. Ihre eigentliche Heimat ist das Alpengebiet.

Taschenberg.

2. Harz (mit Mansfeld).

28. **Thiele, H.** Der schwarze Storch (Ciconia nigra) am Harze brütend. (Ornithol. Monatsschrift 29. Jhg. 1904. S. 52—53.)

Herr Forstmeister Thiele berichtet aus früheren Zeiten, bis Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß der schwarze Storch alljährlich im Orte Neuehagen (Forstrevier Allroda) auf einer hohen Buche genistet und infolge strenger Schonung seine Jungen aufgebracht habe. Nachdem einige Jahre später das Nest von Forstfrevlern herabgerissen worden war, ist das Tier nicht mehr beobachtet.

Taschenberg.

29. **Otto.** Katalog der Vogelsammlung des Gymnasiums zu Eisleben, nebst einer Übersicht über die in der Grafschaft Mansfeld beobachteten Vögel. (Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Gymnasiums zu Eisleben. Ostern 1901. Programm Nr. 249.) Eisleben 1901. Druck von Ernst Schneider. 8°. 55 S.

Der Verf. hat sich als Oberlehrer des Gymnasiums zu Eisleben der nicht unbedeutenden Sammlung dieser Schule angenommen, die meist unetikettierten Stücke bestimmt und mit Namen versehen und bei dieser Gelegenheit wenigstens zum Teil feststellen können, welche Arten aus dortiger Gegend, insbesondere von dem einstigen „Salzigen See" stammen. Und hierin liegt das hauptsächliche Interesse, welches die Veröffentlichung des Kataloges hat. Referent hatte in seiner „Avifauna in der

Umgebung von Halle" (vergl. diese Mitteilungen für 1894, S. 110—111) bereits auf die Sammlung von Eisleben Rücksicht genommen, war dabei aber auf die spärlichen Aufzeichnungen angewiesen, welche sich in den Programmen des Gymnasiums befinden, so daß Herr Otto in der Lage war, auf Grund weiterer Nachforschungen einige Berichtigungen und Nachträge der Seefauna zu geben.

Der ursprüngliche Plan nämlich, welcher der Sammlung jenes Gymnasiums zugrunde lag, „die in der Grafschaft Mansfeld vorkommenden Arten zu vereinigen", war in der Folge insofern durchbrochen worden, als auch Vögel anderer Gegenden, z. T. von der deutschen Ostseeküste, aufgenommen wurden. Da dieselben nicht genügend bezeichnet worden sind, so repräsentiert die Sammlung eben nicht eine Fauna der Mansfelder Gegend. Eine solche möglichst gewissenhaft zu rekonstruieren, war die Aufgabe des Verfassers. „Das Gebiet, aus welchem die weit überwiegende Mehrzahl der Stücke unserer Sammlung herstammt — so schreibt er — überschreitet die Grenzen der Grafschaft Mansfeld nur wenig: im Süden lieferte der Hornburger Höhenrücken, im Westen die wälderreichen Vorberge des Harzes bei Wippra hin reichliches Material; von besonderem Reichtum aber sind naturgemäß die Mansfelder Seen mit ihrer Umgebung gewesen, von denen nun der eine, der Salzsee, für ewige Zeiten dem Mansfelder Bergbau geopfert worden ist. Mit seinem Verschwinden ist auch die Mehrzahl der Sumpf- und Wasservögel abgezogen, welche an seinen Gestaden zusagende Lebensbedingungen fanden, der wesentlich kleinere Süße See scheint den meisten nicht mehr zu genügen: seine Ufer sind nicht ungestört genug, es fehlen die sandigen Strecken, welche besonders am einsamen Nordufer des Salzsees bis zur Teufelsbrücke hin und am Südostufer von Strandläufern und Regenpfeifern wimmelten, die Rohrdickichte sind nur bei Wormsleben noch von einiger Mächtigkeit und werden auch dort fortwährend gelichtet — diese und andere Gründe lassen das Vogelleben des Süßen Sees beträchtlich armseliger erscheinen als jenes verschwundenen. Wie viele von den früheren Besuchern der Seen jetzt noch anzutreffen sind, harrt noch der genaueren Feststellung: der Katalog bietet uns also mehr ein Bild der früheren Vogelwelt der Mansfelder Seen als der heutigen."

Die Sammlung des Gymnasiums zu Eisleben enthält 253 Vogelarten in 1420 Exemplaren; von diesen sind 244 Arten dem Mansfelder Gebiete angehörig (nur von 12 Arten ist das Vorkommen daselbst zweifelhaft). Der Verfasser hat die Nomenklatur des Reichenowschen Verzeichnisses gewählt, die Anordnung aber nach dem „Verzeichnisse der Vögel Deutschlands" von Homeyer getroffen, nach welchem die Sammlung aufgestellt war. Die Brutvögel des Gebietes sind mit einem * versehen; es sind 134. In einer zweiten Rubrik werden 51 „Regelmäßige Durchzugsvögel und Wintergäste" und in einer dritten 77 „Unregelmäßige Durchzugsvögel und seltene Erscheinungen" aufgezählt. Referent hatte 1893 in seiner „Avifauna in der Umgebung von Halle" in denselben drei Abteilungen 126, 66 und 63, im ganzen also 255 Arten angeführt. Unter den Brutvögeln führt Otto folgende Arten mehr an: die Wasseramsel (Cinclus merula), welche bei Wippra brütet, den Fichtenkreuzschnabel (Loxia curvirostra), „Brutvogel in den Fichtenwäldern bei Wippra", Ziegenmelker (Caprimulgus europaeus), „in unsern Wäldern im Sommer anzutreffen", Sperber (Accipitor nisus), bei Mansfeld brütend, Haselhuhn (Tetrao bonasia), „noch jetzt in den Wäldern von Wippra", wo früher (die ebenfalls unter den Brutvögeln aufgeführten) Auer- und Birkhuhn; die große Rohrdommel (Botaurus stellaris), nach einem in der Sammlung befindlichen Ei, die Lachmöwe (Larus ridibundus), „soll bei Erdeborn genistet haben." Interessant ist die Angabe, daß der Kolkrabe bei

Wippra vor einigen Jahren noch Brutvogel war. Zu den Brutvögeln gehört ferner der unter den Durchzugsvögeln aufgeführte (aber mit der Anmerkung „die Misteldrossel brütet bei Wippra“) Turdus viscivorus, den auch Referent in einem Nachtrage zu seiner „Avifauna“ als einmaligen Brutvogel aus der Umgebung von Halle aufnehmen konnte.

Der unter der gleichen Kategorie stehende Girlitz (Serinus hortulanus) konnte seitdem als Brutvogel innerhalb der Mauern Halles konstatiert werden.

Die beiden andern Abteilungen (Zugvögel und Irrgäste) sind in unsern Verzeichnissen nicht auseinander zu halten. Otto bringt folgende Ergänzungen: Schalladler (Aquila clanga), bei Hettstedt, Nov. 1870 erlegt; Steppenweihe (Circus macrurus) in drei Exemplaren „aus hiesiger Gegend beglaubigt“ (1862 und 1863); große Sumpfschnepfe (Gallinago major) vom Salzsee (1888); Seestrandläufer (Tringa maritima), ein Exemplar von Erdeborn; Ackergans (Anser arvensis); weißflügelige Seeschwalbe (Hydrochelidon leucoptera), in einem Stücke 1887 am Salzsee erlegt; Küstenseeschwalbe (Sterna macrura), ein Stück von Wormsleben (1861); Mantelmöwe (Larus marinus), in einem jugendlichen Exemplare vom Salzsee (Sept. 1863); mittlere Raubmöwe (Storcorarius pomaterhinus), ein Stück auf dem Süßen See an einer Angelschnur gefangen (1867); Schwarzhalssteißfuß (Colymbus nigricollis), mehrere Stücke vom Salzsee (1874).

Eine Reihe weiterer Arten, die im Verzeichnisse des Referenten fehlen, werden von Otto als unsicher im Mansfeldischen Gebiete aufgeführt. Das sind: Sperbereule (Nyctea ulula), Habichtseule (Syrnium malense); Uhu (Bubo ignavus); Silberreiher (Ardea alba); Purpurreiher (Ardea purpurea) und Schopfreiher (Ardea ralloides) — nach den neuesten Erfahrungen (Mai 1904) kann Referent mitteilen, daß diese kleine Reiherart in der nächsten Umgebung von Halle erbeutet ist —; ferner dünnschnäbeliger Brachvogel (Numenius tenuirostris) und Brandseeschwalbe (Sterna cantiaca).

Von sonstigen interessanteren Angaben unseres Verfassers seien noch folgende hervorgehoben. Zwei Stücke des Fausthuhnes (Syrrhaptes paradoxus) aus seiner zweiten Invasion in Deutschland (1888) sind von Hornburg bei Eisleben in der Sammlung des Gymnasiums. Der „Trappengrund“ bei Elbitz (zwischen Dederstedt und Schochewitz) hat seinen Namen von der Großtrappe, welche dort früher häufig war. Gegenwärtig ist noch ein großer Bestand des stattlichen Vogels — der, beiläufig bemerkt, schon zu den Zeiten des Professors Nitzsch in unserem Gebiete häufig war und sogar auf dem Wochenmarkte zum Verkaufe auslag — bei Querfurt und Schafstedt. Die Zwergtrappe ist in einem weiblichen Exemplare (1891 oder 1892) bei Rothenschirmbach geschossen. Taschenberg.

3. Tiefland.

30. **Diederich, E.** Die Biber am Großkühnauer See bei Dessau. (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beiblatt zur Magdeburger Zeitung. 1903. Nr. 12, S. 92 ff.)

In Deutschland kommen Biber bekanntlich noch am mittleren Laufe der Elbe in der Gegend zwischen Wittenberg und Magdeburg vor. Sie hausen aber nicht allein an der Elbe selbst, sondern auch an Zuflüssen und an Überbleibseln alter Flußarme. Ein solcher ist der 5 km nordwestlich von Dessau belegene 2 km lange und gegen 400 m breite Großkühnauer See. In dem Sumpfgebiet an einer Seite des

Sees haben die Biber zwei Burgen errichtet, die von Kanälen umgeben sind, wie sie mehrfach bei den Bauten der kanadischen Biber vorkommen. Die Burgen sind in den Jahren 1900 und 1901 entstanden, die Kanäle zum Teil dadurch, daß der Biber zu seinen Holzschlägen immer denselben Weg benutzte, zum Teil durch Ausschachtung der zur Herstellung des Baues erforderlichen Erde. Maenß.

31. Die Saale-Zeitung vom 14. Oktober 1903 berichtet über eine neue Biberkolonie (nach einer Mitteilung aus Aken unter dem 13. Oktober):

Im vorigen Jahre konnten wir berichten von einem Biber, der in der Nähe der „Taube“, eines Zuflusses der Saale, auf einem Gerstenstück, wo er in gefährlicher Weise gewühlt hatte, angetroffen und erlegt wurde. Gegenwärtig hat man elbabwärts beim Kilometerstein T. Z. des Aken-Rosenburger Deiches am sog. Kaglansweg in der Lödderitzer Forst das Vorhandensein einer ganzen Biberfamilie unzweifelhaft festgestellt. Neun Pappeln, einige Eichen, Weiden und Rüstern sind von den Bibern abgenagt und zum Bau der Wohnungen, die sich in den seichten Wasserlachen befinden, oder ihre Rinde auch zur Nahrung verwendet worden.

Kirchhoff.

32. **Frick.** Zwergtrappe Brutvogel bei Burg, Magdeburg. (Ornithol. Monatsschrift 29. Jahrgang, 1904. S. 313.)

Zuerst im Herbst 1898 wurden etwa 8—10 Stück dieses seltenen Vogels beobachtet, nachdem im Mai desselben Jahres ein junges Männchen geschossen war. In allen folgenden Jahren — es war um größte Schonung der Vögel gebeten — wurden immer einige Paare gesehen, 1903 nach Aussage eines Jagdpächters sogar 8—12 Exemplare. Auch die Großtrappe ist seit vielen Jahren dort Brutvogel.

Taschenberg.

VI. Volkskunde.

33. Die Provinz Sachsen und die Binnenwanderung in Preußen. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben. Beibl. zur Magdeb. Zeitung 1903, Nr. 39 S. 309 ff.)

Die Beweglichkeit der Bevölkerung im preußischen Staate ist in der Zunahme begriffen. Nach der Schrift von Brösike „die Binnenwanderungen im preußischen Staate nach Kreisen während der Jahre 1895 bis 1900“ werden die Verhältnisse der Provinz Sachsen dargelegt. Zuwanderung zeigen 7 Stadt- und 5 ländliche, Abwanderung 2 Stadt- und 34 ländliche Kreise. Zeigt Halle + 8,1 %, Weißenfels noch 0,2 %, so andererseits Halberstadt —1 % und Nordhausen —1,6 %. Die ländlichen Kreise mit Zuwanderung sind Erfurt, Grafschaft Wernigerode, Naumburg, Stendal, Quedlinburg; alle übrigen haben Abwanderung, die stärkste Worbis mit —10,2 %. Ackerbaukreise zeigen gleichmäßige Mehrabwanderung, die Industriebezirke sehr verschiedene Verhältnisse. Das Polentum geht fast überall vorwärts; zurückgegangen ist es in den beiden Mansfelder Kreisen und in den Stadtkreisen Magdeburg, Halle und Halberstadt. In der Provinz Sachsen wie im ganzen Staate geben die schwachbevölkerten Kreise auch noch weiter Bevölkerung ab, aber von den stark bevölkerten nahmen an Zahl entfernt nicht so viele ein Mehr an Zuzugsbevölkerung auf wie im Staate.

Maenß.

34. **Schatte, Walter.** Die thüringischen Siedlungsnamen in ihrer Bedeutung für die altdeutsche Landes- und Volkskunde. Hallische Dissertation, 1903, 37 S.

Als vorläufigen Abdruck aus einer größeren Arbeit unter obigem Titel bietet der Verf. hier einen Überblick dar über das räumliche Vorkommen gewisser Ortsnamenendungen innerhalb der altthüringischen Volksverbreitung.

Im Gegensatz zu den gentilizisch gemeinten süddeutschen Ortsnamen auf -ingen beziehen sich die norddeutschen gewöhnlich auf die Ortslage (heißen daher häufig nach dem Fluß, in dessen Nähe der Ort liegt, und vertauschen zeitweilig oder ständig ihr i mit u (vergl. Meiningen, früher Meinungen). Um Salzungen, das den Namen nach seiner starken Sole trägt, kämpften einst in blutiger Feldschlacht Chatten und Hermunduren. Und weit ins Hessische, ja bis nach Wildungen reichen die Namen auf -ingen, bez. -ungen. Darum scheinen sie auf einen Volksstamm zurückzugehen, der zu beiden Seiten der thüringisch-hessischen Grenze ansässig war, obwohl sie gleich den echt thüringischen Ortsnamen auf -leben zwischen Harz und Thüringerwald am häufigsten sind, auch übergreifen in den Nordthüringgau sowie vom Werratal in einem schmalen Streifen bis Schweinfurt. Das Dorf Thürungen kann übrigens eben deshalb nichts mit dem Namen der Thüringer zu tun haben, weil es nach seinem Bach Tyra (oder Tira) benannt ist, einem Harzzufluß der Helme, folglich jener Dorfname nur durch volkstümliche Anähnlichung zu der Mißschreibung Thürungen statt Tyrungen oder Tirungen kam (Lit.-Ber. von 1901, Nr. 10).

Zu den schon mehrfach behandelten Ortsnamen auf -leben bringt der Verf. einige Berichtigungen und Erweiterungen der Seelmannschen Aufstellung. So ist z. B. Bretleben zu streichen, weil es ursprünglich Bretla hieß. Orte auf -leben beginnen in Schleswig (Hadersleben), fehlen in Holstein, treten dann im Elbgebiet auf und häufen sich im Nordthüringgau sowie dem eigentlichen Thüringen, ohne in dessen zwei Grenzgebirge einzudringen; eine kleine Gruppe zieht sich bis gegen Würzburg.

Ähnlich verkettet mit den Thüringern erscheinen die Ortsnamen auf -stedt, indessen begegnen sie, obschon in geringerer Zahl auch unter den Niedersachsen, in Hessen, der Wetterau und Nassau. Eigentümlich weichen sie den Namen auf -leben aus, als rührten diese beiden Namengruppen von zwei auf gesonderten Flächen wie verabredetermaßen siedelnden Stämmen her; sie ziehen westlich um die Magdeburger Börde mit ihren vielen -leben-Orten herum, innerhalb des heutigen Thüringen bevorzugen sie den Osten, so in der Querfurter Landschaft (wo -leben-Orte fehlen), ferner an der Ilm, während sie die Gothaer Gegend mehr den Namen auf -leben überlassen.

Slawische Namen sammelte der Verf. in seinem Gebiet 310 von noch bestehenden Orten, 250 von Wüstungen; sie beschränken sich, abgesehen von der Altmark, auf den äußersten Osten Thüringens, reichen selten 20 km weit über das linke Ufer der Saale.

Orte auf -dorf gehören in Thüringen vorzugsweise dem Osten und scheinen zumeist Gründungen aus der Zeit der Kämpfe mit den Slawen zu sein. Dagegen weisen die auf Südwestthüringen vorzugsweise verteilten Orte mit -bach und -hausen auf fränkische Ansiedelungen nach der Katastrophe des Jahres 531. Kirchhoff.

35. **Sunder, L.** Unsere Ortsnamen und die nordischen Sprachen. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben. Beibl. der Magdeb. Zeitung, 1902 Nr. 7, 8, 9, 10, 11, S. 52f., 62ff., 66f., 74ff., 86f.)

Von dem Satze ausgehend: „Skandinavien war die Urheimat aller Germanen", sucht Verf. in den nordischen Sprachen den Schlüssel des Verständnisses unserer Ortsnamen und legt eine große Zahl Beispiele vor, an denen die Herkunft der Namen aus dem Nordischen erkennbar sein soll. Von altnord. einir, der Wacholder, zusammenhängend mit ai, immer, beständig, oder mit eini und bär, ber (einibär die Einbeere. Wacholderbeere) wird abgeleitet: Enemark (bei Hadersleben), Eimbeck, Einstedt, Emden (bei Neuhaldensleben), Eimersleben, Emeringen, Emersleben, Ammern, Ammerbach u. a. Von vand = Wasser, See: Wanzleben, Wansleben, Wandersleben, Wanzer (Kr. Osterburg), Wandsbeck. Von Felaki, der Genosse (fe, Vieh, Vermögen und lag, Genossenschaft): Felgeleben, Felgentreu; von bod, bodil, bol, bül (= Hof) die Namen mit der Endung -büttel. Abel bei Tondern ist = abol (der am Wasser gelegene Hof, aus abol und günne (= Bebemoor von gunga, schaukeln, wippen) ergibt sich das häufige Övelgönne und Övelgünne. Von gunge kommt auch Gungemose, Gummern (gunge mar) bei Lüchow, Gommern bei Magdeburg; von Staf — bol Stapel mit seinen Zusammensetzungen wie Stapelfeld, Stapelnburg (bei Wernigerode); von See — bol Süpplingen; von Up — bol (Oberhof) Üpplingen: von Tund — bol (eingezäunter Hof) Tümplingen; von Twie — bol (Doppelhof) Twiflingen, Zweiflingen; von Bondes — bol (Bonde = Bauer) Pömmelte; von små, klein (Comp. smärre) Schmön bei Querfurt (= Sma-on, kleiner Bach), Schmatzfeld (bei Wernigerode), Schmarbeck, Schmira, Schmerbach; von Kalfr, schwed. Kalf (Kalb, ein Kleineres neben etwas Großem) Kalbe a. d. Milde, Kalbe a. d. Saale; jenes liegt auf einer kleinen Mildeinsel, auch Kalbe a. S. lag vielleicht auf einer Insel. Freilich ist das nicht nachweisbar. Maenß.

36. **Sunder, L.** Wie sich das altgermanische Erbrecht in den Ortsnamen widerspiegelt. (Unter besonderer Berücksichtigung der Landschaft zwischen der Ohre und Aller im Norden und der Saale im Süden). (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg, XXXVIII, 1903 S. 321—338).

Ursprünglich besaß die Gemeinschaft den Boden, erst allmählich entwickelte sich Sondereigentum und ein Teilungsrecht. Aber oft schreckte man noch vor der Teilung zurück und die Kinder und Erben bewirtschafteten den alten Hof gemeinsam, sie waren dagi, Genossen; auf solchen gemeinsamen Besitz weisen Ortsnamen wie Aldagasthorp (wüst im Kreise Wolmirstedt), Gardegisthorp (Göringsdorf im Kreise Wanzleben), Hildagesburg (wüst im Kreise Wolmirstedt). Siedlungen, die von zweien bewohnt wurden, sind z. B. Beierstedt bei Schöningen, Beedenbostel bei Celle, Zweiflingen (wüst im Kreise Wanzleben), Twülpstedt bei Vorsfelde; von dreien bewohnte Siedlungen Trabra, Tribur. Eine in zwei Hälften geteilte Stätte ist Helmstadt (Halbingestat). Die Handlung des Teilens nannte man im Norden skiftande, auch skifte. Dieser Stamm steckt in vielen Orts- und Flurnamen, welche als Bestimmungswort skip, schopp haben, z. B. Schapplage, Schapwelle. Auf freigelassene Hörige weisen die zahlreichen Schalkenburgen, auf weibliche Erbfolge Namen, die got. quino, ahd. quena (die Frau) enthalten wie Quenstedt, Quendorf. Maenß.

37. Die Gerichtslinde zu St. Kiliani. (Mühlhäuser Geschichtsblätter, herausg. von Heidenreich und Kettner. Jahrg. IV, Mühlhausen 1903. S. 67 f.)

Viele Jahrhunderte hindurch, mindestens seit der Zeit um 1231 wurde in Mühlhausen das Gericht über Feldflursachen unter der Kilianslinde abgehalten, denn die Feldflur stand unter der besonderen Obhut des heiligen Kilian. Erst 1857 ist diese alte Linde niedergehauen worden, weil sie zu sehr in der Straße stand und den Ver-

kehr hemmte. Man vermochte sie jedoch nicht zu Bohlen zu zerschneiden, denn sie war „vollständig vernagelt." Die zahlreichen in den Baum eingeschlagenen Nägel deuten offenbar auf denselben abergläubischen Brauch wie die unserer „Nagelsteine", die sich auf Erden merkwürdiger Weise nirgends als zwischen Zerbst und Apolda vorfinden. Vergl. diesen Lit.-Ber. von 1896, Nr. 58. Kirchhoff.

38. **Reichardt, R.** Volksbräuche aus Nordthüringen. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 13. Jahrgang. Berlin 1903. S. 384—390.)

Eng zusammengedrängt finden wir hier eine Menge „im Volke gesammelte" auf Aberglauben beruhende nordthüringische Bräuche, wie sie noch heute bei Geburt und Taufe, bei Konfirmation, Hochzeit, Tod und Begräbnis üblich sind. Nicht jedem Besuch zeigt die Mutter gern ihren Liebling, denn es gibt Leute mit „bösem Blick", die ihm schaden könnten. Also auch hier die weltweit verbreitete Wahnidee vom bösen Blick („Schalksauge" in Luthers Bibelübersetzung), verbunden mit der wahren Tatsache, daß die meisten Menschen im zartesten Kindheitsalter sterben! Das Beschneiden des Haares wie der Fingernägel im ersten Lebensjahre wird vermieden (da der böse Feind sich in den Besitz der Schnitzel setzen und „sympathetisch" dem Kind schaden könnte). Regnet es in den Brautkranz, so bedeutet das in Nordthüringen nicht wie anderwärts Glück, sondern „Tränen in der Ehe." Bemerkenswert ist der in Nordthüringen sehr verbreitete Brauch, daß die junge Frau dem Gatten nicht am Tage nach der Hochzeit, sondern erst einige Wochen später in die neue Heimat folgt. Ist jemand im Haus krank und der Totenvogel (Strix noctua) ruft sein „Komm mit, komm mit!", so wird jener bald sterben. Wenn einem Todkranken das Sterben schwer wird, muß man aus dem Dach des Hauses einen Ziegel lösen. Im Augenblick des Todes eines Menschen muß man die Fenster öffnen, damit die Seele entfliehen kann. Dem Toten gibt man einen Zehr- und Reisepfennig in den Sarg, dem Kind sein Püppchen, dem Raucher die Tabakspfeife, dem Trinker die Schnapsflasche. Damit der Tote nicht zurückkehre, gießt man dem Leichenzug einen Eimer Wasser nach, denn Geister können nicht über das Wasser. Die Sitte der Leichenschmäuse wird nur noch selten geübt. Kirchhoff.

39. **Kirchhoff, A.** Was bedeutet „Hillebille"? Siehe oben S. 90—92.

40. Dankeröder Mengerling. Nachklänge vom ersten Heimatsfeste. Dankerode, Selbstverlag des Literarischen Vereins „Leseabend", 1904, kl. 8°, 32 S.

Der Lehrer Otto Schröter, wohlverdient um die Pflege der Heimatskunde und Heimatsliebe seiner Gegend, leitet diese kleine Sammlung von Gedichten mit dem Bemerken ein, daß diese beim ersten Dankeröder Heimatfest zu Pfingsten 1904 zum Vortrag gekommen sind. Es finden sich unter ihnen einige in Dankeröder Mundart, die deutlich beweisen, wie dieser Teil des Unterharzes sprachlich zu Thüringen gehört. Das bezeichnende ng für nd klingt mehrfach an, z. B. schwinge (geschwinde), Kinger (Kinder). Kirchhoff.

41. **Jacobs, E.** Peinliches Halsgericht vor der Linde zu Silstedt. (Harzzeitschrift 1903, S. 144—153.)

Es wird in dem Dorfe Silstedt ein Thie erwähnt, der einmal als Osterthie bezeichnet wird. Wahrscheinlich geschah das zum Unterschiede von dem Thie des anstoßenden wüsten Dorfes Volberode. Straßburger.

42. **Jacobs, E.** Das Osterfeuer zu Silstedt 1631. (Harzzeitschrift 1903. S. 153 bis 156.)

Aus den Verhören über die Entleibung eines Knaben bei Gelegenheit dieses Osterfeuers erhalten wir eine anschauliche Schilderung dieses Volksbrauchs im Jahre 1633 am Harze. Straßburger.

43. **Hartung, O.** Zur Volkskunde aus Anhalt. (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde. 10. Jahrg. Berlin 1900. S. 85–90.)

Es werden aus dem Anhaltischen Erntekranzlieder, Schlachtefestreime u. ä. mitgeteilt. Bei dem Bericht von einem wunderlichen Bauernorakel über die zu erwartenden Getreidepreise, wobei Getreidekörner in zwei Kaffeenäpfe geschüttet werden, erfahren wir, daß auf den Dörfern der Roßlaer Gegend bis um die Zeit von 1870 statt porzellanerner Kaffeetassen irdene braune Näpfe mit Doppelhenkel benutzt wurden, die ungefähr 1/2 Liter Inhalt faßten. Zu Radisleben (Kr. Ballenstedt) traten bis vor einigen Jahrzehnten alljährlich zu Martini die Gemeindevorsteher und Schöppen mit denen des angrenzenden preußischen Dorfes Sinsleben zusammen, um gemeinschaftlich die Grenze zu begehen. Nach beendetem Umgang verzehrten alle Teilnehmer zusammen die Martinsgans. Kirchhoff.

VII. Zusammenfassende Landeskunde, Ortskunde, Geschichtliches, Touristisches.

1. Allgemeines.

44. Das Lehnbuch Friedrichs des Strengen, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1349—1350, herausgegeben von W. Lippert und H. Beschorner. Mit 9 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. XVI, 898 S.

Nach dem im Dresdner Hauptstaatsarchiv aufbewahrten Original erhalten wir einen mustergültigen, mit reichhaltigen Kommentaren versehenen Abdruck dieses ältesten wettinischen Lehnbuchs. Sein Inhalt erstreckt sich über die Marken Meißen, Landsberg, das Osterland, Pleißenland und die Landgrafschaft Thüringen, befaßt also außer dem größten Teil des heutigen Königreichs Sachsen und der thüringischen Kleinstaaten die Südhälfte der Provinz Sachsen. Für diesen ganzen Raum bietet es auch der geschichtlichen Landeskunde eine Fülle von Stoff, namentlich bezüglich der älteren Namenformen von Bergen, Flüssen, Wäldern, noch vorhandenen oder wüst gewordenen Ortschaften sowie bezüglich der Ortslage letzterer (die von den Herausgebern in dem erschöpfenden alphabetischen Ortsregister, S. 421—543, stets sorgfältig angegeben ist). Bei den vielen aus dem Slawischen stammenden, im Lauf der Zeit aber durch Anpassung an die deutsche Zunge entstellten Namen erweist sich schon das Durchblättern dieses Ortsregisters lehrreich. Der Name des scharf hervorragenden Muschelkalkberges am rechten Saaleufer unterhalb von Jena, des Jenzig, z. B. klingt uns ganz deutsch; hier steht sein alter Name Jenczke, der läßt keinen Zweifel an seiner sorbischen Abkunft.

In der ausführlichen, dem Text vorgedruckten Einleitung der Herausgeber werden einige auch landeskundlich wichtige territorialgeschichtliche Fragen mit gründlicher Sachkunde behandelt, so der Erwerb der Herrschaften und Ämter Dornburg,

Lobdeburg, Windberg, Zörbig und eines Teils der Hennebergischen Lande seitens der Wettiner. Kirchhoff.

2. Thüringen.

45. **Habenicht, H.** Politische Karte von Thüringen. Gotha, J. Perthes, o. J.

Im Maßstab 1:250000 stellt diese mit der bekannten vortrefflichen Technik des Perthesschen Instituts ausgeführte Karte Thüringen nach seiner staatlichen Aufteilung dar von Sangerhausen im Norden bis Staffelstein und Königsberg i. Fr. im Süden, von der Rhön im Westen bis Zeitz und Greiz im Osten. Die kleineren Staatsgebiete sind in Flächenfarbe, Preußens und Bayerns Anteile in farbiger Grenzränderung bezeichnet. Der große Maßstab gestattete ausgiebige Aufnahme auch der dörflichen Siedelungen und der Verkehrswege, die nirgends das Flußnetz stören, weil jene schwarz wiedergegeben sind, dieses blau. Zum gleichen Preis (1,50 Mk.) ist die Karte auch mit Gebirgsbezeichnung zu haben und eignet sich, in Taschenformat zusammengeklappt, gut zum Mitnehmen auf der Reise. Kirchhoff.

46. Thüringen und der Frankenwald. (Meyers Reisebücher.) 17. Aufl. Große Ausgabe. Mit 16 Karten, 11 Plänen und 2 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut, 1904. kl. 8°, XII u. 296 S.

Vorliegende Neuauflage dieses vortrefflichen Touristenführers durch Thüringen, namentlich durch den Thüringerwald, bringt als Vervollständigung der graphischen Beigaben einen Plan der Stadt Weimar, einen kleinen (eingedruckten) Situationsplan von Oberhof und eine schöne Karte des Südstücks des Frankenwaldes, die sich anschließt an die Karte des oberen Saaletales und diese in gleichem Maßstab (1:150000) über die Längenlage von Lichtenberg gen Süden fortsetzt bis in die Kulmbacher Gegend. Auch im Text hat der Frankenwald eine umfassende Durcharbeitung erfahren. Doch gleichfalls für die übrigen Teile des vielbenutzten Führers sind zahlreiche Besserungsbeiträge, insbesondere von den Sektionen des Thüringerwaldvereins bei der Redaktion eingegangen, die sie dem Buch sorgfältig zugute kommen ließ, um es durchaus auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Kirchhoff.

47. **Gerbing, Luise.** Die Thüringer Landwirtschaft bis zur Reformationszeit. (Heimatblätter aus den koburg-gothaischen Landen. Gotha 1903, S. 32—41.)

Diese anziehende Kulturskizze gründet sich auf umfassende Flurkarten- und sonstige Quellenforschungen im südlichen Thüringen.

Um den Urwald zu roden, scheinen sich gewöhnlich etwa 30 Männer verbunden zu haben, mit Axt und Rodehaue (thüringisch: Radehacke) das Land artbar d. h. bestellungsfähig zu machen, eine Siedelung zu gründen.

Zwei verschiedene Arten der Bodenverteilung fallen dabei noch heute in die Augen: die Besitzverhältnisse in Gemenglage, wie wir sie durchgängig in den sogenannten Hufendörfern finden, und die Königs-, Wald- oder Hagenhufen, die sich in langen, schmalen Streifen in den Dörfern des Hörseltales vom Wasserlauf waldaufwärts hinstrecken. Die Gründung dieser Dörfer ist vorzugsweise auf Anregung eines Adligen zurückzuführen, der einen Waldbezirk an eine Anzahl bäuerlicher Ansiedler abgab und später, wenn die Wildnis gerodet, die Pläne verteilt, die neuen Heimwesen eingerichtet waren, einen bestimmten Jahreszins von jedem Hufner erhob.

Manche solcher Waldhufendörfer haben sich in ihrer eigenartigen Fluranlage bis heute erhalten. Wir sehen da eine Gemeinde von etwa 30 Höfen vor uns.

Unten am Bach und an der Straße liegt auf grünem Wiesenplan der schmucke fränkische Bauernhof, umgeben vom Obstgarten und dem blumen- und kräuterduftenden Vorgarten. Hinter jeder Hofreite zieht sich die Ackerländerei bergauf. Uralte Äpfel- oder Birn-, bisweilen auch Nußbäume breiten ihre schattenspendende Krone über den Weg oder wachsen seit hundert und mehr Jahren in zäher Ausdauer auf dem Grenzrain. Den oberen Abschluß des Anwesens bildet Buschwald: Eichen und allerhand Strauchwerk. In krauser Linie schlängelt sich der Weg bergan, der die benachbarten Hufen trennt; was dem einen Grundbesitz an Güte des Bodens abgeht, wird ihm dafür an Breite ersetzt.

Ganz anders das nach der Regellosigkeit seiner Bauart genannte Haufendorf! Wie es die Bodenbeschaffenheit und persönlicher Geschmack des einzelnen mit sich brachte, so steckte jeder die Stätte ab, die Haus, Stall und Hof umschließen sollte.

Schon die ältesten Dorfdarstellungen aus Mitteldeutschland zeigen uns den viereckigen Hof mit der Dungstätte in der Mitte, umgrenzt von den verschiedenen Gebäulichkeiten: links das einstöckige Wohnhaus mit anschließendem Stall für Rindvieh und Pferde; dem Hoftor gegenüber die Tenne mit dem Heu- und Futterboden, rechts Schweine- und Schafställe und das Holzgelaß. Das Tor war nicht selten zu einem eigenen Gebäude ausgebaut; der ganze Bauernhof gleicht also einer kleinen Burg in wehrhafter Vorsicht.

Den friedlosen Zeiten angepaßt, hausen Edelsitz und Gemeinde inmitten der Befriedung. Ersterer ist häufig mit tiefem Wassergraben umgeben. Das Dorf aber birgt sich entweder hinter bezinnter Lehmmauer oder festgeflochtenem Dornzaun und Graben. Eine kleine Burg für sich, oft die letzte Schutzwehr bei mörderischem Angriff, ist in vielen Dörfern der befestigte Friedhof und die stark gemauerte Kirche. In dem weitaus größten Teil Thüringens herrschte seit alters die Dreifelderwirtschaft bis auf das die deutsche Dorfflur gänzlich umgestaltende Werk der „Separation“ im 19. Jahrhundert. Auf den Flurkarten ist meistens noch die Lage der „drei Felder“ eingetragen mit Namen wie „Ober-, Mittel-, Unterfeld“ oder „Sommer-, Winter-, Brachfeld“. „In dreien Feldern“ verteilt nach Güte des Bodens liegt der Grundbesitz jedes „Nachbars“. „Ein Acker feldegleich“ bedeutet also drei Acker, einen in jedem der „drei Felder“. Ein Teil der Flur war als Gemeindegut („Almende“ oder „Almde“) in gemeinsamem Besitz als Weidetrift und Wald. Aber auch die in Privateigentum aufgeteilte Feldflur war in gewisser Weise Gemeingut: nach gemeinsamem Beschluß werden die Wege „geöffnet“ zum ersten Pflügen und Säen im Frühjahr, wird die Flur „gehegt“ bis zur Ernte. Selbst der dörfliche Grundherr, der sein Land in Gemenglage mit den Bauernfeldern hat, muß sich der allgemeinen Feldordnung fügen.

Selten gab es Dörfer ohne eigentliche Dorfflur, so z. B. Winterstein am Fuß des Inselsberges, wo der ganze Grundbesitz in den Händen der Herren von Wangenheim lag, die meisten Einwohner aber Zinsbauern der ritterlichen Familie waren.

Die Mark d. h. die Grenze der Dorfflur blieb lange unbestimmt, solange nämlich der wenig geachtete Wald, Triftland und Leede die äußeren Umrisse des Gemeindebesitzes bildeten. Gräben, Grenzzäune mit Falltoren sonderten dann und wann die mittelalterlichen Fluren voneinander. Die Amts- und Landesgrenze kündeten schon von weitem Grenzbäume: Eichen, Elsbeeren, auch wilde Obstbäume. Erst weit später sind steinerne Grenzzeichen nachweisbar: Hegesäulen (hohe Grenzsteine, z. B. noch jetzt mehrfach in der gothaischen Flur), Mark- und Grenzsteine mit eingemeißeltem Winkelhaken oder Wappen.

Von den „drei Feldern“ zerfiel jedes in Geschrote von ungleicher Gestalt (auch Gebreite oder Gewann benannt), diese wieder in Acker oder Morgen. Als einfaches Maß diente die „Gerte“ (Rute). Nach einer späteren Amtsbeschreibung maß eine Gerte 8 Ellen oder 16 Schuh, ein Acker 40 Gerten in der Länge und 4 in der Breite.

Der Wiesenbau war noch wenig entwickelt, das Graserträgnis daher gering. Um 1380 trugen bei Gamstädt 60 Acker Wiesen jährlich etwa 20 Fuder Heu.

Die Stelle unserer Kartoffeläcker vertraten die keinem Dorf fehlenden Krautländer, die auch mit Rüben bepflanzt waren. Häufig kommt auch „Bohnenland“ vor (also baute man Bufbohnen, Vicia faba, denn die grüne Bohne erhielten wir erst aus Amerika).

Waid wurde auf 15000 Äckern in 300 Dorffluren gebaut, dazu Flachs, Hopfen und Wein. Selbst Ohrdruf hatte seine Hopfengärten. Südhänge von Kalk- und Gipsbergen waren besonders gern mit Reben bepflanzt. Georgental und Reinhardsbrunn hatten ihre Weinberge. Die kleinen Dörfchen des Thüringerwaldes mit geringer Flur steuerten statt mit Fruchtzinsen mit Harz, Pech, Holzgerät, aber auch mit Sperbern und Falken zur Jagd, mit Hasel-, Birkhühnern, ja sogar Eichhörnchen für die Tafel des Herrn. Kirchhoff.

48. **Gerbing, W.** Die Pässe des Thüringerwaldes in ihrer Bedeutung für den innerdeutschen Verkehr und das deutsche Straßennetz. S. oben S. 1—53.

49. **Gerbing, L.** Die Verbreitung des Loiba-Namens im Thüringerwald S. oben S. 88—90.

50. **Hertel, L.** Neue Landeskunde des Herzogtums Sachsen-Meiningen. Heft 3 (138 S.), Hildburghausen, Kesselringsche Buchhandlung, 1902 und Heft 10 (136 S.), Hildburghausen, Gadow u. Sohn. (Vergl. diesen Lit.-Ber. von 1900. Nr. 36.)

Heft 3 enthält einen von Dr. Hertel verfaßten ausgezeichnet gründlichen Bericht über die fließenden und stehenden Gewässer des Herzogtums. Nach S. 190 ist eine Zeichnung der Gefällkurve der meiningenschen Werra eingefügt wie vor S. 281 Tiefenskizzen und Profildurchschnitte der Seen (einschließlich der auf weimarischem Gebiet gelegenen Weiher Frauensee und Schönsee) nach W. Halbfaß. Sehr dankenswert ist der Richtigstellung der Fluß- und Bachnamen im Meininger Anteil am Thüringerwald geschichtlich nachgegangen. So erfahren wir u. a., daß der Name Schleuse für die unterhalb Schleusingen zusammenfließenden Bäche erst neueren Ursprungs sein muß, weil urkundlich noch im Jahr 1322 der untere Teil des Flußtals Vezzerertal genannt wird, und im Stiftungsbrief des Klosters Vessra von 1135 ausdrücklich bezeugt steht, die Örtlichkeit dieses Klosters heiße nach dem Flusse Vessera (später gekürzt in Vessra). Für die echt thüringische Abschleifung des Wortes Bach (als Grundwort in Bachnamen) zu -mich finden sich hier auch zahlreiche Beispiele: aus Kumbach wurde im Volksmunde Kummich, aus Steinbach Stämmich, aus Gutschenbach Gutschmich usf.

Heft 10 enthält die Fürsten- und Landesgeschichte des Herzogtums von 1680 bis 1821. Kirchhoff.

51. **Baethcke.** Die Gründung des Klosters Georgenthal. (Heimatblätter aus den koburg-gothaischen Landen. Gotha 1903. S. 1—18.)

Das Zisterzienserkloster Georgenthal am Thüringerwald ist eine Gründung des alten Thüringer Grafengeschlechts von Kevernburg. Von ihrer Stammburg ist wenig bekannt. Sie soll 1246 durch einen Blitzschlag zerstört worden sein. Dann wieder aufgebaut, ist sie auch nach dem Tod des letzten Kevernburgers zwar noch von Landgraf Balthasar von Thüringen (1382—1406), ihrem damaligen Besitzer, wiederholt bewohnt worden, scheint aber seit Ausgang des 15. Jahrhunderts nicht mehr als Fürstensitz gedient zu haben; 1471 bereits diente sie als Gefängnis; 1496 kam sie wieder an den Arnstädter Zweig des kevernburg-schwarzburgischen Hauses, scheint jedoch immer mehr dem Verfall entgegengegangen zu sein.

Die Kevernburger besaßen eine große Strecke des Thüringerwaldes zwischen Hörsel und Saale, desgleichen im Tal der Unstrut und Wipper. Schon frühzeitig werden sie als Schutzvögte der in Thüringen reich begüterten Abtei Hersfeld bezeichnet, auch als Lehnsträger der Fuldaer Kirche. Von alters her waren sie im Dienst des Königs Gaugrafen des Längwitzgaus, standen nie im Abhängigkeitsverhältnis zu den Thüringer Landgrafen, sondern blieben stets reichsunmittelbar.

Das Gebiet, das Graf Sizzo von Kevernburg zur Klostergründung schenkte, umfaßte das weite Wiesengelände zwischen Hirtsberg und Ziegelberg, das seinen alten Namen Houwerieth in der noch heute geltenden Bezeichnung Heuröder Wiesen wiedererkennen läßt, ferner die Rodung mit dem Zubehör von Feldern und Auen, die einst Asolverod hieß und wohl auf dem kleinen südöstlichen Ausläufer des Ziegelberges lag, der hier Ziegelberg und Hirtsberg verbindet, die Flußgebiete der Leina und Apfelstedt sondert (daher „Sundera“ genannt). Für diese Stelle am Anfang des Hirtsberges hat sich der alte Name als Adolfsrod noch auf den Karten erhalten sowie in der verstümmelten Form Apfelsrod im Volksmunde. Endlich gehörte noch zur Schenkung das ganze Waldgebiet, das von der Apfelstedt nebst ihren Zuflüssen bewässert wird, vom Rennstieg herab bis zum Austritt des Flusses in die Ebene. Dicht an die Besitzungen des Benediktinerklosters Reinhardsbrunn, des eigentlichen „Hausklosters“ der Landgrafen von Thüringen, reichte also Sizzos Schenkung an die Zisterzienser, deren Ordensregel im Gegensatz zu der der Benediktiner die Rodung der Wildnis, in der ein Kloster dieses Ordens jedesmal zu gründen war, zur Hauptaufgabe machte. Der Verf. erläutert nun treffend die Rodungstätigkeit der Georgenthaler Mönche und den Antagonismus der Reinhardsbrunner gegen sie, die ihnen die ersehnte Weiterausdehnung ihres Grunderwerbs nach Süden hin verlegt hatten. Anfangs hatte man oberhalb des mit wildem Gestrüpp verwachsenen Erfgrundes gerodet („Sin Jörgen“ nennt das Volk noch heute die Stelle), indessen Ausgrabungen haben hier nur dürftiges Mauerwerk zutage gefördert, sodaß es dort oben wohl nicht zu einem wahren Klosterbau kam. Aus einer Urkunde von 1143 erhellt vielmehr, daß die Zisterzienser die Bergeshöhe bald verließen und sich unten im Tal ansiedelten, wo sie vor allem erst den Boden entwässerten und dadurch gesund und fruchtbar machten. Die sieben Teiche im Klostergrundstück dienten in erster Linie der Trockenlegung des Geländes, in zweiter erst der Fischzucht. Spuren der alten Öl- und Kornmühle finden sich noch im sogenannten Klostergarten. Kirchhoff.

52. **Berbig, M.** Gotha im Mittelalter. Aus dem Tagebuche eines fahrenden Schülers (Ebenda S. 19—23.)

Die kurze Schilderung stammt aus dem Jahr 1402. Gotha war damals von einem großen Bogen von Wäldern umgeben, der im Osten fast bis an die Stadtmauer reichte; in einem von diesen, der Bärenlache, sollten noch unlängst sich Bären ge-

zeigt haben. Im Süden der Stadt lag ein großer Sumpf, das Milchried, dahinter eine stundenlange Heide. Näher an der Stadt breiteten sich fruchtbare Felder (auch solche mit Waid) und schöne Gärten aus; auch etliche Weinberge waren zu sehen und ein Hügel mit großen Hopfengärten. Der Wein war freilich etwas sauer, doch ließ sich aus ihm mit Nelken und Honig ein süßer Würzwein bereiten. Die Stadt war von Mauer und Graben umgürtet; in ihrem Süden erhob sich, noch besonders ummauert, die Feste Grimmenstein. Landgraf Balthasar hatte durch einen geschickten Augustinermönch einen drei Stunden langen Graben aus der Leina nach Gotha führen lassen und dadurch die Wassernot der Stadt behoben. Vor Zeiten war der Ort viel kleiner, nun aber hat er sich durch Zuzug von den umliegenden Dörfern auf 6000 Bewohner gehoben. Im Straßengetriebe sieht man viel Mönche und Nonnen, denn auch auswärtige Klöster (Reinhardsbrunn, Georgenthal) haben hier Herbergen für die Ihrigen. Auch zwei Predigermönche von Eisenach wohnen hier, die das Recht haben in Gotha für ihr Kloster zu betteln. Die Straßen sind eng, krumm, ungepflastert. Bei schlechtem Wetter steigen die Ratsherren auf Stelzen durch den Kot aufs Rathaus. Die Häuser haben viel Erker und zierliche Türmlein, ihr Gebälk ist mit Schnitzwerk verziert, ein Stockwerk steht über das nächst untere (als „Überhang") vor. Kellerhälse versperren oft die Gasse, weil man die Bierfässer von der Straße her in den Keller bringt. Die Bürger treiben fast alle Ackerbau, halten Kühe, Schweine, Schafe. Doch blüht das Tuchmachergewerbe; bei schönem Wetter stehen die Tuchrahmen auf der Stadtmauer. Etliche Kaufleute und Krämer verkaufen fremdländisches Gewürz, Heringe und allerlei. Kirchhoff.

53. **Beyer, C.** und **Biereye, J.** Geschichte der Stadt Erfurt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Mit 40 Abbildungen und Plänen nach alten und seltenen Stichen. Erfurt, Keysersche Buchhandlung, 1900—1904. kl. 8°, bis jetzt 10 Lieferungen, 320 S.

Der als Stadtarchivar um die Geschichtsstudien über Erfurt neuerdings so hoch verdiente Dr. Carl Beyer wagte den kühnen Wurf, eine Geschichte der Stadt Erfurt auf streng quellenmäßiger Grundlage, aber in durchaus volkstümlicher, wenn auch knapp gehaltener Erzählungsform zu schreiben. Leider ereilte ihn ein grausam vorzeitiger Tod, so daß er sein Geschichtswerk nur bis zum Ende des Mittelalters auszuführen vermochte, bedauerlicherweise ohne Quellenbelege beizufügen, die man bei mancher streitigen Frage, z. B. über die ältesten Entwicklungsphasen der Stadtverfassung, ungern vermißt. Zum Glück ist in Dr. Johannes Biereye (gegenwärtig Rektor der Klosterschule in Roßleben) ganz der rechte Mann gefunden worden, das Werk im Sinn seines Urhebers durch die Jahrhunderte der Neuzeit weiterzuführen, wie sich das in den drei jüngsten Lieferungen vorteilhaft zu erkennen gibt, die der Erfurter Universität ums Jahr 1500 und dem Aufkeimen des Lutherschen Reformationsgedankens in deren Schoß gewidmet sind. Recht gut ausgewählt sind die Abbildungen von Straßen, Bauwerken, geschichtlichen Szenen aus Alt-Erfurt nach guten Originalen. Kirchhoff.

54. **Zschiesche.** Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung. Mit 1 Karte und 3 Tafeln. Erfurt, Keysersche Buchhandlung 1904. kl. 8°, 35 S.

Als Beigabe (Lieferung 11) zum vorher besprochenen Werk spendet uns hier Sanitätsrat Zschiesche eine lichtvolle Überschau der Siedelungs- und Kulturverhält-

nisse der Erfurter Gegend bis an die Schwelle der Karolingerzeit, hauptsächlich als Frucht seiner eigenen erfolgreichen Forschungen auf diesem Felde.

Wie Thüringen überhaupt so muß auch das Erfurter Landeszentrum schon zur Steinzeit, die in unseren Landen bis etwa 1500 v. Chr. währte, ziemlich stark bevölkert gewesen sein. Der Verf. enthüllt uns auf seiner lehrreichen Karte die Lage von Steinzeitdörfern am Nordrand der Steigerwaldhöhe (bei der Villa Stürcke), ferner links vom Bergstrom zwischen der Cyriaksburg und dem Petersberg, desgleichen im Norden Erfurts an den Höhen auf dem linken Ufer der Wilden Gera. Stark bewohnt war zur Steinzeit auch der Rote Berg am rechten Ufer der Schmalen Gera; auf der Stätte des heutigen Bahnhofes von Neudietendorf befand sich ein großes steinzeitliches Dorf, auf der Altenburg bei Arnstadt gleichzeitig eine Wallburg mit einer Werkstätte für Feuersteingeräte. Der Verf. schätzt das Alter dieser Anlagen auf 4000 Jahre; demnach hätten sie um 2100 v. Chr. bestanden. Bezeichnend dünkt, daß der gesamte Erfurter Stadtboden ostwärts vom Petersberg und den übrigen Anhöhen, die sich auf dem linken Geraufer hinziehen, keine einzige steinzeitliche Ansiedlung getragen hat, vermutlich weil er noch sumpfiges Überschwemmungsland bildete. Erst auf der Hirnzgenbergschanze bei Daberstedt findet sich wieder ein Steinzeitgrab. Die Ausgrabungen ergaben als Hüttenreste fast nur Herdgruben, 1—1½ m tief und 1½—2 m im Durchmesser; an der Rudolf- und Heinrichstraße zur Seite des Bergstromes sind weit über hundert solcher Gruben aufgedeckt worden. Die vermutlich mit Stroh oder Schilf gedeckten Hütten waren über den Herdgruben aus Holz erbaut, die Fächer zwischen den Baumstämmen wurden mit Flechtwerk aus Baumästen ausgefüllt, und dieses auf beiden Seiten mit glatt gestrichenem Ton verkleidet, der bisweilen einen feinen weißen oder hellgrauen Anstrich zeigt. Massenhaft finden sich Scherben von Tongefäßen, die stets ohne Drehscheibe verfertigt wurden. Unter den Knochenresten sind vertreten Urochse, Wildschwein, Hirsch, Reh, Schaf, Ziege, Fuchs, Biber. Mit Knochenangeln fing man Fische, auch Flußmuscheln wurden verspeist, ihre Schalen dienten teilweise zum Schmuck. Der Hund war bereits Jagdgehilfe. Man hielt Rinder, Schweine, Ziegen, Schafe, vielleicht auch schon das Pferd, scheint sich sogar auf Käserei verstanden zu haben. Der Acker wurde mit steinerner Pflugschar gepflügt, um Weizen, Einkorn und Gerste zu bauen. Fleißig wurde gewebt; neben Tongefäßen kannte man auch hölzerne, jedoch kein Metallgerät. Bernsteinperlen deuten auf Handelsverkehr.

Die Dörfer am Steiger und am Petersberg sind dann untergegangen, ihr der Verwandtschaft nach uns völlig unbekanntes Volk wurde vermutlich von Feinden verdrängt. Aus der nachfolgenden Bronzezeit begegnen uns nur seltene Funde; Thüringen überhaupt scheint damals volkarm gewesen zu sein. Erst aus der späteren Eisenzeit, der la Tène-Periode, stammen wieder Reste ansehnlicher Siedelungen. Namentlich verraten abermals massenhafte Herdgruben eine größere Dorfanlage vor dem Andreastor (bis zum Auenkeller). Die Ausgrabungsfunde zeigen auf der Drehscheibe gearbeitete Tongefäße. Das Getreide wurde aber immer noch auf steinerner Handmühle gemahlen. An einigen Stellen siedelte man wieder, wo einst schon die Menschen der Steinzeit gewohnt hatten, weshalb man dort auf Funde der la Tène-Zeit neben steinzeitlichen stößt; so am Roten Berg und weiter nördlich von dem erwähnten Dorf, das bis zum Auenkeller reichte, auf dem hohen Uferrand der Schmalen Gera hinter dem Städtischen Krankenhaus. Referent möchte nur vor einem Irrtum warnen, der sich eben an diese Fundstätte anschließt. Der Verf. macht nämlich darauf aufmerksam, daß letztere noch im 14. und 15. Jahrhundert „an dem hohen Stade“ genannt worden sei, und meint, das solle heißen „die hohe Stadt,“ ja so

steht der Name sogar auf seiner Karte. Andere Erfurter Forscher haben daraus schon eine uralte Ansiedelung „am Petersberg“ gemacht, den Petersberg selbst als Hochstadt, als Erfurts Akropolis gedeutet. Wohl ist derselbe der Burgberg der Stadt, der Träger von Weihestätten in heidnischer und christlicher Zeit gewesen, insofern also tatsächlich eine Erfurter Akropolis. Aber jene alte Dorfsiedelung lag ja ganz abseits vom alten städtischen Weichbild gegenüber von Ilversgehofen, und ihre Stätte führte jenen Namen, der gar nichts mit „Stadt“ zu tun hat, nur von der Steillage am Flußgestade.

Der Verf. verlegt die Siedelungen der la Tène-Periode in das dritte oder zweite vorchristliche Jahrhundert und führt sie auf die Hermunduren zurück, da, wie er meint aus archäologischen Funden schließen zu dürfen, die Kelten damals schon Thüringen verlassen hatten.

Zur Merowingerzeit war jedenfalls auch bereits die Flußaue an der mehrarmigen Gera vor den Westhöhen besiedelt. Auf dem Anger wurde jüngst beim Haus Nr. 64 ein menschliches Skelett in 3 m Tiefe entdeckt, das zwischen den Zähnen eine um 550 n. Chr. geprägte Goldmünze aufwies.

Slawische Siedelungsreste, bez. Grabstätten, zeigt die Karte dicht bei Daberstedt und an der nach Weimar führenden Landstraße beim Gasthof zur Henne.

Kirchhoff.

55. **Krauth, C.,** Untersuchung über den Namen und die ältesten Geschichtsquellen der Stadt Erfurt. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Realgymnasiums zu Erfurt für das Schuljahr 1903 bis 1904. Erfurt 1904. 4°, 36 S.

Durch eine scharfsinnige Vergleichung der ältesten Nachrichten über Erfurt bis zur Zeit des Bonifatius wird eine Reihe wichtiger Aufklärungen gegeben, die zum Verständnis der ganzen späteren Stadtgeschichte von Bedeutung sind.

Der Verf. behauptet wohl mit Recht, daß wir alle bisher die entscheidend wichtige Stelle in Bonifatius' Brief an den Papst Zacharias vom Jahr 742 falsch gedeutet haben: Erphesfurt, qui fuit jam olim urbs paganorum rusticorum. Das, sagt er, braucht nicht zu heißen: auch damals, als Bonifatius diese Worte schrieb, wäre Erfurt noch eine reine Heidenstadt gewesen. Und geschichtlich klänge das doch auch recht unglaubwürdig, da irische Sendboten in Thüringen wie in Hessen bereits Bonifatius wacker vorgearbeitet hatten. Vielmehr entnimmt der Verf. den sorgfältig aus seinen Quellen herausgeschälten ursprünglichsten Kernsätzen folgende Aufeinanderfolge der Klöster- und Kirchengründungen auf dem Höhenzug im Westen der Stadt, von wo noch heute ehrwürdige Kirchenbauten mit doppeltem Turmdreizack Erfurt so malerisch überragen: unter dem Merowingerkönig Dagobert III. (711—716) wurde auf der echten Erfurter Akropolis (einer uralten Wallburg) das Peterskloster gegründet und seitdem der heidnische Name Merwigisburg (oder Merwigsberg) in Petersberg verwandelt; gleichzeitig wurde auf der südwärts anstoßenden niedrigeren Vorhöhe, wo jetzt die Severikirche emporragt, ein (später verlegtes) Nonnenkloster, das „altum monasterium s. Pauli“ begründet, erst aber durch Bonifatius der Grund gelegt zum Dom, der Marienkirche, auf der Nebenhöhe, die durch die schöne Gewölbeaufmauerung der „Kavaten“ (erfurtisch „Kaffaten“) nach der Stadt hin eine vornehme Erweiterung erfuhr.

Geschichtlich verdient nun des Verfassers Ausführung alle Beachtung: Bei der Eroberung Thüringens durch die Franken (531) kam das altthüringische Königsgut auf

dem Merwigsberg an die Merowinger, diese verwandten es dann später teilweise zur Ausstattung des neugegründeten Petersklosters, aber durch Bonifatius scheint sodann manches von dieser Schenkung und namentlich manches von den Königsrechten (Gerichtshegung, Markt- und Münzrecht) an die Marienkirche übertragen worden zu sein, als diese zur Stiftskirche für ganz Thüringen ausersehen wurde. Als an Stelle eines selbständigen Bischofs für Thüringen in Erfurt nun der Erzbischof von Mainz trat, zuvörderst als geistliches Oberhaupt, entfalteten sich hieraus allmählich die Ansprüche des Mainzers auch auf die weltliche Macht über Erfurt. Noch unter Karl d. Gr. schaute man auf dem Petersberg die alte Königspfalz (curtis regia); Erfurt stand von alters her unmittelbar unter Reichshoheit, ist nie von Rechts wegen unter der Hoheit des Thüringer Landgrafen gewesen, hatte vielmehr den berechtigten Entwicklungsdrang zur freien Reichsstadt. Mainz wollte aus dem im späteren Mittelalter durch die Schaffenskraft seiner Bürger so prächtig emporgediehenen Erfurt, das um 1500 Nürnberg an Bedeutung glich, eine Untertanenstadt machen. Und nicht ohne Mitverschulden der oft kurzsichtig schwankenden Politik der Stadtgemeinde triumphierte zuletzt Kurmainz 1664 mit Hilfe der Truppen Ludwigs XIV.

So läßt Dr. Krauths kurze, aber scharfe Kritik der Erfurter Geschichtsquellen, die sich mit jener Frühepoche des 8. Jahrhunderts beschäftigen, einen klärenden Einblick tun in den Ursprung jenes Zwittertums, unter dem die Geschicke Erfurts verliefen und von dem heute nur noch der Bekenntniszwiespalt der Bürgerschaft übrig ist. Er bringt noch manchen anregenden Gedanken nebenbei zum Vorschein, so die Vermutung, daß die alte Merwigsburg wohl ein Heiligtum des Donar umschloß, denn gewöhnlich ging ja bei der Christianisierung ein solches in eine Peterskirche über (genau wie man das vom Petersberg bei Halle vermuten darf). Er findet unter den Blutzeugen, die auf friesischem Boden als tapfere Prediger des Christentums ihr Leben ließen, den hochbetagten Lebuin als den so lange vergebens gesuchten ersten (und einzigen) von Bonifatius eingesetzten Bischof von Erfurt heraus und bezieht die interessante Mär vom „Schäfer Lehmann," der die Lehmannsbrücke baute, auf den greisen Lebuin. In der Tat heißt letztere noch im Jahr 1108 Liebwinsbrücke, und die Wohltat des Brückenbaus war nicht bloß bei den alten Römern der Priesterhand vorbehalten. Diese älteste Brücke über die Erfurter Gera liegt auch benachbart einer Gerafurt, bei der die Sage den „Müller Erpo", den Romulus Erfurts, wohnen läßt, und die Schildchensmühle führt, wie unser Verf. meint, den Namen des einstmaligen Dorfes Schilderode weiter, das an der Stätte der gegenwärtigen Andreasvorstadt stand.

Ob aber der „Wenigen Markt" vor alters „der Mönche Markt" hieß, scheint doch zweifelhaft. Selbst wenn die anstoßende Krämerbrücke als „zweitälteste" Gerabrücke „der vereinten Tatkraft mehrerer Klöster, namentlich des Petersklosters, ihre Entstehung verdanken" sollte, ist sprachlich der Übergang eines so im Volk allbekannten Wortes wie „Mönche" in „Wenigen" recht unwahrscheinlich. Urkundlich findet sich die Namensform stets latinisiert als „forum parvum" (Gegensatz zum Hauptmarkt „ante gradus", d. h. vor der zum Dom hinanführenden Freitreppe, erfurtisch „vor den Greden").

Viel weniger noch vermögen wir dem Verf. zu folgen in seinen etymologischen Versuchen, den Sinn des Namens Erfurt neu zu deuten. Sogar der Name Merwigsburg soll aus „Erphesberg", der angeblich älteren Namensform von Erfurt, entstanden sein! Unter ihrer Burghöhe „Erphesberg" wohnhaft, hätten die Leute (zuvörderst die Schilderöder) gesagt, sie wohnten „ze dem Erphesberge", woraus die Petersmönche „ze dem Merphesberge" gemacht hatten. Nachmals erst sei die Siedelung bis an und

über die Gerafurt stromaufwärts ausgedehnt worden, Erfurt sei also erst „allmählich eine Furtstadt geworden“. Dabei sei die Stadt aber gleichwohl nach dem Fluß benannt, nämlich Ar-pas-furt (ar=Wasser, pa, gekürzt aus apa, Fluß, s Genetivzeichen), also „Wasserflußfurt“. „Merwig“ ist in Thüringen ganz generell bezogen auf uralte Heidenzeit; danach heißt z. B. auch die Merwigslinde in Nordhausen, nicht aber nach dem „Wald“, wie der Verf. meint (des Ref. Deutung von Melchendorf [früher Merchendorf] von Meroh, im mittelalterlichen Urkundenlatein merica, d. h. Wald, hat damit gar nichts zu tun). Einen „Erphesberg“ hat es niemals gegeben, und Erfurt hieß von jeher nach der Furtstelle, an der es entstanden war.

Kirchhoff.

56. **Horn, W.** Erfurts Stadtverfassung und Stadtwirtschaft. Jena, G. Fischer, 1904. 271 S.

Nach einer kurzen Überschau der Erfurter Stadtgeschichte, soweit sie zur Vorbereitung des eigentlichen Themas erforderlich erschien, insbesondere der Hauptentwicklungsphasen der Erfurter Stadtverfassung, beschert uns der Verf. eine sehr gründliche aktenmäßige Studie über die Organisation und Leistung der Verwaltung Erfurts seit 1802 d. h. seitdem die Stadt von Kurmainz an Preußen gekommen. Ganz besondere Aufmerksamkeit wird dabei dem städtischen Finanzwesen zu teil, sowohl vor als nach der Einführung der Selbstverwaltung, die für Erfurt mit dem Jahr 1822 einsetzte. Ohne an dieser Stelle auf diese für die Geschichte des preußischen Stadtrechts im 19. Jahrhundert überhaupt bedeutsame Schlaglichter werfenden Untersuchungen eingehen zu können, sei nur noch kurz hingewiesen auf die der Einleitung mit eingeflochtenen Angaben zur Erfurter Bevölkerungsstatistik.

Mit Recht vertritt der Verf. die Ansicht, daß Erfurt zur Zeit seiner höchsten mittelalterlichen Blüte (im 15. Jahrhundert) wohl nicht über 32000 Bewohner gezählt hat. Das war ja auch schon für die mittelalterlichen Städte Deutschlands nahezu das Höchstmaß. Soll doch selbst Nürnberg und Straßburg im Jahr 1449 nur eine Einwohnerzahl von 20000 gehabt haben. Für Köln im Ausgang des 15. Jahrhunderts hat allerdings Archivar Ennen eine Bewohnerzahl von 50000 wahrscheinlich gemacht.

Als Erfurt 1664 mainzisch wurde, zählte es höchstens 12000 Bewohner, noch 1758 nur unbeträchtlich mehr, nämlich 13600, 1802 16580. Erst die Zählung von 1880 zeigte die Überschreitung von 50000 an, die von 1900 ergab 83080 (ohne die Garnison).

Die Zahl der Wohnhäuser Erfurts betrug im Jahre 1900 4592 (mit 17811 Haushaltungen), so daß auf ein Haus im Durchschnitt 18 Bewohner entfielen (im Jahr 1802 hingegen deren nur 5).

Die Geburtenzahl beläuft sich in Erfurt gegenwärtig auf 32,5 ‰ der Gesamtzahl der Bewohner, steht also unter dem Reichsmittel von 37,4. Dafür ist die Sterblichkeit günstig niedrig: 14,2 ‰ (Reichsmittel: 23,5). Kirchhoff.

57. **Wintzingerode-Knorr, Lewin Freiherr von.** Die Wüstungen des Eichsfeldes. Verzeichnis der Wüstungen, vorgeschichtlichen Wallburgen, Bergwerke, Gerichtsstätten und Warten innerhalb der landrätlichen Kreise Duderstadt, Heiligenstadt, Mühlhausen und Worbis. (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. 40. Band.) Halle, Hendel, 1903. gr. 8°, VII, LXXXVIII, 1280 S. nebst einer Karte der genannten Kreise.

Die Historische Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt hat sich ein namhaftes Verdienst um die geschichtliche Landeskunde erworben, indem sie auf das wichtige Werk „Die Wüstungen im Nordthüringgau", bearbeitet von G. Hertel, dieses noch umfassendere Werk über die Wüstungen des Eichsfeldes folgen ließ. Mit erstaunlichem Fleiß hat sein Verf. aus archivalischen und gedruckten Quellen, ferner aus dem Schatz der von der genannten Kommission geschaffenen Herbersschen (handschriftlichen) Flurkarten sowie nach eigenen Erkundigungen an Ort und Stelle nicht allein die Wüstungen der im Titel erwähnten Bezirke zusammengestellt und ihrer Ortslage nach bestimmt, sondern auch die sonstigen Altertümer dieses Landraums, wie sie der Titel mit aufführt, sorgsam ermittelt und dies alles in einer von Dr. Gustav Reischel vortrefflich ausgeführten Karte eintragen lassen. Auf die 288 Gemeinde-, Guts- und Oberförstereibezirke des Eichsfeldes kommen nach dem Verf. mindestens 480 eingegangene Ortschaften. Dabei sind gewiß noch manche Wüstungen nachzutragen, sobald man die Archive in noch weiterem Umfang durchforscht. So hat bereits Dr. Hans Beschorner in einer Anzeige des Werkes aus dem Dresdener Hauptstaatsarchiv folgende Wüstungen als hier übergangen nachgewiesen: Ichensachsen, Bernelt (Bernvelt, Bernolt), Ritshusen (Richshusen), Dypblo (alle vier in der Gegend zwischen Mühlhausen und Treffurt zu suchen), ferner Rode zwischen Oppershausen und der Gelbrieder (Geldern-) Mühle südwestlich von Mühlhausen und Bechstedt südwärts von Oppershausen (das allerdings auf der Karte steht, indessen im Text fehlt).

Die gehaltreiche Einleitung stellt die aus dem umfänglichen Material sich ergebenden Tatsachen von allgemeiner Bedeutung sorgfältig zusammen und bringt dabei manchen neuen Gesichtspunkt für die Entstehungsursachen der Wüstungen überhaupt. Der wichtige Exkurs S. XII—XVIII behandelt die im Eichsfeld einst vorhanden gewesenen Landwehren und damit zusammenhängende Befestigungen.

Kirchhoff.

58. **Löffler, Kl.** Der Name „Eichsfeld". S. oben S. 84—87.

59. **Blau, G.** Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Großbodungen bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. (Harzzeitschrift 1903, S. 1—18.)

Großbodungen hat seinen Namen entweder von dem in der Nähe vorüberströmenden Flüßchen Bode oder von der Sippe eines Bado oder Bodo. In der Nähe von Bodungen gibt es auch einen Bodesberg. Der Ort gehört zu den ältesten Ansiedelungen der Gegend. Rings herum aber liegt ein Kranz von Rodedörfern, deren Entstehung ins 10. bis 12. Jahrhundert zurückreicht. Genau an der Grenzscheide zwischen Thüringen und Sachsen liegen hier merkwürdigerweise zahlreiche Orte und Wüstungen auf ungen oder ingen, in ununterbrochener Linie von O. nach W. streichend. Daraus vermutet der Verfasser, daß einer der fränkischen Merowingerkönige im Helme- und Ohmfeldgau zur Sicherung der Grenze gegen die feindlichen Sachsen alemannische Kolonisten angesiedelt habe. Zur Unterstützung dieser Vermutung bringt er noch vor, daß das in der Nähe liegende Dorf Weißenborn noch bis 1157 die schwäbisch-alemannische Namensbildung auf brunnen zeigt.

Die Hasenburg in der Nähe von Großbodungen gehört zu den Burgbauten Heinrichs IV.

Durch eine Schenkung von 1124 wird die Grenze geschaffen, die Jahrhunderte lang die Landschaften Eichsfeld und Honstein voneinander geschieden hat und noch

heute die katholischen und evangelischen Ortschaften des Kreises Worbis voneinander scheidet.

Er berichtet auch von einem Schlosse (vielleicht 1329 erbaut) und einer Kemenate in Großbodungen, sowie von den Wüstungen Bilrode und Reichsdorf bei Großbodungen. Großbodungen hat 1596 etwa 550 Einwohner gezählt.

Straßburger.

60. **Naumann, L.** Skizzen und Bilder zu einer Heimatskunde des Kreises Eckartsberga. 4. Heft. Eckartsberga, Verlag der Buchdruckerei des Eckartshauses. 1903. kl. 8°, 122 S.

Schildert die Einführung der Reformation in diesem Kreise und deren Rückwirkungen, namentlich die Säkularisierung der Klöster im Zusammenhang mit der Förderung des weltlichen Schulwesens. Kirchhoff.

61. **Schlüter, O.** Die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen, ein Beispiel für die Behandlung siedelungsgeographischer Fragen. Mit 6 Karten und 2 Tafeln. Berlin, H. Costenoble, 1904. XIX und 453 S.

Dieses vortreffliche Werk wird für immer ein Juwel im Schatz thüringischer Landeskunde bleiben. Es behandelt aufs gründlichste die Siedelungen zwischen Artern und Naumburg zu beiden Seiten der Unstrut, einerseits bis Sangerhausen und Querfurt, andrerseits bis zum Südwestfuß der Finne. Es prüft an diesem bestimmten Beispiel Umfang und Methode siedelungskundlicher Forschung überhaupt. Doch kann auf diese wichtige methodologische Seite hier nicht eingegangen werden. Betont aber sei, daß gleich der einleitende Teil („Das Land") eine sehr klare Übersicht über Bodenbau, Geologie und Entwicklung der Flußläufe des bezeichneten Gebiets bringt, unterstützt von einer musterhaften geologischen Übersichtskarte, in die außer dem Flußnetz auch die gegenwärtigen Hauptverkehrswege und sämtliche Städte wie Dörfer in ihren wirklichen Umrißformen eingetragen sind. Nach einem umfassenden Kapitel über Volksdichte, Verteilung und Größe der Siedelungen Nordostthüringens in der Gegenwart, wiederum begleitet von vorzüglichen Karten (eine auf die Dichtekarte zu deckende Oleate, die den Grundsteuerreinertrag darstellt, enthüllt dabei sehr zweckdienlich die Kongruenz von Bodengüte und Volksdichte in vorwiegend mit Landbau beschäftigten Bezirken), folgt eine ausführliche Erörterung über den geschichtlichen Gang der Besiedelung. Da werden schwierige Grundfragen der Genesis des Thüringervolks überhaupt gestreift, insbesondere jedoch wird exakt nachgewiesen, daß keineswegs das ganze Unstruttal von Artern abwärts ein ungangbarer Morast bis in die Neuzeit gewesen ist. Eine (auch wieder kartlich sehr glücklich veranschaulichte) „Rekonstruktion des Landschaftsbildes für die ältesten geschichtlichen Zeiten" lehrt uns die Ausdehnung des bei den Frühjahrsüberschwemmungen der Unstrut unter Wasser gesetzten Bodens wesentlich schon im frühen Mittelalter so erkennen, wie sie bis zu der 1850 einsetzenden preußischen Regulierung der Unstrut fortbestanden hat; schmale, dieses „Jungalluvium" kaum um ein paar Meter überragende Säume von „altem Auelehm" und Löß gestatteten immer schon zu beiden Seiten der Rietfläche (dieser eigentlichen „Unstrut" d. h. des großen Sumpfdickichts, — ein Name, der erst metonymisch auf den Fluß übertragen wurde) einen Pfad zu finden, zumal diese Säume waldlos waren, und hier finden wir auch die ältesten Siedelungen, z. B. Wiehe. Ringsum indessen sehen wir noch die Triashöhen in der Vorzeit mit Wald bestanden; der Verf. zeigt an der Hand Arnoldscher Verwertung der Ortsnamen die allmähliche

Rodung der Wälder, weist nebenbei sehr interessant auf Dickichtgürtel hin, die alte Gaugrenzen gebildet haben, und führt uns schließlich in die Zeit der „negativen Siedelung" (1350 – 1550), d. h. der „Wüstungen", wo man Ortschaften wieder preisgab, besonders wenn man sie, mit dem Roden auf allzu ungünstigen Boden vorgedrungen, als nicht gut bewohnungsfähig erkannte. Er stellt dem die Periode seit dem Eisenbahnbau und dem Einzug der Großindustrie zur Seite (etwa seit 1850), wo das Hindrängen nach den größeren Städten die Bevölkerung örtlich (wenigstens relativ) zurückgehen ließ, weist aber auch auf den merkwürdigen Fall hin, daß gerade die Unstrutbahn Artern-Naumburg sichtlich eine „ausräumende Bewegung" förderte, indem die Bewohner dieses „Transversaltals" dadurch angeregt wurden, lieber in die für den Hauptverkehr Nordostthüringens günstigeren „Radialstraßen" (in der Richtung von NO. zu SW. auf Erfurt zu) sich zu ziehen, die nun im heutigen Eisenbahnverkehr so viel kräftigere Schlagadern des Wirtschaftslebens geworden sind. Der große vierte Teil des Buches ist der Lage und äußeren Gestalt der Siedelungen gewidmet. Gerade in letzterer Beziehung wird der Siedelungskunde ein neues Feld vom Verf. erobert. Er belehrt uns, wieviel man aus Umrißgestalt und Straßenzügen sowohl der Städte als auch der Dörfer lernen kann; wie sich die Siedelungen einerseits dem Bodenrelief und den Wasserzügen anschmiegen (für das so oft zu beobachtende Einbetten der Ortschaften in muldenartige, wenn auch oft nur ganz flache Vertiefungen wendet er den treffenden Ausdruck „Nestlage" an), wie sich aber auch andrerseits manche geschichtliche Rückschlüsse aus der Tatsache ziehen lassen, ob eine Siedelung in Zeilenform, einzeilig oder parallelstraßig, als Rundling oder Haufendorf usw. erbaut ist. Hier, wo einst Slawen auch aufs linke Ufer der Saale hinüberzogen, findet der Verf. Gelegenheit unseren Sinn kritisch zu schärfen, daß wir nicht unbesehen nur Rundlinge (d. h. in Kreisform der Hüttenreihung mit nur einem Zugang von außen gebaute Dörfer) oder nur offenbar slawisch benannte Siedelungen den Slawen, alle übrigen den deutschen Gründern zuweisen. Rundlinge finden sich keineswegs weit und breit durch unsre Wendenlande, vielmehr nur in Gegenden der Berührung von Deutschen und Slawen. In der Südosthälfte der Finne aber deckt uns der Verf. eine sehr merkwürdige Spur des Slawentums auf, selbst wo gar kein Rundling, gar kein slawischer Ortsname begegnet: die Ortschaften stehen mit durchschnittlich weniger als 600 Bewohnern auf durchweg niedrigerer Bevölkerungsstufe als die in der reiner deutschen Nordwesthälfte, wie ja die Slawen regelmäßig klanschaftlich siedelten (vergl. die ob ihrer Kleinheit sprichwörtlichen „böhmischen Dörfer").

Dankbar müssen wir dem Verf. auch sein für das recht nützliche „Schriftenverzeichnis" und die mit eisernem Fleiß ausgearbeiteten Tabellen des Anhangs. In der Schlußrubrik der letzten Tabelle (S. 444—453) findet der Leser eine erschöpfende Angabe der Stellen des Buches, an denen über jede der Hunderte von Siedelungen gehandelt ist. Kirchhoff.

62. **Größler, H.** Führer durch das Unstruttal von Artern bis Naumburg für Vergangenheit und Gegenwart. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte des Unstruttals. Freiburg a. U., J. Finke, 1904. kl. 8°. XVI und 256 S.

Dieser recht empfehlenswerte „Führer" bietet bei seinem zweckmäßigen Taschenbuchformat ein treffliches Geleit für den Wanderer durch das anmutige Schlußdrittel unseres Unstruttales; er ist aber zugleich ein gehaltvoller Beitrag zur heimischen Landeskunde von dauerndem Wert. In neuer Auflage ist er zwar um den Abschnitt

über Querfurt gekürzt worden, jedoch nur um einer Mehrzahl neuer Einlagen Raum zu schaffen, die der geschichtlichen Ortskunde wesentlich zugute gekommen sind.

So bieten die Abschnitte über Tröbsdorf und Burgscheidungen, Thalwinkel und Bibra, Kirchscheidungen, Laucha und Balgstedt manches neue, auch auf dem Gebiet der Glockenkunde. Ganz neu ist der Abschnitt „Die hohe Gräte und Karsdorf“ (an der Unstrutbiegung nördlich von Kirchscheidungen gelegen). Der Verf. weist nach, daß der Spitzhügel der „Hohen Gräte“ über Karsdorf seine eigentümliche Form offenbar der Menschenhand verdankt. Deutlich heben sich die schwarzen Wallreste einer vorgeschichtlichen Schutzburg vom hellen Gestein des tragenden Muschelkalks ab. Die alte Schutzburg zog sich von Nord nach Süd 400—450 Schritt weit und bestand aus einer nördlichen Vorburg und einer südlichen Hauptburg. Völlige Unfruchtbarkeit des Bodens hat diese vorgeschichtliche Anlage vor völliger Zerstörung bewahrt. Der Verf. führt uns aber durch scharfsinnige Kombination auch zur Einsicht, was diese bisher unbeachtet gebliebene Unstrutstelle einst zu bedeuten hatte. Wenig unterhalb der jetzigen Karsdorfer Brücke befand sich nämlich früher die seichteste und darum wichtigste Unstrutfurt, die sogar für Fußgänger durchschreitbar war. Diese Furt war mithin ein hochwichtiges Glied jener jetzt verödeten, einst aber sehr belebten Verkehrsstraße, die quer über die mittlere Finne führte und hier die Unstrut benutzte; sie hieß wegen der aus dem Frankenland kommenden Weinfuhren die Wein- oder Frankenstraße, bald auch wegen der in späterer Zeit von Mansfeld und Eisleben nach dem Frankenwald, Nürnberg und weiterhin gehenden Kupferfuhren die Kupferstraße. An dieser Furtstelle muß nach Unterwerfung Thüringens durch die Franken Karsdorf gegründet sein. Denn dies hieß ursprünglich Karlsdorf, vermutlich nach einem Karolinger, der hier eine fränkische Kriegerschar ansiedelte (der Name Karl kommt in diesem Teil Thüringens während des Mittelalters sonst gar nicht vor). Ein ummauerter Herrenhof (curtis) wurde hier angelegt, der späterhin geradezu als castrum bezeichnet wird, und Karsdorf empfing Marktrecht. Franken werden es mithin gewesen sein, die den hier sehr alten Weinbau begründeten, der sich dann von hier selbst flußaufwärts nach Reinsdorf verbreitete (1207 drei Weinberge des Klosters Reinsdorf erwähnt). Einen deutlichen Hinweis auf fränkische Siedelung in dieser Gegend darf man auch darin erkennen, daß die Kirche des westlich von Karsdorf einst gelegenen Dorfes Bunisdorf (jetzt Wüstung Pießdorf) dem heiligen Martin, dem Stammesheiligen der Franken, geweiht war.

Selbstverständlich hat der Verf. auch die neusten Ergebnisse seiner fortgesetzten Forschungen über die Katastrophe von 531 seiner Darstellung der Burgscheidunger Gegend eingefügt. Desgleichen findet man anziehende Belege für die Richtigkeit der Ansetzung des Schlachtfeldes von 933 ins Unstrutriet bei Ritteburg in der Beschreibung der Umgegend des südlich benachbarten Gehofen (Schachtberg, Leichengebreite, Totenberg).

Ausgemerzt aber muß werden die nun als Irrtum erkannte Annahme, daß die Unstrut vormals von Artern her durch das heutige Salzketal in die Saale geflossen sei. Auch möchte Ref. die dem Verf. zu dankende und gewiß zutreffende Zurückführung des Unstrutnamens auf Strut nicht durch Werners Behauptung, dies müsse auf „Wasser“ sich beziehen (S. VII), trüben lassen. „Strut“ heißt noch heute am Thüringerwald Gestrüppdickicht. „Unstrut“ hieß also ursprünglich „weites Sumpfdickicht“ und wurde offenbar erst metonymisch auf den Fluß bezogen.

Kirchhoff.

63. **Sonnemann, M.** Die Fläminger in der goldenen Aue. Holländische Kolonisten in Thüringen. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben. Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1903, Nr. 49, S. 388f.)

Im Anfange des 12. Jahrhunderts wurde das Kloster Walkenried gestiftet und Zisterziensermönche aus Altkampen an der holländischen Grenze hineingesetzt. Sie begannen morastige Ländereien, die sie erworben hatten, urbar zu machen und ließen Mitte des 12. Jahrhunderts dazu Holländer kommen. Diese Kolonisten haben die Gegend an der Helme kultiviert. Sie erhielten Land gegen alleinige Abgabe des Zehnten, hatten Selbstverwaltung und Rechtsprechung für ihre Vorsteher. Nachdem die flämischen Dörfer wüst geworden, zogen die Einwohner nach Heringen, Görsbach und Berga, wo sie noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Streitigkeiten nach den „sieben flämischen Sprüchen" schlichteten. Diese Sprüche werden mitgeteilt und die Zeremonien des „Verkirchgängens" auseinandergesetzt. Maenß.

3. Harz (mit Mansfeld).

64. **Erdmann, Th.** Die alte Kaiserstadt Goslar und ihre Umgebung in Geschichte, Sage und Bild. Goslar, Ludwig Koch, o. J., kl. 8°. 237 S.

Mit warmherziger Heimatsliebe spendet das Büchlein in zwangloser Reihenfolge einige Erzählungen aus der Geschichte der alten Kaiserstadt, dann eine Blumenlese von Sagen aus dieser Stadt wie ihrer Umgebung, zuletzt Schilderungen von merkwürdigen Bauten, Altertümern und Volksbräuchen Goslars. Unter letzteren sei hervorgehoben die anziehende Beschreibung vom ersten Austreiben des Harzviehs ins Gebirge zur Maienzeit (ganz an älplerische Bräuche erinnernd) und vom „Ochsenstoßen", einem eigenartigen Fest, das diesem Austreiben der Kuhherden vorangeht und in einem ernsthaften Kampf der (von jeder Ortschaft in der Mehrzahl gehaltenen) Zuchtstiere miteinander besteht: der obsiegende, fast immer verwundete Stier durchzieht schließlich eiligen Schritts brüllend die zerstampfte Arena und hat sich durch seinen Triumph das Recht erworben, die gesamte Herde zu führen.

Von den Sehenswürdigkeiten des Goslarschen Rathauses erwähnt der kundige Verf. einen gewöhnlich auch von schaulustigen Fremden unbeachtet gelassenen alten Schrank neben einer Treppe mit zwei etwa meterhohen Türen, genannt die Beißkatze. Einst stand die Beißkatze auf dem Markt, und man steckte in ihr durch eine von quadratischen Löchern durchbrochene Längsscheidewand zweiteiliges Innere zanksüchtige Marktweiber, die zum Gaudium der Menge in dem Käfig tüchtig sich weiter schimpften. Kirchhoff.

65. **Mieschner, H.** Vom Mansfelder Erzbergbau. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben. Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1902, Nr. 38, 39, S. 301ff., 310f.)

Der Aufsatz bringt Mitteilungen über die Technik des Bergbaues, über die Art, wie der Kupferschiefer gewonnen wird, aus dem das Mansfelder Kupfer, das feinste auf dem Weltmarkte (jährlich etwa 20000 Tonnen) bereitet wird. Auch die Nebenwerke werden erwähnt. Maenß.

66. **Bode, H.** Die Alsburg (Ahlsburg) im Eckertale und ihre Besitzer. (Harzzeitschrift 1903, S. 96—106.)

Der Verfasser erweist, daß unter dem urkundlich erwähnten Alerdesstein die im Tale der Ecker in der Nähe der Rabenklippen gelegene Alsburg zu verstehen ist und daß hier einst die Familie derer von Burgdorf ihre Besitzungen hatte. Er ver-

mutet, daß in der Alsburg eine Zentralstelle des Schutzes für einen Bergbaubezirk des frühen oder späteren Mittelalters gefunden werden kann. Als Zentralstellen derselben Art im Harze nennt er den Wildenstein, das Stammhaus der Familie von Wildenstein im Okertale auf der Westseite der Oker unterhalb des Eichenberges, ferner die Gowische in der Mitte der Waldungen nach der Innerste zu, und endlich auch die Stammburg der Herren von dem Dike in dem Bergdorfe vor dem Rammelsberge.
Straßburger.

4. Tiefland.

67. **Sunder, Ludwig.** Zum Namen von Groß- und Klein-Mühlingen. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben. Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1903, Nr. 32, S. 251 f.)

Mühlingen ist eine uralte Gründung. Es war die Hauptmalstätte des südlichen Teils des Nordthüringgaues und später Sitz der Grafschaft zwischen Elbe, Saale, Bode und Sülze. Von 937 an kennen wir, wenn auch nicht lückenlos, die Reihe der Mühlinger Grafen. Mühlingen kann nicht „eine an Mühlen gelegene Ansiedlung" bedeuten; denn für die Magdeburger Gegend werden Mühlen erst 950 erwähnt. Die beiden Orte werden nach den zwei kegelförmigen Bergen genannt sein, dem Groß- und Klein-Mühlinger Berge, die getrennt von der Hügellandschaft der Sohlener Berge (an der Sülze) als Vorberge in die weite Ebene schauen. Der Klein-Mühlinger Berg ist ein altheidnischer Begräbnisplatz, wohl auch eine ehemalige Opferstätte. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Umgebung zu Volksversammlungen diente, an die sich dann die Grafendinge anlehnten. Der Name Mulinga weist hin auf nordisch muli, Maul, der Teil des Kopfes, der sich abrundend zuspitzt, weiter: ein Hügel, Kegel. Gerade bei der isolierten Lage treten die kegelförmigen Hügel stark hervor und konnten Anlaß zur Ortsbezeichnung werden. Verglichen wird der Name Mulinge mit Digermulen in Norwegen.
Maenß.

68. **Gebauer, C.** Quedlinburg im frühen Mittelalter. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben. Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1903, Nr. 42, 43, S. 332 f. 341 ff.)

Der Aufsatz handelt vom Namen, der Geschichte und den Rechtsverhältnissen, ferner von den Bauten Quedlinburgs wie von den bildnerischen und malerischen Werken, die es aus der Frühzeit des Mittelalters besitzt.
Maenß.

69. **Hesse, William.** Der Elm, das Geburtsland Till Eulenspiegels. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben. Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1902, Nr. 37, S. 291 ff.)

Liebevolle Schilderung des kleinen Waldgebirges und seiner landschaftlichen Reize. Besonders der Reitling und der Siegplatz bei Schöningen werden gepriesen. Eingeflochten sind geschichtliche Angaben über die Ortschaften am und im Elm.
Maenß.

70. **Georgi.** Wo lag Nortrode? (Harzzeitschrift, 1903, S. 140—142.)

Die alte Dorfstätte Nortrode bei Osterwiek ist gleichbedeutend mit der heutigen wüsten Feldmark Otterode und lag demnach unweit des jetzigen Dorfes Rhoden nach Osterwiek zu.
Straßburger.

71. **Sunder, Ludwig.** Der Name Drömling — ein Erklärungsversuch. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. XXXVIII, 1903, S. 339—347.)

Es wird ausgegangen von der ältesten Form des Namens bei Widukind: Trimmining. Der erste Bestandteil desselben trim wird als Dativ von altnordisch thrir, drei, erklärt; es findet sich in Ortsnamen wie Trimporten, Trimberg, Trimborn. Der zweite Bestandteil wird abgeleitet von altnord. mynni, schwedisch myning, Mündung. Eigentlich müßte trim-myning-en erwartet werden, aber die Dativ-Plural-Endung fehlt schon früh auch in anderen gleichgebildeten Ortsnamen. Noch jetzt sagt man Üpling, nicht Üplingen; Weferling, nicht Weferlingen. Die Wandlung von mining in miling und meling ist keine außergewöhnliche. Als älteste Form für Drömling soll also Trim-mynd-ing-um anzunehmen und mit dieser Bezeichnung („an den drei Mündungen") die Örtlichkeit treffend charakterisiert sein, da der Drömling aus zwei Becken bestand, die durch eine schmale Landenge geschieden waren, und die Ohre bei Jahrstedt-Germenau in das erste mündete, aus dem sie beim Ohreloch austrat, um bald in das zweite Wasserbecken zu fallen, das endlich seinen Abfluß durch die untere Ohre nahm. — Wie man sieht, könnte man danach aber nur von zwei, nicht von drei Mündungen der Ohre im Drömling reden. Maenß.

72. **E. B.** Erdöl bei Wietze an der Aller. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben. Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1903, Nr. 48, S. 380ff.)

Zu beiden Seiten der Aller unterhalb Celle, namentlich aber zu beiden Seiten des Flüßchens Wietze, das bei dem Dorfe Wietze in die Aller mündet, findet man jetzt Erdöl in einer den Betrieb reich lohnenden Menge und Güte. Schon seit dem Jahre 1660 ist sein Vorkommen dort bekannt, aber erst das Fehlschlagen von Ölheim veranlaßte Bohrversuche. Bis zu 200 m Tiefe gewinnt man ein dunkelbraunes, schweres Erdöl, in einer Tiefe von 347 m ein leichteres, an Brennpetroleum reicheres. Aber nicht das ganze Areal ist in der Tiefe ölführend. Nicht weit von Wietze, bei Steinförde, hat man Steinsalz gefunden. 1902 wurden 29000 Tonnen (in Ölheim 500), 1903 nach vorläufiger Schätzung 40000 Tonnen im Werte von 2,7 Millionen Mark gefördert. Maenß.

73. Die wüsten Ortschaften auf dem Boden des heutigen Magdeburg. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben. Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1902, Nr. 9, S. 69ff.)

Vor den Mauern der Stadt bestanden einst mehrere Gemeinwesen, die im Laufe der Zeit verschwunden sind und auf deren Grund und Boden sich jetzt das neue Magdeburg erhebt. Im Süden lag die Sudenburg östlich vom jetzt verlängerten Breiten Wege zwischen Oranienstraße und Moltkestraße, westlich davon der Flecken St. Michael und das Judendorf, in der Gegend des Hasselbachplatzes das Dorf Rottersdorf. Die Sudenburg wurde nach den Befreiungskriegen an anderer Stelle wieder aufgebaut, Rottersdorf verschwand im 15. Jahrhundert, das Judendorf, nach Vertreibung der Juden Mariendorf genannt, wird 1564 zuletzt erwähnt, St. Michael 1683. Im Norden lag zwischen Alt- und Neustadt an der Elbe Frohse, im Nordwesten Schrotdorf, im äußersten Nordosten der Neustadt das Dorf Insleben; es war schon 1505 wüst, die beiden anderen sind um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingegangen. Maenß.

74. **Hertel, G.** Geschichte des Domplatzes in Magdeburg. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. XXXVIII, 1903, S. 209—280.)

937 schenkte Kaiser Otto dem von ihm begründeten Moritzkloster den südlich der Stadt Magdeburg belegenen königlichen Hof mit dem zugehörigen Gebiete. Dieser Hof wurde nachher Sitz des Erzbischofs und eine Ringmauer umschloß nun zwei Gemeinden mit gesonderter Verwaltung: die eigentliche Stadt und das geistliche Gebiet, später der Neue Markt genannt. Die Grenze zwischen beiden und beider Entwicklung wird dargelegt, und besonders die Veränderungen, die sich auf dem geistlichen Gebiete, näher dem Domplatze im engeren Sinne, zutrugen, werden eingehend besprochen. Maenß.

75. **Maenß, J.** Die Schiffsmühlen auf der Elbe in Magdeburg. (Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg, 1894, Heft 1). 14. S.

Nach den Akten des Magdeburger Stadtarchivs wird die Geschichte der Magdeburger Elbmühlen gründlich und erschöpfend dargelegt. Mindestens seit dem 14. Jahrhundert hat man zu Magdeburg die Wasserkraft des Stroms für Mühlenbetrieb benutzt, denn 1373 wird der Neubau einer Mühle unterhalb der Magdeburger Elbbrücke erwähnt. Von einer eigentlichen „Schiffmühle" erfahren wir 1425. Aus der Folgezeit wird ersichtlich, daß es ein ganzes Gewerk von Schiffmüllern in Magdeburg gab. Den Meistern dieses Gewerks stand wahrscheinlich früher die freie Benutzung der Elbe zu, wofür sie das zu mahlende Korn von den Bürgern abholen und das Mehl nachher wieder umsonst in die Häuser bringen mußten (ein wichtiger Hinweis darauf, wieviel Ackerbau einst die Bürger Magdeburgs trieben). Nachmals wurden die Schiffmüller aber zur Zahlung eines Stromzinses von der Stadt herangezogen, wie einen solchen (um 1690) auch die Waschkähne auf der Elbe entrichteten. Zwei beigefügte Planskizzen zeigen die Stände von etwa 20, bez. 25 Schiffmühlen 1) um 1700 2) in den letzten Jahren vor 1806 (und zwar in der Nähe der Zitadelle). Wegen Behinderung der Schiffahrt suchte man neuerdings diese Schiffmühlen zu beseitigen. Das wurde seit 1866 dadurch erreicht, daß die Regierung durch Vergleich die mit den Mühlen verbundenen Mühlgerechtigkeiten erwarb. Die letzten Schiffmühlen (beim Packhof) verschwanden bis 1874. Kirchhoff.

76. **Kalben, Rudolf von.** Zur Geschichte der Familie von Kalben. (Fortsetzung.) (Dreißigster Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abt. für Geschichte. 1903. S. 132—188.)

Der Aufsatz kommt hier in Betracht wegen der Abschnitte II, der Name Calve, und III, die Gründung der deutschen Burg zu Calbe an der Milde. — Der Name Calbe ist verschieden erklärt worden; die meisten haben an einen wendischen (Stamm kal, davon altslawisch kalu, Kot, neuslawisch kalis, Pfütze) oder deutschen Ursprung gedacht. Der Verf. entscheidet sich für das letztere und leitet den Namen ab von kalw. Im Althochdeutschen bedeutete calawa, calwa, im Mittelhochdeutschen kalwe eine kahle Stelle. Ein Name nun, der einen kahlen Ort bezeichnet, scheint ihm charakteristischer für Calbe als die Benennung nach der sumpfigen Umgebung. Der Name macht auch in den urkundlichen Nennungen korrekt diejenigen Veränderungen mit, welche gleichzeitig das deutsche die Kahlheit bezeichnende Wort durchgemacht hat. Der Name kommt ferner in den slawischen Ländern Rußlands und Österreich-Ungarns wie in den ehemals slawischen Ländern Preußens zwischen Elbe und unterer Weichsel nicht vor, häufig aber dort, wo von Urzeiten her germanische Völker gewohnt haben. Um Calbe a. d. M. (und um Calbe a. Saale) liegen weniger Dörfer mit wendischen als mit deutschen Namen. Endlich drängen die ausnahmslos deutschen

Namen der Burgwarde und Städte längs der Saale und Elbe zwischen Unstrut und der altmärkischen Biese und Wische zu dem Schluß, daß die ehemals wendischen Namen in deutsche verwandelt worden sind, weil diese Orte zur Bekämpfung des Wendentums und zur Festigung des Deutschtums dienen sollten.

Die Burg Calbe a. d. M. liegt an der Grenzscheide, wo im frühen Mittelalter Wenden und Deutsche sich berührten. Zuerst haben, wie Ausgrabungen ergeben haben, Deutsche in der Altmark gewohnt, dann sind Wenden gekommen, diese aber wieder von Niedersachsen verdrängt oder unterjocht worden. Die Wenden richteten die militärischen Bezirke der Burgwarde ein, und Calbe war der Hauptort eines solchen; es wurde im 9. Jahrhundert von den Deutschen besetzt. Um diese Annahme wahrscheinlich zu machen, bespricht Verf. die Gründung des Lorenzklosters. Das führt ihn auf die Grenze zwischen den beiden Bistümern Verden und Halberstadt und die hydrographischen Verhältnisse der Gegend (S. 170—175 mit Karten und Profilen), daß nämlich im Mittelalter ein Flußarm der Milde, und zwar der wasserreichere westlich von Calbe sich nach dem Augraben wandte. Bestand Ende des 9. Jahrhunderts zu Calbe ein Jungfrauenkloster, in welches die Fürsten des Landes ihre Töchter eintreten ließen, so entspricht dem die Vermutung, daß im Laufe des 9. Jahrhunderts die Burg von Deutschen besetzt wurde, unter deren Schutze das Kloster Heidenmission treiben konnte. Maenß.

77. Hundisburg und seine Kirche. (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beiblatt zur Magdeburger Zeitung, 1903, Nr. 19, S. 146 f.)

Hundisburg bei Neuhaldensleben wird als Ausflugsziel empfohlen und besonders seine 700 Jahr alte Kirche und in ihr befindliche Merkwürdigkeiten, ein Bildwerk, dem Andenken Ludolfs X. von Alvensleben (1511—96) geweiht, eine illustrierte Bibel von 1668 u. a. beschrieben. Maenß.

78. Burg Flechtingen. (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beiblatt zur Magdeburger Zeitung, 1903, Nr. 15, 16. S. 113 ff, 124 ff.)

Der Aufsatz mit Abbildung und Grundriß der Burg macht die wichtigsten geschichtlichen Angaben (der früheste Schloßbau stammte aus dem Jahre 1307) und gibt — im wesentlichen nach „Parisius und Brinkmann, Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen" — eine Besprechung der Burg nach der Seite des Baulichen.

Maenß.

79. **Backhausen, K.** Tangermünde a. E., ein Beitrag zur Siedelungskunde des norddeutschen Flachlandes. Dissertation. Halle a. S., 1904. 95 S.

Als Grundlagen zum Verständnis der Örtlichkeit Tangermündes werden zunächst die Naturverhältnisse seiner Umgebung besprochen. Die diluviale Platte, die breit aus der altmärkischen ostwärts hervortritt, verschmälert sich gegen die Elbe hin zu 2—3 km und bricht bei Tangermünde fast senkrecht zum Stromtal ab. Ähnliche, kleinere Diluvialplatten liegen zwar auch in der Nachbarschaft zerstreut, bis über die Havel hinaus, aber sie sind insular zerstückt, von oft noch heute sumpfigen Niederungen jener wechselnden Urstromtäler umfangen, die sich vor dem Rande des allmählich nach Nordosten zurückschwindenden Eises der Eiszeit gebildet hatten. Von der östlichen Niederung kommend, erblickt der Wanderer Tangermünde jenseits des Stroms wie eine gewaltige mittelalterliche Feste mit turmgekrönter Stadtmauer, altersgrauen, meist einstöckigen Häusern aus Fachwerk mit moosbedeckten Ziegel-

dächern, überragt vom ehrwürdigen Turm der St. Stephanskirche, der von seinem 41 m über dem Meeresspiegel gelegenen Baugrund zu 135 m Seehöhe ansteigt, so daß man von seiner Spitze über 6000 qkm überschauen kann. Aber an diese Altstadt ist gen NW. und N. eine sehr anders geartete Neustadt in moderner Bauweise angewachsen, die sich elbabwärts bis zur großen Zuckerraffinerie hinzieht und durch die hohen qualmenden Fakrikschornsteine andeutet, daß hier neuerdings die Großindustrie ihren Einzug gehalten hat. Ehe der Verf. dieses fesselnde Nebeneinander auf seine geographische Verursachung zurückzuführen sucht, bringt er noch schätzbare (bisher ungedruckte) Wasserstands- und Temperaturbeobachtungen aus Tangermünde (S. 24—31). Nach Ermittelungen der 13 Jahre 1890—1902 hat die Stadt ein Jahresmittel von 9°, einen Januar von —0,5°, einen Juli von 18° C. Nur die Monate Dezember bis Februar weisen eine größere Zahl von Tagen mit Mitteltemperaturen unter 0° auf; in dieser Winterzeit war also der sonst ursprünglich ganz ungangbare sumpfige Niederungsgürtel durch Eisdecke stets am besten zu überschreiten.

Tangermünde, urkundlich zuerst 1009 erwähnt, stammt gewiß schon aus dem 10. Jahrhundert. Seine Burg, an der sich die Stadt entfaltete, hatte eine treffliche Lage, um das feindliche Slawenland auf dem rechten Elbufer zu überwachen, Angriffe von dort her abzuwehren. Selbst der kleine Tanger, der dicht oberhalb der Altstadt in die Elbe mündet, ward bei Hochwasser der letzteren durch Wasserstau zu einer breiten schirmenden Wasserfläche. Obendrein war aber Tangermünde auf seinem „landfesten Halbinselzinken" nicht bloß geeignet zu Vorstößen ins jenseitige Wendengebiet (die am häufigsten im Winter ausgeführt wurden), sondern auch der Zielpunkt der Handelsstraße von Brandenburg her über Plaue und Genthin nach Maßgabe der trocknen sandigen Geländestreifen zwischen den alluvialen Morastebenen. Von Tangermünde stieg man, nachdem Menschen und Waren auf der uralten Fähre dicht unterhalb der Einmündung des Tangers über die Elbe gesetzt waren, zur altmärkischen Platte hinan. So war bereits 1136 neben Magdeburg Tangermünde die Hauptzollstätte dieses Teiles der Elbe. Damals begann unter Albrecht dem Bären die mittelalterliche Blütezeit der Stadt durch Einzug niedersächsischer Kolonisten und den großartigen Deichbau (auch hier von Niederländern, obwohl nur in Minderzahl im Kolonistenstrom nachweisbar, gefördert), wie man ihn noch heute auf der Strecke Tangermünde-Hämerten anstaunt. Nun erst wurde das entwässerte Niederungsgelände, geschützt vor dem bis dahin so ungebärdig sich hin- und herwälzenden Elbstrom, in weiterem Umfang urbar gemacht, der schwere, fruchtbare Tonboden mit der kräftigeren deutschen Pflugschar beackert und der Grundstock der heutigen Bevölkerung geschaffen, in dem die Reste der wenigen, die sandigen Diluvialinseln spärlich bevölkernden Wenden aufgingen. Feuersbrünste, Krieg und (1682) die Pest brachten Tangermünde besonders im 17. Jahrhundert arg herunter; siebenmal wurde es im 30 jährigen Krieg erobert (auch eine Wirkung seiner trefflichen Verkehrslage!). Noch als Penck sein „Deutsches Reich" 1887 veröffentlichte, durfte er von Tangermünde, der einstigen Kaiserresidenz, sagen, es sei verödet, ohne aus seinem alten Mauerring je weiter herausgetreten zu sein.

Da plötzlich verjüngt sich die Stadt! Am 1. April 1886 wird die Eisenbahn nach Stendal eröffnet und Tangermünde erhält somit Anschluß an die großen Verkehrsadern, die unser nördliches Tiefland quer über die Elbe westöstlich wie vom Süden nach der Seeküste durchziehen; das bringt den Ort ganz anders noch wie im Mittelalter an den Kreuzungspunkt vornehmer Land- und Wasserstraßen. Nun erst erfolgte der merkantile und industrielle Aufschwung fast mit amerikanischer Rasch-

heit. Vor allem die Zuckerraffinerie, im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gegründet, jedoch selbst 1843 noch kaum 10 Arbeiter beschäftigend, 1882 erst deren 300, erwuchs durch billige Bahnzufuhr des Rohzuckers unserer zuckerreichen Provinz zur wahrscheinlich größten industriellen Unternehmung dieser Art in ganz Europa (jetzt über 2200 Arbeiter, 3 Mill. Ztr. Zuckerproduktion im Jahr, wovon mehr als $^2/_3$ durch billige Wasserfahrt ins Ausland geht). Den Aufschwung der städtischen Bevölkerung, ihre Betätigung in Handel, Schiffahrt, Gewerbe usw. behandelt der Verf. zum Schluß mit warmer Anhänglichkeit an seine Vaterstadt, deren baulichen Auswuchs in Anschmiegung an die jüngsten Umwandlungen ihres Verkehrslebens er gleichfalls hübsch im einzelnen darlegt. Es ist doch tatsächlich etwas Großes, daß Tangermünde zwischen 1880 und 1900 um 129,3% an Volkszahl zugenommen hat! Es zählte 1701 2000, 1902 12326 Bewohner. Kirchhoff.

80. **Zahn, W.** Mittelalterliche Topographie und Befestigung der Stadt Tangermünde. Mit einem Stadtplan. (Dreißigster Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abt. für Geschichte. 1903, S. 12—38.)

Die Stadt Tagermünde liegt am östlichen Rande der steil zum Tanger und zur Elbe abfallenden Diluvialplatte. So lange die Altmark nachweislich von Menschen bewohnt gewesen ist, hat es hier auch Ansiedlungen gegeben. An der Stelle der Tangermünder Burg ist eine uralte Befestigungsanlage gewesen. Dafür sprechen die hier gemachten Funde der Stein- und Bronzezeit. Unter Heinrich I. ist die alte Befestigung nach sicherer Annahme verstärkt worden. Urkundlich erwähnt wird Tongeremuthi allerdings erst 1009. Nächst der Burg sind die Umgebung der Stephanskirche und das Hühnerdorf die ältesten Teile der Stadt. Unter Albrecht dem Bären und Markgraf Otto I. wurde sie durch vlämische Ansiedler vergrößert, die Nicolaikirche erbaut und um 1300 das Ganze (außer der Burg) mit einer Ringmauer umgeben: die Altstadt. Im 14. Jahrhundert wurde die Neustadt angelegt und ebenfalls befestigt. Aus der mittelalterlichen Zeit sind viele Reste vorhanden; nach ihnen wie den urkundlichen und chronikalischen Nachrichten stellt Verf. die mittelalterliche Topographie und Befestigung der Stadt fest, indem er zuerst die Burg und das Hühnerdorf, dann die Altstadt und schließlich die Neustadt, ihre Straßen, wichtigsten Gebäude und Befestigungswerke unter Angabe geschichtlicher Nachrichten eingehend bespricht. Maenß.

81. **Zahn, W.** Die ältesten Schoßregister und Kataster der Stadt Tangermünde. (29. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abt. für Geschichte, 1902, S. 81 ff.)

Das städtische Archiv in Tangermünde besitzt ein Aktenfaszikel, betitelt: „Grundschoß Catastra Nr. 1,“ welches für die Geschichte und Topographie der Stadt von großer Bedeutung ist. Es läßt die Zahl der Häuser, Namen und Berufsart der Bürger und den Wert ihrer Grundstücke für die Zeit 1567—1706 nachweisen. 1567 gab es 627 Feuerstellen, 58 Bürger waren Tuchmacher. 1706 ist ein großer Teil der Feuerstellen wüst oder mit Stallungen besetzt, in Gärten verwandelt und mit Nachbarstellen zusammengezogen, bewohnt sind noch 373. Maenß.

82. **Wäschke, H.** Neujahrsblätter aus Anhalt. 1. Anhalt vor hundert Jahren. Dessau, Baumann, 1904. 32. S.

Archivrat Prof. Wäschke in Dessau eröffnet mit diesem Heft eine Reihe volkstümlicher Geschichtsbilder, wie sie unter dem gleichen Reihentitel seitens der historischen Kommission für die Provinz Sachsen seit Jahren herausgegeben werden, um in weiteren Kreisen historischen Heimatsinn zu pflegen. Im vorliegenden Erstlingsheft schildert er die mancherlei Sorgen, die nach den unglücklichen Kriegen gegen die erste französische Republik und dem Abschluß des Luneviller Friedens das Land Anhalt bedrückten. Von den vier Fürstentümern, in die Anhalt 1603 geteilt worden war, bestanden nach Erlöschen der Linie Anhalt-Zerbst (1793) damals noch drei: Anhalt-Dessau, Anhalt-Köthen und Anhalt-Bernburg, die das verwaiste Anhalt-Zerbst zuerst gemeinsam verwalteten, dann 1797 unter sich teilten. Ansprüche des Anhalter Fürstenhauses auf Lauenburg und Aschersleben versuchte man geltend zu machen, jedoch vergebens. Von einem ganz seltsamen Überbleibsel aus dem Mittelalter hören wir noch auf S. 26f.: Anhalt hatte seit alter Zeit Burgscheidungen in Thüringen nebst Zubehör vom Bischof von Bamberg zu Lehen, so daß nun, wo das Bistum Bamberg an Bayern gefallen war, Anhalt Lehnsträger des Kurfürsten von Bayern wurde. Kirchhoff.

Inhalts-Verzeichnis zum Literatur-Bericht.

Liste der Bearbeiter des Literatur-Berichts.

Professor Dr. A. Kirchhoff (Halle).
Professor J. Maenß (Magdeburg).
Professor Dr. E. Straßburger (Aschersleben).
Professor Dr. O. Taschenberg (Halle).
Privatdozent Dr. E. Wüst (Halle).

Das Vereinsjahr 1903/1904.

I. Der Gesamtverein.

Wanderversammlung zu Aschersleben am 20. September unter Vorsitz von Prof. Dr. Straßburger (Aschersleben). Dieser erläutert zunächst den Umschwung, den die Stadt Aschersleben im Lauf der letzten hundert Jahre erfahren hat: um 1800 ein Ackerbürgerstädtchen von 7000 Bewohnern, noch umschlossen von der turmreichen mittelalterlichen Stadtmauer, jetzt nach Entfaltung erst des Chaussee-, dann des Eisenbahnbaus, namentlich aber seit Erbohrung und Verwertung der Kalisalze in nächster Nähe eine frisch aufstrebende Industriestadt von 27000 Bewohnern und weit hinausgewachsen über den alten Mauerring, der zu parkähnlichen Promenaden umgestaltet wurde. Nach einem Rundgang durch die Stadt und einer Wanderung am Gehänge des Einetals hinauf zur „Alten Burg“ findet auf dieser Anhöhe die Hauptsitzung statt. Rentner Bodenstab (Neuhaldensleben) schildert Land und Volk der Lüneburger Heide, wie er sie jüngst auf einer Heidefahrt kennen gelernt; er verweilt besonders bei der Heideflora und der Erdölindustrie der Gegend von Wietze. — Privatdozent Dr. Wüst (Halle) berichtet über seine Funde diluvialer Reste von Brackwassertieren im Vereinsgebiet. Sie beziehen sich auf die Unstrutgegend bei Memleben und Bottendorf, ferner auf eine Flußablagerung im heutigen Salzketal unweit von Benkendorf im Mansfelder Hügelland. Hier liefern massenhafte Schalen winziger Ostrakodenkrebse und kleine Gehäuse einer Kiemenschnecke, Hydrobia ventrosa, den Beweis, daß schon in der Diluvialzeit schwachsalzige Wasseransammlungen bestanden wie noch heute in den Resten der Mansfelder Seeen. — Geheimrat Prof. Dr. Kirchhoff (Halle) vergleicht die Verbreitung der Niederschläge, der Bewölkung und der mittleren Sonnenscheindauer innerhalb der Provinz Sachsen. Der Niederschlag, hauptsächlich durch SW.-, demnächst durch NW.-Winde herbeigeführt, ist am stärksten in dem Erhebungshufeisen Harz-, Eichsfeld-, Thüringer- und Frankenwald; sonst steigt nur noch im NW. der ganz der Tiefebene angehörigen Altmark der Niederschlag über

600 mm zufolge der Winde von der Nordsee. Das trockenste Gebiet liegt in der eingesenkten Niederung längs Unstrut, unterer Saale und über die Elbe hinaus. Die Bewölkung nimmt ähnlich dem Niederschlag von SW. nach NO. ab und bezeugt den Einfluß der Höhen auf die Verdichtung des Wassergases; nur der Osten der Provinz hat unter $^6/_{10}$ Himmelsbedeckung. Rätselhaft verschieden hiervon verhält sich die Verteilung des Sonnenscheins (s. den Lit.-Ber. von 1903, Nr. 15, S. 146), der vielmehr von NW. nach SO. zunimmt, jenseits der Saale aber ins Sächsische wieder abnimmt. Die sonnigste Gegend liegt in einem schmalen Landstreifen, der von Halle über Jena gen SW. zieht und den Weinbaubezirk von Weißenfels, Naumburg, Freyburg begreift. Halle hat im Jahresmittel 4,6, Jena 4,8 Stunden täglichen Sonnenschein.

II. Zentralverein zu Halle.

Vorstand:

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Kirchhoff, Vorsitzender,
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. v. Fritsch, stellvertr. Vorsitzender,
Privatdozent Dr. Wüst, erster Schriftführer,
Oberlehrer Dr. Sparig, zweiter Schriftführer,
Kandidat Waechter, erster Bibliothekar,
Oberlehrer Dr. Kähler, zweiter Bibliothekar.
Kaufmann Krause, Rechnungsführer,
Kaufmann Thiele, stellvertr. Rechnungsführer.

Beirat:

Chefredakteur Dr. Gebensleben,
Kaufmann Guido Müller,
Privatdozent Prof. Dr. Schenck,
Oberlehrer Stade,
Privatdozent Prof. Dr. Ule,
Generalleutnant Excellenz v. Ziegner.

Sitzung vom 8. April 1903. Professor Dr. Lübbert trägt vor über „Ditmarschen und seine Bewohner". Ditmarschen mißt gegen 1400 qkm und macht den Westen Holsteins aus zwischen Eider und Elbe, von der Nordsee bis zur Gieselau, die zur Eider, und zur Holstenau, die zur Elbe fließt. Der Osten ist von magerer Geest er-

füllt, der Westen von fetter Marsch, dem Meer durch Eindeichung erst in geschichtlichen Zeiten wie immer noch weiter abgewonnen. Man erkennt noch Reste der längst binnenländisch gewordenen älteren Deiche in der heutigen Marsch oder errät doch ihren Verlauf an kleinen Wehlen (Weihern), deren Becken in den weichen Schwemmlandboden gebohrt wurden durch das bei Sturmflut den Deich überspringende Meer. Allein Landwirtschaft wird getrieben neben Fischfang; die Seefahrt ist durch die seichten Küsten ausgeschlossen. Selbst auf der Marsch lohnt der Getreidebau wegen des ausländischen Wettbewerbs nicht mehr recht, was neuerdings viele Ditmarschen zur Auswanderung nach Nord-Amerika veranlaßte; besser lohnt die Aufzucht des Rindviehs, das gewöhnlich nach dem benachbarten Eiderstedt zur Mast geliefert wird. Falsch ist die Behauptung, auch in Ditmarschen sei die Marsch von Friesen besiedelt worden. Der sächsische Geestmann vielmehr hat streifenweise von seiner höher gelegenen Geest aus die Marsch für sich gewonnen, wie die echt sächsische Ortsnamenendung -büttel u. a. beweist. Friesen sind nur wenige von außen hereingezogen; auf friesisches -um (-heim) endet nur Büsum. Auf der äußersten Westecke der Geest ist Meldorf stets der geistige Mittelpunkt des Landes gewesen, hier ward die erste christliche Kirche gegründet. Volkreicher jedoch wurde Heide, wo der Straßenzug von Osten (von Neumünster her) zwischen Gieselau und Holstenau hindurch die meridional verlaufende Weststraße trifft.

Sitzung vom 13. Mai 1903. Prof. Dr. Bruno Meißner (aus Berlin) berichtet über die „Ergebnisse der neueren Ausgrabungen in Babylonien und Assyrien“, an denen er selbst teilgenommen hat. Die älteste, weit über 3000 v. Chr. zurückreichende Kultur auf dem babylonischen Schwemmland war die vorsemitische der Sumerier. Die ausgezeichneten, jüngst ausgegrabenen Sumerierstatuen aus Diorit zeigen keinerlei semitische Körpermerkmale. Neben dem Haupttempel jeder babylonischen Stadt erhob sich eine wahrscheinlich astronomischen Beobachtungen dienende turmartige Stufenpyramide. Der „Turm von Babel“ war nur das größte dieser Bauwerke; „Ziegelräuber“ haben jetzt den letzten Rest desselben vernichtet, der sich im mittelsten der drei Ruinenhügel Babels, in el-Kasr, befand. Erst seit dem 15. Jahrhundert v. Chr. machte sich die frühere Nordmark des babylonischen Reiches selbständig; sie wurde nach ihrer vor-ninivitischen Hauptstadt Assur das Reich Assyrien genannt. Damals reichte der Persische Meerbusen noch so weit gen Nordwesten, daß die Stadt Ur im unteren Euphratgebiet noch dem Meer nahe lag. Weiter südwärts finden

sich keine Spuren von Bauten aus dem Altertum. Der ganze breite Schwemmlandstreifen zu beiden Seiten des Schat-el-Arab ist seitdem erst dem Delta zugewachsen.

Sitzung vom 10. Juni 1903. Geheimrat Prof. Dr. Freiherr v. Fritsch erörtert die „Verwertung der Fossilschätze Thüringens in der Vergangenheit“. Entsprechend seiner Entwicklungsgeschichte lieferte das aus Trias bestehende Thüringer Flachland seit alters Salz, der Thüringer Wald dagegen Erze. Die Blüte dieses Erzbergbaus in seiner ganzen Mannigfaltigkeit fällt in die Zeit vom Ausgang des Mittelalters bis zum Dreißigjährigen Krieg. Gold wurde in Quarzadern des Frankenwald-Schiefergesteins sowie im Schwemmsand der Schwarza in geringen Mengen gefunden. Der Silbergehalt der Erznieren im Rotliegenden bei Goldlauter am Thüringer Wald veranlaßte einen lebhaften Bergbau, der nach dem Dreißigjährigen Krieg in beschränktem Umfang wieder aufgenommen wurde und erst vor 40 Jahren zum Erliegen kam. Ähnlich erging es dem umfassender betriebenen Kupferbergbau im Zechstein bei Ilmenau, Schweina, Kupfersuhl usw. Dagegen ist der Abbau der Eisenerzlager im Silur des Schiefergebirges bei Wallendorf und Mirbach neuerdings mit gutem Erfolg wieder aufgenommen. Am bedeutendsten war die Eisengewinnung stets bei Suhl, Zella und Mehlis, wo sie die Grundlage für die neu erblühte, jedoch schon alte Waffenindustrie hergab. Vollends recht alt erweist sich die Mangangewinnung am Thüringer Wald. Der Braunstein tritt besonders in Porphyrklüften auf und scheint bereits im 13. Jahrhundert hier von Venetianern für die Glasbereitung gesucht worden zu sein. Ein eigentlicher Braunsteinbergbau begann erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Rahmen des Kleinbetriebs und besteht in verändertem Umfang noch fort.

Sitzung vom 5. Juli 1903. Bei einer Vereinsausfahrt nach Freyburg a. U. erläutert Dr. Wüst den dortigen Bodenbau. Die Grundlage bildet unterer Muschelkalk, unter dem noch der oberste Buntsandstein, der Röth, mit weit sanfterer Böschung stellenweise hervorragt. In der Diluvialzeit hüllte eine dicke Lößdecke die Gegend ein, die in den Flußtälern nachmals der Erosion verfiel. Im Gehänggelöß, dicht bei der Freyburger Sektkellerei, sind Reste echter Steppenfauna (Saiga-Antilope, Wildpferd, Ziesel) gefunden worden. Freyburgs Lage war vor Entsumpfung des Saaltals bei Schulpforta wichtig, weil hier das heutige Trockental eines vorgeschichtlichen Flußlaufs die Merseburger Straße über Zeuchfeld zur Unstrut führte, hier mithin der natürliche Eingang nach Thüringen von Nordosten lag.

Sitzung vom 14. Oktober 1903. Geheimrat Prof. Dr. Kirchhoff schildert „Natur und Wirtschaftsverhältnisse Marokkos“ mit Hinblick auf die Zukunft des Landes unter einer etwaigen französischen Verwaltung (nach Art derjenigen in Tunis unter nur formeller Belassung des bisherigen Regenten). Das herrliche Klima, der zum Teil sehr fruchtbare Boden, der den Anbau aller Getreidearten, Gemüse, der Weinrebe und der Südfrüchte reichlich lohnt, die glänzende Gelegenheit zum Viehzuchtbetrieb, zumal auf dem Steppenland und im Gebirge, läßt neben den (zurzeit freilich nur latenten) Schätzen an wertvollen Erzen Marokko als eins der entwicklungsfähigsten Länder der ganzen Erde erscheinen. Gelänge es Frankreich so wie in Tunis auch hier Gesetzesordnung und moderne Kultur einzuführen, Wege anzulegen, die Häfen auszubauen, Flüsse zu regulieren, so käme Marokko sicher auch für deutsche Wirtschafts-Unternehmungen, ja für deutsche Auswanderung in Betracht, da Frankreich selbst keine Bevölkerungsüberschüsse für Marokko zu liefern vermag. So bequem mit der deutschen Küste verbunden, erscheint Marokko sogar als das nächste und aussichtsreichste Kolonialfeld für uns.

Sitzung vom 10. November 1903. Dr. Uhlig (aus Dar-es-Salam) trägt unter Vorführung von Lichtbildern vor über „die Wirtschaftsverhältnisse von Usambara und über seine Besteigung des Kilimandscharo und Meru“. Der Gneisboden West-Usambaras, der Pare-Steppe zugekehrt, ist trocken und kahl, derjenige Ost-Usambaras hingegen, von Seewinden befeuchtet, hat genügende Humusdecke und Wald. Hier gedeihen die neu angelegten Kaffeepflanzungen trotz der Hemileia vastatrix recht wohl. Die spießförmig aufschießende Sanseviera sollte man jedoch nicht zu den Nutzgewächsen rechnen, da ihre Faser sich zu grob für die Verwertung erweist. Die eingeborenen Waschamba bewohnen Gipfeldörfer mit Tokulstil der Hütten und haben sich, zumal unter dem Einfluß der katholischen Mission, gelehrig gezeigt für Bodenanbau wie Handwerk. Der Europäer lebt auf den Höhen Usambaras fieberfrei, falls er nicht von der Küste her Fieberinfektion mitgebracht hat. Der Vortragende untersuchte genauer die vom Kibokrater über die Südseite des Kegelmantels sich ausbreitenden Gletscher, entdeckte mehrere neue, von denen er einen nach dem verdienstvollen Gletscherforscher Professor Eduard Richter in Graz benannte. Nach Untersuchung der merkwürdigen Höhenplatte vor dem Ostfuß des Meru mit ihren langgestreckten, an Flußpferden reichen Seen bestieg er ein erstes Mal diesen Kegelvulkan bis zum Gipfelkrater, fand durch Siedepunktbestimmung die Gipfelhöhe zu 4650 m

und stellte fest, daß der Meru ein noch tätiger Vulkan ist; denn es fanden sich im jüngsten seiner drei ineinander geschachtelten Krater deutliche Beweise von Lava-Ausbrüchen, die kaum einige Jahrzehnte alt sein konnten.

Sitzung vom 9. Dezember 1903. Prof. Dr. Cluß erzählt von seiner „Reise durch Algerien und Tunis" unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder.

Sitzung vom 13. Januar 1904. Prof. Dr. Hauthal (aus La Plata) trägt über „Argentinien" vor. Er teilt es nach der Erzeugungskraft seiner ausgedehnten östlichen Niederung in drei nach Süden sich verschmälernde Streifen: Das Weinland vom 22. bis 33. Breitenkreis, das Weizenland bis zum 46. oder 47., das Weideland bis zur Magellansstraße. Weit zerstreut liegen in dieser Niederung kleine, längst erloschene Vulkane, während man früher den Vulkanismus nur auf das westliche Hochgebirge beschränkt meinte, dort aber irrtümlich verallgemeinerte. Nur das breitgelagerte nördliche Hochgebirge Argentiniens ist echtes Faltungsgebiet mit riesigen Vulkanen; dann folgt gen Süden ein schmalerer Kordillerenteil ohne Vulkane, der durch eine granitische Lakkolithbildung aufgetrieben ist, ohne gefaltet zu sein. Stellenweise ist die Kre deformation, die den Granit überlagert, denudiert, so daß bloße Granittürme mitten im Gebirge aufragen; nach Osten reichen die Kreidelagen in die Niederung hinaus, werden söhlig, senken sich aber nicht in einfacher Abschrägung zur Küste, sondern in Staffelbruch, öfters noch bedeckt mit Resten konkordanter Tertiärlagen in Zeugenform. Der Büßerschnee begegnet nur im nördlichen Hochland und darf nicht als eigentliche Gletschererscheinung gelten; er bildet sich aus Schneewächten, auch auf völlig wagerechter Fläche, indem am heißesten scheinende sommerliche Nachmittagssonne (im NW.) um nicht zertauende Oberflächenteile, die bald als kleine Kegel hervorragen, den Schnee schließlich bis gegen den Boden hin abschmilzt, daß Parallelreihen von „Büßergestalten" sich allmählich herausbilden, gerichtet von NW. nach SO. Der Vortragende zeigte die Landschaftsformen in lehrreichen Lichtbildern, zuletzt auch die berühmte Grypotheriumhöhle im Hintergrund des Fjordes Ultima Esperanza, wo nach Ausweis der Grabungsfunde der Mensch einst jenes gewaltige Mittelding zwischen Faultier und Gürteltier in Mehrzahl sich als Schlachttier gehalten hat.

Sitzung vom 11. Februar 1904. Prof. Dr. Hans Meyer berichtet über seine im vorigen Sommer ausgeführte Forschungsreise

im Hochland von Ecuador, insbesondere über seine Besteigung des Cotopaxi und des Chimborazo, indem er seinen Bericht durch vortreffliche Lichtbilder erläutert.

Sitzung vom 9. März 1904. Rudolf Bielefeld schilderte „Land und Volk der Ostfriesen“. Ost-Friesland, die Halbinsel zwischen Dollart und Jadebusen nebst der vorlagernden Inselreihe von Borkum bis Wangeroog, bildet Deutschlands äußersten Nordwesten. Seine diluviale Geest, eine Fülle schwedischer Gesteinsbrocken bergend, lagert unmittelbar auf miocänem Tertiär, während Pliocän fehlt; sie unterteuft den fruchtbaren alluvialen Marschlandsaum längs der Küste und das Wattenmeer. Die Marsch liegt am Dollart bis zu 2 m unter dem Meeresspiegel, die Geest erhebt sich bis 12 m über diesen. Die Friesen sind die kräftigen, vierschrötigen Leute der Marsch (sowie der vorgelagerten Inseln), ein freiheitsstolzes Bauernvolk, das keine Neigung zum Handel besitzt, daher nicht in die Seestädte unseres Nordwestens einziehen mochte, jedoch früh zum Gemeindeverband erzogen wurde durch den Deichbau. Die Sprache der Ostfriesen hat sich allem Anschein nach ehemals auch in die Geest weiter ausgedehnt, wo die nicht so hochwüchsigen, niederdeutsch redenden Niedersachsen wohnten (noch heute vom Friesen über die Achsel angesehen als „die vom Sande“). Gerade hier hat sich in dem durch rings umgebende Moore vom Verkehr abgeschlossenen Saterland allein noch ostfriesische Sprache bis zur Gegenwart erhalten. Im ganzen übrigen Ost-Friesland hat im Verlauf der Neuzeit das Niedersächsische das Friesische verdrängt.

III. Zweigverein zu Magdeburg.

Vorstand:

Prof. Maenß, Vorsitzender,
Oberlehrer Dr. Mertens, Schriftführer,
Oberlehrer Simons, Rechnungsführer,
Sanitätsrat Dr. Braune, Beigeordneter.

Sitzung vom 23. Oktober 1903. Rentner Bodenstab berichtet unter Vorlegung zahlreicher Karten, Bilder und Naturgegenstände über eine „Wanderung durch die Lüneburger Heide“.

Sitzung vom 20. November 1903. Prof. Dr. Maenß bespricht die westeuropäischen Welthäfen nach ihrer Lage, ihrer Einrichtungen, ihrem Verkehr und ihrer Bedeutung und stellt sie zueinander in Vergleich.

Sitzung vom 18. Dezember 1904. Prof. Dr. Halbfaß legt Karten vor, aus denen die Verteilung der Wasser- und Windmühlen im Deutschen Reiche ersichtlich ist, ferner Entfernungskarten für die Provinz Brandenburg nach den letzten Fahrplänen. Darauf spricht Dr. Mertens über den Biber in geographischer Hinsicht, wobei er besonders auf die Bauten und die dadurch veranlaßten Veränderungen im Gelände eingeht.

Sitzung vom 22. Januar 1904. Prof. Dr. Halbfaß berichtet über die glücklich beendete deutsche Südpolarexpedition.

Sitzung vom 16. Februar 1904. Dr. Theuerkauf spricht über eine Reise nach Brasilien und den La Plataländern, die er vor einigen Jahren unternommen hat und erläutert seinen Vortrag durch zahlreiche Lichtbilder.

Sitzung vom 18. März 1904. Lehrer Mittendorf (Calvörde) führt einen von ihm konstruierten Kosmoglobus vor. Sodann trägt Oberlehrer Bradhering auf Grund der jetzigen Anschauungen vor über „Koralleninseln“.

Verzeichnis der Mitglieder

des

Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erdkunde

am 1. April 1904.

I. Zentral-Verein zu Halle.

1. Ehrenmitglieder.

1. Professor Dr. Hugo Berger in Leipzig.
2. Professor Dr. Siegmund Günther in München.
3. Professor Dr. Sven v. Hedin in Stockholm.
4. Geheimer Admiralitätsrat Professor Dr. Georg v. Neumayer, Direktor der Deutschen Seewarte a. D. in Neustadt vor der Hart.
5. Professor Dr. Fridtjof Nansen in Christiania.
6. Professor Dr. Hans Meyer in Leipzig.
7. Hofrat Professor Dr. Albrecht Penck in Wien.
8. Geheimer Hofrat und Professor Dr. Friedrich Ratzel in Leipzig.
9. Professor Dr. Fritz Regel in Würzburg.
10. Geheimer Regierungsrat und Professor Dr. Ferdinand Freiherr von Richthofen in Berlin.
11. Vize-Admiral Freiherr Georg von Schleinitz auf Haus Hohenborn bei Lügde.
12. Professor Dr. Georg Schweinfurth in Berlin.
13. Professor Dr. Alexander Supan in Gotha.
14. Major Dr. Hermann von Wissmann, Kaiserl. Gouverneur z. D. auf Weißenbach in Steiermark.

2. Korrespondierende Mitglieder.

15. Professor Dr. Rudolf Credner in Greifswald.
16. Kartograph Ernst Debes in Leipzig.
17. Professor Dr. Hermann Größler in Eisleben.
18. Hermann Habenicht, Kartograph in Gotha.
19. Dr. Theophilus Hahn in Kapstadt.
20. Professor Dr. Kurt Hassert in Köln.
21. Professor Dr. Alfred Hettner in Heidelberg.
22. Dr. Robert Jannasch in Berlin.
23. Archivrat Dr. Eduard Jacobs in Wernigerode.
24. Major a. D. Richard Kund in Karlsruhe.
25. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Richard Lehmann in Münster.

26. Professor Dr. Oskar Lenz in Prag.
27. Professor Paul Langhans, Kartograph in Gotha.
28. Professor Dr. Heinrich Mohn in Christiania.
29. Professor Dr. Rudolf Amandus Philippi in Santiago de Chile.
30. Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Reiss in Könitz.
31. Dr. Alfons Stübel in Dresden.
32. J. P. Thomson, Sekretär der Royal Geographical Society of Australasia in Brisbane.

3. Ordentliche Mitglieder.

33. Achtelstetter, Wilhelm, Hotelbes.
34. Ackermann, Louis, Landmesser.
35. Ahrendts, Rudolf, D. theol.
36. Ahrenholz, Hans, Landwirt.
37. Ahrens, Willy, Lehrer.
38. Apelt, Max, Banquier.
40. Bernau, Karl, Seminarlehrer.
41. Bielefeld, Rudolf, Lehrer.
42. Blümler, Friedrich, Rentier.
43. Bry, Waldemar, Kaufmann.
44. Burghardt, Paul, Lehrer.
45. Buttermilch, Hermann, Kaufmann.
46. Buttermilch, Rudolf, Kaufmann.
47. Cleinow, Karl, Oberstleutnant a. D.
48. Cluß, Prof. Dr. Adolf, Privatdozent.
49. v. Collas Anna, Frau Baronin.
50. Dehne, Albert, Geh. Kommerzienrat.
51. Dorn, Dr. Ernst. ord. Professor.
52. Eberius, Paul, Kaufmann.
53. Edler, Dr. Friedrich, Oberlehrer.
54. Enders, Dr. Oskar, Amtsgerichtsrat.
55. Förtsch, Dr. Oskar, Major a. D. u. Direktor des Provinzial-Museums.
56. Fraenkel, Dr. Karl, ord. Professor.
57. Freyberg, Hermann, Brauereibesitzer.
58. Freytag, Dr. Karl, Geh. Regierungsrat und außerordentl. Professor.
59. Frick, Dr. Georg, Oberlehrer.
60. Friedberg, Dr. Robert, ordentlicher Professor.
61. v. Fritsch, Dr. Karl Freiherr, Geh. Regierungsrat und ord. Professor.
62. Fufs, Walter, Direktor der Spar- und Vorschußbank.
63. Gebensleben, Dr. Walter, Chef-Redakteur.
64. Genzmer, Dr. Alfred, aufserordentl. Professor.
65. Gille, Otto, Kaufmann.
66. Gocht, Dr. Hermann, Arzt.
67. Götze, Gustav, Rektor der Knaben-Mittelschule.
68. Graßmann, Dr. Hermann, außerord. Professor.
69. Grosse, Max, Buchhändler.
70. Grün, Ludwig, Weinhändler.
71. Gründig, August, Administrator der Waisenhausdruckerei.
72. Haase, Hermann, Lehrer.
73. Haaßengier, Ernst, Bankier.
74. Haenert, Karl, Kaufmann.
75. Hellthaler, Theodor, Oberlehrer a. D.
76. Herrn, Paul, Lehrer.
77. Hertzberg, Dr. Gustav, ordentlicher Honorar-Professor.
78. Hertzberg, Dr. Heinrich, Oberlehrer.
79. Heynemann, Theodor, Kaufmann.
80. Hülsmann, Frau Auguste, Ingenieurswitwe.
81. Jenrich, Richard, Mittelschullehrer.
82. Jentzsch, Louis, Fabrikbesitzer.
83. Jentzsch, Otto, Kaufmann.
84. Kallmeyer, Friedrich, Regierungs-Baumeister.
85. Kathe, Ludwig, Kaufmann.
86. Kirchhoff, Dr. Alfred, Geh. Regierungsrat und ordentlicher Professor.
87. Klauke, Hugo, Kaufmann.
88. Kleeberg, Ernst, Amtsgerichtsrat.
89. Knoch, Reinhold, Reg.-Baumeister.
90. Kramer, Emma, Frau Direktor.
91. Krause, Richard, Kaufmann.
92. Kroog, Johann, Civil-Ingenieur.
93. Krüger, Dr. Wilhelm, Abteilungsvorstand an der Landw. Versuchsstation.
94. Kähler, Dr. Friedrich, Oberlehrer

95. Kühn, Dr. Julius, Wirkl. Geheimer Rat und ordentl. Professor.
96. Kuhnt, Friedrich, Maurermeister.
97. Kulisch, Dr. Gustav, Arzt.
98. Lambert, Friedrich, Professor am Realgymnasium.
99. Lehmann, Heinrich, Geh. Kommerzienrat und Bankier.
100. Leser, Dr. Edmund, außerordentlicher Professor.
101. Leupold, Bruno, Kaufmann.
102. v. Lippmann, Rose, Frau Professor.
103. Lorenz, Franz, Lehrer.
104. Loretz, Otto, Kaufmann.
105. Loening, Dr. Edgar, Geh. Justizrat und ordentl. Professor.
106. Lübbert, Prof. Dr. Jürgen, Oberlehrer.
107. Luedecke, Otto, außerordentlicher Professor.
108. Maennel, Dr. Bruno, Rektor.
109. Mirus, Marie, verw. Pastor.
110. v. Mittelstädt, Ernst, Amtsgerichtsrat.
111. Müller, Guido, Kaufmann.
112. Müller, Frau Marie, verw. Prof.
113. Nebert, Wilhelm, Fabrikant.
114. Niemeyer, Hermann, Kaufmann.
115. Niemeyer, Klara, Frau Stadtrat.
116. Nietschmann, Paul, Buchdruckereibesitzer.
117. Nietzschmann, Friedrich, Kaufmann.
118. Oppenheimer, Dr. Gustav, Arzt.
119. Oetting, Hermann, Kaufmann.
120. Pausegrau, Heinrich, Rektor.
121. Peter, Gustav, Amtsgerichtsrat.
122. Pfahl, Otto, Direktor der Spar- und Vorschußbank.
123. Pfitzner, Anna, verw. Landgerichtsrat.
124. Piltz, Arthur, Bergwerksdirektor.
125. Plättig, Paul, Rechtsanwalt.
126. Plämigs, August, Lehrer.
127. Rasch, Dr. Wilhelm.
128. Reetz, Berthold, Lehrer.
129. Reichardt, Julius, Buchhändler.
130. Reinicke, Bruno, Fabrikdirektor.
131. Richter, Georg, Lehrer.
132. Riedel, Richard, Geheimer Kommerzienrat.
133. v. Roenne, Ludwig, Referendar a. D.
134. Schäfer, Dr. Paul.
135. Schenck, Professor Dr. Adolf, Privatdozent.
136. v. Schlechtendal, Diedrich, Assistent am Mineralog. Institut.
137. Schlüter, Willi, Besitzer einer zoologischen Lehrmittelanstalt.
138. Schneider, Karl, Kaufmann.
139. Schönlicht, Dr. Louis, Banquier.
140. Schöps, Emil, Rendant.
141. Schuchardt, Dr. Thilo, Arzt.
142. Schürmann, August, Administrator.
143. Schultze, Hermann, Lehrer an der städt. Bürgerschule.
144. Schulz, Dr. August, Privatdozent.
145. Schulze, Ernst, Kaufmann.
146. Seeligmüller, Dr. Adolf, außerordentl. Professor.
147. Seiffert, Wilhelm, Kaufmann.
148. Sickel, Dr. Ernst, Wissenschaftl. Hilfslehrer.
149. Simon, Reinhold, Pfarrer a. D.
150. Sommerlad, Dr. Theo, Privatdozent.
151. Sparig, Dr. Eugen, Oberlehrer.
152. Stade, Georg, Oberlehrer.
153. Starke, Wilhelm, Postdirektor.
154. Steckner, Albert, Bankier.
155. Steckner, Emil, Kommerzienrat und Bankier.
156. Stein, Dr. Friedr., ordentl. Professor.
157. Strey, Franz, Kaufmann.
158. Taschenberg, Dr. Otto, außerordentl. Professor.
159. Tausch, Walter, Buchhändler.
160. Thiele, Hermann, Kaufmann.
161. v. Tungeln, Heinrich, Leutnant a. D.
162. Ule, Prof. Dr. Willi, Privatdozent.
163. Ulrichs, Dr. Gustav, Sanitätsrat.
164. Waechter, Ernst, cand. geogr.
165. Wangerin, Dr. Albert, ordentl. Professor.
166. Weinstock, Siegfried, Bankier.

167. Weiske, Karl, Oberlehrer.
168. Wensch, Heinrich, Lehrer.
169. Wiegel, Wilhelm, Lehrer.
170. Wratzke, Arthur, Edelschmied und Hofjuwelier.
171. Wüst, Dr. Ewald, Privatdozent und Assistent am Mineralog. Institut.
172. Zeiz, Ferdinand, Kaufmann.
173. Zeumer, Hermann, Kaufmann.
174. Ziegner, Dr. Hermann, Arzt
175. v. Ziegner, Kurd, Generalleutnant z. D.
176. Ziervogel, Albrecht, Bergwerksdirektor.
177. Zöbisch, Josef, Kaufmann.

4. Außerordentliche Mitglieder.

178. Ebermann, Richard, stud. phil.
179. Elsaesser, Otto, stud. math.
180. Goltz, Paul, stud. phil.
181. Jaenicke, Gustav, stud. phil.
182. Kuberka, Felix, stud. phil.
183. Richter, Max, stud. phil.
184. Schatte, Walter, Dr. phil.
185. Wolski, Bruno, stud. phil.
186. Wüstenhagen, Heinrich, cand. phil.

II. Zweigverein zu Magdeburg.

187. Berger, Dr. Franz, Oberlehrer.
188. Berger, Willy, Kaufmann.
189. Blell, Karl, Apothekenbesitzer.
190. Bodenstab, Ernst, Rentner in Neuhaldensleben.
191. Bornstein, Dr. Alfred, Arzt.
192. Bradhering, Fr., Oberlehrer.
193. Braune, Dr. Karl, Sanitätsrat.
194. Brey, Ernst, Oberlehrer.
195. Dahlmann, Dr. Franz, Medizinalrat.
196. Faber, Alexander, Buchdruckereibesitzer.
197. Fritze, Werner, Kgl. Kommerzienrat.
198. Gebler, Hermann, Oberlehrer.
199. Halbfaß, Dr. Wilhelm, Professor in Neuhaldensleben.
200. Hebold, Hermann, Kaufmann.
201. Jahr, Dr. Richard, Oberlehrer.
202. Kamieth, Fritz, Gymnasiallehrer.
203. Klotz, Karl Emil, Hofbuchhändler.
204. Köhn, Dr. Max, Oberlehrer.
205. Korte, Fritz, Brauereibesitzer.
206. Maenß, Johannes, Professor.
207. Mertens, Dr. August, Oberlehrer, Vorsteher des Naturw. Museums der Stadt Magdeburg.
208. Metzner, Dr. W., Kandidat.
209. Müller, Gustav, Pastor in Groppendorf.
210. Nordmeyer, Ernst, Professor.
211. Potinecke, Dr. Richard, Oberlehrer.
212. Purcel, Anton, Fabrikbesitzer.
213. Römling, Paul, Kaufmann.
214. Scheibler, Dr. Gustav, Professor.
215. Schnepfe, Hermann, Kaufmann.
216. Simons, Gustav, Oberlehrer.
217. Wächter, Dr. Wilhelm, Oberlehrer.
218. Weidenhagen, Rudolf, Vorsteher der Wetterwarte der Magd. Zeitung.

III. Keinem Teilverein angehörige Mitglieder.[1]

219. Allerverein in Neuhaldensleben.
220. Bauer, Dr. Georg, Oberlehrer in Greifswald.
221. Biereye, Prof. Dr. Johannes, Rektor der Klosterschule in Roßleben.
222. Böhme, Udo, Rentier in Aschersleben.
223. Bornhardt, Wilhelm, Bergmeister in Siegen.
224. Brasack, Dr. Friedrich, Professor in Aschersleben.
225. Brasse, Dr. Ernst, Oberlehrer am Realgymnasium in München-Gladbach.
226. Bucholz, Adolf, Stadtrat und Apothekenbesitzer in Erfurt.
227. Clauß, William, Inhaber der Verlagsbuchhandlung Paul Baumanns Nachfolger in Dessau.
228. Damköhler, Eduard, Professor in Blankenburg a. H.
229. Drohsin, Albert, Kaufmann in Aschersleben.
230. Eckerlin, Dr. Hans, Professor in Halberstadt.
231. Fiedler, Dr. Bruno, Oberlehrer in Schleiz.
232. Fitting, Dr. Hans, Assistent am Botanischen Institut in Tübingen.
233. Fritzsche, Ernst, Lehrer in Düben.
234. Förster, Rudolf, Fabrikbesitzer in Freyburg.
235. Gaul, Dr. Julius, Oberlehrer in Bremerhaven.
236. Göderitz, Direktor d. Braunkohlenwerks Augusta bei Bitterfeld.
237. Henkel, Dr. Ludwig, Gymnasial-Oberlehrer in Schulpforta.
238. Hintze, Heinrich, Oberlehrer in Gardelegen.
239. Hoffmann, Bernhard, Rentier in Erfurt.
240. Hoffmann, Ferdinand, Fabrikbesitzer in Erfurt.
241. Holtheuer, Dr. Richard, Professor in Leisnig.
242. Kaiser, Dr. Paul, Oberlehrer in Schönebeck.
243. Keil, Wilhelm, Direktor der Provinzial-Taubstummen-Anstalt in Halberstadt.
244. Kieser, Otto, Kantor in Freistewitz bei Torgau.
245. Kloß, Ewald, Fabrikbesitzer in Freyburg.
246. König, A., Amtsgerichtsrat in Aschersleben.
247. Koepert, Dr. Otto, Oberlehrer in Dresden.
248. Krüger, Georg, Stadtverordnetenvorsteher in Aschersleben.
249. Kuntze, Gustav, Stadtrat in Aschersleben.
250. Lamm, Isaak, Kaufmann in Erfurt.
251. Lorenz, Dr. Georg, Realschul-Oberlehrer in Barmen.
252. Matthes, Prof. Dr. Isolin, Realgymnasial-Oberlehrer in Altenburg.
253. Michaelis, Paul, Oberbürgermeister in Aschersleben.
254 Monski, Alexander, Fabrikant in Eilenburg.
255. Obst, Emil, Kirchenrendant in Bitterfeld.
256. Peters, Hermann, Rentier in Blankenburg a. H.
257. Petry, Arthur, Gymnasial-Oberlehrer in Nordhausen.
258. Rausch v. Traubenberg, Baron Dr. Paul, in Petersburg.
259. Rehm, Dr. Paul, Arzt und Vorsteher der Nervenheilanstalt in Blankenburg a. H.

---

[1] Die Mitglieder dieser Abteilung werden gebeten, alle etwaigen Veränderungen in Stellung oder Wohnort dem Vereinsvorstand gefälligst mitteilen zu wollen.

260. Reinhardt, Dr. Friedrich, Professor in Aschersleben.
261. Reischel, Dr. Gustav, Oberlehrer in Hannover.
262. Rupprecht, Georg, Lehrer in Brehna.
263. Saalfeld, Dr. Günther Alexander, Gymnasial-Oberlehrer a. D. in Friedenau bei Berlin.
264. Schlüter, Dr. Otto, in Friedenau bei Berlin.
265. Schröter, Otto, Lehrer in Dankerode im Harz.
266. Schulze, Dr. Erwin, in Ballenstedt.
267. Staute, Dr. Hermann, Brauereibesitzer in Freyburg a. U.
268. Steffen, Dr. Max, Oberlehrer an der Ober-Realschule zu Bochum.
269. Steinmeyer, Dr. Rudolf, Gymnasialdirektor in Aschersleben.
270. Straßburger, Dr. Emil, Professor in Aschersleben.
271. Stürcke, Hermann, Geh. Kommerzienrat in Erfurt.
272. Toepfer, Schulrat Dr. Hermann, Realschuldirektor a. D. in Sondershausen.
273. Treitschke, Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt.
274. Trittel, Gustav, Oberlehrer in Oschersleben.
275. Trommsdorff, Dr. Hugo, Chemiker in Heidelberg.
276. Venediger, Dr. Edmund, Realschuldirektor in Erfurt.
277. Weyhe, Dr. Emil, Professor am Gymnasium in Dessau.
278. Wolff, Friedrich, Kommerzienrat in Erfurt.
279. Zech, Leonhard, Professor an der Oberrealschule in Halberstadt.

Verzeichnis

derjenigen Vereine, Institute, Redaktionen usw., mit welchen der Verein für Erdkunde sich im Schriftentausch befindet.

Deutsches Reich.

Alpenverein, Deutscher und österreichischer.
Annaberg: Annaberg-Buchholzer Verein für Naturkunde.
Augsburg: Naturhistorischer Verein.
Bamberg: Naturforschende Gesellschaft.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
" Deutsche Kolonialgesellschaft.
" Gesellschaft für Erdkunde.
" Hydrographisches Amt der Kaiserlichen Admiralität.
" Märkisches Provinzial-Museum.
" Königl. Preufsisches Meteorologisches Institut.
" Redaktion des „Tourist“.
" Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg (Märk. Provinzial-Museum).
" Touristen-Klub für die Mark Brandenburg.
" Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
" Evangelischer Afrikaverein.
Bonn: Naturhistorischer Verein der preufsischen Rheinlande und Westfalens.
Braunschweig: Verein für Naturwissenschaften.
Bremen: Geographische Gesellschaft.
" Meteorologisches Observatorium Bremen.
" Naturwissenschaftlicher Verein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Cassel: Verein für Erdkunde.
" Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
" Verein für Naturkunde.
Chemnitz: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
" Königl. Sächs. meteorologisches Institut.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
" Provinzialkommission zur Verwaltung der Westpreufs. Provinzial-Museen.
Darmstadt: Verein für Erdkunde und verwandte Wissenschaften.
Dessau: Verein für Anhaltische Geschichts- und Altertumskunde.
" Statistisches Bureau von Anhalt.
" Verein für Anhaltische Landeskunde.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte.
Dresden: Droguen-Grofsgeschäft von Gehe & Comp.
" Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis“.
" Verein für Erdkunde.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Emden: Naturforschende Gesellschaft.

Erfurt: Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.
„ Verein für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Frankfurt a. M.: Handelskammer.
„ Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft.
„ Verein für Geographie und Statistik.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungsbezirks Frankfurt a. O.
Freiberg i. S.: Altertumsverein.
Freiburg i. Br.: Naturforschende Gesellschaft.
Giefsen: Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
„ Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde.
Görlitz: Naturforschende Gesellschaft.
Göttingen: Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Mathematisch-physikalische Klasse.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumskunde.
Greifswald: Geographische Gesellschaft.
Guben: Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
Halle a. S.: Königliches Oberbergamt.
„ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertumsverein.
„ Redaktion der „Natur".
„ Handelskammer.
„ Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher.
„ Naturforschende Gesellschaft.
„ Studentischer Verein für Erdkunde.
Hamburg: Deutsche Seewarte.
„ Geographische Gesellschaft.
„ Handelskammer.
„ Naturwissenschaftlicher Verein.
„ Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
„ Hauptstation für Erdbebenforschung.
Hannover: Naturhistorische Gesellschaft.
Harzklub.
Heidelberg: Naturhistorisch-medizinischer Verein.
Hof: Nordfränkischer Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde.
Jena: Geographische Gesellschaft.
Karlsruhe: Naturwissenschaftlicher Verein.
Kiel: Ministerialkommission zur Untersuchung der deutschen Meere.
„ Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
„ „Heimat", Monatschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.
Königsberg i. Pr.: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landshut i. B.: Botanischer Verein.
Leipzig: Deutscher Verein zur Erforschung Palästinas.
„ Naturforschende Gesellschaft.
„ Museum für Völkerkunde (Grassi-Museum).
„ Verein für Erdkunde.
Lübeck: Geographische Gesellschaft.
Magdeburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
„ Wetterwarte der Magdeburgischen Zeitung.
Mannheim: Verein für Naturkunde.
Marburg: Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften.
Metz: Verein für Erdkunde.
Mühlhausen: Altertumsverein.
München: Geographische Gesellschaft.
„ Bayerische Botanische Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora.
Münster i. W.: Geographischer Apparat der Akademie zu Münster i. W.
Güstrow: Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.
Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft.
Offenbach: Verein für Naturkunde.
Osnabrück: Naturwissenschaftlicher Verein.
„ Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück.
Passau: Naturhistorischer Verein.

Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Rudolstadt: Meteorologische Gesellschaft.
Schmalkalden: Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
Stettin: Gesellschaft zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen.
" Verein für Erdkunde.
Strafsburg: Zentralstelle des meteorologischen Landesdienstes in Elsafs-Lothringen.
" Vogesen-Klub.
" Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart: Königl. Württembergisches statistisches Landesamt.
" Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg.
" Württembergischer Verein für Handelsgeographie.
" Diöcesanarchiv von Schwaben.
Ulm a. D.: Verein für Mathematik und Naturwissenschaften.
Weimar: Thüring. Botan.-Verein.
Wernigerode: Harzverein für Geschichte und Altertumskunde.
" Naturwissenschaftlicher Verein des Harzes.
Wiesbaden: Nassauischer Verein für Naturkunde.
Wolfenbüttel: „Braunschweigisches Magazin", Organ des Ortsvereins für Geschichte und Altertumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel.
Zwickau: Verein für Naturkunde.
" Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

Österreichisch-Ungarische Monarchie.

Aufsig: Naturwissenschaftlicher Verein.
Brünn: Naturforschender Verein.
" k. k. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.
Budapest: k. ungarische geographische Gesellschaft.
" k. ungarische geologische Anstalt.
" k. ungarische geologische Gesellschaft.
" k. ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.
" Redaktion der „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn".
" Redaktion der mathematischen und naturwissenschaftlichen Berichte aus Ungarn.
Freiwaldau: Mährisch-Schlesischer Sudeten-Gebirgs-Verein.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
" Verein der Ärzte für Steiermark.
Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde.
" Siebenbürgischer Karpathenverein.
Igló: Ungarischer Karpathenverein.
Innsbruck: Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein.
" Ferdinandeum.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum von Kärnthen.
Böhm.-Leipa: Nordböhmischer Exkursionsklub.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
" Verein für Naturkunde in Österreich ob der Enns.
Prag: Kgl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
" Naturhistorischer Verein „Lotos".
" Lesehalle der deutschen Studenten.
Salzburg: Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.
Temesvar: Südungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Triest: Società adriatica di science naturali.
Wien: k. k. Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftl. Klasse.
" k. k. geographische Gesellschaft.
" k. k. geologische Reichsanstalt.
" k. k. militärgeographisches Institut.
" k. k. naturhistorisches Museum.
" Handels-Museum.
" Österreichischer Touristenklub.

Wien: Verein der Geographen an der Universität.
„ Verein für Höhlenkunde.
„ Verein für Landeskunde von Nieder-Österreich.
„ Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
„ k. k. Zentral-Anstalt für Meteorologie und Geodynamik.

Schweiz.

Aarau: Mittelschweizerische geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
Basel: Naturforschende Gesellschaft.
„ Redaktion des „Evangelischen Missions-Magazins“.
Bern: Geographische Gesellschaft.
„ Naturforschende Gesellschaft.
Chur: Naturforschende Gesellschaft Graubündens.
Frauenfeld: Thurgauische naturforschende Gesellschaft.
St. Gallen: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
„ Ostschweizerische geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
Genf: Société de géographie.
Lausanne: Société vaudoise des sciences naturelles.
„ Institut agricole de Lausanne.
Neuchâtel: Société neuchâteloise de géographie.
„ Société des sciences naturelles.
Zürich: Naturforschende Gesellschaft.
„ Geographisch-Ethnographische Gesellschaft.

Niederlande.

Amsterdam: Aardrijskundig genootschap.
Haag: Koninglijk institut voor de taal-, land- en volkenkunde von Nederlandsch-Indië
„ Indisch genootschap.

Belgien.

Antwerpen: Société de géographie.
Brüssel: Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique.
„ Société belge de géographie.
„ Université Nouvelle. Institut géographique.
„ La Société d'études coloniales.

Frankreich.

Bordeaux: Société de géographie commerciale.
Cherbourg: Société nationale des sciences naturelles et mathématiques.
Douai: Union géographique du nord de la France.
Havre: Société de géographie commerciale.
Lyon: Société de géographie.
Marseille: Société de géographie.
Montpellier: Société languedocienne de géographie.
Nancy: Société de géographie de l'Est.
Paris: Société de géographie.
„ Société de géographie commerciale.
„ Redaction de „Revue géographique internationale“.
Rochefort: Société de géographie.
Rouen: Société normande de géographie.
Toulouse: Société de géographie.
Tours: Société de géographie.

England und Schottland.

Edinburg: Royal society.
Glasgow: Philosophical society.
London: Royal geographical society.
„ Royal society.
Manchester: Geological society.
„ Geographical society.
Rochester: Academy of science.

Schweden.

Gotenburg: Göteborgs kongl. vetenscaps och vitterhets samhäller handlingar.
Stockholm: Svenska sällskapet för anthropologi och geografi.
" Geologiska Föreningen.
" Bibliothèque de l'Académie Royale des Sciences.
Upsala: Geologisches Institut.

Norwegen.

Bergen: Bergens Museum.
Christiania: Redaktion des „Archiv for Mathematik og Naturvidenskab“
" Physiografiske förening.
" Konglige Norske Videnskabers Selskap.
" Norske Gradmaalingskommission.
" Nordhavs Expedition.
" Norske Geografiske Selskap.
Throndjhem: Kong. Norske Videnskabers Selskap.

Dänemark.

Kopenhagen: Kgl. dansk. geografiske Selskap.

Italien.

Mailand: Società d'esplorazione commerciale in Africa.
Neapel: Società africana d'Italia.
Rom: Comitato geologico d'Italia.
" Società geografica italiana.
" Vaticanisches Observatorium.

Spanien.

Madrid: Sociedad geográfica.

Portugal.

Lissabon: Sociedade de geographia.

Rumänien.

Bukarest: Societatea geographica romana.
" Institut meteorological romaniei.

Rufsland.

Dorpat: Naturforscher-Gesellschaft.
Helsingfors: Geografiska foreningen i Finland.
" Sällskapet för Finlands Geografi.
Kiew: Société des naturalistes.
Moskau: Société impériale des naturalistes.
Petersburg: Komité für die geologische Landesaufnahme Rußlands.
" Kaiserl. russische geographische Gesellschaft.
Riga: Naturforscher-Verein.

Amerika.

Baltimore: Maryland Weather Service.
Boston: Society of natural history.
" American-Academy of arts and sciences.
Buenos-Aires: Instituto geografico Argentino.
" Departamento national de estadistica.
" Dirección general de estadistica municipal.
" Museo Nacional.
" Oficina Demografica Nacional.
Cordoba: Academia national di ciencias.

Costa-Rica: Instituto fisico geografica nacional de Costa-Rica.
La Plata: Direccion general de Estadistica de la Provincia de Buenos-Aires.
Lima: Sociedad geográfica de Lima.
Mexico: Sociedad geográfica y estadistica de la republica Mexicana.
„ Tacubaya, Observatorio astronómico.
„ Deutscher wissenschaftlicher Verein.
Minneapolis-Minnesota: Geological and natural history survey of Minnesota.
New York: American geographical society.
Ottawa: Geological and Natural History Survey of Canada.
Philadelphia: American philosophical society.
„ Academy of Natural Sciences.
Quebec: Geographical society.
Rio de Janeiro: Instituto historico geographico e ethnographico do Brazil.
St. Louis: Academy of sciences.
San Francisco: California academy of sciences.
„ Geographical society of the Pacific.
„ Geographical society of California.
Santiago de Chile: Deutscher wissenschaftlicher Verein.
São Paulo: Commissão Geografica et Geologica de São Paulo.
Toronto: Canadian Institute.
Washington: Engineer department U. S. army.
„ Smithsonian Institution.
„ U. S. department of the interior.
„ U. S. department of agriculture.
„ U. S. geological and geographical survey of the territories.
San José de Costa Rica: Instituto fisico-geografico nacional.
San Salvador: Observatorio astronomico meteorológico.

Asien.

Batavia: Koninglijke natuurkundige vereeniging in Nederlandsch-Indië.
Shanghai: China branch of the Royal Asiatic Society.
Tiflis: Kaukasische Sektion der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
„ Kaukasisches Museum.
Tokio: Geographische Gesellschaft.
„ Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

Australien.

Brisbane: Royal Geographical Society of Australia, Queensland branch.
Melbourne: Royal Society of Victoria.
„ Royal Geographical Society of Australasia (Victorian Branch).
„ Secretary for mines, department of mines.

VI. Nachtrag zum Bibliothekskatalog des Vereins für Erdkunde zu Halle von 1898.

Zu den bisherigen Zeit- und Gesellschaftsschriften sind neu hinzugekommen:

Baltimore: Maryland Weather Service: Vol. 1. 1899. 8.

Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg: Mitteilungen, Jahrgang 2—9 (1893—1900). 8.

Friedrichroda-Gotha: Verein für Gothaische Geschichte und Altertumskunde: Aus der Heimat, Jahrgang 2 und 3 (1896—1900). Fortsetzung: Mitteilungen, Jahrgang 1901—1903. 8.

Hamburg: Horizontalpendelstation: Mitteilungen, 1902ff. 8.

Mexico: Observatorio astronomico nacional: Annuario; Año 20—24 (1899—1903). 8.

Mühlhausen: Altertumsverein: Geschichtsblätter, Jahrgang 1—4 (1900—1903). 8.

Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen: Historische Monatsblätter, Jahrgang 1—4 (1900—1903). 8.

Stettin: Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde: Jahresberichte, 1897—1903. 8.

Stuttgart: Diöcesanarchiv von Schwaben: Jahrgang 16—21 (1898—1903). 8.

Washington: Department of agriculture: Monthley weather review, Vol. 27. Nr. 8. 8.

Wien: Zeitschrift für Schulgeographie; Jahrgang 11—24 (1889—1903). 8.

Zwickau: Altertumsverein: Mitteilungen, Heft 3ff. (1891ff.). 8.

Zürich: Geographisch-Ethnographische Gesellschaft: Jahresberichte 1901ff. 8.

Seit 20. August 1903 sind für die Bibliothek neu hinzugekommen:

Bücher und kleinere Schriften, Karten.

Berlin: Verhandlungen der Konferenz der Vorstände deutscher meteorologischer Centralstellen am 13.—17. Oktober 1897. 8.

Böhlau: J. und F. v. Gilsa zu Gilsa: Neolithische Denkmäler aus Hessen. 12. Suppl. der Zeitschrift für hessische Geschichte und Altertumskunde. Kassel 1898. 8.

Davidson, George: The Alaska Boundary. San Francisco 1903. 8.

Dinse, Paul: Zur Systematik der erdkundlichen Literatur. Berlin 1904. 8.

Drygalsky, E. v.: Bericht über die Ergebnisse der Südpolarexpedition. (Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin). 1904. 8.

Duncker, H.: Ergebnisse der Berufszählung vom 14. Juni 1895 für das Herzogtum Anhalt. Dessau 1899. 8.

Cenni storici sui lavori geodetici e topografici e sulle principali produzioni cartografiche eseguite in Italia dalla metà del secolo 18 al nostri giorni. Firenze 1903. 8.

Forbes and Thomson: Sir William Mac Gregory's journey acrosse New-Guinea. Brisbane. 8.

Fritsche, H.: Atlas des Erdmagnetismus für die Epochen 1600, 1700, 1780, 1842 und 1915. Riga 1903. 4. (Vom Verfasser.)

Heinrichs, Axel: Etat des glaces et des neiges en Finlande pendant l'hiver 1892/93. Kuopi 1904. 4.

Hellmann, G.: Regenkarte der Provinzen Hessen-Nassau und Rheinland sowie von Hohenzollern und Oberhessen. Berlin 1903.

Jäger, Fr.: Über Oberflächengestaltung im Odenwald (Bd. 15 der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde). Stuttgart 1903. 8.

Kam, N. M.: Katalog von Sternen, deren Örter durch selbständige Meridian-Beobachtungen bestimmt worden sind. Amsterdam 1901. 8.

Kampfmeyer, Georg: Marokko (Serie 1, Heft 7 der „Angewandten Geographie"). Halle 1903. 8. (Geschenk des Verfassers.)

Kirchhoff, A.: Die deutschen Landschaften und Stämme. (Sonderabdruck aus H. Meyer: Das deutsche Volkstum.) Leipzig-Wien. 2. Auflage. 1903. 8.

Kropotkine, P.: Orographie de la Sibérie (Publikation Nr. 9 des Institut géographique de Bruxelles). 1904. 8.

Lönborg, Sven: Sveriges karta tiden till omkring 1850. Upsala 1902. 8.

Manson, M.: The evolution of climates (Sep.-Abdruck aus The American geologist Vol. 34). 1899. 8.

Stockholm: Conférence internationale pour l'exploration de la mer. 1899. 8.

Trumbull, J. H.: Natick dictionary. (Aus Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology). 1903. 8.

Verhandlungen des 14. deutschen Geographentages. 1903. 8.

Wagner, Eduard: Die Bevölkerungsdichte in Südhannover und deren Ursachen (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 14). Stuttgart 1903. 8.

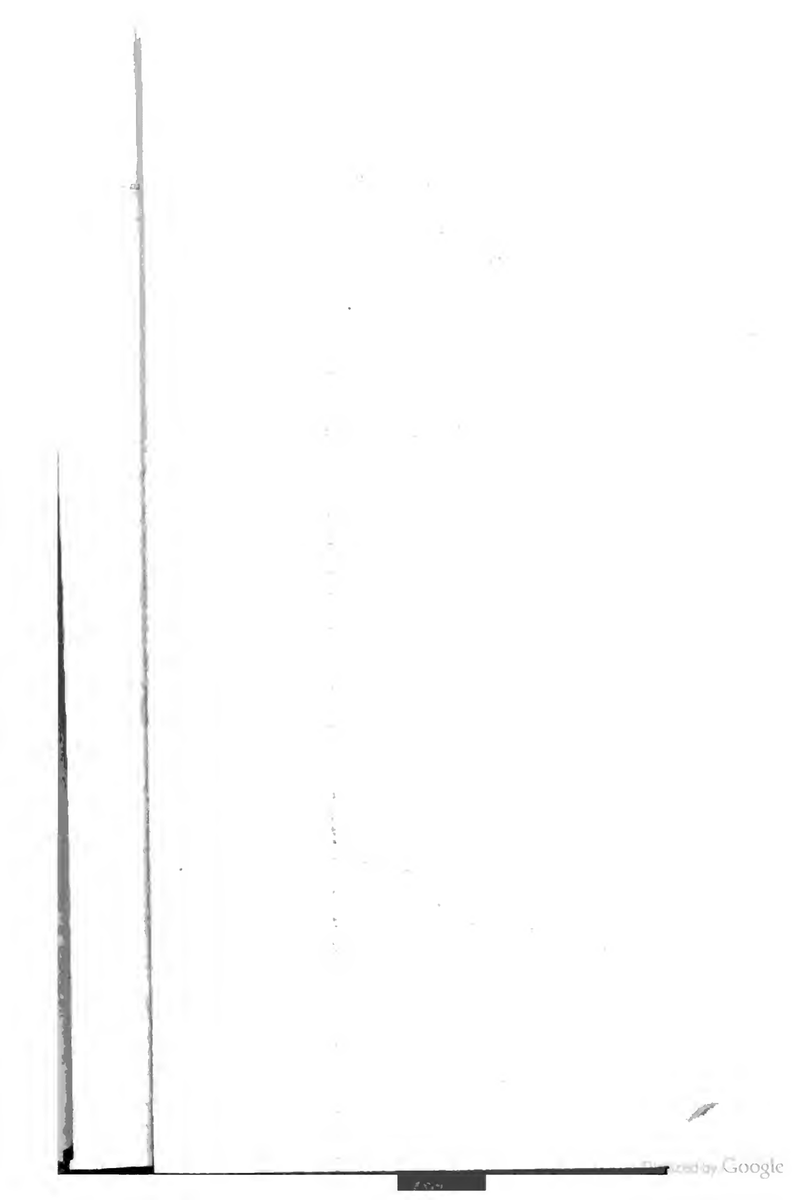
Wagner, Hermann, Orometrie des ostfälischen Hügellandes links der Leine. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 15). Stuttgart 1904. 8.

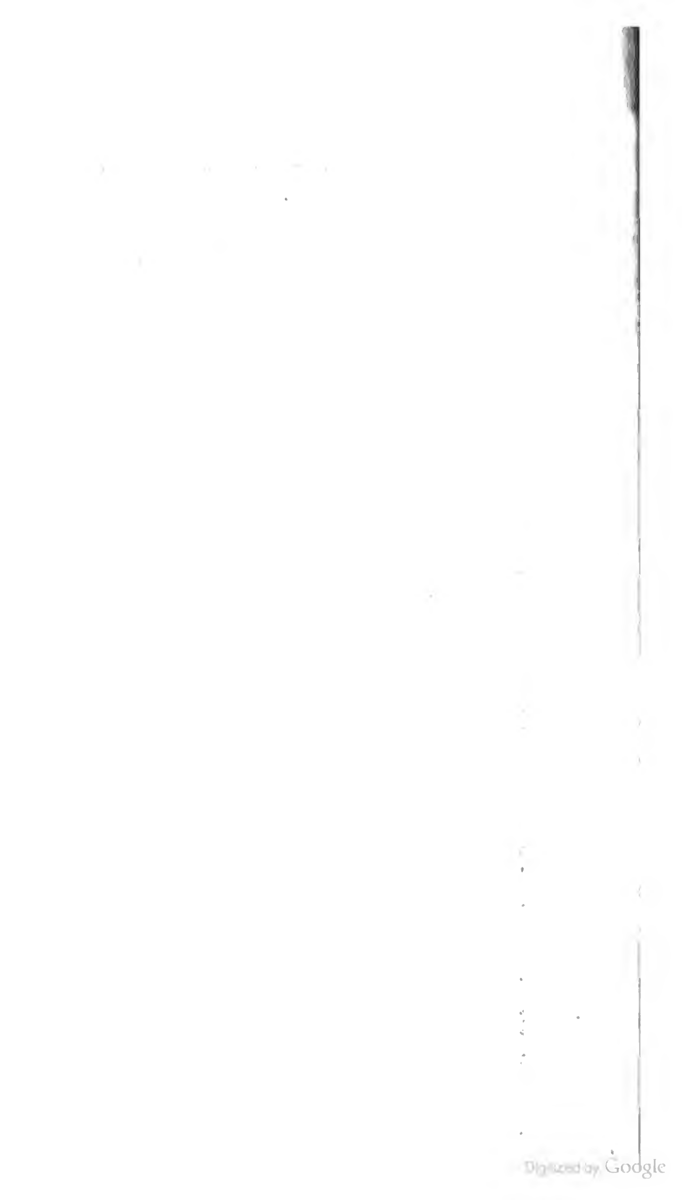
Wickert, Friedrich: Der Rhein und sein Verkehr mit besonderer Berücksichtigung der Abhängigkeit von den natürlichen Verhältnissen (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. 15). Stuttgart 1903. 8.

Whyte, James: Dictionary of altitudes in the Dominion of Canada. Ottawa 1903. 8.

Geschlossen am 15. August 1904.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.









HALLE a. S.
VERLAG VON TAUSCH & GROSSE.
1905.

MITTEILUNGEN

DES

VEREINS FÜR ERDKUNDE

ZU

HALLE a. S.

Zugleich Organ des Thüringisch-Sächsischen Gesamtvereins für Erdkunde.

1905.

INHALT:

HALLE a. S.

VERLAG VON TAUSCH & GROSSE.

1905.

Die hydrographische Entwicklung der Fuhneniederung.

(Mit einer Karte.)

Von

Dr. Albert Müller
aus Minden i. W.

Einleitung.

Von alters her zog sich im Süden des Herzogtums Anhalt von der Mulde bis zur Saale ein langer Talweg dahin, welcher zum größten Teil ein sumpfiges, schwer überschreitbares Gebiet bildete. Diese Niederung wurde mit dem gemeinsamen Namen „Die Fuhne" bezeichnet. Auch heute geschieht dies wohl noch an einigen Orten. Im allgemeinen aber, wenn man jetzt kurzweg von der Fuhne redet, meint man immer das Flüßchen, welches in einem Teile dieser Niederung seinen Lauf nach der Saale zu nimmt und unweit Bernburg, bei Dröbel, in dieselbe fließt. Was bedeutet nun der Name „Fuhne"? Die Fuhne heißt 945 Fona, 973 Vona, 1361 Voyne, später Fuhne. Falls dieser Name nun deutsch ist, könnte er aus einem verloren gegangenen Adjektiv „fôn, fûn", „faulig, sumpfig", das zur Wurzel „fû" gehörte und dem aus althochdeutsch und altsächsisch „aha" „Wasser", „Fluß" zusammengezogenen â zusammengesetzt sein und die Bedeutung „fauliger Fluß, Sumpffluß" haben. Diese Erklärung würde allerdings zu den Angaben der Urkunden passen, nach denen die Fuhne bald als Fluß (fluvius), bald als Sumpf (palus) bezeichnet wird."[1]

Nun können wir noch die Frage aufwerfen: „Hat das Flüßchen den Namen von der Niederung oder umgekehrt?" Nehmen wir vorstehende Erklärung als feststehend an, so könnten wir daraus schließen, daß die Niederung als Abflußgebiet des Sumpfflusses den Namen auch von ihm erhalten hat. Bedenklich erscheint mir dies aber doch, da der früher abflußlose Osten denselben Namen schon in den ältesten

[1] cf. Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde. Dessau 1893. Bd. VI, S. 70.

Zeiten führte. Dies ließe sich dann nur erklären, daß die Bewohner diesen Teil als Quellgebiet der Fuhne ansahen und ihn deshalb so nannten.

Über die Ausdehnung der Niederung läßt sich nur wenig sagen. Fast halbkreisförmig umschließt sie den Süden des Herzogtums Anhalt. Ihre Länge beträgt ungefähr 53 km. Die größte Breite findet sich im mittleren Teile zwischen Capelle und Wieskau, und zwar mit 900—1300 m. Von Wieskau aus bis Werdershausen verschmälert sie sich dann bis auf 150—190 m. Bei Gröbzig verbreitert sie sich dann wieder bis auf 750 m, um nach der Saale zu allmählich wieder abzunehmen. Sie besitzt hier eine Durchschnittsbreite von 250 m. Von Capelle nach der Mulde zu verschmälert sie sich dann ebenfalls. Anfänglich ist sie 850 m breit und endet mit einer Durchschnittsbreite von 150 m.[1]

Geologischer Aufbau und Oberflächengestalt.

Die Ausbildung der einzelnen Flußläufe wie die Ausgestaltung des gesamten Flußnetzes eines Stromgebietes hängt, von den klimatischen Verhältnissen abgesehen, von seiner Bodenbeschaffenheit und seiner Oberflächengestalt ab. Hinsichtlich der Bodengestalt ist das Vorherrschen von ebenen Flächen und die Mannigfaltigkeit des Reliefs von besonderer Bedeutung. Beides behindert einen schnellen Abfluß des meteorischen Wassers und begünstigt die Verdunstung. Unser Gebiet zeigt nur ein monotones Bild. Es ist ja auch nur eine Niederung, welche von keinem Höhenzuge, keiner Hügelkette durchschnitten wird. Das Fuhnetal mit seinen ganz flachen Gehängen hat kaum ein Gefälle und trotzdem oder eben deshalb auffallenderweise zwei Gefälle. Doch davon später. Neben dieser Kenntnis der Art und des Charakters einer Landschaftsform bietet der geologische Aufbau, sein erdgeschichtliches Werden eine bedeutsame Unterlage für eine richtige Beurteilung der Verhältnisse. Von dem größeren oder geringeren Alter des währenden Zustandes hängt die hydrographische Entwickelung des Landes ab. Wichtiger als das Alter des Zustandes ist die Kenntnis des geologischen Aufbaues des Bodens, ob er aus Schichten besteht, die ein schnelleres Abfließen des Regenwassers verhindern oder beschleunigen, ob z. B. in größerer oder geringerer Tiefe undurchlässige Schichten lagern, welche ein tiefes Einsickern des Wassers verhindern, und es so kurz oder weiter unter der Oberfläche aufstauen oder nicht.

Da, wie wir gesehen haben, Oberflächengestalt und geologischer Aufbau überall in enger Beziehung stehen und zum Verständnis der

---

[1] Die Breitenangaben sind den Meßtischblättern entnommen.

Hydrographie notwendig sind, so sollen sie im folgenden Abschnitte gemeinsam betrachtet werden.

Räumlich fällt unser Gebiet schon ganz in die norddeutsche Tiefebene. Wie diese, so verdankt es auch seine Oberflächengestalt vorwiegend dem merkwürdigen, in die Periode des Diluviums fallenden Vorgange der Vergletscherung Nordeuropas.[1]

Am Aufbau nehmen fast ausschließlich Ablagerungen der Tertiär- und Quartärperiode Anteil; solche paläozoischen und mesozoischen Alters besitzen oberflächlich eine zu geringe Ausdehnung, als daß sie für die Oberflächengestaltung und damit für die Ausbildung des Flußlaufes von nennenswertem Einfluß wären.[2]

Aus der ältesten Abteilung der Tertiärperiode, dem Eozän, kommen Ablagerungen in unserem Gebiete weniger in Betracht. Erst in dem folgenden Abschnitte, dem Oligozän, drang das tertiäre Meer weit nach Süden vor und hinterließ bis in die Gegend von Halle und Leipzig mächtige Absätze von marinen Tonen, dem sogenannten Septarienton, und darüber lagernden feinen Quarz- und Glimmersanden. Bevor diese zur Ablagerung gelangten, wurden am Rande des Meeres, also in unserem Gebiete, durch eine üppige Vegetation die pflanzlichen Massen angehäuft, welche das Material zu dem Braunkohlenvorkommen lieferten. Wir finden also zum Teil unter zum Teil über der Braunkohle, welche mehrfach bauwürdig erbohrt worden ist, Sande. Der Sand über der Braunkohle ist als unterer, mariner mitteloligozäner Sand anzusprechen.[3] Er hat eine blau-graue Farbe. In dem Sande ist ein Tongehalt nicht selten, welcher sich auch in schmalen Lagen aussondert und nach unten so zunehmen kann, daß Tone das unmittelbare Dach der Kohlenflötze bilden. Deshalb ist in unserer wasserreichen Niederung nach Durchstechen der Tonschicht das Abbauen der Kohlenflötze nur schwierig und mußte an einigen Stellen gänzlich aufgegeben werden.[4] Der obere marine Sand ist durch kein Bohrloch bekannt geworden. Das Meer hatte sich also nach diesen letzten Ablagerungen schon aus unserem Gebiete zurückgezogen und dasselbe der Denudation preisgegeben. Nun erfolgte auch schon die Bildung der Täler. Auch das Fuhnetal mit seinen Nebentälern muß sich in dieser Zeit gebildet haben, denn die folgenden diluvialen Absätze bilden eine zusammenhängende Decke,

[1] cf. Der Elbstrom, herausgegeben von der kgl. Elbstrom-Bauverwaltung zu Magdeburg. Berlin 1898. Bd. I, 104.

[2] Ebenda Bd. I, 164.

[3] cf. Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den thüringischen Staaten. Berlin 1874. Nr. 245. Blatt Gröbzig. Seite 7.

[4] Ebenda Nr. 246. Blatt Zörbig. Seite 4 u. 5.

welche allen früheren Niveauverhältnissen folgt und alle älteren Bildungen mit wenigen Ausnahmen verhüllt.[1] Gleichzeitig ein Beweis, daß die vordiluviale Talbildung tiefer erfolgte als die jüngere, und daß diese nahezu dem Verlaufe jener entsprechen. Über den tertiären Sanden, Tonen und pflanzlichen Bildungen wurde in der nun folgenden erdgeschichtlichen Periode, der des Diluviums, eine Decke aus ebenfalls mehr oder minder lockeren, in ihrer Gesamtmächtigkeit ungemein schwankenden Massen aufgelagert, deren richtige Deutung erst durch die Inlandeistheorie möglich geworden ist.[2] Nach dieser Theorie erstreckte sich bekanntlich in einer kälteren und besonders an atmosphärischen Niederschlägen reicheren Zeitperiode, als die gegenwärtige ist, eine mehrere Hundert Meter mächtige Eisdecke von Skandinavien und Finnland über die seichte Ostsee bis an den Rand der mitteldeutschen Gebirge, so daß das ganze Land unter ihr begraben lag. Verdankt nun das norddeutsche Flachland der mächtigen Aufschüttung der glazialen Bildung seine Oberflächengestaltung im einzelnen, so ist auch seine Gliederung durch die Flußläufe im wesentlichen schon ein Werk der Eisbedeckung. Gegen das Ende der Diluvialzeit begannen dann wieder Talbildungen, von denen oben schon gesprochen ist. Das Diluvium bedeckt nun nicht nur die Ebene, die Gehänge und Niederungen, sondern erstreckt sich auch unter die heutigen Talsohlen der Flüsse und Bäche, so daß wir das Diluvium im Tale der Fuhne als stete Unterlage der Alluvionen finden. Das Diluvium besteht aus den drei Abteilungen, welche das Harzer Gebirgsdiluvium mit dem norddeutschen Seediluvium verbinden.[3] Über den nordischen Kiesen und Sanden (Unterdiluvium) und dem märkischen Geschiebelehm (Mitteldiluvium) folgt der Löss als Oberdiluvium. Derselbe kann nur ein Absatz periodisch fließender Gewässer, eine zur Diluvialzeit durch Regen oder Überschwemmung zusammengespülte Dammerde sein. Diese drei Diluvialglieder finden sich teils zugleich übereinander, teils fehlt eins oder zwei Glieder, sei es ursprünglich oder durch spätere Denudation. Am häufigsten fehlt der Geschiebelehm, am seltensten der Löss, welcher nur an einzelnen Stellen der flachen Talgehänge ganz fortgeschwemmt ist. Das Unterdiluvium, der Sand und Kies, tritt in natür-

---

[1] cf. Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten. Berlin 1874. Nr. 246. Blatt Zörbig, Seite 5.

[2] cf. Elbstrom, herausgegeben von der kgl. Elbstrom-Bauverwaltung zu Magdeburg. Berlin 1898. Bd. I, 165.

[3] cf. Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten. Berlin 1874. Blatt Gröbzig. Nr. 245, S. 8.

lichen Entblößungen, welche durch jüngere Abwaschungen entstanden sind, namentlich an den unteren Gehängen der Täler, zutage; er bildet im Tale der Fuhne die stete Unterlage der Alluvionen.

Das Material der Absätze stammt fast ausschließlich von nordischen Gesteinen her und ist durch das Eis hierher transportiert worden. Das gegen die Sande und Kiese scharf begrenzte Mitteldiluvium besteht gerade so, wie in der norddeutschen Tiefebene, aus einem sehr kalkhaltigen Lehm, der viel Sand und kleine wie große Geschiebe enthält. Wegen seines hohen Tongehaltes ist er sehr plastisch und erhärtet gut an der Luft, so daß ihn der Bauer zu seinen „Wellerwänden" benutzen kann. Über dem Geschiebelehm und unter dem höchstens 1 m dicken Oberdiluvium liegt die für die steinarme Gegend zu Bauten äußerst wichtige, dem Landwirte aber schädliche „Steinsohle" oder „Steinpflaster". Da sie aus beiden Gründen aufgesucht und gegraben wird, verschwindet sie immer mehr. Dieselbe ist eine meist 8—16 cm mächtige, aber häufig nach unten anschwellende Lage von großen und kleinen Geschieben, untermischt mit losem oder lehmigem Sande.

Das Alluvium[1] der Täler nun besteht aus den Regenanschwemmungen von den anstehenden Gesteinen, also aus verschwemmtem Diluvium und vorzugsweise aus dem zur Ackerkrume umgewandelten Löss. Die nur vom Regen zusammengeschlemmten und am Fuße der Gehänge abgelagerten Alluvionen sind geneigt, die innerhalb des Überschwemmungsgebietes der Flüsse dagegen horizontal ausgebreitet. Stofflich unterscheiden sich beide nur unwesentlich. Der Wiesenlehm, d. h. verschwemmte, entkalkte und humifizierte Ackererde, tritt in der Fuhneniederung wohl selbst nicht auf, sondern nur an einigen Stellen der Nebentäler. Wohl aber findet sich der Wiesenmergel in seiner vollkommensten, charakteristischen Ausbildung mit allen Übergängen, teils zum Muschelmergel, teils durch Moorbildung zum Torf, in der Fuhneniederung und in den Nebentälern. Der Wiesenmergel ist im Laufe der Zeit in dem stagnierenden oder träge fließenden Wasser durch unorganisch oder organisch abgeschiedenen Kalk ungemein kalkig, durch üppige Wiesen- oder Sumpfvegetation sehr humös geworden. Je nach der Menge des Humusgehaltes unterscheidet man den unteren, mittleren und oberen Wiesenmergel. Der obere Wiesenmergel enthält den meisten Humus und Pflanzenmoder. Er kann nur selten und nur durch künstliche Mittel zu höherer Kultur als zu der von Wiesen gebracht werden,

---

[1] cf. Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten. Berlin 1874. Blatt Gröbzig, Nr. 245, S. 11, und Blatt Zörbig, Nr. 246, S. 10.

so daß das Fuhnetal ein echtes sumpfiges Wiesental ist, in welchem der Boden durch Abzugsgräben sorgfältig geschützt werden muß, wie wir später noch sehen werden. Der meist nur 0,3 m dicke Boden ist in nassem Zustande schwarz, in trockenem grau und geht durch die üppige Wiesen- und Sumpfvegetation, wie schon erwähnt ist, in einen Moorboden und selbst in Torf über. Torf ist auch an verschiedenen Stellen gestochen worden, so in der Nähe von Wadendorf. Hervorzuheben sind noch die durch kleine Porphyrkuppen veranlaßten diluvialen Halbinseln und Inseln in den Alluvionen der Fuhne bei Plötz und zwischen Gröbzig und Schlettau.[1] Die Verengungen des Fuhnetales bei Kattau und unterhalb Gröbzig sind durch ältere, feste Gesteine, die der Erosion widerstanden haben und an den Gehängen anstehen, veranlaßt worden.

Zu erwähnen ist hier noch, daß die norddeutsche Tiefebene sich in unserem Gebiete 90—95 m mittlerer Höhe über die Ostsee erhebt, und daß die Täler 10—20 m tief eingesenkt sind.[2]

Das Haupttal ist die Fuhneniederung. Die bedeutendsten Nebentäler sind die Teiche, der Strengbach, der Prießdorfer Landgraben, die Reide, der Görziger Landgraben und die Ziethe.

Niederschlagsverhältnisse.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Niederschlagsverhältnisse über, deren Kenntnis wie die der Geologie zur Hydrographie einer Landschaft unbedingt erforderlich ist. Da unser Gebiet nun aber nur einen verhältnismäßig kleinen Raum einnimmt, in welchem also auch nur entsprechend wenig Beobachtungsstationen liegen, so werden die nachfolgenden Angaben, zumal sie aus noch nicht allzulangen Beobachtungsjahren[3] zusammengesetzt sind, noch keinen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit machen können.

Gemäß der geographischen Lage unseres Gebietes, das auf der Westseite das Meer, auf der Ostseite den Kontinent zu liegen hat, werden gewöhnlich westliche Strömungen größere, östliche geringere Feuchtigkeit und schwächere Neigung zur Bildung von Niederschlag mitbringen. Ob und in welcher Stärke er schließlich erfolgt, wird aber von der Wärmeänderung abhängen, der die zugeführte Luft unterworfen

[1] cf. Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten. Berlin 1874. Blatt Gröbzig, Nr. 245, S. 2.

[2] Ebenda Blatt Zörbig, Nr. 246, S. 1.

[3] cf. Der Elbstrom, herausgegeben von der Kgl. Elbstrombauverwaltung zu Magdeburg. Berlin 1898. Tabelle X, S. 57.

wird. Mischt sich dieselbe mit kälterer Luft, so ist naturgemäß Temperaturerniedrigung die Folge, aber der Einfluß auf den Kondensationsprozeß erweist sich in dem Falle als geringfügig.

Viel schneller und anhaltender vollzieht sich Erkaltung und Wasserausscheidung, wenn die Luft zum Aufsteigen gezwungen wird. Das Emporsteigen geschieht nun allgemein in den Gebieten niedrigen Luftdrucks, insbesondere aber auch durch Stauung an entgegenstehenden Hindernissen, als welche sich alle Bodenerhebungen geltend machen. Da wir in der Umgebung der Fuhneniederung nun keine größere Bodenerhebungen haben, so sollte man glauben, daß hier auch der Niederschlag ein gleichmäßiger wäre. Dies ist aber, wie aus der nachfolgenden Tabelle zu ersehen ist, nicht der Fall. Die genannten fünf Stationen liegen bis auf Bitterfeld direkt in oder an der Fuhneniederung.[1]

Station	Höhe m	Niederschlagsmenge mm
Bernburg	90	446
Gröbzig	75	471
Glauzig	80	613
Brachstedt	110	552
Bitterfeld	80	458

Im allgemeinen liegt unser Gebiet also in der Region mit 450 bis 500 mm jährlichen Niederschlags. Daß Glauzig 613 mm und das nicht weit entlegene Gröbzig nur 471 mm Niederschlag haben soll, ist unwahrscheinlich, da Gründe für eine solche große Ungleichmäßigkeit nicht vorhanden sind. Zur Übersicht seien noch einige weiter entfernt liegende Stationen hier angegeben.

Station	Höhe m	Niederschlagsmenge mm
Dessau	68	487
Aken	55	510
Halle a. S.	91	488
Kalbe	60	441
Zerbst	66	519
Magdeburg	54	470

[1] cf. Der Elbstrom, herausgegeben von der Kgl. Elbstrombauverwaltung zu Magdeburg. Berlin 1898. Tabelle X, S. 61 u. 62.

Die Entwickelung der Niederung.

Die erste Kunde über unser Gebiet erhalten wir aus dem Jahre 945.[1] König Otto I. schenkte den Söhnen eines seiner Vasallen die an der Fuhne im Gau Serimunt gelegenen Dörfer Wieskau, Plötz und Zeundorf. Es heißt dort: „. . . . . . inter Slavos prope fluvium Fona vocatum in pago Serimuntilante . . . . ."

Zwanzig Jahre später 965[2] wird die Fuhne dann wiederum in einer Schenkungsurkunde erwähnt, die Stelle lautet: „. . . . . in villa scilicet Drogobuli quae Salam et Fonam fluvios interjacet."

In diesen beiden Angaben erfahren wir nichts Direktes von der Niederung, sondern von dem in ihr befindlichen Abflusse der Fuhne. Die Niederung selbst wird erst 973[3] zum ersten Male genannt; die urkundliche Stelle lautet: „. . . . tantum terrae proprietatis nostrae in regione Koledizi et in ipsius comitatu, quantum a palude Vona versus occidentem . . . ."

Diese Urkunde bezieht sich also auf den östlichen Teil der Niederung; es muß hier also nur sumpfiges Gebiet ohne Abfluß gewesen sein, da der Chronist nur von einem „palude Vona" berichtet. Denn wäre hier ein Abfluß gewesen, so hätte er sicher auch von einem „fluvius" gesprochen.

Wenn wir auch in den ersten Urkunden nichts von einem Sumpfe im westlichen Teile erfahren, so wäre es doch falsch anzunehmen, daß dieser Teil der Niederung schon zu Otto I. Zeiten durch die Fuhne vollständig entwässert gewesen sei und fruchtbaren Ackerboden geliefert hätte. Nein, die ganze Niederung ist erst verhältnismäßig sehr spät in den heutigen Kulturzustand übergeführt worden. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Versuch gemacht, durch zahllose Abzugsgräben das Gebiet zu entwässern und zu Ackerboden und Wiesen umzuwandeln. Der Grund der späten Urbarmachung liegt wohl darin, daß die Fürsten von Anhalt zu ungern diese natürliche Befestigung ihres Landes beseitigt wissen wollten. Noch 1493, als der Rat der Stadt Löbejün eine steinerne Brücke über den „unpassierbaren" Fuhnesumpf erbaute, um den Verkehr mit Kattau zu erleichtern, erhob Fürst Woldemar von Anhalt Protest dagegen, weil dadurch ein Einfallstor in sein Land geschaffen war.[4] Diese Stelle erwähne ich hier, weil man

---

[1] von Heinemann, Codex diplomaticus Anhaltinus, 1867, Bd. I. 14.

[2] Ebenda Bd. I, 13.

[3] Ebenda Bd. I, 51.

[4] Eckstein, Geschichte des Amtes Gröbzig. Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde, Bd. V, 411.

daraus ersieht, daß 1493 die Niederung im Süden noch ein ungangbares Sumpfgebiet gewesen ist. Auch zur Zeit des 30jährigen Krieges, also in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, war die Gegend bei Berwitz und Ilbersdorf noch Sumpfgebiet. Denn näherte sich jener Gegend zersprengtes und plünderndes Kriegsvolk, so versteckten sich die bedrohten Anwohner in der Fuhneniederung. Damit sie aber nicht einsanken, stellten sie sich auf ihre untergelegten hölzernen Eggen.[1] Der vordringende Feind aber, mit den Verhältnissen unbekannt, sank entweder beim Beschreiten des Sumpfes ein und konnte dann leicht niedergemacht werden, oder er mußte auf Vordringen verzichten und umkehren.

Da nun die Fuhne schon seit alters wenigstens etwas zur Entwässerung des Westens beitrug, hatte auch hier der Sumpfgürtel lange nicht den Umfang angenommen, wie im östlichen Teile. Die Urbarmachung war hier also leichter und ging schneller vonstatten, so daß beide Teile noch heute einen etwas verschiedenen landschaftlichen Anblick gewähren. Im Westen ist die Niederung im Laufe der Zeit schon so trocken geworden, daß Getreide fast an allen Stellen gebaut werden kann und die Wiesen immer mehr verdrängt werden. Freilich ist auch hier an einigen Stellen der Charakter des Moorgebietes noch nicht ganz verschwunden. In sehr regenreichen Jahren tritt er hier und da noch zutage, so daß dann die an der Fuhne gelegenen Wiesen nur schwer mit Pferdegespannen zu befahren sind. Ja, es soll noch in den letzten Jahren vorgekommen sein, daß Pferde so tief eingesunken sind, daß sie nur mit vieler Mühe herausgeseilt werden konnten.

Der östliche Teil zeigt uns ein anderes Bild. Wir finden dort nicht wie im Westen schon überall fruchtbaren Ackerboden, sondern fast nur ausgedehnte Wiesenstrecken. Da hier jeglicher Abfluß fehlte, so mußte erst ein solcher geschaffen werden. Dies geschah Ausgang des 16. Jahrhunderts. Einige Andeutungen über dieses große Werk finden wir in dem Amtsbuche des Amtes Cöthen von 1602.[2] Die Stelle lautet: „Denn obwohl die Fuhne, durch langwierige Mühe und Arbeit und sonderlich vor wenigen Jahren durch Erhebung der Gräben, und sonderlich des Haupt- und Landgrabens, der itzo die Grenzscheidung hält zwischen dem Churfürstentum Sachsen, dem Erzstift Magdeburg und dem Fürstentum Anhalt, dermaßen excoliert, gebessert und zugerichtet ist, daß man notdürftig Gräserei und Wiesenwachs, auch Huet und Trift darinnen haben kann, so ist doch noch bei denklichen Zeiten

[1] Nach mündlicher Überlieferung.

[2] Amtsbuch des Amtes Cöthen, 1602, S. 6. (Herzogl. Anh. Staatsarchiv zu Zerbst.)

ein solch Gesümpf und Geröhrig darinnen gewesen, daß man weder mit Pferden oder Kühen nicht wohl hinein kommen können.“ Wir erfahren also hieraus, daß der noch heute dort bestehende Abfluß künstlich verfertigt ist und den Namen Landgraben trägt; wo er begonnen, wird hier nicht gesagt, doch davon später. Dieser verfertigte Landgraben nahm nun alle Entwässerungsgräben in sich auf. Bei der großen Ausdehnung des Sumpfgebietes ging die Trockenlegung nicht so schnell wie im westlichen Teile. Bis auf den heutigen Tag ist die Entwässerung noch nicht ganz gelungen, denn in der Vogtei, sowie weiter nach der Mulde zu, ist das dem Landgraben benachbarte Gebiet noch ziemlich naß. Die verwachsene Grasdecke hält zwar beim Betreten stand, aber sie gibt doch bei jedem Tritt etwas nach, so daß man auf einem weichen Teppich zu gehen glaubt. Bei nasser Witterung muß dies Gebiet auch heute noch schwer zu betreten sein. Bewachsen ist das Land in der Nähe des Landgrabens mit Gehölz, niedrigem Weidengestrüpp und hohem Schilf, und zwar so dicht, daß man kaum hindurchkommen kann.

Wie ungangbar die ganze Niederung in den früheren Zeiten gewesen sein muß, ersehen wir daraus, daß nur einige wenige Übergänge bestanden haben. Auf den ältesten Karten, welche, nebenbei bemerkt, zum Vergleich nicht herangezogen werden können, da sie zu ungenau entworfen sind und wenig taugen, sind solche verzeichnet bei Preußlitz, Gröbzig, südlich Piethen, also wohl bei Kattau, bei Radegast und bei Steinfurt.[1] Letzteres hat darnach seinen Namen. „Es war dort eine Furt von Holz und Reisig gebaut, die einen notdürftigen Übergang gewährte, zu dessen Seiten sich weithin ein breiter Morast erstreckte.“[2] Auch bei Radegast ist zum Zeichen der früheren Ungangbarkeit und zum Andenken an den über den Sumpf nach Zörbig verfertigten Damm eine steinerne Säule errichtet, an welcher folgender charakteristische Vers zu lesen ist:

„Du wirst, mein Reisender, es noch am besten wissen,
Wie Dir bisher vor diesem Tamm gegraut,
Zu dem sich manches Pferd zu Tod arbeiten müssen,
Als dieser Ort noch war grundlos und ungebaut.
Jetzt wird er Dir nicht mehr der Reise Last vergrößern,
Weil in zweijährger Zeit mit Steinen diese Bahn
Durch emsig großen Fleiß und Kosten lassen bessern
Der Mehrer seines Lands, der teure Christian.
Anno 1688.“

[1] Schuchart, Nova Anhaltini Principatus Tabula, Autore Joh. Tob. Schuchart, Architect. Anh. M. D. C. C. X.

[2] Lindner, Geschichte u. Beschreibung des Landes Anhalt. Dessau 1833, S. 266.

Aus dieser Inschrift ersehen wir, daß erst 1688 hier der Fuhnesumpf ohne Mühe und Gefahr zu passieren war.

Im Vorliegenden habe ich nun versucht, an der Hand der wenigen Aufzeichnungen, soweit sie mir zugängig waren, die Entwickelung der Fuhneniederung von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag klarzulegen. Es bleibt nun noch die Betrachtung der das Gebiet entwässernden Flüsse, der Fuhne und des Landgrabens übrig. Betrachtet man ein Kartenbild von Anhalt, so bemerkt man, daß in der Niederung von der Saale bis zur Mulde ein langer Fluß als Verbindungslinie gezeichnet ist. Nach der Saale zu ist er mit „Fuhne", in der Mitte und nach der Mulde zu mit „Fuhne oder Landgraben" bezeichnet. Verfolgt man den Lauf genauer, so findet man in der Mitte zwischen Zehmitz und Zehbitz einen Pfeil, der nach Westen gerichtet ist, und etwas weiter bei Zehbitz einen nach Osten gerichteten Pfeil. Das Wasser muß sich also hier teilen und nach entgegengesetzter Richtung abfließen.[1] Es ist mithin eine Bifurkationserscheinung. Über dieselbe wird uns zum ersten Male in dem schon erwähnten Amtbuche des Amtes Cöthen aus dem Jahre 1602 berichtet. Es heißt dort bei der Beschreibung der Umgegend von Radegast: „. . . Und hat sonderlich dies Morast die Natur und Eigenschaft, daß die Quellen und Flüsse sich teilen, einesteils gegen Abend, die fließen unter Bernburg in die Saale, einesteils gegen Morgen und kommen bei Jeßnitz in die Milde und fügen also beide Wasser, die doch fast auf 5 Meilen Wegs von einander gelegen, zusammen."[2] Zwischen Zehmitz und Zehbitz liegt also die Wasserscheide. Eine Strecke weit steht dort das Wasser vollständig still, darauf geworfenes Papier bleibt an derselben Stelle liegen. Diese Stagnation ist zu jeder Zeit dort; bei niedrigem Wasserstande sowie bei Hochwasser. Geht man nun von dieser Wasserscheide aus nach Westen, so bemerkt man einen allmählichen Abfluß, welcher immer stärker wird und schließlich in ein ziemlich munteres Gefälle übergeht. Genau so ist es nach Osten zu. Da sich nun der Stagnationspunkt nicht verschiebt, so bleibt dieser Doppellauf immer derselbe. Wie im ersten Teile der Abhandlung aber schon erwähnt war, ist diese Teilung nicht auf natürlichem, sondern auf künstlichem Wege entstanden. Interessant ist diese Erscheinung aber immerhin, weil hier das Wasser seine eigene Wasserscheide bildet. Der ältere und bedeutendere der beiden Abflüsse ist die Fuhne. Wie schon gesagt, erfahren wir 945 und 965

---

[1] cf. Karte.

[2] Amtbuch des Amtes Cöthen 1602, S. 6. (Anhalter Staatsarchiv zu Zerbst).

zum ersten Male von einem „fluvius Fona“, und zwar durch Ortschaften, welche an ihm liegen.

Durch die Erwähnung von Zeundorf wissen wir, daß bis dorthin die Fuhne wohl schon bestanden hat. Wie ist es aber mit der Quelle dieses Flusses? Darüber erfahren wir in den älteren Zeiten nichts. Die Vermutung liegt nun nahe, daß von Radegast bis Zeundorf in jener Zeit die Fuhne noch nicht als Fluß wie heute bestanden hat. Wir haben es uns vielleicht folgendermaßen zu denken. Die ganze Gegend war ein Sumpf; die tiefste Stelle das heutige Fuhnetal. Dort sammelte sich das Wasser von allen Seiten im Schilf und Geröhrig an und floß langsam nach Westen hin ab, bis es später, sei es nun bei Zeundorf oder Wieskau an Gefälle und Wassermenge zunahm und einem Flusse immer ähnlicher wurde. Daß die Fuhne ehemals bedeutender war als heutzutage, beweist die unverhältnismäßig große Breite und Mächtigkeit der Sohlalluvionen, in die sie sich im Laufe der Zeit einen tiefen Kanal gegraben hat, dessen Ränder sie heute auch bei höchstem Wasserstande kaum mehr zu übersteigen vermag.[1]

Den geregelten Lauf bei Radegast hat die Fuhne erst in den Jahren 1584 und 1596 erhalten. Der Grund hierzu ist in den Streitigkeiten der Ortschaften wegen der Grenze zu suchen. Einige Jahre früher nämlich (1576) bricht ein solcher Streit aus zwischen den Bauern von Löbersdorf und den Besitzern von Cositz wegen des richtigen Laufes der Fuhne. Es heißt dort unter anderem: „ . . . das auch des Orts, da sich der Tam endet, ein Graben ist, darinnen die Fuhne fleußt. Solchen Fuhnegraben halten Rabielen vor die Landgrenze und wollen denen von Löbbersdorf die Trifft und Hutungen darüber nicht zugestehen . . . Die von Löbbersdorf aber haben ungefähr eines Buchsen Schoßes (?) weiter nach dem Dorfe Cößnitz bei einem Stege einen Graben geweiset mit Vermeldung, daß des Orts vor alters die Fuhne geflossen und die Grentze sollte gehalten haben. Itzo aber allda kein Graben zu sehen gewesen . . .“ Dieser Streit wird 1584 geschlichtet. Die Akta lautet: „ . . . Und so fort gehet die Fuhne nach Radegast und scheidet daselbsten die Landgrenze zwischen Ihrer Chur- und Fürstlichen Gnaden; da dann an dem Radegaster Tam der anhaltische Graben gleichergestalt soll wieder uffgenommen werden, weil der auch mehrenteils vergangen . . ., so dann fort sind sie gezogen uff Kösitz . . . und weil man keinen gewissen Gang des Fuhnegrabens

[1] cf. E. Kayser, Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten, Gradabteilung 57, Nr. 21. Blatt Cönnern, S. 2.

des Orts befinden können . . . soll ein Graben eine Ruthen breit ufgeworfen werden . . . daß in diesem Graben die Fuhne ihren Lauf habe . . ."[1] Über die Ausführung dieses Werkes erfahren wir näheres aus einem Schriftstücke aus dem Jahr 1596.[2] Es heißt dort: „. . . Der damals unentschiedene Grenze in der Fuhna getroffen, daß ein breiter Graben durch die Fuhna von Wieskau bis nach Wolsen[3], vier ganze Meilen wegs gehoben und verfertigt werden sollte, damit sich das Gesümpf in der Fuhna, wanns trucken würde, setzen und zur Gräserei oder Wiesenwachs werden könnte, wie denn auch alsbald erfolget, daß unser Mündlein Vater und seine Dörfer an der Fuhna denselben Graben, soweit ihnen gebühret, mit großen Unkost gehoben und damit das Wasser weggebracht." Aus dieser letzten Angabe ersehen wir einmal, daß die Fuhne in diesem Teile ihre heutige Gestalt zu jener Zeit erhalten hat, andernteils aber auch die Wasserscheide und der Landgraben, denn die Strecke Wieskau — Wolfen gehört nur zum Teil dem Abflußgebiete der Fuhne an, der größere Teil dem des Landgrabens.

Wie die Fuhne heute von der Wasserscheide bis zur Saale hin ihren Lauf nimmt, ist auf der hinten angehängten Karte ersichtlich. Im großen und ganzen wird sie diesen Lauf auch immer gehabt haben. Nur an einigen Stellen sind kleine Änderungen im Laufe der Zeit eingetreten, sei es nun, daß der Fluß sich selbst ein neues Bett suchte, sei es, daß der Mensch seinen Lauf verlegte. Wie und wo diese Änderungen eingetreten sind, läßt sich an manchen Orten schwer feststellen. Die Chronisten melden nur andeutungsweise dieselben, und sie nach alten Karten aufzusuchen, wäre unvorsichtig, denn dieselben sind, wie schon bemerkt, fast alle grundfalsch. Abgesehen von der willkürlichen Festlegung des Flußlaufes von Zehmitz bis Wieskau, wie wir schon oben gesehen haben, sind bei Gröbzig, Lebendorf und Roschwitz solche Veränderungen zu verzeichnen. Bei Gröbzig zunächst sehen wir auf den Generalstabskarten eine Teilung der Fuhne. Dieselbe beginnt bei Werdershausen und endet hinter Gröbzig. Diese Teilung wird 1602 schon erwähnt, es heißt: „. . . da die Fuhne nach der

---

[1] Anhalt. Staatsarchiv zu Zerbst. Gesamt-Archiv Registrande VI, 221.

[2] Ebenda. G. A. R. I, 336[b], Nr. 11.

[3] In der handschriftlichen Aufzeichnung stand zu lesen „Wolsen", wenigstens mußte man es den Buchstaben gemäß so deuten. Einen Ort „Wolsen" hat es aber, soweit Verfasser es erfahren konnte, in der Gegend nicht gegeben. Wohl aber liegt ein uralter Ort „Wolfen" in der Fuhneniederung unweit der Mulde. Da nun der Graben durch die „Fuhna" gehen soll, um sie zu entwässern, so muß schon „Wolsen" mit „Wolfen" identisch sein.

Gröbziger Mühle gehet, scheidet ein alter Landgraben zur linken Hand . . ."[1] Hier ist der Arm nach Gröbzig mit „Fuhne" bezeichnet und der andere mit „alter Landgraben". Sicherlich ist aber wohl der linke Arm der mit „alter Landgraben" bezeichnete, das alte Fuhnebett, der rechte dahingegen ein neuer gestochener Graben, welcher das Wasser zur Mühle führte. Begründet kann dies nur werden durch den geraden und breiten Lauf, der noch heute den Eindruck des künstlichen macht, durch die Bezeichnung „Mühlgraben", wie er heute noch heißt, und indirekt durch das Beiwort „alter" bei der Benennung des linken Armes. Die Änderung liegt nun darin, daß heute nicht mehr diese Teilung vorhanden ist. Wohl ist der alte Arm noch vorhanden, aber er ist an der Abzweigungsstelle, wahrscheinlich durch Menschenhand, zugeworfen, so daß jetzt kein Wasser von der Fuhne aus hineinfließt.[2] Anfänglich ist er kaum als Graben zu erkennen, etwa ein Schritt breit und ganz flach. Später wird er drei bis vier Schritt breit und führt mehr Wasser, welches, durch kleine einmündende Abzugsgräben vermehrt, schließlich in ziemlich munterem Laufe der Fuhne zufließt. Ein unbefangener Beschauer wird ihn als Nebenfluß ansprechen. Weiter unterhalb bei Ilbersdorf sind noch einige kleine Änderungen dadurch eingetreten, daß der Müller der Wassermühle einige Krümmungen weggestochen hat, um das Ansetzen des Schlammes zu verhüten und dem Wasser einen schnelleren Abfluß zu geben. Bei Lebendorf ferner hat wahrscheinlich eine Verschiebung stattgefunden, denn wir erfahren 1602 folgendes:[3] „. . . und war hierbei zu gedenken, daß der alte Grenzgraben nach Lebendorfer Marke ganz und gar verfallen, die Fuhne einen Riß diesseits genommen und itzo den Gang in der Werder Gerichte hatte, daß der alte Graben möchte wieder erhoben werden." — Soweit die Aufzeichnung. Ob der alte Graben nun wieder hergestellt ist, ist nicht verzeichnet, auch konnte darüber keine Aufzeichnung gefunden werden. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Teilung bei Roschwitz verschwunden ist; wahrscheinlich der alte Arm. Aufzeichnungen habe ich darüber nicht gefunden, wohl aber ist der Lauf noch kenntlich durch zwei Reihen Weidenbäume, welche an den Ufern des alten Armes gestanden haben und sich heute noch durch das Feld ziehen.[4] Der jetzige Flußlauf ist sicher künstlich, erkenntlich an der

---

[1] Saal- und Amtbuch des Amtes Cöthen. 1602, fol. 26b im Herzoglichen Staatsarchiv zu Zerbst.

[2] cf. Karte.

[3] cf. Amtbuch des Amtes Cöthen, 1602, S. 29 (Anh. Staatsarchiv zu Zerbst).

[4] cf. Karte.

schnurgeraden Richtung. Über die Wasserverhältnisse der Fuhne ist nur wenig zu sagen. Da sie keine Quelle, d. h. was wir unter Quelle verstehen, also hervorsprudelndes Wasser, besitzt, so ist sie nur auf ihre Zuflüsse und den Niederschlag angewiesen. Der bedeutendste und wasserreichste Nebenfluß ist der Strengbach, welcher bei Radegast einmündet. Noch zu erwähnen sind der (Prießdorfer) Landgraben, die Reide und die Ziethe. Neben diesen ergießen natürlich eine Unmenge Entwässerungsgräben ihr Wasser in die Fuhne. Der Wasserstand schwankte im letzten trockenen Herbste, soweit Messungen gemacht wurden, zwischen 20 cm und $^1/_2$ m, selten erreichte er eine Tiefe von 1 m. Im Frühjahr ist der Wasserstand gewöhnlich bedeutender, er übersteigt die Höhe von 1 m; die Fuhne ist vollufrig.

Seit ewigen Zeiten ist die Fuhne das Schmerzenskind des Landmannes gewesen. Durch die üppige Sumpfvegetation an den Ufern und im Bett hat das Wasser oft nicht den rechten Abfluß; alle mitgeführten Sinkstoffe setzen sich dann ab, das Schilf vermodert und so wird der Lauf des Flusses bald ganz gehemmt. Sobald dies geschieht, kommt gleich wieder der Charakter des Sumpfgebietes in den anliegenden Äckern und Wiesen zum Vorschein, das stillstehende Wasser ersäuft dieselben. Um dies nun zu verhüten, muß von Jahr zu Jahr das Bett vom Schlamme gereinigt werden. Ein anderer Übelstand, welcher das Absetzen des Schlammes und ein langsames Fließen des Wassers verursacht, sind die unzähligen kleinen Krümmungen. Würden dieselben durch eine ordentliche Regulierung fortgestochen, so würde das Wasser bedeutend schneller abfließen, das Absetzen von Sinkstoffen verhindern und eine intensivere Entwässerung des jetzt noch feuchten Gebietes bewirken.

Vor 50 Jahren etwa noch war die Fuhne bekannt durch ihren großen Fischreichtum, vor allem gab es viele Krebse. Jetzt aber, wo eine Unmenge von Fabriken, besonders Zuckerfabriken, ihr Wasser hineinleiten, ist das Wasser so verdorben, daß nur bis zum Herbst kleine Fische, welche von der Saale heraufkommen, im Unterlauf sich aufhalten. Sobald aber die Kampagne beginnt, sind auch diese wie weggefegt. Die Breite der Fuhne schwankt zwischen 1—4 m.

Nun bliebe noch die Besprechung des Landgrabens übrig. Im allgemeinen läßt sich über denselben nicht so viel sagen, wie über die Fuhne, weil er jünger und in den Akten weniger erwähnt ist. Wie schon früher gesagt, ist er auf jeden Fall künstlich, und zwar wird er wahrscheinlich in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts gestochen worden sein. Eine genauere Jahresangabe konnte nicht ermittelt werden.

Erwähnt wird er zum ersten Male in einer Grenzvergleichung aus dem Jahre 1584.[1] Es heißt dort: „.... weil gleichwohl der Fuhnegraben hinter Ihrer Churfürstlichen Gnaden Holz, die Vogtei genannt, bis unter die Capelle sonderlich uf dem Anhaltischen Teil sehr eingegangen, aber gleichwohl kenntlich sind, und auch vor der Capellen mit den Nachbarn etlich geringe Irrungen sich derentwegen verhalten, ist es dahin verglichen, ... daß uf den Frühling, sobald sichs leiden will, daselbsten der Graben, soviel deren eingegangen, wieder ufgenommen und geräumt werde ....“ Hiernach muß also der Landgraben vor 1584 schon bestanden haben. Lange Zeit vorher kann er aber noch nicht vorhanden gewesen sein, denn 1596 heißt es in der schon auf Seite 15 angeführten schriftlichen Aufzeichnung: „.... der damals unentschiedene Grenze in der Fuhna getroffen, ... daß ein breiter Graben durch die Fuhna, von Wieskau bis an Wolsen vier ganze Meilen wegs gehoben und verfertigt werden sollte ....“ Auch 1602 wird gesagt: „.... und sonderlich vor wenigen Jahren durch Erhebung der Gräben, und sonderlich des Haupt- und Landgrabens ....“[2]

Die Aufzeichnung von 1596 zeigt uns wohl am deutlichsten, daß der Landgraben in seiner heutigen Gestalt wesentlich künstlich ist.[3] Auch beweist dies der fast krümmungslose Lauf. Wie die Fuhne, so hat auch der Landgraben immer an Verschlammung gelitten, so daß er wohl noch häufiger geräumt werden muß, zumal an seinem Oberlauf die Wiesen noch einer größeren Entwässerung bedürfen. Auch der Landgraben wird durch die vielen Räumungsarbeiten seinen Lauf häufig etwas verlegt haben. Dies aber nachzuweisen, ist mir nicht möglich, weil ich darüber keine Aufzeichnungen gefunden habe. Der Wasserstand ist ungefähr derselbe wie bei der Fuhne. Größere Nebenflüsse sind außer der Teiche nicht zu verzeichnen, wohl aber eine Menge Entwässerungsgräben.

---

[1] Grenzvergleich an der Fuhna zwischen Sachsen und Anhalt gericht 1584. G. A. R. VI, 221. (Staatsarchiv zu Zerbst.)

[2] Amtbuch des Amtes Cöthen 1602, S. 6. (Anh. Staatsarchiv zu Zerbst.)

[3] cf. E. Obst, Geschichte und Beschreibung des Kreises Bitterfeld 1887/88.

Die Einteilung des Landes zwischen unterer Saale und Mulde in Gaue und Archidiakonate.

(Mit einer Karte.)

Von

Prof. Dr. Hermann Größler
in Eisleben.

A. Die Einteilung in Gaue.

Die Abgrenzung der bischöflichen Sprengel und ihrer Unterbezirke, der Archidiakonate, in dem Lande zwischen unterer Saale und Mulde ist nicht etwa als eine Sache der Willkür seitens ihrer Urheber anzusehen, sondern hat sich, namentlich auf ehemals slawischem Boden, ursprünglich genau an die Abgrenzung der Gaue und Grafschaften, bezw. der Burgwartbezirke angeschlossen, der Art, daß erstens jeder bischöfliche Sprengel aus einer Anzahl schon früher abgegrenzter Landschaften oder Gaue zusammengesetzt wurde, welche einzeln oder zu mehreren einen geistlichen Unterbezirk ausmachten, dem ein Archidiakonus des Bischofs vorstand, und der darum als Archidiakonat oder Bann bezeichnet wurde, und zweitens, daß jedem Gaugrafen ein Archidiakonus als geistlicher Gerichtsherr beigegeben war, der nicht selten an der weltlichen Dingstätte des Grafen auch sein geistliches Gericht abhielt. Das erhellt aus verschiedenen Kapitularien des achten Jahrhunderts, auf welche zuerst Böttger[1] hingewiesen hat. Ein Capitulare Karlmanns von 742 bestimmt: „Decrevimus, ut secundum canones unusquisque episcopus in sua parochia sollicitudinem exhibeat adiuvante gravione, qui defensor ecclesie est, ut populus dei paganias non faciat." Und ein Capitulare Karls d. Gr. von 802 verordnet: „Volumus, ut episcopi et comites concordiam et dilectionem inter se habeant, — ut episcopus suo comiti, ubi ei necessitas poposcerit, adjutor et exortator existat, qualiter suum ministerium explere possit. Similiter et comes faciat contra suum episcopum, ut in omnibus ei adjutor sit, qualiter infra (d. h. innerhalb) suam parochiam canonicum possit adimplere ministerium."[2] Ein solches Zusammenwirken der

[1] Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. III. Jahrg., 2. Heft, S. 181, Magdeburg 1868.

[2] Monum. Germaniae. Leges I, 17. (Vgl. auch Karoli Magni capitulare an. 769). — Ebenda I, 104.

Bischöfe und Grafen setzt voraus, daß sie einen und denselben Wirkungskreis hatten, daß also die äußeren Grenzen der Gaue (unter den comites) und die Grenze der Diözese, damals auch als Parochie bezeichnet (unter dem episcopus), zusammenfielen. Es war ja auch das Einfachste und Natürlichste, daß bei der Gründung, Abgrenzung und Einteilung von Bistümern die schon vorhandenen völkerschaftlichen oder politischen Abgrenzungen zugrunde gelegt wurden. Will man also über die Ausdehnung der kirchlichen Sprengel und ihrer Unterbezirke Klarheit erlangen, so ist dies nur möglich, wenn man sich über die Grenzen der gleichzeitig vorhanden gewesenen Gaue klar geworden ist, wie man auch umgekehrt von kirchlichen Abgrenzungen sichere Rückschlüsse auf politische Einteilungen machen kann, da eben in ältester Zeit die Sprengel weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit — auch auf dem ehemals slawischen Kolonialboden — zusammenfielen.

Aber auch zu den bischöflichen Archidiakonen hatten die Grafen die engsten geschäftlichen Beziehungen. Denn als nach allmählicher Zunahme der Kirchen in seiner Diözese der Bischof die geistliche Verwaltung nicht mehr allein zu führen vermochte und darum namentlich für Synodalangelegenheiten Archidiakone zu seinen Stellvertretern einsetzte, da traten die Grafen auch zu den Archidiakonen in die engste geschäftliche Beziehung, weil dem Könige daran gelegen sein mußte, daß sein Graf die nunmehr von den Archidiakonen abzuhaltenden Synoden mitberief und auf denselben gegenwärtig war. So bestimmt schon ein Capitulare des Königs Pippin vom Jahre 757[1]: „De presbyteris et clericis sic ordinamus, ut archidiaconus episcopi eos ad synodum commoneat una cum comite. Et si quis contempserit, comes eum distringere faciat, et ipse presbyter aut defensor suus 40 (60) solidos componat et ad sinodum veniat. Et episcopus ipsum presbyterum aut clericum iuxta canonicam auctoritatem dijudicare faciat. Solidi vero 60 de ipsa causa in sacellum regis veniant.“

Freilich ist trotz dieser doppelten Möglichkeit der Beweisführung die Festlegung der kirchlichen und politischen Grenzen keine leichte Sache, weil die Nachrichten, aus denen geschöpft werden kann, äußerst dürftig sind und sogar betreffs der einzelnen Glieder einer Schlußkette der Nachweis, daß sie in diese Reihe hineingehören, selbst erst wieder durch Sonderuntersuchungen geführt werden muß.

Nun gibt es zwar schon Versuche in dieser Richtung und auch eine ältere, die Hauptgrenzen der hier in Betracht kommenden Archi-

[1] Monum. Germaniae, Leges I p. 29.

diakonate andeutende Karte von Eduard Jacobs[1], aber das Ergebnis dieser sehr anerkennenswerten Bemühungen läßt doch noch vieles ungewiß. Sehr wenig in der Erklärung bisher unerklärter Wüstungsnamen und in der Bestimmung der Lage eingegangener Orte leistet Stenzel in seinen drei Aufsätzen: „Zur Geschichte der Wüstungen Anhalts im Kreise Dessau“, „Zur Geschichte der Wüstungen Anhalts im Kreise Köthen“ und „Zur Geschichte der Wüstungen Anhalts im Kreise Bernburg.“[2]

Wenn ich nun ebenfalls an die Lösung dieser Aufgabe herantrete, so werde ich zunächst voranschicken, was aus sehr zerstreuten Quellen über Namen und Abteilungen der Gaue zu ermitteln ist, um dann zu untersuchen, in welcher Weise sich die kirchliche Einteilung der weltlichen angeschlossen hat. Doch werde ich mich auf die Bestimmung derjenigen Gaue des Magdeburger Sprengels, welche zwischen unterer Saale und Mulde lagen, beschränken, da nur diese für meinen Zweck in Betracht kommen, wie ich auch auf die Anführung solcher Örtlichkeiten verzichten werde, deren Zugehörigkeit zu den zu besprechenden Gauen oder Archidiakonaten nur durch umständliche Schlüsse nachgewiesen werden könnte.

I. Der Gau Serimunt.

Folgende Orte werden urkundlich als im Gau Serimunt gelegen genannt:

945 1. 3. „in pago Seromunti in comitatu . . . cristiani in loco Steno et in loco Qiuna vocato.“[3]

Ersterer Ort wird 983 geschrieben: Stano, 1024 Stano, 1145 Stano.[4] 1162 gehören zum burgwardium Stene secus Mildam die villae Musice, Chosize, Psorobe.[5] 1147 gehört „ad burgewardum Cuine“ die villa Curaw.[6]

Steno, auch Stano ist die Wüstung Stene oder Steine südlich von Dessau, Qiuna oder Cuine ist die Alteburg zwischen Groß-Kühnau und Ziebigk am Ostende des Groß-Kühnauer Sees; Musice das Dorf Mosigkau südwestlich von Dessau; Curaw ist Chörau (Körau) nord-

[1] Magdeburg. Geschichtsblätter II, 12. Magdeburg 1867.

[2] Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde VI, S. 114—135, 323—336, 337—364. Dessau 1893.

[3] Cod. dipl. Anhalt. I, p. 10.

[4] Ebenda p. 55, 83, 235.

[5] Ebenda p. 347.

[6] Ebenda p. 251.

westlich von Mosigkau. Chosize und Psorobe sind bisher nicht nachgewiesen.

951 28. 7 nennt eine Urkunde „tres marchas eiusdem predicte regionis (Serimunt), unam Uuissepici, alteram Uuitóuulici (lies Witowlici) cum villis infra nominatis: Uuitouulici, Trebucouuici, Neozodici, Drogobulesthorp; terciam Sublici cum villis tribus Sublici nominatis et Becimunthorp, Procinesthorp, Obithesdal, Lizstidesthorp ... in comitatu Thetmari comitis.“ [1]

Die genannten ersten zwei Marken sind Wispitz und Wedlitz nördlich von Nienburg, beide an der Saale; die dritte Mark ist unbekannt. Beckmann denkt an eine Dorfstätte Sülsen, für welche die sprachliche Form in keiner Weise spricht. Ich halte für wahrscheinlich, daß darunter der Flurschlag Zieglitz oder Sieglitz, entstellt aus Zieplitz oder Sieplitz), südwestlich von Patzez und östlich von Wispitz gelegen, zu verstehen ist. Ob unter Procinesthorp Borgesdorf südöstlich von Pobzig zu verstehen ist, bleibe dahingestellt. Wahrscheinlich ist mir, daß unter diesem das am 11. 1. 1145 (1144) erwähnte Burchardestrop zu verstehen ist. Trebucouuici ist entweder Trabitz a. d. Saale, Calbe gegenüber, oder — was mir wahrscheinlicher dünkt — die Wüstung Trabitz nordwestlich von Patzez in letzterer Flur, oder die Wüstung Trabitz nördlich von Zuchau in Zuchauer Flur, die ebensowohl paßt. Neosodici und die übrigen Dörfer sind unbekannt. Jedesfalls kann Drogobulesthorp nicht Dröbel östlich von Bernburg sein, wie manche annehmen, da Dröbel von den genannten beiden Marken durch die Burgwart Grimhereslebo getrennt ist.

945 11. 6.: „inter Sclavos prope fluvium Fona vocatum in pago Serimuntilante nuncupato in comitatu Cristiani comitis villas iiii Uuizekiani, Bodblozi, Zuchliandorp, Pohchutikie nominatas.“ [2] Daß die genannten Orte an der Fuhne zu suchen sind, sagt die Urkunde selbst; es fragt sich nur, an welcher Stelle ihres Laufs. Wieskau, nordöstlich von Löbejün, ist unverkennbar = Uuizekiani; Zuchliandorp scheint Zeundorf westlich von Radegast zu sein. Bodblozi würde Unter-Plötz südlich von Wieskau sein, wenn dies nicht südlich der Fuhne läge. Doch könnte diesen Namen ein Ort geführt haben, der Plötz gegenüber nördlich von der Fuhne gelegen hat. In Pohchutickie hat man alles Mögliche

---

[1] Cod. Dipl. Anhalt. I, p. 18.
[2] Ebenso I, p. 11.

und Unmögliche erkennen wollen. Eine sichere Erklärung ist noch nicht gefunden. Anscheinend kommen einige der eben besprochenen Orte noch einmal vor in einer Urkunde des Jahres 1043: „XL Mansos in comitatu Hesichonis in locis Zachaliza, Bochutize et Wizega."[1] Aber da der erstgenannte Ort sicher die Wüstung Zechlitz südlich von Dröbel a. d. Saale ist, so nehme ich an, daß statt Bochutize richtiger zu lesen ist Bochulize. Dann würde die in unmittelbarer Nähe von Zechlitz, zwischen diesem und Dröbel gelegene Wüstung Pechlitz gemeint sein. Die unmittelbare Nachbarschaft dieser beiden Dörfer läßt weiter vermuten, daß auch Wizega nicht weit von ihnen zu suchen ist, also mit Uuizekiani nicht zusammenfallen kann. Vielleicht läßt sich ein entsprechender Flurname in der Gegend von Bernburg und Dröbel noch entdecken.

965 29. 11: „villa Drogobuli, que Salam et Fonam fluvios interiacet, in comitatu comitis Thietmari."[2] Das unweit der Mündung der Fuhne in die Saale gelegene Dorf Dröbel.

973 17. 5.: „duas curtes regni sui . . ., alteram que vocatur Rosburg in pago Sirimunti, in comitatu Huodonis marchionis sitam."[3] Der Ort ist Groß-Rosenburg unweit der Mündung der Saale in die Elbe.

974 2. 11.: „villam quam vulgo vocant Biendorp in pago Seremode et in comitatu Thiemonis comitis sitam." 978 10. 5.: „villam Biendorp ultra fluvium Sala sitam in pago Zirmute in comitatu iam dicti Thietmari comitis."[4] Biendorf an der Ziethe, westlich von Köthen.

979 3. 3.: „quoddam castellum Grimerslevo theotonice, sclavonice Budizco nominatum" mit den Dörfern: „Widogosti, Prederiti, Bedosiki, Rusocouuiki, Cossauiki, Strobouueki, Malouuodi, Pezodulba, Amoconthorp, Zlubusiki . . . in comitatu pueri Geronis in pago Sirmuti."[5] In einer andern Urkunde vom Jahre 980 3. 3. werden die vorerwähnten Orte (die hier in derselben Reihenfolge aufgezählt werden sollen, folgendermaßen geschrieben: Widogosti, Prederiti, Rusocouuiki, Cossouiki, Strobouueki (et item

[1] Cod. Dipl. Anhalt. I, p. 92.
[2] Ebenda I, p. 33.
[3] Ebenda I, p. 39.
[4] Ebenda I, p. 44. Auch p. 49.
[5] Ebenda I, p. 51.

Strobouuiki), Malouuodi, Pezudulpa, Amaconthorp, Zlubusiki. Neu hinzugefügt werden: Ogoimiki (alias: Ognimiki), Bugouuiki, Repeti, Windogosti aquilonaris, Windogosti australis, Clanscesthorp (alias: Danscesthorp).[1]

Der Burgwartort Grimerslevo ist das der Bodemündung gegenüber gelegene Grimschleben. Aus dieser seiner Lage leite ich auch seinen unbedingt erheblich jüngeren slawischen Namen Budizco ab, der etwa so viel als Bodemünde, Bodenstedt bedeuten wird, da er offenbar den Flußnamen Buda (Bode) enthält. Zu beachten ist, daß eine Urkunde von 979 bei Bestimmung der Lage von Nienburg und Grimschleben ausdrücklich bemerkt: „ubi Sala et Boda se miscendo vicissim stabili federe maritant."[2] Außer Grimschleben sind nachweisbar: Widogosti = Weddegast östlich von Bernburg; Prederiti kann Prederitz südlich von Bernburg an der Pfuhlschen Aue sein, falls der Burgwartbezirk Grimschleben sich bis dahin erstreckte; Rusocouuiki ist Roschwitz, südöstlich von Bernburg. Die übrigen scheinen sämtlich längst verschollen zu sein oder sind doch nicht mit genügender Sicherheit nachzuweisen. Doch will ich einige mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen aussprechen. Amoconthorp halte ich für die Wüstung Ankendorf, südöstlich von Pobzig; Strobouueki ist ananscheinend derselbe Ort, wie das am 11. 1. 1145 erwähnte Zcrobuuech.[3] Wohl kaum wüst Zabritz östlich von Maxdorf. Pezodulba hielt Böttger[4] für Besedau. Aber dies ist ausgeschlossen, wenn die Pfuhlsche Aue die Südgrenze des Burgwarts Grimschleben bildete, zu dem doch Pezodulba gehörte. Eher wäre — allerdings unter der Voraussetzung starker Verderbung des Namens — an das östlich von Weddegast gelegene Klein-Paschleben zu denken, das ja von Groß-Paschleben durch mehrere Dorffluren getrennt ist und dessen Name in Anlehnung an den Namen des letzteren umgebildet worden sein mag. Clanscesthorp könnte zu Gramsdorf (wüst südwestlich dicht bei Sachsdorf nach Zuchau zu) entstellt worden sein. Bedosiki kann schwerlich die Form Patzez erlangt haben, da dies außerhalb der Burgwart Grimschleben, nämlich im Gaue Zitrici gelegen haben muß. Eher könnte Repeti in der Wüstung Repz zwischen Wulfen und Dornbock südöstlich vom Vorwerk Bobbe wiedergefunden werden. Dann könnte das wunderliche Ogoimiki (alias: Ognimiki), vielleicht auch Ogriwiki = Ogriwici

[1] Cod. Dipl. Anh. I, p. 52.

[2] Ebenda I, p. 51.

[3] Ebenda I, p. 235.

[4] Magdeburger Geschichtsblätter III, 175.

zu lesen sein und für das wüste Ockeritz westlich von Dornbock nach Zuchau zu gehalten werden. Bugouuiki kann, wenn die Form richtiger Bupouuiki lautet, für Popowizie, das heutige Popzig östlich von Grimschleben gehalten werden.

986 7. 5.: „villam quandam Zitowe vocatam ... in pago Zirimudis (alias: Zirimundis) dicto et in comitatu Geronis comitis sitam.“ Am Rande des Walesroder Copialbuchs ist zu dem Namen Zitowe bemerkt: „que nunc dicitur Wolestorpe.“ (Knaut liest Walestorpe).[1] Der Ort ist Wohlsdorf a. d. Ziethe nördlich von Biendorf; er war also ursprünglich nach diesem Gewässer benannt. Seinen späteren Namen hat er von dem in der Urkunde erwähnten Grafen Walo oder Wali, dem Gründer des Klosters Walesrode.

995 3. 10.: „castellum unum Vulva cum villa Bodendorp in comitatu Geronis marchionis situm.“[2] Ersteres ist natürlich Wulfen, nördlich von Köthen; Bodendorp ist die Wüstung Lang- und Kurz-Bohndorf 3,5 km östlich von Wulfen.

978 17. 4.: „XXX regales mansos in locis subnotatis donamus: in castello scilicet quodam sclavonice quondam Budizco, nunc autem theutonice Grimmerslovo, Prudua, Luitatczie, Popouuizie legaliter determinandos.“[3]

In einer Urkunde vom 11. 1. 1145 lauten die vorstehenden Namen: Grimmesleve, Pruthua, Powize. (Luitatczie — bei Knaut Letatizic, bei Beckmann Catizize gelesen — ist darin nicht vertreten.)[4] Es ist unsicher, ob die genannten Orte sämtlich in den Burgwartbezirk Grimschleben gehörten. Prudua dürfte an einem Flusse zu suchen sein, Luitatczie könnte Lausig (Luzich), östlich von Köthen sein, Popouuizie = Pobzig. Für den Zweck dieser Untersuchung sind die Angaben dieser Urkunde nicht zu verwerten.

II. Der Gau Colodizi (Colidizi).

Zum Jahre 839 berichten die Annales Bertiniani: „Saxones contra Sorabos, qui Colodici dicebantur, prope Resigesburch (andere Lesart: Kesigesburch) dimicarunt et ... eandem urbem et undecim castella ceperunt.“

Den Namen des Gaues oder der Völkerschaft bewahren vielleicht die beiden Dörfer Groß- und Klein-Gölz (oder Golzau, 1362 Golzow),

[1] Cod. Dipl. Anhalt. I, p. 56.
[2] Ebenda I, p. 67.
[3] Ebenda I, p. 48.
[4] Ebenda I, p. 235.

nordwestlich von Radegast, unweit der Fuhne. Die Lage der so früh erwähnten Resigesburch ist bisher nicht nachgewiesen; es ist auch gewagt, eine Vermutung zu äußern. Hält man jedoch die Lesart Resigesburch fest, so würde kaum ein Bedenken entgegenstehen, diesen Namen auf das nördlich von Gölz gelegene Dorf Riesdorf zu beziehen, um so weniger, als unweit von Riesdorf nach Osten zu eine alte Burgstelle sich befindet, die den Namen Muchelsburg führt, der möglicherweise aus dem Namen des im Jahre 806 vom Chronicon Moissiacense erwähnten „rex superbus Miliduoch (nach den Annales Einhardi = Milito), qui regnabat in Siurbis" entstellt ist. In diesem Falle würde man den im Jahre 839 bei der Eroberung von Resigesburch getöteten König der Kolodizen namens Cimusclus (oder Cimuselus?) für einen Nachfolger Miliduochs halten dürfen.[1]

973 2. 6.: „tantum terrae proprietatis nostre in regione Koledizi et in ipsius (Thiemonis) comitatu, quantum a palude Vona versus occidentem longius ad marchas Koteuui, Biteni et Ezeri protenditur, et hinc versus aquilonem contra marcham Serimode et ultra tumulum Bulzina et de tumulo usque ad lucum Churozt contra marcham Gorizka et inde usque ad paludem circumquaque infra ipsum ambitum concluditur."[2]

In Koteuui erkennt man leicht Kattau a. d. Fuhne, in Biteni (Pithin), Piethen, nördlich von Kattau, in Ezeri (Ezericko) das nördlich von Piethen gelegene Edderitz. Der Name Bulzina ist noch in dem der Bilsen-Höhe nordöstlich von Edderitz erhalten, desgleichen der der Mark Gorizka in dem des Dorfes Görzig östlich von Kattau und Piethen. Der Name Churozt soll noch in dem eines Gehölzes bei Reinsdorf unweit Görzig fortdauern.

981 4. 11.: „in comitatu pueri Geronis in pago Colidiki marcam que vocatur Gimuete."[3]

Diese Örtlichkeit ist bisher noch nicht nachgewiesen. Wäschke schreibt den Namen, anscheinend auf Vermutung hin, Gunnete und setzt den Ort auf seiner Karte nördlich von der oberen Fuhne.[4]

---

[1] Monum. German. SS. I, 436. Prudentii Trecens. Annales.

[2] Cod. Dipl. Anhalt. I, p. 40. In einer Urkunde des Jahres 983 finden sich die Schreibungen Ezericko und Pithin. (Ebenda I, p. 55.)

[3] Cod. Dipl. Anhalt. I, p. 54.

[4] Wäschke, Zur Wirtschaftsgeschichte der Anhaltischen Lande usw. (in den Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde VI, S. 390 bis 437. Dessau 1893).

978 8. 7.: „in villa . . . (Lücke) . . . in marca Zuocha in pago etiam Zitrici et in comitatu Huodonis comitis."[1] Zuchau, nordöstlich von Kloster Nienburg.

Aus den vorstehenden urkundlichen Angaben ergibt sich, daß der Gau Serimunt im weiteren Sinne das ganze Land zwischen Saale, Elbe, Mulde und Fuhne umfaßte, im engeren dagegen nur das Land zwischen dem Pfuhlschen Busche, der Saale, Elbe, Mulde und Ziethe, welches letzte Gewässer ihn von dem Untergau Kolodizi schied. Da unter der Mark Zuocha im Gaue Zitrici offenbar das Dorf Zuchau zu verstehen ist, so folgt daraus, daß der von Saale und Elbe eingeschlossene nordwestliche Winkel des Gaues Serimunt einen kleinen Untergau namens Zitrici gebildet hat, wofür im besondern spricht, daß der 978 genannte Graf Huodo 973 auch das nördlich unweit von Zuchau gelegene Rosenburg (Rosburg) unter seiner Verwaltung hatte, wie aus der bereits angeführten Urkunde zu ersehen ist.

III. Der Gau Nudzizi.

961 29. 7.: „in Nudzizi, ubi est Vitin civitas et civitas Liubuhun vocata, et Sputinesburg, Loponoh civitas et Trebonici et civitas quae dicitur Brandunburg."[2]

Die in dieser Urkunde erwähnten Orte sind Wettin a. d. Saale, Löbejün, nordöstlich von Wettin, unweit der Fuhne, Rotenburg a. d. Saale, welches hier noch mit seinem älteren, slawischen Namen Sputinesburg erscheint, welcher als Bestimmwort einen Personennamen (Sputihnev oder Spitihnev) enthält. In einer andern Urkunde von demselben Tage und Jahre wird es genannt: „municipium vel burgwardum urbis Zpuitneburg in pago Nuditzi sitae."[3] In einer Urkunde vom 8. 8. 961 findet man die Angabe: „urbem Sputinesburg sitam in pago Nudiczi"[4], in einer andern vom 12. 4. 965: „municipium vel burgwardium urbis Hpuitneburg (auf dem Rücken steht Zputineburg) in pago Nudhici site."[3] Daß diesem slawischen Ortsnamen als Bestimmwort der Personenname Spitihnev zugrunde liegt, läßt sich nicht verkennen. Schwierigkeiten macht Loponoh. Böttger[5] hält es irrigerweise für Löbnitz bei Teicha; es ist aber Laublingen bei Besen an einem alten Saalarme, wie aus folgender Entwickelung der Namens-

[1] Cod. Dipl. Anhalt. I, p. 50.
[2] Boysen, Histor. Magazin I, 96. Gercken, Cod. Diplom. Brandenb. VI, 383.
[3] Höfer, Zeitschrift für Archivwesen II, S. 341.
[4] Gercken, Cod. Dipl. Brandenb. VI, p. 383.
[5] Gauenkunde IV, S. 29.

formen zu ersehen ist: 961 Loponoh, 1135 Loppenick, um 1370 Lopenynge und Lopelinge, 1400 Lopelinge, Loublinge; Loblingen, 1467 Loplingen, 1479 Loplinge.[1] Trebonici hält Böttger a. a. O., wiederum irrend, für Trebitz bei Wallwitz, während doch Trebnitz a. d. Saale nordwestlich von Cönnern gemeint ist. Brandenburg hat man bisher nicht zu deuten gewagt. Es ist aber offenbar der jetzige Brinzenberg, nördlich von Domnitz und Dornitz bei der Wüstung Brentin. Der Name Brandunburg erinnert, wie auch der Name des bekannten Brandenburg a. d. Havel (Brendunburg in ältester Form) an die Brenten, einen Zweig der Völkerschaft der Heruler. Daß letzterer Ort Brannibor geheißen habe, ist bloße Phantasie und auf Irrwegen gehende Etymologie eines slawischen Berichterstatters, wird aber von dem fremdsüchtigen Deutschen begierig als gesichertes Ergebnis angeblicher Forschung aufgenommen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der Gau Nudzizi (auch Nudhici, Nudsici u. ähnlich), dessen Name in dem des Dorfes Neutz zwischen Wettin und Löbejün fortlebt, sich aus der Gegend von Besen-Laublingen zwischen Saale und Fuhne oder vom Pfuhlschen Busch an bis an die Mündung der Gödsche (urkundlich Godessowa), also bis in die Gegend von Teicha und Morl erstreckt hat. Auf der Strecke von Kustrena bis Mokrena (Alsleben gegenüber) war nicht die jetzige Saale, sondern ein alter Lauf derselben, der wechselnd verschiedene Namen führt, z. B. Strenge bei Kustrena, welches von diesem Wasserlaufe (= an der Strenge) seinen Namen hat, weiter aufwärts aber Kuhfurt heißt und Kustrena, Poplitz und Mokrena ausschließt, die Grenze gegen den Schwabengau, da Poplice im Jahre 1060 als zum Hassegau (richtiger aber zum Schwabengau) gehörig angeführt wird. Überhaupt ist betreffs der Westgrenze des Gaues Nudzizi zu bemerken, daß an mehreren Stellen nicht der jetzige Saalelauf, sondern ältere, jetzt zum Teil eingegangene Arme dieses Flusses die Grenze gebildet haben, über welche in meiner vorerwähnten Abhandlung über den Lauf der Saale in den Mitteil. des Ver. f. Erdkunde zu Halle (Jahrg. 1897) nähere Auskunft zu finden ist. Die Ostgrenze des Gaues Nudizi lief aus der Gegend von Plötz a. d. Fuhne in ziemlicher Übereinstimmung mit der jetzigen Grenze des Saalkreises bis zum Petersberge nach Süden, so jedoch, daß sie diesen entweder einschloß oder über ihn hinwegging, und von da nach der Mündung

[1] Genaueres hierüber bei Größler, Urkundliche Nachweise über den Lauf der Saale zwischen Halle und der Wippermündung und die an demselben gelegenen Wüstungen. Mit Karte. (Mitteilungen des Ver. f. Erdk. zu Halle a. S. Jahrg. 1897 S. 17.)

der Gödsche (Goddessowa), etwa zwischen Teicha und Morl hindurch. Daß sie diese Richtung gehabt haben muß, wird sich aus der Lage der Orte des Nachbargaues Neletizi ergeben.

Schließlich bedarf noch folgende Angabe einer Beleuchtung:

945 4. 5.: „proprietatem nostram trans Salam fluvium in comitatu Thietmari inter paganos sitam in pago lingua sclavorum Zitice nominato, villae videlicet Tribunice vocatae.“[1]

Da hier kein anderer Ort gemeint sein kann, als Trebnitz a. d. Saale, nordwestlich von Cönnern, so ergibt sich, daß der nördlichste Teil des Gaues Nudzizi, d. h. die Gegend von Besen-Laublingen und Cönnern einen Untergau namens Zitici gebildet hat, welchen die Pfuhlsche Aue von dem Gaue Serimunt, beziehungsweise von dem Burgwartbezirke Grimschleben geschieden hat.

IV. Der Gau Neletizi.

961 29. 7: „omnen regionem pagumque Neletice omnemque utilitatem in eo manentem, urbem videlicet Giuicansten cum salsugine eius ceterasque urbes.“[2] Eine andere Schreibung des Namens ist Giuiconsten. Giebichenstein bei Halle.

966 28. 7.: „quicquid praedii vel haereditatis aliquando Bilingo nostro comiti iure concambii in Neletici concessimus .... in locis subnotatis, videlicet Nova urbs et Brogora, Uppineng et Brochstad.“[3]

Die Schreibung zweier Namen ist verderbt. Brogora ist Dobragora zu lesen; es ist also Gutenberg, nordöstlich von Trotha, gemeint; Uppineng ist richtiger Uppine zu lesen, das ist Oppin, östlich von Gutenberg. Brochstad, die in einem Bruche gelegene Wohnstätte, ist Brachstedt, Nova urbs ist Niemberg.

973 5. 6.: „pagum seu regionem Neletici nominatam in orientali parte Salae fluminis sitam, in qua civitas Giuikenstein et Dobrogora et Rodibile habentur.“[4]

Außer den schon bekannten Orten Gutenberg und Giebichenstein wird hier noch Radewell a. d. Elster genannt.

Der Gau Neletici, welcher übrigens mit einem andern Gaue desselben Namens auf der rechten Seite der Mulde, dessen Hauptort

[1] Cod. Dipl. Anh. I, p. 10.

[2] Riedel, Cod. Dipl. Brandenb. A. XVII, p. 421. v. Dreyhaupt, Saalkreis I, S. 10.

[3] Scheidt, Origin. Guelph. IV, S. 559.

[4] v. Dreyhaupt, Saalkreis I, S. 20.

Wurzen war, nicht verwechselt werden darf, erstreckte sich also von der Mündung der Gödsche bis zur Mündung der Elster. Nach Westen bildete die Saale seine Grenze, nach Norden die Fuhne, und zwar etwa von Plötz an bis zur Mündung des Strengbaches in die Fuhne. Die Ostgrenze ist unsicher, doch wird sie sich aus der Betrachtung der kirchlichen Bezirke mit großer Wahrscheinlichkeit ermitteln lassen. Den Namen des Gaues selbst trägt wahrscheinlich noch das Dorf Nehlitz am Südabhange des Petersberges, obwohl diese Lage hart an der Westgrenze einigermaßen befremden muß. Die Südgrenze wird erst später genauer festgestellt werden.

V. Der Gau Citice (Zitizi).

Dieser Gau, den Posse („Die Markgrafen von Meißen") bei seinem Versuche, die Gaue zwischen Mulde und Saale zu bestimmen, gänzlich übersieht, wird mit anderen benachbarten Gauen zusammen genannt in folgender Urkunde:

973 5. 6: „decimam mellis ... in provintiis vel pagis subnominatis, hoc est: Siusli, Citice, Sirmunti, Cholidiki etc."[1]

Als der einzige in ihm gelegene Ort ist nur die civitas Zurbici, jetzt Zörbig in einer Urkunde vom 21. 7. 961 bestimmt nachweisbar[2], die aber Posse[3] irrtümlicherweise in den Gau Neletici verlegt. Doch werden in einer Urkunde des Jahres 1156[4] im Burgwart Zurbice noch folgende Orte genannt: Ruchtendorf (wüst östlich von Spören), Odeleie (vermutlich Heideloh, östlich von Zörbig), Gordenewice (Gördenitz, östlich von Brena, falls wirklich der Burgwartbezirk Zörbig so weit nach Süden reichte), Smalice (unbekannt), Batsice (unbekannt), Cachre (Köchern, südöstlich von Zörbig), Mulendorf (unbekannt) und Ceperchowe (Zschepkau, nordöstlich von Zörbig), deren Lage beweist, daß der Gau Zitizi im wesentlichen mit dem westlichen Teile des Kreises Bitterfeld von dem Strengbache bis zur Mulde zusammenfiel. In späterer Zeit scheint er in die Grafschaft Brena aufgegangen zu sein.

Nun entsteht aber noch die Frage, ob man die Herrschaft Ostrau am Petersberge in den Gau Zitizi einschließen muß. Im Jahre 1377 werden als Zubehör derselben genannt folgende Dörfer:[5] Goetenitz

---

[1] Cod. Dipl. Anhalt. I, p. 41.

[2] Boysen, Histor. Magazin I, S. 96. Gercken, Cod. Dipl. Brandenb. VI, S. 383.

[3] Posse, Markgrafen v. Meißen S. 223.

[4] v. Dreyhaupt, Saalkreis II, S. 869—871.

[5] Küstermann, Altgeographische Streifzüge durch das Hochstift Merseburg. (Neue Mitteil. des Thüringisch-Sächs. Vereins XVIII, 2, S. 87 ff., wo auch eine zum Teil gelungene Feststellung der Lage der genannten Dörfer versucht ist.)

(Göttnitz, westlich von Löbersdorf), Küttene (Kütten, östlich vom Petersberge), Drogwitz (Drobitz, nordöstlich vom Petersberge), Dreglitz (Drehlitz, in derselben Gegend), Neltz (Nehlitz, südlich vom Petersberge), Koeseln (Kösseln, östlich von Plötz a. d. Fuhne), Thysene (wüst Deißen bei Oberplötz a. d. Fuhne), Rodenitz (bisher noch nicht ermittelt), Heryngisdorph (Hinsdorf, westlich von Möst), Dry (unbekannt), Blötz (Ober- oder Nieder-Plötz, unweit der Fuhne), Nebelitz (wohl verderbt aus Niubudici = Nebeditz, jetzt wüst Nebitz, nordöstlich von Nehlitz), Tzornewitz (unbekannt), Rokenitz (unbekannt), Sachstorph (wüst Sagisdorf, östlich von Werderthau), Ketzendorph (wüst Kitzendorf, südöstlich von Kösseln), Westewitz (in älterer Form Wistatuwiz, Westewitz a. d. Gödsche, westlich von Nehlitz), Weysitz (unbekannt), Busene (wüst Bassene, nordöstlich von Drehlitz, ein Teil Höfe zu Werbene (Werben, östlich von Ostrau), wie auch zu Lobstorf (Löbersdorf, westlich der Strengemündung), weiter noch Lehen und Gerechtigkeiten in Möstitz (Möst, südlich der Fuhne), Heynrichsdorf (Heinsdorf, westlich von Möst) und Kempendorf (vielleicht = Stempendorf = Stumsdorf?).

1378 wird Werderden (Werderthau, nordwestlich von Ostrau) als im Gericht Ostrau gelegen, bezeichnet.

Eine völlig zuverlässige Unterlage bieten diese Angaben nicht. Da aber die Grenzbeschreibung des Archidiakonats Neuwerk ausdrücklich sagt: „a fluvio Elstra usque ad Vonam", so muß die Herrschaft Ostrau zu diesem Archidiakonat und somit auch zum Gaue Neletici gehört haben, weil letzterer sonst die Fuhne nicht erreicht hätte, da östlich von der Herrschaft Ostrau der Erzpriesterstuhl Zörbig, westlich von ihr dagegen der Archidiakonat Cönnern längs der Fuhne sich erstreckt. Der westlichste Ort dieser Herrschaft war Plötz, der östlichste Löbersdorf, beide an der Fuhne; der südwestlichste, falls dies Verhältnis alt ist, Nehlitz. Auch Stumsdorf scheint noch zu Ostrau gehört zu haben, nicht aber Rieda und Siegelsdorf. In Betracht kommt auch noch, daß, wenn die Herrschaft Ostrau nicht in den Archidiakonat Halle-Neuwerk oder, was dasselbe besagt, in den Gau Neletici gehört hätte, das Dorf Nehlitz, welches doch den Namen des Gaues trägt, außerhalb desselben gelegen haben müßte.

VI. Der Gau Siusili.

Der Name kommt in folgenden Formen vor: 869 Siusli, 965 Siusilli, 974 Siusuli, 1000 Siusili, 1031 Susali, 1043 Susalin.

961 29. 7.: „in regione Siusli, in qua est civitas Holm nominata.“[1] Die Lesung Holin[2] bei v. Mülverstedt ist falsch. Der Wahrheit noch näher käme die Schreibung Cholm. Der bisher noch nicht gedeutete Ort ist offenbar Gollmen bei Landsberg im Kreise Delitzsch.

1031 19. 2.: „villa Wetowizi sita in pago Susali in comitatu Theoderici.“[3] Wohl nicht Wiesewitz, südwestlich von Brena, sondern wahrscheinlich Wedewitz, südwestlich von Eilenburg.

1043 15. 11.: „quoddam predium nomine Rogaz in pago Susalin et in comitatu comitis Dedi situm.“[4] Dies kann unmöglich Roitzsch bei Löbnitz im Kreise Delitzsch sein, wie Böttger[5] will, sondern wird die wüste Mark Racks bei Liemena, westlich von Eilenburg sein.

Anscheinend bewahrt auch der Name des Dorfes Sausedlitz am Leinebach, südöstlich von Niemegk bei Bitterfeld, den Namen des Gaues und der Völkerschaft, falls er aus Siusilici oder Susalici entstanden ist.

So gering nun auch die Zahl der zurechtweisenden Orte ist, so sieht man doch, daß sich der Gau Siusili von Gollmen am Strengbach bis in die Gegend von Niemegk bei Bitterfeld und weiter nach Süden bis in die Gegend von Eilenburg erstreckt hat, also ostwärts bis zur Mulde. Posse[6] behauptet zwar, der Gau Siusili habe sich über die Mulde hinüber erstreckt, bringt aber keine Beweise bei. Ja man kann geradezu sagen, daß seine Behauptung falsch ist, weil das dem Gau Siusili auf der rechten Seite der Mulde gegenüber liegende Gebiet von Pouch über Düben bis nach Eilenburg hin in den Gau Scudizi (Chutizi), weiter aufwärts aber in der Gegend von Wurzen in den Gau Neletiki (nicht zu verwechseln mit dem an der Saale!) gehörte. Dagegen verkürzt Posse den Gau Siusili sehr stark nach Westen zu, da er[7] den bei Zwochau entspringenden und bei Bitterfeld in die Mulde fließenden Bach, nämlich den Rheinbach, als die Ostgrenze des Gaues Neletizi bezeichnet, was sich bei Betrachtung der kirchlichen Grenzen als völlig verfehlt herausstellen wird. Die Südgrenze wird später erörtert werden, wenn von der Grenze des Hochstifts Merseburg

[1] Boysens Histor. Magazin I, S. 96.
[2] Regg. Archiep. Magdeburg. I, No. 158.
[3] Gersdorf, Cod. Dipl. Saxoniae reg. I, 1, 77.
[4] Lepsius, Bischöfe von Naumburg S. 207.
[5] Gauenkunde IV, S. 20.
[6] A. a. O. S. 354.
[7] Ebenda S. 320.

gegen das Hochstift Magdeburg die Rede sein wird, da die Gauengrenze selbstverständlich mit jener zusammenfällt. Aber schon jetzt läßt sich sagen, daß der Gau im wesentlichen dem heutigen Kreise Delitzsch entspricht. Er bestand demnach aus den späteren Grafschaften Brena und Eilenburg, die die ältere Zeit nur als Burgwartbezirke bezeichnete.

VII. Der Gau Quezici.

961 29. 7: „in regione Quezici, in qua est civitas Ilburg“ sagt die schon oben erwähnte Urkunde von diesem Tage. Die hier genannte Hauptburg dieses Gaues ist natürlich die Stadt Eilenburg, welche auf einer Insel der Mulde liegt.

1000 31. 1: „villam Gubici dictam . . . in comitatu Friderici comitis adiacentem, in pago autem Quezici dicto in burgwardio Ilburg sitam.“[1] Posse macht keinen Versuch den Namen des Ortes zu deuten. Da er im Burgwart Eilenburg zu suchen ist, so scheint das Dorf Kopsa bei Behlitz, westlich von Eilenburg, gemeint zu sein, welches früher Gubse, Kupse gesprochen sein wird.

So dürftig nun auch diese Nachrichten sind, so beweisen sie doch erstens, daß der Burgwartbezirk (die spätere Grafschaft Eilenburg) entweder im Gaue Quesizi lag oder überhaupt mit ihm zusammenfiel, und zweitens, daß der Gau Quesizi nur ein Untergau des Gaues Siusili gewesen sein kann. Denn wenn auch Bischof Thietmar von Merseburg zum Jahre 1017 die Nachricht bringt: „Huius civitatis Ilburg comitatum et super Siusili pagum potestatem ille Thidericus imperatoris munere post suscepit“[2] und somit ausdrücklich die Grafschaft Eilenburg, d. h. die Grafengewalt über den Gau Quesizi von der Grafengewalt über den Gau Siusili unterscheidet, so zeigt doch die Zuzählung der Orte Wedewitz und Racks bei Eilenburg zu diesem Gaue, daß der Name Siusili bald in weiterem, bald in engerem Sinne gebraucht wurde. Im engeren Sinne erstreckte sich der Gau Susili anscheinend von dem westlichen Strengbache bis zur Leine, im weiteren aber bis zur Mulde, den Untergau Quesizi im Westen von Eilenburg, der seine südöstliche Ecke bildete, ja sogar den Burgwartbezirk Chut, von dem noch die Rede sein wird, mit umfassend.

Aber auch noch ein anderer kleiner Gau muß als Untergau zum Gaue Siusili gehört haben. Schon Thietmar[3] nennt unter den neun

[1] Gersdorf, Cod. Dipl. Saxon. reg. I, 1, 52.
[2] Chron. in Monum. Germ. SS. III, 852.
[3] Chron. III, 9 in Monum. German. SS. III, 764.

Burgen (urbes), die Erzbischof Giselher von Magdeburg bei der Auflösung des Bistums Merseburg sich vorbehielt, „quarum sunt haec nomina: Scudici, Cotug, Vurcin, Bigni, Hilburg, Dibni, Pauc, Liubanici et Gezerisca“ den Namen des kleinen Gaues oder Burgbezirkes mit, dessen Zugehörigkeit hier festzustellen ist, das ist der Gau Liubanici oder Löbnitz zwischen Düben und Niemegk auf der linken Seite der Mulde, zwischen dieser und dem unteren Leinebach. Sowohl die Kleinheit, wie auch die Lage dieses Bezirks, der ostwärts von der Mulde begrenzt und westwärts völlig vom Gaue Siusili umfaßt wird, berechtigen zu der Annahme, daß der kleine Löbnitzgau ebenfalls ein Untergau des Gaues Siusili gewesen ist. Von der urbs Gezerisca später!

VIII. Der Gau Chutici (Scudici).

Der Name dieses Gaues erscheint in mancherlei Formen: Die älteste Form ist Chutici, die jüngere: Zcudici, Scudizi, Schutizi, Szudici, Scutizi, Zkudiz. Diese haftet heutzutage noch an der Stadt Schkeuditz a. d. Elster. Trotz aller Ähnlichkeit ist der Unterschied dieser Namen doch so groß, daß man einen verschiedenen Ursprung beider annehmen muß.

Vor 973: „Imperator (Otto I.) (Bosoni episcopo) . . . in pago Chutici positum quoddum castellum, quod Medeburu vocatur, . . . concessit.“[1] Magdeborn in Sachsen, bei Rötha, südsüdöstlich von Leipzig.

974 30. 8.: „quandam (nostri) iuris civitatem Zuenkouua nuncupatam in regione Chutizi et in comitatu Gundherii comitis sitam.“[2] Zwenkau in Sachsen, südlich von Leipzig, an der Elster.

974 30. 8.: „forestum . . . in comitatu Gunterii comitis et in pago Chutizi situm . . . inter Salam ac Mildam fluvios ac Siusili et Plisni provincias iacentem.“[3] Dieser Wald ist also südlich vom Gaue Siusili zu suchen.

1004 24. 2: „quedam nostri servitii et regie proprietatis loca in provincia Zcudici sita . . . quandam civitatem nomine Chut cum toto eius territorio sive burgwardio, marca quoque usw.[4] Die Deutung auf Taucha erscheint Kehr unsicher. Sie ist aber sprachlich geradezu unzulässig. Mir scheint nur Gotha bei Eilenburg der sprachlichen Form und der Lage zu genügen. (Dieser Burgwartbezirk wurde von Kaiser Heinrich II. unter Loslösung von dem

[1] Thietmari Chron. II cap. 37 in Mon. Germ. SS. X, 166.
[2] Kehr, Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg I, S. 10.
[3] Ebenda S. 12.
[4] Ebenda S. 32.

Gaue Chutici dem Erzstift Magdeburg als Entschädigung überwiesen, also seitdem wohl dem Gaue Siusili zugerechnet, dessen nächst anstoßender Burgwartbezirk Eilenburg war.) Die eigentliche Hauptburg des Bezirks Chut dürfte in dem östlich von Gotha gelegenen Groitsch zu erkennen sein.

1004 4. 3.: quandam regii quondam iuris civitatem Zuuenkonua (nominatam) in regione Schutizi sitam."[1] Diese und die vorige Stelle beweisen, daß seit 1004 an die Stelle des Namens Chutizi der Name Zeudici, Scudici und Schutizi getreten ist.

1004 5. 3.: „duas villas in pago Schutizi et prius in episcopatu Merseburgensi sitas nomine Wissepuchg et Lostataua."[2] Ersteren Ort hält Lappenberg für Wiesenburg a. d. Elbe; letzterer ist Lastau an der Mulde.

1015: „Gero archiantistes et ego eiusdem comes ad locum qui Mucherini dicitur, veniebamus. Ibi tunc ego de promissis dulcibus eum ammonens, percepi ab eodem cum baculo eius, quem hodie teneo, parrochiam super has iiii urbes: Scudici, Cotuh, Bichini et Vurzin."[3] Es sei dahingestellt, ob unter dem erstgenannten Orte Möckern nordwestlich von Leipzig oder Machern zwischen Taucha und Wurzen zu verstehen ist. Jedesfalls sind Schkeuditz, Püchau und Wurzen, letztere beiden an der Mulde, völlig klar. (Kehr a. a. O. S. 45 verlegt aber irrigerweise Püchau auf die östliche Seite der Mulde.) Allerdings gebraucht Thietmars Chronicon VIII c. 52 auch von Bichni den Ausdruck „in orientali parte Mildae fluminis", so daß man annehmen muß, ein Muldenarm sei früher auch westlich von Püchen (jetzt meist Püchau) vorhanden gewesen oder die Bezeichnung habe nur von Wurzen gelten sollen. Die Deutung des Namens Cotuh auf Gautzsch bei Leipzig ist ebenso unrichtig, wie die auf Taucha. Der Lage und dem Lautstande nach scheint mir am ehesten der wüste Ort Gottge bei Leutsch südlich der Luppe — zwischen Wahren und Lindenau, westlich von Leipzig — zu passen.

Von späterer Hand ist der vorerwähnten Stelle aus Thietmars Chronicon die Bemerkung nachgetragen:

„De residuis V Ilburg, Pauc, Dibni, Liubanizi et Geserisca differens ac in posterum dicens relicturum."[4]

---

[1] Kehr. Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg I, S. 33.

[2] Ebenda S. 35 und 36.

[3] Thietmari Chron. VIII cap. 24 (Mon. Germ. SS. X.) und Kehr S. 45.

[4] Kehr a. a. O. S. 45.

Eilenburg und Löbnitz (links der Mulde), Düben und Pouch (rechts der Mulde) sind klar. Geserisca hat die sonderbarsten Erklärungsversuche gefunden. Einer der stümperhaftesten ist die Deutung auf Gerichshain zwischen Taucha und Brandis. Andere raten ebenso fehlgreifend auf Zöckeritz. Diese Deutungen sind schon deshalb falsch, weil Gezerisca magdeburgisch blieb, also nicht innerhalb des Merseburger Sprengels gesucht werden darf. Da der Name jesero = See, Teich mit der augmentativen Endung -isca auf eine seenreiche Gegend hinweist und da die urbs Geserisca sich der Reihenfolge nach an Liubanizi anschließen muß, so halte ich das östlich von Löbnitz gelegene Tiefensee bis auf den Nachweis einer besseren Deutung für den Träger des frei ins Deutsche übertragenen Namens Geserisca. Thietmar erhielt also die Burgwartbezirke des dem Bistum Merseburg geraubten Gebietes von der Elster bis zur Mulde zurück, die auch in der richtigen Reihenfolge von Westen nach Osten aufgezählt werden, wogegen Erzbischof Gero die abwärts von Wurzen und Püchau an der Mulde gelegenen Bezirke zurückbehielt, nämlich Eilenburg auf einer Muldeninsel, Düben und Pouch auf der rechten, Löbnitz und Tiefensee auf der linken Seite der Mulde.

1050 3.8.: „quandam villam Nuwindorph dictam et in comitatu Wilhelmi marchionis in pago Szudici in burcwardo Libizken sitam.“[1] Bei Thietmar, Chron. III c. 25 und VIII cap. 66 heißt der letztgenannte Ort Lipzi.

Breßlau[2] zweifelt, ob unter Libizken Leipzig zu verstehen sei. Auch Kehr wagt keine Bestimmung. Da aber auf Chart. magn. f. 99[1] die Überschrift der Urkunde lautet: „Privilegium imperii super villa Nuendorff prope Schudicz, desolata est“,[3] so ist klar, daß eine Wüstung bei Schkeuditz gemeint ist. Es fragt sich nur, wo dieselbe lag. Ich nehme an, daß um die Mitte des 11. Jahrhunderts (1050) Leipzig als Burgwart an die Stelle des nahegelegenen Cotuh (Gottge) getreten war und daß demnach unter der villa Nuendorf, die nach einer Zeit der Verödung wieder neu besiedelt sein kann, Abt-Naundorf an der Parthe, nordöstlich von Leipzig, zu verstehen ist. Allenfalls könnte man auch an Linden-Naundorf am Zschampert (west-

[1] Kehr a. a. O. S. 63.

[2] Kehr S. 71.

[3] Brotuff, Bericht vom Closter Sanct Petri zu Merseburg (Schöttgen und Kreysig, Diplomat. Nachlese XII, 171). Schmekel, Historisch-topographische Beschreibung des Hochstifts Merseburg, S. 88.

lich von Leipzig), kaum aber an Knaut-Naundorf (südsüdwestlich von Leipzig) denken.

1091 1. 8. (auch 1021) werden wohl aus dem Copiale privilegiorum folgende Orte aufgezählt: „In Burgwardo Scutici . . . Rasenize, Wessmar, Dewini, . . . Tholenici und Wideriz bey Leipzig.“[1]

Diese Ortsnamen erklärt Schmekel (nach Brotuff)[2] für Schkeuditz, Rasnitz und Weßmar (beide an der Elster) und Wiederitzsch (östlich von Schkeuditz), Tholenici dagegen für eine Wüstung „im Dölitz“. Aber dieser Ort ist offenbar Döllnitz in der Aue, an der unteren Elster gelegen. Dewini hält Kehr mit Schmekel für die wüste „Weniger oder Winniger Mark“ in der Flur von Weßnitz an der Elster, nördlich davon. Diese Annahme ist wahrscheinlich, da die erste Silbe De später als Artikel gefaßt und weggelassen sein kann.

Ebenda werden weiter genannt: „In Burgwardo Zwegene . . . das Dorff Schwindele, Belitza, Gundtorff.“ Kehr findet in diesen Orten mit Schmekel richtig die Dörfer Zweymen (an der Luppe), Böhlitz und Gundorf (beide weiter nach Osten zu ebenfalls an der Luppe), und Zscherneddel (südwestlich von Zweymen). Letztere Deutung ist berechtigt, wenn man annimmt, daß Schwindele verlesen ist statt Scherndele oder Schernedele.

Um 1167: Erzbischof Wichmann von Magdeburg genehmigt den von Wichard von Deliniz (Döllnitz in der Aue sc. der Elster) unternommenen Bau einer Kirche in Glochowe (Lochau a. d. Elster) und weist ihr die Dörfer „Glochowe, Morozene (angeblich wüst bei Wesenitz) et Wesewitz (östlich von Lochau a. d. Elster), ab ecclesia Rothwelle (Radewell nahe der Elstermündung) absolutas“ zu. Die Kirche zu Radewell empfängt dafür den Zehnten in Zlamerize (vermutlich wüst in der Nähe von Radewell).[3] Da Döllnitz nach der Urkunde von 1091 bezw. 1021 mit Rasnitz und Weßmar in den Burgwartbezirk Schkeuditz und demnach in den Merseburger Sprengel gehörte, so hat Wichmann seine Genehmigung nicht als Diözesan, sondern als Metropolitan erteilt. Allerdings läßt die bisherige kirchliche Verbindung mit Radewell die Möglichkeit zu, daß Döllnitz, Lochau und Wesewitz ursprünglich zum Gaue Neletizi und damit zum Archidiakonat Halle (später Neuwerk b. Halle) gehört haben.

---

[1] Kehr S. 71.

[2] Brotuff, Bericht vom Closter Sanct Petri zu Merseburg (Schöttgen und Kreysig, Diplomat. Nachlese XII, 171. Schmekel, Historisch-topographische Beschreibung des Hochstifts Merseburg, S. 88.

[3] Kehr a. a. O. S. 89.

Am 22. 6. 1266 tauschten die Brüder Hoyer der Ältere und Hoyer der Jüngere von Friedeburg die Herrschaft Skuditz von den Grafen Burchard dem Älteren und Burchard dem Jüngeren von Mansfeld bezw. von Schraplau ein,[1] teilten aber dann ihren Besitz. Am 14. 2. 1267 erhielt Hoyer der Ältere pro parte sua ambo castra Zkudiz cum omnibus bonis sitis ex illa parte Sale, ubi castra Zkudiz sunt, also östlich der Saale, jedoch excepta villa Bansz (Panitsch östlich von Leipzig). Unter dem zweiten castrum Zkudiz dürfte das castrum Warin (Wahren a. d. Elster, östlich von Sckeuditz) zu verstehen sein.

Dagegen trat Hoyer der Ältere von Friedeburg am 26. 7. 1267 an seinen Bruder Hoyer den Jüngern „pro suppletione bonorum in Bornstete" folgende villas ab: Rogeliz, Otmutzk, Dobertowe, Ribsin, Borsdorph".[2] Keines Nachweises bedürfen die Orte Oberthau und Rübsen a. d. Elster (westlich von Schkeuditz) sowie Röglitz (nordwestlich von Oberthau, dessen anlautendes D später abgefallen ist). Otmutzk soll nach Küstermann wüst zwischen Oberthau und Dölkau liegen — ich jedoch möchte es für Ermlitz a. d. Elster zwischen Oberthau und Schkeuditz halten. — Borsdorf ist angeblich das an der Parthe, weit östlich von Leipzig, gelegene Borsdorf. Da aber dieses doch wohl außerhalb des Burgwartbezirks Schkeuditz lag, so ist vermutlich statt Borsdorf: Corsdorf oder Lorsdorf zu lesen, die beide nahe bei Schkeuditz lagen. Cursdorf liegt nördlich von letzterer Stadt, und unweit von Cursdorf nach Westen zu das wüstgewordene Lursdorf.

Besteht aber die Lesart Borsdorph zu Recht, so kann allerdings nur das an der Parthe gelegene Borsdorf gemeint sein, da die Edlen von Friedeburg dort noch andere Besitzungen als Zubehör von Bansz (jetzt Panitzsch) hatten. Am 30. 6. 1269 aber vertauschte Hoyer der Ältere von Friedeburg die castra Zkudiz wieder gegen die Herrschaft Bornstedt an den Bischof Friedrich von Merseburg zu ewigem Besitz.[3]

Die Folgerungen, die aus diesen Ortsbestimmungen zu ziehen sind, werden im folgenden Abschnitte hervortreten.

B. Die Einteilung in Archidiakonate

Die Gaue Serimunt und Kolodizi in den beschriebenen Grenzen bildeten den Archidiakonat oder Bann Köthen, von dessen 76 Kirchen um das Jahr 1400 nicht weniger als 67 unmittelbar unter dem Dompropste von Magdeburg standen, welcher diesen großen Bezirk

[1] Mansfelder Blätter III. S. 91. Eisleben, 1889 und Neue Mitteil. VI, 4, S. 161.
[2] Ebenda S. 265 und 267.
[3] Kehr, Merseburger Urkundenb. S. 287.

als Archidiakonus verwaltete.[1] In dieser Gegend scheint das Christentum am frühesten und festesten Wurzel gefaßt zu haben, denn schon 961 wird hier eine Kirche zu Balberge erwähnt.[2] Allerdings ist nicht ausgeschlossen, daß in der betreffenden Urkunde die Kirche eines gleichnamigen Dorfes auf der linken Seite der Saale, den Dörfern Wispitz und Wedlitz bei Nienburg gegenüber, gemeint ist. Bei der durch Naturhindernisse besonders geschützten Lage und der großen Nähe altdeutschen Landes hat hier, nachdem im Jahre 839 die Kolodizen entscheidend geschlagen und 12 ihrer Burgen erobert worden waren, das deutsche und christliche Wesen sich im ganzen ruhig entwickelt. Gleichwohl finden wir auch hier im zwölften Jahrhundert noch Heiden, wenigstens in den östlichen Strichen beider Gaue auf dem linken Ufer der Mulde.

Leider fehlt uns von den übrigen Archidiakonaten des Erzstifts Magdeburg zwischen Saale und Mulde ein Verzeichnis der zu einem jeden von ihnen gehörigen Kirchorte. Hätten wir ein solches, so würden sich ihre Grenzen mit Leichtigkeit festlegen lassen. In Ermangelung eines solchen läßt sich nur sagen, daß der Gau Nudzizi nebst seinem Untergau Zitizi den Archidiakonat Könnern bildete. Archidiakone von Könnern, die zugleich Pfarrer der dortigen Wenzelskirche und meist auch Magdeburger Domherren waren, werden wiederholt in Urkunden genannt, so 1293 Wipertus, canonicus Magdeburgensis, plebanus in Conre,[3] 1324 Heinrich von Nigrip und nach ihm Gerhard Lawyr, Domvikar zu Magdeburg,[4] 1329 Conradus capellanus noster (sc. des Erzbischofs von Magdeburg), plebanus in Konre.[5]

Der Gau Neletizi dagegen deckte sich mit dem Archidiakonat Halle, der später nach dem Kloster Neuwerk b. Halle verlegt wurde und seitdem archidiaconatus Novi operis hieß. Als jedoch diese Verlegung im Jahre 1121 durch den Erzbischof Rodger von Magdeburg stattgefunden hatte, scheint der Gau Neletizi in zwei Erzpriesterbezirke geteilt worden zu sein. Seine damalige Begrenzung erfahren wir aus einer zwar sehr kurzen, aber doch sehr wichtigen Grenzbeschreibung des archidiaconatus Novi Operis vom Jahre 1121, welche folgendermaßen lautet: „a fluvio Sala usque Strisitze, a fluvio Elstra usque ad Vonam.“[6]

---

[1] Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg II, 1, 63 und 70.

[2] Cod. Dipl. Anh. I, p. 25.

[3] v. Dreyhaupt, Beschreib. des Saalkreises II, 825.

[4] Geschichtsquellen der Prov. Sachsen XXI, 150.

[5] v. Dreyhaupt, II, 828.

[6] Ebenda I, 721. — v. Ludewig, Rell. manuscr. V, 63 u. 66.

Während hier Saale, Elster und Fuhne ohne weiteres als Grenzlinien erkennbar sind, ist der die Ostgrenze des Archidiakonats und damit zugleich des Gaues Neletizi bildende Bach oder Fluß Strisitze um so zweifelhafter. Da niemand die Strisitze für die Mulde wird nehmen wollen, so kann nur ein zwischen Saale und Mulde in der gleichen Richtung wie diese, also ein von Süden nach Norden fließendes Gewässer gemeint sein. Nun führt aber heutzutage kein Fluß oder Bach innerhalb des bezeichneten Raumes noch den Namen Strisize. Nur der Flußname Streng zeigt eine geringe Ähnlichkeit mit jenem Namen. Überdies ist der Name Streng ein deutscher, der Name Strisitze dagegen ein slawischer. Aber auch angenommen, der Name Strisize hätte sich im Laufe der Jahrhunderte in den Namen Streng verwandelt oder wäre eine Übersetzung desselben, so entsteht doch eine neue Schwierigkeit durch den Umstand, daß es zwei Flußläufe des Namens Streng gibt, von denen der eine nördlich von Schkeuditz, der andere bei Hohen-Ossig südöstlich von Delitzsch entspringt. Entweder ist also unter Strisitze derjenige Strengbach zu verstehen, der nördlich von Schkeuditz entspringt und an Landsberg und Zörbig vorbei in die Fuhne fließt, oder der bei Hohen-Ossig entspringende, welcher sich bei Bitterfeld mit der Lober vereinigt und bald danach in die Mulde mündet. Da jedoch Gollmen bei Landsberg, wie wir sahen, in den Gau Siusili gehörte, die Gaue aber sich mit den Archidiakonaten deckten und der hier vorüberfließende Strengbach allen Anforderungen als Grenzscheide der beiden Gaue Siusili und Neletizi und demgemäß auch der beiden Archidiakonate Halle und eines dem Namen nach unbekannten, weiter östlich gelegenen entspricht, so nehme ich an, daß dieses Gewässer vor Zeiten den Namen Strisize geführt hat. So viel aber ergibt sich mit Sicherheit aus der besprochenen Grenzbeschreibung, daß zu der Zeit, in welcher jene niedergeschrieben ward, das Land zwischen Strisitze und Mulde, also nach meiner Darlegung die Gaue Zitizi, Lubaniz, Gezerisca, Quesizi und Siusili dem Archidiakonus und Propste von Neuwerk nicht unterstellt gewesen sein können. Diese Folgerung wird im besondern dadurch gestützt, daß der Gau Siusili mit seinen genannten Nebengauen ursprünglich zum Sprengel des Hochstifts Merseburg gehört hat. Gleichwohl ist für das spätere Mittelalter die Ausdehnung des Archidiakonats Halle-Neuwerk bis zur Mulde nicht zu bezweifeln, aber diese war erst möglich, nachdem die erwähnten Gaue in den Besitz des Erzstifts Magdeburg gelangt waren. Die Veranlassung dazu war folgende: Im Jahre 981 bewirkte der zum Erzbischof von Magdeburg erhobene frühere Bischof Gisilher von Merseburg

eine Aufteilung des Bistums Merseburg unter die benachbarten Diözesen Zeitz, Meißen und Magdeburg. Für sich, d. h. für das Erzstift Magdeburg, behielt Gisilher bei dieser Gelegenheit 9 Burgen, d. h. 9 Burgwartbezirke oder Gaue zurück, nämlich Schkeuditz, Wurzen, Püchau, Eilenburg, Düben, Pouch, Löbnitz und die bisher nicht gedeuteten Burgen Cotug und Geserisca, in denen ich Gottge westlich von Leipzig und Tiefensee zwischen Eilenburg und Löbnitz erkannt zu haben glaube. („sibi autem retinuit Gisilerus VIIII urbes, quarum sunt haec nomina: Scudici, Cotug, Vurcin, Bigni, Ilburg, Dibni, Puc, Luibanici et Gezerisca.")[1] Von diesem Raube gab später im Jahre 1015 der Erzbischof Gero von Magdeburg dem aufs neue errichteten Hochstifte Merseburg die Burgen Scudizi, Cotuh, Bichini und Uurcin zurück; die Herausgabe der übrigen versprach er zwar, schob sie aber hinaus,[2] und sie ist niemals eingetreten. Doch gelang es später dem Hochstift Meißen, in den Besitz des an Merseburg zurückgegebenen Wurzen zu gelangen. Es verblieb also ein beträchtlicher Teil des ehemals merseburgischen Sprengels bei dem Erzstifte Magdeburg, nämlich die Gebiete Düben, Pouch, Löbnitz, Gezerisca und Eilenburg. Düben und Pouch liegen auf dem östlichen Ufer der Mulde, kommen also hier nicht in Betracht. Da aber Eilenburg und Löbnitz sowie das zwischen ihnen gelegene Gezerisca (Tiefensee) zweifellos ehemaliger merseburgischer Besitz auf der linken Seite der Mulde waren, so ist klar, daß der Archidiakonat Halle-Neuwerk sie ursprünglich nicht umfaßt, also sich nicht bis an die Mulde erstreckt haben kann, und ferner, daß die Gaue zwischen Strisitze und Mulde eine Zeitlang einen eigenen Archidiakonus gehabt haben müssen. Fragt man, wo der Sitz dieses Archidiakonus oder seines Stellvertreters gewesen, so kann Winter recht haben, welcher vermutet, daß Niemegk bei Bitterfeld sein Sitz gewesen sei, weil seit der Pflanzung des Christentums in den östlichen Gauen auf der linken Seite der Mulde lange Zeit die dortige „große und kleine Kirche" die einzigen christlichen Stiftungen gewesen seien.[3] Freilich könnte man auch an das später als erzpriesterlicher Sitz hervortretende Gollmen bei Landsberg im Kreise Delitzsch denken. Wenn nun aber Winter weiter der Ansicht ist, daß der Propst des im Jahre 1136 zu Niemegk gegründeten Nonnenklosters nur bis zum Jahre 1150, in welchem jenes dem Kloster Lauterberg unterstellt wurde, diesen Archidiakonat verwaltet habe, und daß gelegentlich dieser Unterstellung schon im Jahre 1150 „der Archi-

[1] Thietmari Chronicon III, 9 (Mon. Germ. SS. III p. 761).
[2] Ebenda VII, 37 (Mon. Germ. SS. III p. 843); Kehr, Merseb. Urkundenb. S. 45.
[3] Magdeburg. Geschichtsblätter III, 2, S. 180 u. 181.

diakonatbezirk Niemegk" dem Propste zu Neuwerk zur Verwaltung mit überwiesen worden sei, so kann ich dieser Annahme nicht beistimmen. Denn dieser Archidiakonat, welcher doch schon vor dem Jahre 1136 bestanden haben muß, muß auch nach dem Jahre 1150 noch eine Weile fortbestanden haben, weil noch im Jahre 1194 Papst Cölestin dem Kloster Neuwerk nur den Archidiakonat von der Saale bis zur Strisitze bestätigt mit den Worten: „archidiaconatu Hallensi, qui protenditur usque ad hos fines, scilicet a fluuio Sala usque ad Schrisitze, a fluuio Elstra usque ad Vonam."[1] Hieraus folgt, daß der östliche Archidiakonat dem Propste zu Neuwerk erst nach 1194 unterstellt worden sein kann. Wann, das bleibt freilich noch zu ermitteln. Nur so viel läßt sich sagen, daß diese Überweisung vor dem Jahre 1331 erfolgt sein muß, weil in diesem Jahre Gollmen und Zörbig als zwei der vier zu dem Archidiakonat Halle gehörigen Erzpriesterstühle bezeichnet werden, in der Bezeichnung des Propstes von Neuwerk als „archidiaconus per quatuor sedes, scilicet Colmensem, Hallensem, Sorbeke et Brachstede."[2] Da als die beiden andern Erzpriestersitze Halle und Brachstedt genannt werden, so ergibt sich, daß der Archidiakonat Halle bis mindestens zum Ende des 12. Jahrhunderts nur aus dem Gaue Neletizi bestanden haben kann, während der Gau Zitizi dem Erzpriesterstuhle Zörbig, der Gau Siusili mit seinen Untergauen dem Erzpriesterstuhle Gollmen entsprochen haben wird. Eine Abgrenzung der vier Erzpriesterstühle Halle, Brachstedt, Zörbig und Gollmen gegeneinander ist bei dem Mangel eines Verzeichnisses ihrer Kirchen bis zur Auffindung eines solchen nicht herzustellen. Nur das wissen wir, daß etwa um das Jahr 1400 der erzpriesterliche Sprengel Halle-Neuwerk 28 Pfarrkirchen zählte, der des Stuhles Brachstedt 23, der des Stuhles Zörbig 16, der des Stuhles Gollmen aber 58[3], ein Verhältnis, welches zu dem Schlusse berechtigt, daß letzterer bei weitem die größte Ausdehnung gehabt haben muß. („Hec sunt parrochie, quae pertinent ad diocesim Magdeburgensem: in archidiaconatu novi operis sunt XXVIII, item in sede Bracstede XXIII, item in sede Zorbeke XVI, item in sede Cholmen LVIII.") Dasselbe lehrt auch das Ergebnis meiner Untersuchung über die politische Abgrenzung, welche uns — abgesehen von dem Gaue Nudzizi mit der sedes Bracstede — den Gau Neletizi mit der sedes Novum opus als erheblich größer als den Gau Zitizi mit der sedes Zorbeke, den Gau

[1] v. Ludewig, Reliquiae manuscr. V p. 64.
[2] Magdeburg. Geschichtsblätter II, 1, S. 58 u. 59.
[3] Winter in den Magdeb. Geschichtsblättern II, 1, S. 58 u. 59.

Siusili mit der sedes Cholmen dagegen wieder als erheblich größer als den Gau Neletizi erwiesen hat.

Es muß nun aber noch die Südgrenze der beiden Gaue Neletizi und Siusili gegen den Gau Skudizi (Chutizi) im Hochstift Merseburg bestimmt werden, von welcher Winter behauptet hat, sie könne nicht genau bestimmt werden.[1] Daß die Elster bis unterhalb Oberthau bei Schkeuditz nicht nur die Südgrenze des Gaues Neletizi war, sondern auch die Diözesen Magdeburg und Merseburg schied, ist erwiesen und allgemein zugestanden. Die weitere Scheidelinie bis zur Mulde aber ist ungewiß. Da jedoch feststeht, daß der Burgbezirk Schkeuditz, wie auch der Burgbezirk Püchen — wenn wir von dem Burgbezirke Cotuh (= Gottge) hier absehen wollen — ins Hochstift Merseburg gehört haben, daß ferner auch Röglitz (Rogalici) nördlich von Oberthau in das Stift Merseburg gehörte, dagegen Behlitz bei Eilenburg und Eilenburg selbst ins Erzstift Magdeburg, so ergibt sich schon hieraus, daß die Grenzlinie beider Hochstifter und damit die des Gaues Skudizi annähernd der jetzigen Landesgrenze zwischen Preußen und Sachsen auf dieser Strecke entsprochen haben muß. Sie ging also, wie schon bemerkt, unterhalb Oberthau von der Mündung des Reidebaches in die Elster aus, Oberthau sowie Röglitz, Schkeuditz und alle zu diesem Burgbezirke gehörigen Orte dem Stifte Merseburg und damit dem Gaue Skudici zuweisend. Doch ist hier nochmals darauf hinzuweisen, daß es nach Ausweis der oben angezogenen Urkunde von etwa 1167 den Anschein hat, als ob Döllnitz, Wesewitz und Lochau wegen ihrer kirchlichen Verbindung mit Radewell ursprünglich zu dem Gaue Neletizi und damit in den Archidiakonat Halle gehört hätten. Als Zubehör von Schkeuditz erscheinen im Jahre 1267: Rogelitz, Dobertowe, Ribsin;[2] 1270 5. 4. werden die „castra Zkudiz, allodium Hain, et villae Welderichesdorf, Nudungesdorf, Einuwiz et Breitenuelt, sitae in dicto districtu“ ausdrücklich als feoda ab ecclesia Merseburgensi bezeichnet.[3] Im Jahre 1271 21. 5.: Breitenfelt, Heyde, Quazniz, Hayn, Pelcquiz, Einuwiz, Tesnuwiz, Beytiz, Welderichesdorf, Nudungestorf;[4] ferner Rasnitz, Weßmar, Dewini, Tholenici und Wiederitz (Wederaz).[5] Die meisten dieser Orte sind bereits erklärt; mehrere bedürfen aber

---

[1] Winter in den Magdeburger Geschichtsblättern II, 1, S. 57.

[2] Kehr a. a. O. S. 265 u. 267.

[3] Kehr a. a. O. S. 293. Vgl. übrigens betreffs dieser Zugehörigkeit meine Ausführungen in den Mansfelder Blättern III, S. 96—99. Eisleben 1889.

[4] Küstermann a. a. O. S. 103 u. 104 und Kehr S. 307 u. 308.

[5] Schmekel a. a. O. S. 88; Kehr a. a. O. S. 71 u. 387.

noch eines Nachweises. Klar sind folgende: Röglitz, nördlich von Oberthau, Oberthau und Rübsen a. d. Elster, Breitenfeld, nordöstlich von Schkeuditz, Hohen-Heida, nordöstlich von Wahren, Quasnitz, östlich von Schkeuditz a. d. Elster. Hain ist nach meiner Ansicht Hayna, nordöstlich von Schkeuditz, kaum Hänichen, westlich von Quasnitz; Pelquitz ist unbekannt; Ennewitz liegt am Ursprunge des Strengebaches; wüst Tesenitz nahe nordwestlich vom Bornhöck und nördlich von Wesenitz; Beuditz, östlich von Groß-Kugel; ferner wüst Welsdorf (aus Welderichesdorf entstellt), südöstlich von Beuditz; Nudungesdorf ist unbekannt. Küstermann sagt, es sei Neudingsdorf. Aber wo lag dieses? Rasnitz und Weßmar liegen westlich von Schkeuditz a. d. Elster; die Winniger Mark (= Dewini) liegt nördlich von Wesenitz und südlich vom Bornhöck (Bordenhoge); Döllnitz, unweit der Reidemündung an der Elster, Wiederitzsch, südöstlich von Breitenfeld. Demnach scheint der Burgwartbezirk Schkeuditz das Gelände nördlich der Elster von dem Reidebach an bis in die Gegend von Wiederitzsch und Hohen-Heida umfaßt zu haben. Nördlichste Orte scheinen Thesenitz, Heide, Beuditz, Ennewitz, Hayna, Breitenfeld, Wiederitzsch gewesen zu sein.

Was nun den weiteren Verlauf der Grenze zwischen den beiden Hochstiftern Magdeburg und Merseburg betrifft, so hat bereits E. Jacobs[1] nachgewiesen, daß Machern (Macherin), Brandis (Brandiz) und Püchau (Bichin) in das Hochstift Merseburg gehörten, dagegen Delitzsch, Behlitz bei Eilenburg und Eilenburg selbst in die Diözese Magdeburg. Freilich liegen fast alle diese Orte ziemlich weit von der vorauszusetzenden Grenze ab. Es lassen sich aber mehrere Orte nachweisen, die ihr beträchtlich näher liegen. So geht aus einer Urkunde des Papstes Innocenz III. vom 21. 3. 1202[2] hervor, daß Wölpern, südwestlich von Eilenburg (Welperede), Wöllmen noch weiter von da nach SW. zu (Wiltuwum) und Weltewitz (Wiltuiz und Weltewice), nordwestlich von Wöllmen, ebenfalls in die Magdeburger Diözese gehörten. Wenn ferner im Jahre 1238 Markgraf Heinrich von Meißen und Graf Dietrich von Brena dem Kloster Gerbstedt die Vogtei der Dörfer Liemena und Burghausen überlassen und dabei der Propst Poppo von Neuwerk bei Halle zusammen mit dem Propste Berthold von Lauterberg (Sct. Petersberg) Zeugen sind,[3] so dürfte dieser Umstand dafür

---

[1] Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg II, 2, 185ff.

[2] Eckstein, Chron. montis sereni p. 66. — v. Dreyhaupt, Saalkreis II. S. 872—874 und a. a. O. — Vgl. v. Mülverstedt, Regg. Archiep. Magd. II, p. 72.

[3] Krühne, Urkundenbuch der Mansfelder Klöster S. 18.

sprechen, daß die beiden Dörfer im Magdeburger Sprengel lagen, wofür ja ohnedies spricht, daß dicht neben Liehmena und dem wüst gewordenen Burghausen das ebenfalls wüst gewordene Rogaz in pago Susalin (wüste Mark Racks) liegt, von Kupsa westlich von Eilenburg (Gubici in pago Quesizi in burgwardio Ilburg) ganz abgesehen, neben welchem etwas nach Osten zu das schon genannte Behlitz liegt.

Dagegen werden als Zubehör von Bansz (Panitzsch, östlich von Leipzig a. d. Parthe), welches Hoyer von Friedeburg an den Bischof Friedrich von Merseburg abgetreten hatte und überdies merseburgisches Lehn war, folgende inter Lypzik (Leipzig) und Nova curia (Naunhof) gelegene Orte genannt: Cwenuurten (Zweenfurt), Borsdorf (a. d. Parthe), Altena (Alten, westlich von Borsdorf), Wolueshain (südlich vom vorigen), Schonenuelt (Schönfeld, nordöstlich von Leipzig) und Volcwartisdorf (Volkmarsdorf, östlich von Leipzig).[1] Damit ist auch die Gegend an der unteren Parthe als zum Bistum Merseburg gehörig erwiesen.

Demnach muß die Grenze zwischen den Hochstiftern Magdeburg und Merseburg östlich von Schkeuditz so gelaufen sein, daß Breitenfeld, Wiederitzsch, Hohen-Heida, Taucha, Panitzsch (Bans), Brandis, Machern und Püchau merseburgisch, dagegen Kupsa, Behlitz, Liemena, Burghausen, Racks, Weltewitz, Wöllmen, Gotha (Chut civitas cum toto eius territorio siue burgwardio),[2] Wölpern und Eilenburg magdeburgisch waren.

Unterhalb Püchau (oder Püchen) traf diese Grenzlinie die Mulde. Hier hatten die drei Diözesen Magdeburg, Merseburg und Meißen ihren Scheitelpunkt, so daß das rechte Muldenufer bis Püchau meißnisch.

---

[1] Kehr, Merseburger Urkundenbuch S. 290. — Küstermann (ebenda S. 291) erklärt Cwenuurten, völlig irregehend, für Zweinaundorf.

[2] Kehr, Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg I, S. 32. Wenn Kaiser Heinrich II. in seiner Urkunde vom 24. Februar 1004 von Chut sagt, daß es in provincia Scudici liege, so dürfte daraus hervorgehen, daß der Burgwartbezirk Chut (Gotha), dessen Burgstelle das östlich gelegene Groitsch a. d. Mulde gewesen sein wird, ursprünglich zum Gaue Skudici gehört hat, aber vom Kaiser an Magdeburg überwiesen worden ist als Entschädigung für den bei der Wiederherstellung des Bistums Merseburg erlittenen Verlust („ne per nos eadem sacri archiepiscopii sedes quasi imminuta damnum pati videretur") und seitdem zum Gaue Quesizi bezw. Siusili gerechnet sein wird. Jedesfalls gehörte seit 1004 die ganze Umgebung von Gotha (Chut) zum Magdeburger Sprengel. Übrigens halte ich es für sehr wohl möglich, daß der ganze pagus Chutici von diesem seit 1004 abgetrennten territorium Chut seinen Namen empfangen hat, daß aber nach der Abtrennung des Territoriums Chut, weil jetzt der Name Chutici seine Berechtigung verloren hatte, die Benennung nach der Burg Skudizi üblich geworden ist.

das linke oberhalb Püchau merseburgisch, unterhalb aber magdeburgisch war.

Zum Schlusse bleibt noch eins klarzustellen. Da im Jahre 1163 der Erzbischof Wichmann das Zehntrecht, welches ihm in dem „pagus Lubaniz infra terminos Magdeburgenses“, also in dem zwischen Bitterfeld und Eilenburg auf der linken Seite der Mulde gelegenen Löbnitzgaue zustand, an das Hochstift Meißen, welches im Löbnitzgaue beträchtlichen Güterbesitz hatte, gegen Überlassung des Zehntens in Prettin abtrat, so könnte es wegen des Ausdruckes infra terminos Magdeburgenses scheinen, als ober dieser Gau außerhalb des magdeburgischen Stiftsgebietes gelegen hätte; und so faßt in der Tat v. Mülverstedt die Stelle auf, da er infra durch außerhalb übersetzt. Jedoch daß diese Übersetzung, durch welche er sich zu Winter in Widerspruch setzt, welcher infra mit „innerhalb“ übersetzt, nicht richtig ist, beweist schon der Umstand, daß Lubaniz einer der von dem Erzbischof Gero für Magdeburg zurückbehaltenen, ehemals merseburgischen Gaue war, von dessen späterer Zurückgabe nicht das Geringste verlautet; ferner, daß das Gebiet oberhalb des Löbnitzgaues, also der Gau Quesizi, mit Eilenburg später immer zum Erzstift Magdeburg gehört hat, und endlich, daß auch alles auf der rechten Seite der Mulde gegenüber liegende Land von Pouch und Düben bis nach Püchau hin magdeburgisches Stiftsland gewesen ist, so daß also der Löbnitzgau von solchem rings umschlossen war. Doch schon die oben angezogene Stelle aus dem Kapitulare Karls des Großen vom Jahre 802 ‚infra suam parochiam‘ (= innerhalb seines Sprengels) beweist, daß „infra terminos Magdeburgenses“ nur übersetzt werden kann: „innerhalb der Grenzen des Erzstifts Magdeburg“.

Die geographisch bedingten wirtschaftlichen Grundlagen der Magdeburger Gegend.

Von

T. Jacob.

Als die Grundfaktoren des wirtschaftlichen Lebens eines Volkes dürfen der Grund und Boden, die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen, sowie die staatlichen Gesetze und die öffentliche Verwaltung angesehen werden. Die letzteren Faktoren stehen außerhalb unserer Betrachtung;

die beiden ersten werden, innerhalb der Grenzen des Themas, nach ihren gegenseitigen Beziehungen untersucht werden.

Das wirtschaftliche Leben zeigt sich in erster Linie in dem Verhalten des Menschen gegenüber dem von der Natur Dargebotenen. Aus ihrer Hand empfängt er Grund und Boden. Den großen gesetzlich wirkenden Naturkräften muß er sich beugen. Aber er ist befähigt und berufen, der Gesetzlichkeit nachzuspüren und ihren Wirkungen zu begegnen. Das Erdreich wird für ihn zum Lagerhaus, dessen Schätze zu heben er berufen ist. Die günstigen Eigenschaften von Grund und Boden kann er steigern, die ungünstigen mildern, die Vorteile der Lage und der Bewässerung ausnützen, den Nachteilen abhelfen.

Durch die Niederlassung tritt der Mensch zu seiner Erdlokalität in ein besonders nahes Verhältnis. Im Bereich der Siedlungen muß man die Menschen aufsuchen, um zu erkennen, welche geographischen Verhältnisse für die Art ihres wirtschaftlichen Lebens bestimmend gewesen sind und die Intensität ihrer Betätigung begünstigt oder gehemmt haben.

Die Betrachtung wird sich demnach in zwei Teile gliedern.

Der erste soll eine Untersuchung der geographischen Verhältnisse der Gegend von Magdeburg nach Entstehung, Orographie, Hydrographie und Klima, nach Bodenbeschaffenheit, Bebauung und Wegsamkeit umfassen und zeigen, wie sich das Territorium zur Besiedlung verhält, und welche Verhältnisse dem wirtschaftlichen Leben der Bewohner als Grundlage dienen.

Die Wirkung der geographischen Bedingungen aufs Wirtschaftsleben läßt sich durch eine Volksdichtekarte veranschaulichen. Eine solche wird den zweiten Teil der Arbeit bilden. Ihr sind Tabellen und ein erläuternder und zusammenfassender Text beigefügt.

Mit dem Begriff „Gegend von Magdeburg" verbinden sich ganz bestimmte Vorstellungen, nämlich 1. die der Elbniederung bei Magdeburg, 2. der Börde und 3. der Braunkohlen- und Salzindustriegebiete dieser Gegend. Es wird sich somit im wesentlichen um die Darstellung eines Gebietes westlich der Elbe handeln.

Eine Gliederung des Gebiets ergibt sich ganz natürlich. Westlich und südlich von Magdeburg erstreckt sich die Börde, die im N. und NW. allmählich in eine waldreichere Region übergeht. Im S. und SW. legt sich wie ein breites Band quer durch unser Gebiet die Region der Braunkohlen und des Salzes, ihrerseits im SW. begleitet von einem zweiten mit guten Bodenverhältnissen ausgestatteten Gelände. Die Elbniederung kehrt dem Gebiete die konvexe Seite eines weiten Bogens

zu. An sie schließt sich nach O. zu ein im Gegensatz zur Börde nur wenig fruchtbares Gebiet, das seinen geographischen Bedingungen nach nicht unter den Begriff „Gegend von Magdeburg“ gehört. Es soll deshalb in der folgenden Betrachtung auch nur gestreift werden.

In politischer Beziehung gehört dem Gebiet der Kreis Wanzleben ganz und größere oder kleinere Teile der Kreise Wolmirstedt, Neuhaldensleben, Oschersleben, Aschersleben, Kalbe und Jerichow I an: außerdem liegt innerhalb der Grenzen des Kartenblattes eine Gemeinde des Kreises Jerichow und zwei Gemeinden des Kreises Gardelegen. Zwei kleine Gebietsteile braunschweigischen Landes finden sich am W.-Rande des Kartenblattes[1] und im S. ein Streifen Anhaltischen Gebiets.[2] Auch zwei westelbische und zwei ostelbische Enklaven von Anhalt liegen innerhalb der Grenzen.

I.

Die Gegend von Magdeburg ist ein Teil des Norddeutschen Flachlandes und teilt mit diesem die allgemeinen Züge der Entstehung und Oberflächengestaltung.

Das Norddeutsche Tiefland umfaßt einen Teil des W. der großen europäischen Tieflandsregion. Unter seiner heutigen Oberfläche ruht diejenige, die in früheren geologischen Zeitaltern sein Antlitz bildete. Von dem ihm südlich vorgelagerten Horsten paläozoischer Auffaltung des sog. Variskischen Systems[3] trennte sich in der Tertiärzeit das norddeutsche Gebiet durch mächtige Sprünge, die sich noch heute in der Oberflächengestalt andeuten. Die abgelöste Scholle nahm insofern noch weiter an der gewaltigen Störung teil, als sie besonders weitgehende Dislokationen durch Spaltenbildung erlitt. Zugleich erfolgten horizontale und vertikale Verschiebungen der einzelnen Schollenteile. Der Beweis für diese Annahme wird durch die Tatsache erbracht, daß, wo immer anstehendes Gestein im Flachlande hervortritt, sich eine große Verschiedenheit im Streichen und Einfallen der Schichten feststellen läßt. Erodierende und denudierende Kräfte haben das unruhige ehemalige Oberflächenbild verschärft oder gemildert, weichere Schollenkanten abgetragen und härtere schärfer hervortreten lassen.[4]

[1] Nach Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig. Herausgegeben vom statistischen Bureau des herzoglichen Staatsministeriums 1895, Heft XII.

[2] Nach Weyhe, Die Volksdichte im Herzogtum Anhalt, Mitteilungen des Vereins für Erdkunde. Halle 1889.

[3] Brückner, Die feste Erdrinde und ihre Formen, S. 163.

[4] Wahnschaffe, Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes, S. 15.

In der Oberfläche der Gegend von Magdeburg sind Spuren dieser Vorgänge bemerkbar.

In gleicher Ausdehnungsrichtung mit dem Nordrande des Harzes zieht sich von Gommern (südöstlich von Magdeburg) über Magdeburg und weiter in nordwestlicher Richtung ein Zug paläozoischen Gesteins hin. Er ist zu betrachten als die schwache Aufbiegung des Randes einer Scholle, deren fast parallel laufender Südrand den Abfall des Harzes begleitet. Im westlichen Teile des nördlichen Bruchrandes, westlich und südwestlich von Neuhaldensleben, fehlen vulkanische Gesteine, Porphyre, nicht. Das flache Schollenbecken ist erfüllt von Sedimenten der Zechstein-, der Trias-, Jura- und Kreidezeit, an die sich das Tertiär anschließt.

Wie das Profil (Fig. 1) zeigt, erfährt die Mulde eine Teilung durch mehrere Faltensättel, zwischen denen die Sedimente vor Abrasion geschützt waren. Der bedeutsamste ist für uns der Staßfurter Rogensteinsattel.

Orographisch treten die Sättel sehr wenig hervor. Aber man kann ihren Verlauf doch verfolgen. Außerdem weist die linienhafte Anordnung einiger Steinbrüche auf sie als diejenigen Stellen hin, an denen älteres Gestein zutage tritt.[1] Als Liegendes des Diluviums machen sich die unter einer dünneren Deckschicht ruhenden Gesteinsarten dadurch kenntlich, daß sie einen verschieden guten Untergrund für das Ackerland abgeben.

[1] Vergl. Karte 1.

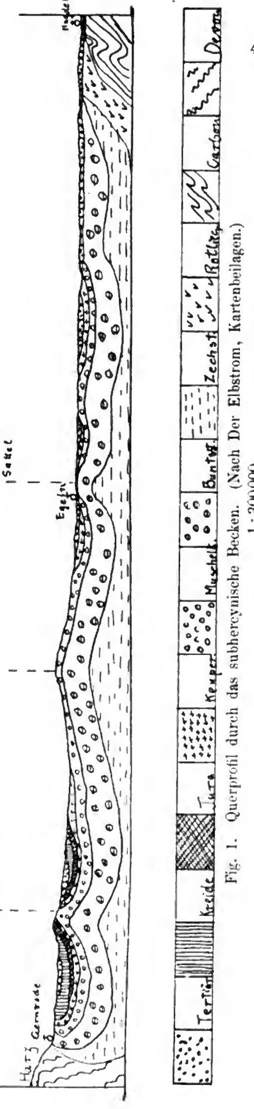


Fig. 1. Querprofil durch das subhercynische Becken. (Nach Der Elbstrom, Kartenbeilagen.) 1 : 300000.

Von der größten Wichtigkeit sind für unser Gebiet die Formationen, welche die Bodenschätze des Salzes und der Kohle einschließen.

Das Salz ist an kein bestimmtes geologisches Zeitalter gebunden und kann von den ältesten Formationen an auftreten, wenn die Bedingungen zur Ablagerung vorhanden waren. In unserm Gebiet ruht es in der Zechsteinformation, die konkordant vom Buntsandstein überlagert ist. Es ist das Ergebnis einer nach Tausenden von Jahren zählenden Tätigkeit im Haushalt der Natur. Die von ihm bedeckte Mulde, deren Grenzen über unser Gebiet hinausreichen, bildete ehemals ein fast ständig durch eine Barre vom Hauptmeer abgeschlossenes Becken. Die schichtenweise Ablagerung des Salzes und der in seiner Begleitung auftretenden Stoffe erlaubt uns, den Bildungsvorgang denkend zu verfolgen und auf lange Perioden der ungestörten Verdunstung und darauf folgende Neuüberflutungen zu schließen.

Im einzelnen weisen die Salzbergwerke in ihrem Aufbau große Verschiedenheiten, im allgemeinen aber Übereinstimmung auf. Gewöhnlich wird die unterste Lage von dem mehrere hundert Meter mächtigen „älteren" Steinsalz mit Anhydrit-„Jahresringen" gebildet und daher schlechthin als Anhydritregion bezeichnet. An die Stelle dieses wasserfreien Calciumsulfats tritt in den oberen Regionen eine Folge andrer Sulfate, die teils ursprüngliche Ablagerungen, teils wahrscheinlich Zersetzungen und Umbildungen älterer Salze sind. Im Laufe der Zeit ist der hohe Wert dieser zuerst als unrein entfernten „Abraum"- oder Kalisalze für Landwirtschaft und technische Verwertung erkannt worden. Über dem Salz hat sich eine durch die damaligen klimatischen Verhältnisse zu erklärende Staubschicht abgelagert, die als Salzton oder Salzmergel vorhanden ist, wo sie nicht durch tektonische Vorgänge zerrissen worden ist.[1] Darüber hat sich unter mannigfach verschiedenen Bedingungen ein sekundäres „jüngeres" Steinsalz niedergeschlagen.

Nach dem heutigen Stande der Bohrungen in unserm Gebiet erreicht die horizontale Erstreckung der Salzlager fast 100 qkm.[2]

Die Braunkohlen liegen im Tertiär und zwar im Unteroligocän eingebettet. Da die eocänen Ablagerungen in der Gegend von Magdeburg fehlen, so darf man für diese Zeit eine terrestre Epoche annehmen, während welcher die Braunkohlenflora sich entwickeln konnte. Sie wurde unter den Fluten der Oligocänzeit begraben. Bezeichnend

[1] Lang, Kalisalzlager, S. 38.

[2] Vergl. Karte 1 und Westphal, Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen 1902. Bd. 50, S. 25.

ist für unser Braunkohlengebiet, im Gegensatz zu denjenigen der Lausitz und Böhmens, das Fehlen des vulkanischen Gesteins.

Ein Zusammenhang der bisher abgebauten Reviere wird für große Strecken angenommen, wenn er auch im einzelnen noch zu beweisen ist. Neben einem Hauptzuge finden sich Mulden von geringer Ausdehnung.[1]

Die miocäne Flut berührte vielleicht eben den Saum unsers Gebiets; Tiefbohrungen haben miocäne Ablagerungen in einigen unserm Gebiet benachbarten Regionen getroffen. Die Bohrungen[2] haben außerdem einen Beweis dafür erbracht, daß die Oberkante des alten Gesteins in ihren Niveauverhältnissen im Antlitz des Flachlandes nur in den allgemeinsten Zügen angedeutet wird, wie in den erwähnten großzügigen von SO. nach NW. streichenden Linien und einigen Rinnen, z. B. im Elblauf, daß aber im speziellen die Oberfläche in tertiärer und nachtertiärer Zeit sich neu und eigenartig gestaltet hat.

Dazu trugen besonders in diluvialer Zeit das Inlandeis und seine Wirkungen bei.

Der Hauptstrom des Eises ging von Norwegen aus, schob sich im Gebiet des Ostseebeckens vor, nahm seitliche Zuflüsse von Eisströmen auf, teilte sich südlich der heutigen Insel Bornholm und strömte in das Norddeutsche Flachland.[3] Wenn an der Dreiteilung der Eisbedeckung festgehalten und dem ersten Vorstoß eine geringere Ausdehnung beigemessen wird als dem nach einer Periode des Eisrückgangs stattfindenden erneuten und mächtigeren zweiten Vordringen, so darf unser Gebiet im W. der Elbe nach seiner Oberfläche in weitgehender Bedeutung als Schöpfung dieser zweiten Periode, der Periode des Unterdiluviums und der darauffolgenden Interglazial- und Abschmelzperiode, betrachtet werden.[4] Im O. der Elbe, nämlich an der westlichsten Abdachung des Flämings, lassen sich dagegen Ablagerungen einer dritten Eisbedeckung annehmen.

Über die Richtung der Eisbewegung sind Zeugen vorhanden in Schrammen auf anstehendem Gestein bei Magdeburg, Gommern, Hundisburg (nordwestlich von Magdeburg) und (Groß-)Wanzleben auf der Börde. Die Richtung darf als nordöstlich — südwestlich, und sehr

[1] Vollert, Der Braunkohlenbergbau im Oberbergamtsbezirk Halle, S. 48.

[2] Wahnschaffe, Ursachen usw., S. 34 u. f.

[3] Desgl. Jahrbuch der Königl. Preuß. geologischen Landesanstalt 1898, S. 62. Desgl. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1883, S. 831.

[4] Klockmann, Jahrbuch d. Königl. Preuß. geologischen Landesanstalt 1883, S. 238.

abweichende Schrammen dürfen als lokale Ablenkung bezeichnet werden.[1]

Hat innerhalb unserer Grenzen das Inlandeis auch seine orographisch bedeutsamsten Formen, die Endmoränen, nicht hinterlassen, so sind doch die Wirkungen der akkumulierenden Tätigkeit des Eises selbst, desgleichen die Folgen der erosiven Tätigkeit der Schmelzwasser deutlich erkennbar.

Die zunächst auf dem festen Gestein ruhende diluviale Schicht besteht aus (unterem) Geschiebemergel, dem als Grundmoräne transportierten Material. Wo immer das überschrittene Gestein zertrümmerbar war, ist die Moräne mit örtlichem Gestein gemischt und kann als Lokalmoräne bezeichnet werden. Die nordischen und lokalen Gesteine sind durch Geschiebelehm zu festen Konglomeraten verkittet oder in Granden eingebettet. Das herbeigeschaffte große Material ist für steinarme Gegenden wertvoll, muß aber aus dem Bett des Elbstroms als lästig entfernt werden.

Die Zeit der Ablagerung erschließt sich aus der Fauna oder dem Vorhandensein des Elbsandes.[2] Nach seiner Beschaffenheit und dem Grade seiner Durchlässigkeit wirkt der Geschiebemergel auf die ihn überlagernde, durch die Schmelzwasser zu Löß umgebildete Schicht. Der Bördelöß dürfte somit nicht als äolische, sondern wie der Missisippilöß als fluviatile Bildung anzusehen sein.[3]

Dem Löß verdankt die Börde ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und damit die Grundlage ihres wirtschaftlichen Wohlstandes. Es lassen sich bei ihm zwei Hauptschichten unterscheiden, der untere „gelbe" Löß und der obere „dunkle humöse", der durchschnittlich 0,5 m mächtig ist. Die Humusanhäufung scheint auf die Umbildung einer Steppenflora zurückzuführen zu sein, die vielleicht während des langen Zeitraums der Interglazialzeit oder doch aber einer jungdiluvialen Periode sich hier ausbreitete.[4] Die Zusammensetzung des Löß bedingt lokal die Fruchtbarkeit des Ackers.

In die Terraingestaltung bringen die Ablagerungen der Diluvialzeit eine zweite charakteristische Linie, die nord-südliche, bezw. süd-

---

[1] Wahnschaffe, Ursachen usw., S. 92 u. f.

[2] Desgl. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1883, S. 834.

[3] Salisbury, Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1888, S. 272.

[4] Ob das Urstromtal oberhalb Magdeburg eine nordwestliche Fortsetzung (Saale, Bode, Ocker, Weser) besessen, oder seine Wasser unterhalb Magdeburg durch das Ohretal der Weser zugeführt hat, ist noch immer eine umstrittene Frage. — Der Elbstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse. Herausgegeben von der Königl. Elbstrombauverwaltung zu Magdeburg, II, S. 185.

west-nordöstliche. Orographisch treten die jüngeren Formen deutlicher hervor als die älteren.

Mit dem Beginn des Eisrückzuges bildeten sich südlich des Eisrandes große Staubecken und im weiteren Verlauf breite Abflußrinnen des Schmelzwassers. Die südlichste und mächtigste, das Breslau-Magdeburger Haupttal, durchzieht mit ihrem westlichen Teile unser Gebiet;[1] sie wird durch die breite Elbniederung bezeichnet. Das Tal ist eine der obenerwähnten, alten tektonischen Rinnen. Nach Grünsandablagerungen bei Magdeburg zu schließen, hat der Elbstrom hier einen mitteloligocänen Vorgänger gehabt.[2]

Die Schmelzwasser erodierten endlich östlich des Schollenrandes ein mehrere Kilometer breites Bett, trugen hier das lose Material weiter fort oder lagerten es um, bildeten tiefere Rinnen und füllten sie wieder aus, um abermals neue zu schaffen. Zwischen den verschiedenen Flußwegen blieben alt- und jungdiluviale Inseln stehen. Diese Inseln und niedrige Dünenzüge aus Elbsand bilden die geringen Erhebungen der Elbniederung. Im wirtschaftlichen Leben heben sich die Gebiete der fruchtbaren Inseln und sandigen Landstriche scharf voneinander ab durch ihre sehr verschiedene Ertragsfähigkeit. Die Elbniederung liegt im Mittel 50 m über Meer, während die seitlichen Randlinien des diluvialen Tales, seine „Hochufer", eine Höhe von 55—65 m erreichen.

Der heutige Strom bezeichnet keineswegs die Mittellinie des alten Strombettes, sondern er nähert sich, sehr zum Vorteil der Siedlungen, streckenweise dem Hochufer, z. B. zwischen Schönebeck und Magdeburg dem westlichen Hochufer. Nördlich von Magdeburg berührt er bei Hohenwarthe das östliche Hochufer.

So lange der Strom sich selbst überlassen blieb, war sein Lauf ein häufig gespaltener und viel gewundener. Seit Jahrhunderten hat der Mensch an seiner Verbesserung gearbeitet, aber erst seit 1866 verschafft die planvoll durchgeführte Regulierungstätigkeit der Elbe als Verkehrsstraße Sicherheit und Zuverlässigkeit und schützt die anliegenden Ländereien vor Verheerung. Der Stromlauf ist der Luftlinie durch Abschneidung großer Flußschlingen mehr und mehr angenähert worden.

So ist z. B. die Entfernung zwischen Magdeburg und Hohenwarthe seit 1740 von 23,7 km auf 12,4 km verkürzt worden. Die angestrebte Geradelegung des Laufes bedingt eine Vergrößerung des Gefälles, wodurch wiederum für eine beschleunigte Wasserabführung gesorgt wird. Die schärfsten erhaltenen Krümmungen haben auf unserer Strecke einen

[1] Der Elbstrom, I, S. 196.

[2] Schreiber, Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1889, S. 604.

Krümmungsradius von 500—600 m.[1] Sie sind für die Schiffahrt kein Hindernis mehr. Die ehemaligen Flußläufe werden häufig noch bezeichnet durch Schlenken, Kolke oder große Teiche, die gewöhnlich „Seen" genannt werden. — Eine immer wasserführende Spaltung erleidet die Elbe nur zweimal, bei Magdeburg selbst und oberhalb dieser Stadt zwischen Dornburg (Anhalt) und Salbke.

Von schützenden Deichen werden die Uferländereien fast auf der ganzen Strecke begleitet. Nur selten tritt das hochwasserfreie Hochufer nahe genug an den Strom heran, um den künstlichen Schutz entbehrlich zu machen. Durch die Deiche ist das natürliche Überschwemmungsgebiet außerordentlich eingeschränkt worden. Es hat z. B. für die Strecke Saale-Ehlemündung eine mittlere Breite von 7,4 km, während die in die Deiche gefaßte Hochwasserbreite im Mittel nur 2 km beträgt,[2] so daß der dauernden Ausnutzung hier eine bedeutende Fläche Landes gewonnen ist.

Um für das Hochwasser größere Abflußmöglichkeit zu schaffen, ist der etwa 30 km lange Umflutkanal angelegt worden. Er stellt zwischen der Elbe oberhalb Magdeburg und der Elbe unterhalb dieser Stadt zur Hochwasserzeit eine Verbindung her, durch die der Strom auf der entsprechenden 36 km langen Strecke entlastet wird. In dem nördlichen Teile umfassen die Deiche der Umflut den Unterlauf der von SO., dem Abhang des Flämings herkommenden Ehle, die unterhalb Biederitz ihren Lauf nach NNO. fortsetzt, während zur Hochwasserzeit die Fluten sich frei über die Elbniederung dem Strome zu ergießen.

Die Ufer des Stromes selbst sind durch Bauten befestigt, um der ununterbrochenen Geschiebezufuhr durch Absturz Einhalt zu tun. Einer störenden Verflachung wird durch Baggerung entgegen gearbeitet, Geröll und zahlreiche am Grunde eingebettete Baumstämme werden durch Hebung entfernt. In dem von festen Felsriffen durchquerten Flußbett in Magdeburg ist der feste Stein z. T. weggebrochen worden. — So sind die Anwohner des Flusses unermüdlich tätig, den Strom zu bändigen, die benachbarten Ländereien zu schützen und ihn selbst zu einer immer besseren Verkehrsstraße zu machen.

Sein ehemaliges Überschwemmungsgebiet hat der Strom im Laufe der Zeit mit einer 1—2 m mächtigen Schlickdecke versehen.

Der Elbschlick besitzt durch seinen Tongehalt und das Fehlen von Kalkbestandteilen große Vorzüge für die Verwendung in der Ziegelfabrikation.

[1] Der Elbstrom, Statistik, S. 40.

[2] Der Elbstrom, I, S. 251.

<table>
<tr><th rowspan="3">Fundort</th><th rowspan="3">Grand über 2 mm</th><th colspan="4" rowspan="2">Sand</th><th colspan="2">Tonhaltige Teile</th><th rowspan="3"></th></tr>
<tr><th>Staub</th><th>Feinste Teile</th></tr>
<tr><th>2—1 mm</th><th>1—0,5 mm</th><th>0,5—0,1 mm</th><th>0,1—0,05 mm</th><th>0,05—0,01 mm</th><th>unter 0,01 mm</th></tr>
<tr><td rowspan="2">Lagoische Ziegelei Magdeburg, Berliner Chaussee</td><td rowspan="2">—</td><td colspan="4">10,58 %</td><td rowspan="2">16,20 %</td><td rowspan="2">73,22 %</td><td rowspan="2">Aus ½ m Tiefe</td></tr>
<tr><td>0,14 %</td><td>1,20 %</td><td>3,74 %</td><td>5,50 %</td></tr>
<tr><td rowspan="2">"</td><td rowspan="2">—</td><td colspan="4">7,14 %</td><td rowspan="2">4,24 %</td><td rowspan="2">88,62 %</td><td rowspan="2">Aus 1 m Tiefe</td></tr>
<tr><td>0,08 %</td><td>0,36 %</td><td>2,46 %</td><td>4,24 %</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Zum Vergleich: Wechselschlick Königsdorf, Kl.-Werder</td><td rowspan="2">0,26 %</td><td colspan="4">22,98 %</td><td rowspan="2">23,96 %</td><td rowspan="2">51,88 %</td><td rowspan="2">[1]</td></tr>
<tr><td>—</td><td>0,08 %</td><td>13,06 %</td><td>9,84 %</td></tr>
</table>

Die mit dem guten Elbschick ausgestatteten Distrikte sind regellos, oder scheinbar regellos in der Elbniederung verstreut. Auch an den Talrändern fehlen sie nicht.

Westlich vom Elbtal erhebt sich die Börde, die, ihre Randgebiete eingerechnet, sich zwischen der Elbe und Bode, dem Quellgebiet der Aller und der Ohre erstreckt. Feste Grenzen lassen sich für die Börde nicht aufstellen; allmählich geht sie in ihre Saumgebiete und nach S. in die Industrieregion der Bodesenke über.

Es lassen sich in der Börde, von der Elbe ausgehend, drei nach W. hin ansteigende Regionen unterscheiden, die durch die diluvialen Höhenränder getrennt sind.[2] Deutlich ausgeprägt ist besonders der östliche Rand. Die Ortschaften seines östlichen Vorlandes erreichen die Höhenlinie von 100 m nicht, westlich von ihm liegen sie ausnahmslos höher. Auf der dritten Stufe wird namentlich nach SW. zu die Höhe von 150 m überschritten. Die verstreut liegenden Einzelhöhen erreichen auf der ersten und zweiten Stufe nirgends eine Höhe von 150 m; nur auf den die Aller rechts und links begleitenden Höhenzügen wird die 160 m- und 200 m-Isohypse erreicht und überschritten. Nach S. neigen sich die Allerhöhen zur Bodesenke. Jenseits derselben finden sich im Huy- und Hackelwald die größten Höhen.

Eine Höhenschichtenkarte mit 50 m Abständen würde sich in unserm Gebiet verhältnismäßig einfach gestalten. Die 50 m-Isohypse begleitet die Flüsse in flachen Kurven und buchtet, besonders nach den Zuflüssen

---

[1] Wahnschaffe, Abhandlungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen 1885, S. 93 und 96.

[2] Vergl. Karte 1.

hin, ins Land hinein aus. Während sie im Ohretal den Fluß fast die Mittellinie bezeichnen läßt, läuft sie im Gegensatz dazu am Elbstrom in ungleichmäßigen Abständen entlang. Oberhalb Wolmirstedt, das durch seine Lage die ehemalige Ohremündung bezeichnet, wendet sie sich in fast nord-südlicher Richtung auf Magdeburg zu und bildet dadurch eine natürliche Fortsetzung des nördlich von Wolmirstedt liegenden Talrandes. Von Magdeburg an bewahrt sie im großen und ganzen südöstliche Richtung und läuft z. T. so nahe am Stromufer entlang, daß sie die Buhnen berührt. Oberhalb Schönebeck gibt sie einem breiteren Tale Raum, das auch den vielgewundenen Saaleunterlauf einbegreift.

Die 100 m-Isohypse folgt im S. der Ohre, wenn von der Ausbuchtung an der Bever abgesehen wird, der 50 m-Isohypse fast parallel und wendet sich in einem stumpfen Winkel nach S., indem sie zur 50 m-Isohypse etwa die Breite der Elbtalniederung als Entfernung innehält. Sie überschreitet den 52.° nicht, sondern verläuft nach NW., ebenso wie eine sich südlich der Bode hinziehende Linie gleicher Höhe. Auf diese Weise wird die Bodesenke als unter 100 m liegend gekennzeichnet. Von der Umrandung aus greift die 100 m-Linie verschiedentlich an den in der diluvialen Decke erodierten Flußtälern aufwärts in das Innere der Börde ein und macht das Bild zu einem reicher gegliederten.

Die 150 m-Isohypse wird in den Allerhöhen und im Huy- und Hackelwald überschritten.

Die diluviale Hochfläche im Osten des Elbtales liegt unter 100 m und senkt sich allmählich zur 50 m-Isohypse, die den Ostrand des Elbtales bezeichnet.

Im Hinblick auf die für die Bodenform als charakteristisch bezeichneten Linien, ordnet sich das Flußnetz westlich der Elbe zu einem ziemlich regelmäßigen Bilde.

Auf der Börde deutet der Oberlauf der Flüsse, ebenso wie der nördliche Randfluß, die Ohre, und der Unterlauf des südlichen, der Bode, durch die nordwestlich-südöstliche Richtung auf die älteren geologischen Verhältnisse. Eine mittlere Linie bildet die Aller. Sie entspringt etwa 30 km westlich von Magdeburg in einer Höhe von rund 150 m und verfolgt fast geradlinig die angegebene Richtung bis zur preußischen Grenze Auch die ihr zufließenden „Gräben“ und die jenseits einer niedrigen Wasserscheide zur Ohre abfließenden Gewässer, Bever und Olve, weisen diese Richtung auf, ehe sie mit jäher Wendung eine fast entgegengesetzte einschlagen. Nach der Elbe zu wird die Allerlinie fortgeführt durch einen „Graben“ und nördlich von diesem durch die Sarre, deren Quelle von dem östlicheren Allergraben nur

durch eine geringe Wasserscheide getrennt ist. Weiterhin erscheint die Südostlinie im Oberlauf der Sülze, die bei der Südvorstadt von Magdeburg in die Elbe mündet, und durch die Quellbäche der nördlich von ihr der Elbe zugehenden Schrote und Gr. Sülze bezeichnet. Wo immer die Nebenflüsse dem Elblauf gegenüber die mehr senkrechte Richtung aufgeben und sich seiner Laufrichtung angleichen, fließen sie innerhalb der Stromniederung, z. B. die Gr. Sülze im Unterlauf, der „Graben" nördlich der Saale, sowie die Taube oder der Landgraben südlich der Saale, ebenso der Unterlauf der ostelbischen Nebenflüsse Nuthe und Ehle. Der oberhalb Schönebeck mündende Graben ist gerade gelegt worden.

Mit Ausnahme der Elbniederungsflüsse zeichnen sich alle durch ein gutes und regelmäßiges Gefälle aus. Daher sind sie von den Anwohnern reichlich in den Dienst des Mühlenbetriebes gestellt worden. Die Verwendung der Gewässer zum Transport von Abwässern aus Salinen, Schächten und Fabriken beeinträchtigt oder verbietet ihre weitere Ausnützung. Diese Nebenflüsse beeinflussen den Wasserstand der Elbe nicht. Die Ohre, die zeitweise größere Wassermengen abführt, erreicht den Strom erst an der Grenze.

In hydrographischer Beziehung ist nur die Saale von Bedeutung für den Strom. Wenige Kilometer unterhalb des Eintritts in unser Gebiet nimmt sie die Bode auf. Die Bode wendet sich in der Oscherslebener Senke (Bodesenke) in einem fast rechten Winkel nach SO., nachdem sie die ihr in gleicher Richtung zufließenden Gräben, „Fauler Graben" und „Schiffer-Graben", aufgenommen hat. Ihr bisher gutes Gefälle vermindert sich innerhalb der Senke, ihr Lauf ist vielfach gespalten, und das die Gräben begleitende Bruchland setzt sich auch an ihren Ufern fort.[1] Nur kurz vor ihrer Mündung in die Saale gewinnt sie noch einmal ein festes Flußbett. Auf eine Strecke folgt sie der Saale ins Muschelkalkgebiet, dann überwindet der vereinigte Fluß links das Tertiär, das in Felsbarren den Fluß durchsetzt und gehört hierauf der Elbniederung an, so daß, was von der Elbe als Tieflandsstrom gesagt worden ist, in kleinere Verhältnisse übertragen, auch auf die Saale Anwendung finden darf.

An größeren stehenden Gewässern ist die Börde arm. Der gut durchlässige Boden bot keine sehr günstigen Bedingungen für ihre Bildung. Nur auf dem sich zur Bode senkenden Gelände befanden sich Seen, die aus wirtschaftlichen Gründen entwässert worden sind, so der

[1] Der 1883 aufgestellte Regulierungsplan scheint jetzt seiner Verwirklichung entgegen gehen zu sollen.

See, der Seebausen den Namen gegeben hat, der „Faule See“ östlich von Wanzleben, und der Domerslebener und Remkerslebener See. Auch die Wiesen der Marbe sind entwässert worden.

Die kleinen Teiche nehmen an Zahl nach NW. zu; dort finden sich auch, von der Bever durchflossen, zwei größere Teiche. Im übrigen finden sich stehende Gewässer nur in den mit Tage- oder auch mit Grundwasser gefüllten verlassenen Steinbrüchen und den Elbkolken.

Wie in Beziehung auf die Bodengestaltung teilt unser Gebiet in klimatischer Hinsicht im allgemeinen die Eigenschaften des Norddeutschen Flachlandes. Innerhalb desselben steht es auf der Schwelle zwischen Ost- und Westdeutschland; auch als Teil des Elbgebiets nimmt es eine Mittelstellung ein. Nicht unmittelbar am Meere und somit nicht im Bezirk der größten Ausgeglichenheit der Temperaturverhältnisse, auch nicht in der Gebirgsregion und somit im Gebiet der größeren klimatischen Kontraste, ist das Klima ein günstiges, und die Gegensätze sind als sehr mäßige zu bezeichnen. Die nordsüdliche Ausdehnung ist zu gering und das Bodenrelief zu ruhig, um scharfe Kontraste hervorzurufen. Die Januar-Isotherme von 0° C. läuft in fast nordsüdlicher Richtung durch den W. unsers Gebiets, die Juli-Isotherme von 20° läßt es nördlich, die Jahresisotherme von 10° östlich liegen. Die Monatsmittel stellen sich für Magdeburg wie folgt:[1]

Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr	Ampl.
0,0°	0,9°	3,5°	8,6°	13,1°	17,5°	18,8°	18°	14,8°	9,4°	3,9°	0,7°	9,1°	18,8°

Auch die Niederschlagsmengen zeigen mehr graduelle Abstufung als kontrastierende Verhältnisse. Da die Niederschläge von der Abkühlungsmöglichkeit der mit Wasserdampf gesättigten Luft abhängen und diese Bedingung auf dem Festlande meist an Gebirgen erfüllt wird, wenn die Luft zum Aufsteigen in kältere Regionen veranlaßt wird, so müßte eine Höhenschichtenkarte die Grundlage für eine Niederschlagskarte abgeben können. Selbst in unserm nur mit sehr mäßigen Höhen ausgestatteten Gebiet beweist sich das.

Das Ohre-, Elb- und Bodetal haben den geringsten Niederschlag und liegen unterhalb der 500 mm-Isohyëte. Die regenbringenden Westwinde, die ebenso häufig auftreten als alle andern Winde zusammen, beginnen damit, ihre Feuchtigkeit an den vorhandenen Höhen abzusetzen und bringen den an der Leeseite liegenden Gegenden nur geringere Regenmengen.

---

[1] Der Elbstrom, Tabellenband, S. 43.

Den wirtschaftlichen Verhältnissen kommt diese günstige Verteilung sehr zustatten. Die Niederschlagsmengen stehen fast in einem umgekehrten Verhältnis zu dem Reichtum an Bewässerung durch Flüsse.

Regen, Schnee und Frost sind von großem Einfluß auf den Stand der Schiffahrt auf Saale und Elbe und somit auf Wohl und Wehe der anliegenden Ländereien. Es darf als besonders günstig bezeichnet werden, daß weder die Hauptgewitterzeiten noch die Schneeschmelze für die verschiedenen Teile des Elbgebiets zu gleicher Zeit eintreten, und daß auch die Befreiung des Stromes vom Eise von S. nach N. streckenweise fortschreitet.[1]

Der gleichmäßigen und doch abwechselungsreichen Bodengestaltung und -Beschaffenheit und den günstigen hydrographischen und klimatischen Verhältnissen entspricht die bevorzugte Ausgestaltung unsers Gebiets in Beziehung auf die Pflanzendecke und Verteilung von Ackerland, Wiese und Wald im W. der Elbe.

Der Ackerboden nimmt geradezu eine herrschende Stellung ein. Fast $^3/_4$ des gesamten Areals gehört ihm an, nirgends fehlt er auf weiteren Flächen ganz und erreicht in größerer Ausdehnung so hervorragende Güte, daß er die Grundlage des wirtschaftlichen Wohlstandes bildet.

Für den ganzen Regierungsbezirk stellt sich der Anbau wie folgt; für unser Gebiet dürften sich die Zahlen zugunsten der Hackfrüchte verschieben.[2]

Landesteil	Hauptnutzungsarten des Acker- u. Gartenlandes in Prozenten der Fläche von Acker- und Gartenland.						
	Hauptgetreidearten	Andre Getreide u. Hülsenfrüchte	Hackfrüchte u. Gemüse	Handelsgewächse	Futterpflanzen	Brache u. Ackerweide	Haus- u. Obstgärten
Reg.-Bez. Magdeburg	54,70	6,68	26,80	1,80	4,54	4,38	1,10
Zum Vergleich:							
Reg.-Bez. Merseburg	59,29	6,13	23,11	0,74	7,13	2,37	1,23
Reg.-Bez. Liegnitz	60,47	4,82	18,98	0,87	10,50	2,80	1,56

Verglichen mit dem Ackerlande sind die Anteile des Waldes (8 %) und der Wiesen (fast 8 %) geringe. Der Wald fehlt auf der Börde gänzlich; er findet sich in zusammenhängenden Forsten nur in der sandigeren NW.-Region. Hier zeugen einzelne Linden, Buchen und Eichen, die auf ein Alter von 6—800 Jahr geschätzt werden, von dem Heimatsrecht des Waldes.[3]

[1] Der Elbstrom, I, S. 43.

[2] Ebenda S. 219.

[3] Mertens, Bemerkenswerte Bäume im Holzkreise des Herzogtums Magdeburg. Mitt. d. V. f. Erdkunde. Halle 1904.

Außerdem sind die Holzungen auf die Höhen des Huy- und Hackel-Waldes und des Hohen Holzes (im SW. der Allerquelle), sowie auf einzelne Distrikte der Elbniederung beschränkt.

Östlich der Elbe finden sich Waldbestände in unserm Gebiet nur vereinzelt in der Elbniederung und weiterhin am Ostrande um Grabow.

Während der Wald in der Elbniederung im Laufe der Jahre streckenweise den Bemühungen der Hochwasserregulierung zum Opfer gefallen ist, bahnt sich im allgemeinen seit etwa 20 Jahren eine Waldzunahme an.[1] Die Verwendung der Braunkohle und ihrer Umformungen als Brennmaterial in Industrie und Haushalt zieht eine Verminderung des Holzverbrauchs nach sich, und die Änderungen in den Fütterungsverhältnissen des Nutzviehs, sowie der Rückgang der Schafzucht erlauben, größere Weideflächen aufzuforsten. — Nur da, wo das Weideland nach Lage und Bodenbeschaffenheit sein absolutes Recht behauptet, bedingt es den größeren Betrieb der Schafzucht.

Über das spezifische Ödland fehlen die statistischen Nachrichten, doch kann es nach Abzug der von den Ortschaften bedeckten Flächen nur in sehr geringer Ausdehnung vorhanden sein.

Das Fehlen bedeutender Kontraste in Bodengestalt und -Beschaffenheit spiegelt sich fernerhin wieder in der im allgemeinen gleichmäßigen Verteilung der Siedlungen. Da es in der Natur der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens liegt, daß sich die Menschen als Ackerbauer an feste Wohnsitze binden, so werden die Siedlungen in erster Linie nach Zahl und Ort auf die Güte des Ackers deuten. Selbst da, wo im weiteren Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung, Siedlungen aus rein industriellen Absichten angelegt werden, wird die Nähe fruchtbarer Gegenden und ihre leichte Erreichbarkeit auf Ortswahl und weitere Entwicklung von bedeutendem Einfluß sein. — Kein Teil unsers Gebiets ist der Ansiedlung auf weitere Strecken feindlich. In der Elbniederung sind siedlungsfeindliche Flächen andern von geschützter Lage, fruchtbaren Böden und guten Tonlagern benachbart. In der Oscherslebener Senke wird die Ungunst der Bodenverhältnisse z. T. aufgewogen durch den Reichtum an Bodenschätzen; außerdem trägt die Nähe der fruchtbaren Gegenden, die verhältnismäßige Schmalheit des Bruchlandes und seine gute Überbrückung am Halbierungspunkt der Längserstreckung viel zum Ausgleich der ungünstigen Verhältnisse bei.

Entfernen wir aus unserm Gebiet alle Linien und Zeichen mit Ausnahme der Signaturen für Dörfer, so erhalten wir ein Bild, das in

---

[1] Der Elbstrom, I, S. 122.

einen ziemlich gleichmäßig, wenn auch nicht sehr dicht besiedelten N. und einen dünner und ungleichmäßiger besiedelten S. durch den 52. Breitenparallel zerlegt wird. Die dünner besiedelte Zone schiebt sich am Mittelmeridian nach N. vor. Liegen für die schwächere Besiedlung an allen Stellen gleiche Gründe vor? — Wir wissen nach der bisherigen Untersuchung, daß das nicht der Fall ist. Für die Gegend der Salz- und Braunkohlenindustrie würde sich das Bild durch Eintragung der Kleinsiedlungen bedeutend verändern und dichter mit Zeichen bedecken. Diese Siedlungen würden die größere Unabhängigkeit von Grund und Boden beweisen. Nördlich und südlich der Salz- und Kohlenindustriegegend würden die Kleinsiedlungen die Zahl kaum merklich verändern. Für die Börde erscheint die geringe Zahl der Ortschaften befremdlich. Die Gründe liegen in historischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Zwischen den heutigen Ortschaften finden sich eine bedeutende Anzahl „wüster" Flecken, deren Bewohner im Laufe der Zeit veranlaßt wurden in die Städte und größeren Dorfschaften überzusiedeln. Für den Anteil unsers Gebiets am Kreise Wolmirstedt z. B. sind allein 40 solcher verlassener Siedlungen nachgewiesen.[1]

Die dünne Besiedlung gerade des besten Teils der Börde, südwestlich von Magdeburg, erklärt sich außerdem durch die wirtschaftliche Sparsamkeit, die zur Veranlassung des engeren Zusammenschlusses in einer geringeren Anzahl von Niederlassungen wurde, um auf diese Weise eine Vermehrung des Ackerlandes zu erzielen.

Das Fehlen hervortretender linienhafter Anordnung von Siedlungen erklärt sich aus der Terraingestaltung; aber auch die mehr reihenweise Lage der Niederlassungen auf der ersten Bördestufe läßt sich darauf zurückführen. Ebenso darf die Form des Bodens als bestimmend angesehen werden für die Reihe der Siedlungen auf dem Hochufer nördlich und südlich von Magdeburg (das selbst durch vier Niederlassungen bezeichnet ist: Altstadt, Neustadt, Sudenburg, Wilhelmstadt). Ein Vergleich mit der Karte zeigt ferner, daß Sülze und Bever die Niederlassungen angelockt haben.

Im ostelbischen Gebiet sind die Siedlungen den weniger günstigen Bodenverhältnissen entsprechend nicht zahlreich und nicht volkreich.

Die Bedeutung der Städte für das wirtschaftliche Leben wird durch ihre geographischen Verhältnisse mitbestimmt. Die Zahl der Vorzüge, die durch geologische, physikalische und topographische Karten veranschaulicht werden, deutet in jedem Falle auf die Wichtigkeit der Stadt

---

[1] Danneil, Geschichte des Magdeburger Bauernstandes, S. 756.

und die Sphäre ihres Einflusses hin. Je mannigfacher die Vorteile sind, und je unumstrittener ihre Stellung innerhalb ihrer Umgebung, desto gesicherter ist ihr dauerndes Gedeihen.

Auf der Börde selbst, wo viele Dörfer ein fast städtisches Gepräge haben, fehlen die Städte, ohne daß dies einen Mangel bedeutet. Die vorhandenen Städte der Ackerbauregionen (Neuhaldensleben und Wolmirstedt im N., Wanzleben und Seehausen im S. der Börde, Kochstedt und Schwanebeck im S. der Bodesenke) sind Marktplätze für ihre engere Umgebung und zu solchen durch ihre Lage gut geeignet. Von allen Seiten her sind sie leicht zu erreichen und mit größeren Orten durch Eisenbahnen verbunden. Von diesen Städten hat nur Neuhaldensleben eine nicht bodenständige Industrie.

Die guten Verkehrsbedingungen und die Bodenschätze begünstigen die Städte östlich der Oscherslebener Senke (Schönebeck, Barby, Kalbe, Staßfurt). Oschersleben selbst ist als Brückenstadt wichtig und als Vermittler zwischen der Börde und dem spezifisch subhercynischen Gelände. Schönebeck und Barby sind Stützpunkte für den Verkehr auf der Elbe und Berührungspunkte zwischen ihrem Hinterland und dem Verkehr auf der großen natürlichen Wasserader.

Eine Sonderstellung nimmt Magdeburg ein. Die Lage am festen Ufer des schiffbaren Flusses, die Nachbarschaft der stromaufwärts gelegenen, reichen Industriegegend, die Nähe der ohne ein trennendes Zwischengebiet vor seinen Toren anhebenden Börde, die ihm Nahrungsmittel, und der Schlickregion, die ihm Baumaterial liefert, vereinigen sich zu Vorzügen, die Magdeburg als Brücken- und Randstadt, als Industrie- und Verkehrsort zur natürlichen Hauptstadt der Gegend erhebt.

Die Entwicklung des Verkehrs lehnt sich an die geographischen Verhältnisse an. Die bedeutendste aller Verkehrsadern in unserm Gebiet ist von jeher die Elbe gewesen. Schon den Römern war sie als Wasserweg bekannt und für das Mittelalter wird ihre hohe Wichtigkeit durch Urkunden bezeugt. Die Anlage der Ortschaften an der Alten Elbe und die unablässigen Bemühungen um die Verbesserung des Stromlaufs bekunden seine Bedeutung, die in früheren Jahrhunderten erhöht wurde durch die Schwierigkeit des Landverkehrs. Infolge seiner bevorzugten Lage nach Erstreckung und Begrenzung und der verhältnismäßig kurzen Zeit, während welcher die Schiffahrt eine Unterbrechung durch den Frost erfährt, ist der Strom zur Verkehrsstraße besonders geeignet.

Die Errungenschaften der Strompflege haben ihm unter den natürlichen großen Verkehrsadern Deutschlands eine herrschende Stellung verschafft.

Durch die Elbstädte, vornehmlich durch Magdeburg, nimmt unser Gebiet an diesem Vorzuge teil.

Am einfachsten und deutlichsten geht seine Wichtigkeit für unsre Gegend vielleicht aus einigen Zahlen hervor, die den Güterverkehr auf dem Magdeburger Hafen betreffen, und die statt andrer exakter Belege angeführt seien:[1]

	Kaufmannsgüter				Nahrungsmittel				Brennmaterial				Baumaterial			
	Eingeladen Angabe in t		Ausgeladen Angabe in t		Eingeladen Angabe in t		Ausgeladen Angabe in t		Eingeladen Angabe in t		Ausgeladen Angabe in t		Eingelad. Ang. in t		Ausgeladen Angabe in t	
	a. zu Tal	b. zu Berg	a. zu Tal	b. zu Berg	a. zu Tal	b. zu Berg	a. zu Tal	b. zu Berg	a. zu Tal	b. zu Berg	a. zu Tal	b. zu Berg	a. zu Tal	b. zu Berg	a. zu Tal	b. zu Berg
579	119000	7000	8000	94000	84000	11000	19000	45000	3000	400	195000	10000	4000	700	60000	77000
589	281000	19000	6000	311000	26000	2000	15000	250000	13000	—	285000	14000	4000	300	110000	93000

Die Saale, die schon im Mittelalter besonders in den Dienst des Holztransports für die benachbarten Salinen gestellt wurde, bildet eine natürliche Nebenader des Elbverkehrs, dessen Erscheinungen sich hier im kleinen wiederholen.

Für den Schiffsverkehr kommt die Ohre nicht in Betracht. Auch für den Betrieb der Flößerei ist sie ungeeignet, so daß die an ihr gelegenen Ortschaften von ihr als Wasserweg keinen Nutzen haben. Daß die breite, dem Elbtal angehörende Mündung von Elbkähnen zeitweilig als Nothafen benutzt wird, berührt das wirtschaftliche Leben der Anwohner nicht.

Der Verlauf der großen Verkehrsstraßen zeigt, daß in unserm Gebiet die Terrainbeschaffenheit nicht weniger bestimmend gewirkt hat, als dies in gebirgigen Ländern der Fall ist. — In zwei Regionen stellen sich der Anlage von Straßen bedeutende Schwierigkeiten entgegen, in der Elbniederung und der Bodesenke. Deshalb finden sich hier wenige Querwege, und die vorhandenen haben besondere Wichtigkeit. Der unfeste Grund und Boden und die Überschwemmungsgefahr sind die gemeinsamen Feinde in beiden Gebieten. Der Überwindung dieser ungünstigen Bedingungen verdanken die beiden Brückenstädte ihre Bedeutung, die bei Magdeburg, der Lage und weiteren Vorzüge der Stadt entsprechend, größer ist als bei Oschersleben. Nicht nur das Hervortreten des festen Gesteins eignete Magdeburg für die Anlage der Brücke, sondern auch der Umstand, daß die ganze Breite des Stromes nicht auf einmal überwunden zu werden brauchte, daß aber anderseits der Zwischenraum zwischen den Elbarmen klein genug war, um die Brücken

[1] Nach der Elbstrom, Statistikband, Zahlen stark abgerundet.

unter den Schutz einer einzigen Ortschaft zu bringen.[1] Den Vorzug einer Elbbrücke genoß jahrhundertelang stromauf- und abwärts keine andre Stadt. Hier überschritt, von O. her kommend, die alte Handelsstraße den Strom und führte auf der östlichen Bördestufe über Staßfurt weiter nach S. Sie wird vielleicht heute bezeichnet durch die Chaussee Dodendorf—Löderburg—Staßfurt, die sich auf dem leichtwelligen Terrain fast der Luftlinie zwischen Magdeburg und der alten Salzstadt anschließt. — Die andern Straßen schmiegen sich den geographischen Bedingungen ganz auffällig an. Die Hauptvermittler des Verkehrs, die Eisenbahnlinien, zeigen vornehmlich die charakteristische SO.—NW.-Richtung, während an der Elbe entlang durch die Bahnlinie der Rand des Hochufers annähernd bezeichnet wird. Erst nach dem Jahre 1873 ist mit Mitteln der vorgeschrittenen Technik die Eisenbahn auch bei Barby über die Elbe geführt worden.[2] — In der Oscherslebener Senke führt die Straße an dem dem Bruche abgekehrten und schnell ansteigenden N.-Ufer entlang und entsendet nach Überwindung der Terrainschwierigkeit am Bodeknie die Halberstädter Straße im Tale aufwärts.

Im übrigen läßt das dichte und geradlinige Maschennetz von Chausseen und Landwegen, wie es sich auf Karten kleineren und größeren Maßstabes darstellt, auf die gute Wegsamkeit des Terrains schließen. Im einzelnen deuten auch hier die Straßen auf die Form des Geländes und die wirtschaftliche Bedeutung der verbundenen Orte. Nach der Liebenowschen Karte (1 : 300000) sind nur 7 % aller Städte und Ortschaften (Gemeinden) ohne Anschluß an Chausseen oder Eisenbahnen in unserm westelbischen Gebiet.

Die Ergebnisse der Untersuchung der geographischen Bedingungen lassen sich in ihren Hauptergebnissen dahin zusammenfassen, daß unser Gebiet nach Bodengestaltung und Klima keine großen Kontraste aufweist, daß aber nach Bodenbeschaffenheit und -Reichtum, nach Bewässerung und Verkehrslage sich zahlreiche Unterschiede geltend machen, so daß die natürliche Ausstattung der einzelnen Gebietsteile eine mannigfaltig verschiedene ist.

II.

Nachdem im vorhergehenden die geographischen Verhältnisse zum Ausgangspunkt der Betrachtung gemacht worden sind, soll im folgenden das entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen und von derjenigen Er-

---

[1] Hahn, Die Städte der Norddeutschen Tiefebene, S. 106.

[2] Vergl. Vogels Karte der Verkehrsverhältnisse 1873, Pet. Mitt. 1873 Tafel 12. Desgl. Karte zum Reichskursbuch 1884.

scheinung ausgegangen werden, die sich als unmittelbarste Wirkung der geographischen Verhältnisse im wirtschaftlichen Leben ansehen läßt, von der Volksdichte. — Wo günstige Bedingungen für Leben und Erwerb vorhanden sind, wird im Lauf der Zeit ein dichteres Zusammenwohnen der Menschen erfolgen als an den Orten, die mit weniger Vorteilen ausgestattet sind.

Natürliche Beschaffenheit des Landes und Volksdichte verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Am übersichtlichsten wird die Volksdichte veranschaulicht durch eine Karte, auf der die gleichstark bevölkerten Gebietsteile durch das gleiche Darstellungsmittel, in unserm Falle durch Farben, gekennzeichnet sind. Über die Gewinnung der Dichtezahlen sei hier bemerkt, daß die Bewohner der einzelnen Gebietsteile über die Fläche ihres Gebiets verteilt gedacht werden, worauf die Dichtegrade der Bedeckung nach bestimmten Gesichtspunkten in Gruppen zusammengefaßt und durch verschiedene Farben und Farbennuancen versinnbildlicht werden. Eine zahlenmäßige Darstellung ist in Form von Tabellen beigegeben. Die auf diese Weise als dünn, mäßig stark, stark und sehr stark bevölkert gekennzeichneten Gebietsteile heben sich im Bilde ebenso voneinander ab, wie es gewissermaßen in der Natur die verschiedenwertig ausgestatteten und ungleich dicht bewohnten Distrikte tun. Aus einem später anzuführenden Grunde sind die Städte von über 5000 Einwohner samt ihrem Areal vor der Berechnung ausgeschieden.

Durch die Karte wird vor allem zweierlei erreicht. Die in Gruppen geordneten und durch wenige bestimmte Werte der Volksdichte charakterisierten Gebiete werden lokalisiert. Sodann wird, da wir die Volksdichte als Wirkung setzen, durch ihre Kennzeichnung in bestimmten Gebietsteilen das ganze Gebiet auch in geographischer Beziehung nach den Ursachen der Volksdichte in typische Regionen zusammengefaßt, die sich, analog den Bezeichnungen der Dichtegrade, als ungünstig, wenig günstig, mäßig günstig, günstig und sehr günstig ausgestattet charakterisieren ließen.

Damit ist viel gewonnen.

Der organische Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen Leben und der Naturbedingtheit tritt in jedem Einzelfalle deutlich hervor. Angesichts des Kartenbildes drängt sich die Frage auf: Warum hat in den bestimmten Gebietsteilen das wirtschaftliche Leben sich so und nicht anders entwickelt? Nach den voraufgegangenen Ausführungen des ersten Teils gibt die Karte die Antwort auf die Frage. Der sie begleitende Text ist nur eine ihr untergeordnete Erläuterung.

Zwei Farben bedecken das Kartenbild, gelb-braun und rot.

Zwei Hauptwerte sollen demnach im vorliegenden Gebiet nach Bevölkerung und geographischen Bedingungen in erster Linie unterschieden werden. In Beziehung auf die Bevölkerungszahl wird das unterscheidende Moment als das „Mittel“ bezeichnet, d. h. diejenige Dichte, die erreicht werden würde, wenn die Gesamtbevölkerung über das Gesamtgebiet verteilt werden würde. Das „Mittel“ beträgt rund 100 auf den Quadratkilometer (107). Hier zeigt es sich, daß die Ausscheidung der Städte, in denen auf verhältnismäßig kleiner Fläche eine große Menschenanhäufung stattfindet, notwendig war. Ihre Verrechnung in die Gesamtzahlen würde ein „Mittel“ von rund 200 (203) pro qkm, also eine durchaus übertriebene Zahl ergeben.

1—25.

Unter den rund 230 berechneten Gemeinden sind nur fünf als dünn bevölkert zu bezeichnen. Sie finden sich in der Elbniederung, im Bereich der natürlichen Überschwemmungsgebiete von Elbe und Bode und im Waldgebiet des schon als unfruchtbar bezeichneten ostelbischen Geländes. Zwei von ihnen, Lödderitz, oberhalb der Saalemündung, und Grünewalde, gegenüber von Schönebeck, sind waldreiche Gelände. Der Forst wirkt nicht bevölkerungsverdichtend. Grünewalde besitzt nur einen sehr kleinen Anteil an Ackerland, das allerdings durch Elbsedimente vorzüglich gedüngt ist. Lödderitz leidet an Wasserüberfluß. Zahlreiche Seen und Schlenken weisen auf alte Elbläufe hin. — Dem dritten dünnbevölkerten Gebiet, Günthersdorf, südöstlich von Oschersleben, fehlt der Wald. Es liegt in der Bruchregion der Bodesenke. Ein Arm der Bode, der nördlich der Ortschaft fließt, führt bei Hochwasser bedeutende Wassermengen und überschwemmt das Gelände. Nur rund 1 qkm seiner Fläche (11,1) entfällt auf Wiesen- und Ackerland. Das Dorf umfaßt nur 18 Wohnhäuser; somit ist dem Ödland ein großer Gebietsanteil beizumessen. Vom Verkehr liegt es abseits; weder Eisenbahn noch Chaussee berühren es, so daß zu den Nachteilen der Bodenbeschaffenheit auch diejenigen der Lage kommen. Es weist auch die geringste Volksdichte auf. — Besser ist die Lage von Lödderitz in der Nähe anhaltischer Kohlengebiete. Am vorteilhaftesten liegt Grünewalde; es ist auch am dichtesten bevölkert.

25—50.

Einen gleichfalls geringen Prozentsatz unsers Gebiets nehmen die nur mäßig bevölkerten Gemeindebezirke ein. In ihnen müssen, so dürfen wir schließen, die geographischen Bedingungen schon etwas günstiger sein als in den soeben erwähnten Distrikten. Würden wir

nach den Ausführungen des ersten Teils sie gewissen Gebieten zuweisen wollen, ohne die Karte zu Rate zu ziehen, so dürften für sie die weniger begünstigten Striche der Elbniederung und der Bodesenke, sowie die waldigen Gebiete im NO., N., NW. und an den südwestlichen Höhen in Betracht kommen.

In Wirklichkeit gehören von den 38 unter diese Dichtegruppe fallenden Gemeinden neun dem diluvialen Elbtale an, einige finden sich im waldreicheren N. und NW., und mehr als die Hälfte entfallen auf das ostelbische Gebiet. Die Nachteile der Bodesenke, deren Ortschaften wir hier erwähnt zu finden erwarten, müssen also durch günstige Bedingungen, die nicht mit der Bodenbeschaffenheit zusammenhängen, aufgehoben werden.

In den Gebieten der Elbniederungsgemeinden tritt das Ackerland bereits mehr in den Vordergrund; doch ist es meist von sandiger Beschaffenheit. Die am Umflutkanal gelegenen Ländereien leiden häufig unter dem Drängewasser, das, sobald das Wehr gezogen ist, sich außerhalb der Deiche bemerkbar macht. Wald findet sich im Elbtal in einer Ausdehnung von 9 qkm bei Glindenberg, südlich der Ohremündung, zum Teil im Hochwassergebiet gelegen, ferner in kleineren Flächen östlich der Elbe bei Wahlitz und Walternienburg, dort am sandigen Talrande, hier am westlichsten Abhange des Flämings.

Auch die an und südlich der Saale gelegenen Gemeinden Kl.-Rosenburg und Sachsendorf gehören dem diluvialen Elbtal an. Am natürlichen Überschwemmungsgebiet hat nur das erstere teil, dessen Ländereien an der Saalemündung nicht nur den Fluten der Saale, sondern auch dem Rückstau der Elbe ausgesetzt sind, wenn zur Hochwasserzeit die Fluten sich hier vereinigen. Das geschützte Ackerland ist sehr fruchtbar. — Anders bei Sachsendorf, wo sich an der Taube Sumpfland auf Untergrund von schlechter Durchlässigkeit zeigt.

Wenn die im NW. der Börde liegende, mäßig bevölkerte Region als waldreich bezeichnet worden ist, so zeigt die Tabelle, daß dies immerhin nur im Vergleich zur Börde geschehen darf.

Fast die Hälfte des zur Verteilung kommenden Areals fällt dem Ackerlande zu, wenig mehr als ein Drittel dem Walde. Aber der Wald tritt hier zusammenhängend auf, am Schnittpunkt von 52° 15′ Breite und 11° 15′ Länge eine Insel fruchtbaren Landes umschließend. Die Bodenverhältnisse deuten auf ihre Entstehung hin. Der fruchtbare Löß ist südostwärts transportiert worden und sandigerer Boden als Rückstand verblieben. Wie die erwähnte fruchtbare Insel, so liegen auch die Siedlungen auf den inselartig aus dem Walde auftauchenden Acker-

flächen, die sich teilweise gut zur Tabakkultur eignen. Die an der Bever gelegenen Ortschaften verwerten die Wasserkraft des muntern Flüßchens im Mühlenbetrieb. Bei Emden durchfließt es den fischreichen Papenteich. Kaum ein Dorf dieser sandigeren Gegend entbehrt seines Dorfteiches.

Entsprechend der geringen Volksdichte sind die Verkehrsstraßen wenig zahlreich. Die Wegsamkeit ist gut, aber ein Bedürfnis nach vielen Straßen nicht vorhanden. Die dem NO.-Rande fast parallel laufende Eisenbahn berührt keine der Ortschaften.

50—75.

Mit den Gemeinden der Dichteklasse III beginnen die spezifisch ackerbautreibenden Regionen. Mit ihnen wird, vom Elb- und Bodetal ausgehend, zuerst die Börde selbst erreicht; außerdem nehmen sie größere Flächen im S. der Bodesenke ein.

Sie lassen sich, zu Reihen ergänzt gedacht, folgendermaßen ordnen: Sie umfassen zunächst Gebiete im Elbtal. Menz und Hohenwarthe im N. bilden jedesmal den Übergang zwischen einem südlicher gelegenen, weniger begünstigten und einem nördlicheren fruchtbaren Gebiet. Die Anordnung spiegelt die abwechselungsvolle und doch regelmäßige Folge der Böden des Elbtals gut wieder. Nur an wenigen Stellen dehnt sich der fruchtbare Boden auch über den Talrand nach O. hin aus.

Hohenwarthe ist, wie der Name sagt, ausgezeichnet durch seine Lage. Seine Felder sind hochwasserfrei. Sie werden nie von dem fruchtbaren Elbschlamm erreicht und liefern nur sehr mäßige Erträge. Der Ort verdankt seine verhältnismäßig zahlreiche Bevölkerung der geschützten Lage, die ihm einen bevorzugten Platz am Elbufer verschafft hat, ein Umstand, der besonders in früherer Zeit schwer ins Gewicht fiel.

Eine zweite Reihe beginnt im SO. unsers Gebiets und zieht sich mit Unterbrechungen zuerst auf dem Talrande hin, überschreitet die Saale, und wird jenseits derselben durch die Gebiete von Brumby und Tornitz und weiterhin durch zwei kleinere und zwei größere Gebiete bis Harbke an der W.-Grenze fortgesetzt. In den genannten Gemeinden wird auch Bergbau auf Braunkohlen getrieben, aber eine bedeutende Arbeiterzahl wird dadurch nicht angehäuft.

Fast parallel mit dieser Reihe läuft in Bild und Natur eine dritte, südlich der Bodelinie. In den Ortschaften des Bodetals wird die Betriebskraft des Wassers durch Fabriken und Mühlenwerke aller Art reichlich ausgenützt. Durch die Mühlen und durch Brücken mit ungenügender Lichtweite erleidet das Flußwasser jedoch große Auf-

stauung, so daß nach heftigen Regengüssen im Oberland der Flüsse die Uferlandschaften häufig unter Wasser gesetzt werden. Die Zuführung der Abwässer aus Gruben, Hütten und Fabriken beeinträchtigt oder vernichtet in bedauerlicher Weise den Fischreichtum der Bode und ihrer Nebenflüsse.

Auch die Ohre wird in den hierher gehörenden Gebieten durch gewerbliche Anlagen stark in Anspruch genommen. Die Hochwässer, denen im Oberlauf ein Teil des Allerwassers zugeführt wird, finden aber gute Abflußbedingungen vor. Der Boden des zur Hochwasserzeit überschwemmten Landes steht dem der Elbniederung an Fruchtbarkeit weit nach, da der Ohreschlamm in dieser Beziehung mit dem Elbschlamm nicht zu vergleichen ist.

75—100.

Wie die Karte zeigt, schließen sich die Gebiete der vierten Dichteklasse an diejenigen der vorigen Dichtestufe fast überall an. Sie unterscheiden sich von ihnen der Lage nach dadurch, daß ihre Teilgebiete größere zusammenhängende Territorien im Inneren unsers Gebiets bilden. Ihre Ausbreitung und Anordnung zeigt, wie günstig die natürlichen Grundlagen des wirtschaftlichen Wohlstandes verteilt sind. Sie fehlen weder an der Ohre noch in der Elbniederung, weder in der Bodesenke noch südlich davon. Der Hauptanteil aber findet sich auf der Börde, wo er sich der Geländeform auffällig anschmiegt.

Die Beurteilung des Bodenwertes und seiner Abstufung in wirtschaftlicher Beziehung muß in Ermangelung andrer exakter Belege in den meisten Fällen noch durch die Zahlen geschehen, die nach einem für Preußen bestimmten Klassifikationstarif den Reinertrag der Grundsteuer pro Hektar angeben. Der Mindestsatz für Preußen ist für die Fläche von 1 Hektar = 1,20 bez. 2,40 ℳ. Einen so niedrigen Ertrag weist keine der hier berechneten Gemeinden auf.

Die leichtesten Böden der Elbniederung erreichen einen Grundsteuer-Reinertrag von 8—9 ℳ pro Hektar. In den Gebieten, die eine Bevölkerung von 75—100 auf dem Quadratkilometer ernähren, beträgt der Grundsteuer-Reinertrag auf der Börde gewöhnlich 50—60 ℳ, übersteigt wohl auch diese Zahl.

In der Elbniederung übertreffen häufig die Erträge des Wiesenlandes diejenigen des Ackers:

	Acker	Wiesen	
Rotensee	48	55	ℳ Grundsteuer-Reinertrag pro Hektar.
Gerwisch	18	58	
Breitenhagen . . .	31	42	

Für Niegripp mit Reinerträgen von nur 9 bezw. 12 ℳ pro Hektar werden die Nachteile durch die Lage am Ihle-Kanal, im Gebiet guter Tonlager aufgehoben.

Im übrigen liefern fast durchweg die Äcker höhere Erträge als die Wiesen. Eine weitere Steigerung des wirtschaftlichen Lebens führt uns in die stark bevölkerten Gebietsteile.

100—150 und 150—200.

Innerhalb der hierher gehörenden Distrikte sind Bodenbeschaffenheit, Terraingestaltung und Verkehrslage noch günstigere als in den vorigen, und sie nähern sich entweder den Industriegebieten oder fallen räumlich mit ihnen zusammen.

Abgesehen von einigen vereinzelten Gemeinden erstrecken sie sich westlich und südwestlich von Magdeburg in der Richtung nach S. und erfüllen die ebeneren Gelände zwischen den Bördestufen. Sie begleiten die Bode von Staßfurt an aufwärts und setzen sich jenseits Oschersleben in einem nördlichen und einem südlichen Flügel fort.

In den an Weideland reichen Gemeinden, vornehmlich in den Ortschaften, deren ehemalige Seen trocken gelegt sind, oder die an den Wiesen der Bodesenke und den Weiden der Abhänge des Huy-Waldes teilhaben, wird noch Schafzucht getrieben.[1]

Seehausen	rund	2200	Schafe
Remkersleben	„	2300	„
Domersleben	„	2200	„
Neuwegersleben	„	3000	„
Schwanebeck	„	2600	„

Auf die Bevölkerungszahl hat diese Art der Landwirtschaft keinen erhöhenden Einfluß, da ein einziger Schäfer eine Herde von 2—300 Stück versorgen kann. Die Gründe für die zahlreiche Bevölkerung liegen hier zumeist in der guten Qualität des übrigen Bodens oder, wie bei Neu-Gatersleben, in der Nähe der Industriebezirke.

Die hohe Bevölkerung in den isolierten Distrikten der östlichen Elbniederung erklärt sich z. T. durch die Ausnützung des tonreichen Elbschlicks, vor allem aber durch den regen Steinbruchbetrieb.

Auf der Börde selbst bietet der postpliocäne Boden die besten Vorbedingungen für den Ackerbau, vornehmlich für den Anbau und die Veredelung der Zuckerrübe, deren Kultur zum Zweck der Zuckerfabrikation seit der Zeit der Kontinentalsperre einen Umschwung im wirtschaftlichen Leben hervorgebracht hat.[2] Der Boden ist fruchtbar

---

[1] Viehstandslexikon 1892.

[2] Wagner, Lehrbuch der Geographie, S. 631.

und tiefgründig, und seine Ertragsfähigkeit läßt sich durch Zuführung von künstlichen Düngemitteln noch erhöhen. Diese werden besonders in den Kalisalzen in benachbarten Gebieten gewonnen und sind infolge ihrer leichten Erreichbarkeit ohne besonderen Kostenaufwand zu beschaffen. Sie sind dem Boden zugeführt worden, seit sie überhaupt zu landwirtschaftlichen Zwecken verwendet werden, wodurch trotz der intensiven Ausnützung eine Erschöpfung des Kulturlandes verhütet worden ist.

Die Terrainbeschaffenheit setzt der Anwendung von Maschinen an keinem Orte bedeutende Schwierigkeiten entgegen, so daß durch die Art der Ackerbestellung eine Ersparnis an Menschenkraft und Kapital ermöglicht wird.

Das gemäßigte Klima, das in der Abstufung der Niederschläge einen Ausgleich der sonstigen Bewässerung herbeiführt, ist wie der Boden für die Rübenkultur geradezu als „normal“ bezeichnet worden.[1] Die großen Feldmarken umfassen meist ausgedehnte Felder, die sich zum Großbetrieb der Landwirtschaft eignen, der alle Vorteile rationell ausnützt.

Dieser Großbetrieb hat die starke Bevölkerung nicht hervorgerufen. Er wirkt eher im entgegengesetzten Sinne auf die Volkszahl. Die vornehmlich durch den Anbau von Hackfrüchten erforderliche Steigerung der Arbeitskraft wird auf großen Gütern zumeist durch die Verwendung von landwirtschaftlichen Wanderarbeitern, „Sachsengängern“, gedeckt, deren Zahl in Preußen auf 2—300000 geschätzt wird.[2] Da die Volkszählungen im Dezember stattfinden, bleibt aber die verstärkte Sommerbevölkerung unberücksichtigt. Auch auf die Bewegung der Bevölkerung, die sich freilich noch aus andern Gründen in dem Zuge nach den Städten geltend macht, mag diese Art der landwirtschaftlichen Arbeitsleistung gewirkt haben. Ein Vergleich der statistischen Nachrichten der Jahre 1871 und 1898 ergibt aus den angeführten Gründen für viele der jetzt stark bevölkerten Gebiete einen Rückgang in der Volkszahl, keinesfalls eine namhafte Steigerung.

	1871	1898
Osterweddingen	1415	1408
Kl.-Wanzleben	1903	1665
Seehausen	3080	3015

Es liegt jedoch in der Natur der landwirtschaftlichen Betätigung, eine Reihe von Gewerben und Industriezweigen entstehen und Handel

[1] Schoenberg, Handbuch der polit. Ökonomie, S. 436.

[2] Handbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von J. Conrad, L. Elster, W. Lexis, E. Loening.

und Verkehr sich entwickeln zu lassen. Die unsre Gegend charakterisierende Industrie schließt sich an die Kultur der Hackfrüchte, Zichorie und Rübe, vornehmlich der letzteren an.

Da wo im stark bevölkerten Gebiet zur Gewinnung der Rohprodukte die industrielle Verarbeitung derselben tritt, ist auch trotz der oben konstatierten Tatsachen ein starker Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen.

	1871	1898
Barleben, Kreis Wolmirstedt	2751	3625
Eilsleben, Kreis Neuhaldensleben . .	1363	2426
Aderstedt, Kreis Oschersleben	694	1187

Kleinere Fabriken rufen eine bedeutende Steigerung der Volkszahl kaum hervor, da die Fabriken im Sommer ruhen und im Winter der Arbeiterbedarf durch die ansässige ländliche Bevölkerung gedeckt wird, deren ehemalige Winterarbeit, das Dreschen, wiederum durch Maschinen besorgt wird.

Die großartige Produktion der Rohstoffe und ihrer Verarbeitung erforderte die Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes, und die Bodenformen wiesen den Linien den Weg. (Vgl. S. 18.) Von der größten Wichtigkeit aber ist für die Zuckerindustrie die Lage der Börde „an einem schiffbaren Fluß, der die Verbindung mit einem großen Hafen“ herstellt.[1]

In Ermangelung andrer Belege sei die Bedeutung der Zuckerindustrie für die Magdeburger Gegend illustriert durch die Zahlen für Ausfuhr des Zuckers aus dem Konsulatsbezirk Magdeburg.[2]

	Rohzucker ℳ:	Raffinierter Z. ℳ:
1896 . . .	18 077 116	2 567 061
1897 . . .	25 097 859	1 383 048
1898 . . .	19 898 982	138 363
1899 . . .	10 240 734	91 279
1900 . . .	18 494 353	264 200

Der Wert der Ausfuhr von Kaffeesurrogaten für 1900 betrug 95 000 ℳ. Über 200.

Die dichteste Bevölkerung findet sich in Gegenden, die sich nach zwei Richtungen charakterisieren lassen. Es sind entweder die ausgesprochenen Industriegegenden im S. und SW. der Börde oder gleichsam die Vorhöfe der durch Industrie und Handel ausgezeichneten Städte.

[1] Bericht der Handelskammer zu Magdeburg 1899/1900.

[2] Desgl. 1900/1901.

[3] Auf dem Gebiet der Zuckerrübenindustrie vollziehen sich Veränderungen, deren Ziel es ist, die kleinen Fabriken verschwinden zu lassen und den Zusammenschluß zu großen Unternehmungen zu vollziehen.

Fast wie ein Kranz umgeben die Ortschaften größter Dichte Magdeburg und ziehen sich am Hochufer des Stromes bis Schönebeck hin. An der Schwelle der Großstadt finden sie für ihre landwirtschaftlichen Produkte täglichen Absatz und gewähren vielen der städtischen Arbeiter billigere Wohnplätze. Seinen Vorhof hat das kleine aber industriell sehr lebhafte Neuhaldensleben in Althaldensleben und die Saalestadt Kalbe in ihrer südlichen Vorstadt.

Alle diese Distrikte sind durch ihre Verkehrslage ausgezeichnet und alle nach Bodenbeschaffenheit und Bewässerung gut ausgestattet.

Unter den Industriegebieten liefert Hötensleben, an der W.-Grenze, ein Beispiel für ein Braunkohlenrevier. Es ist freilich nicht die Heimat des Braunkohlenbaus in unserer Gegend, da die ersten Schürfungen im 18. Jahrhundert, als der Holzmangel sich recht fühlbar machte, südlich von Magdeburg vorgenommen wurden.[1] Zu einem wichtigen Faktor des wirtschaftlichen Lebens entwickelte sich die Braunkohlenindustrie erst, als nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts die mechanische Aufbereitung der Braunkohle zu Heizsteinen und die chemische Verarbeitung zur Paraffin- und Mineralölgewinnung nach mannigfachen Versuchen zu günstigen Erfolgen geführt hatte. Auch in den Braunkohlengebieten wirkt wieder die industrielle Verwertung des Rohmaterials volksverdichtend. Das zeigt sich bei Hötensleben, das mit der Entwicklung fortgeschritten ist. Verrechnet ist bei Hötensleben der preußische Anteil von Offleben an der braunschweigischen Grenze, die durch das Dorf führt. Zwischen ihnen und dem nahen Völpke hat sich ein reges industrielles Leben entwickelt. In den beiden erstgenannten Orten finden sich Zuckerfabriken, eine Gipshütte, mehrere Ziegeleien, Tonröhren- und Schamottefabriken, in Hötensleben drei, in Offleben vier Kohlengruben, in deren Nähe sich besonders eine lebhafte Brikettfabrikation entwickelt hat.

Auch die Bodenverhältnisse sind gute. Der Acker mit 51 ℳ, die Wiesen mit 54 ℳ Grundsteuer-Reinertrag pro Hektar sichern dem wirtschaftlichen Leben eine gute Grundlage.

Welche Steigerung das wirtschaftliche Leben aus dem Vorteil der Vereinigung verschiedener Industriezweige zieht, wenn die geographische Lage wie bei Hötensleben günstig ist, erhellt ein Vergleich mit dem nördlicher gelegenen Harbke. Acker und Wiesen (41 ℳ und 57 ℳ Grundsteuer-Reinertrag pro Hektar) sind fast mit denen von Hötensleben an Güte zu vergleichen; es förderte im Jahre 1900 fast soviel Kohlen

[1] Vollert, S. 82.

(316433 t) als Offleben (365161 t) und mehr als Hötensleben (288037 t);[1] aber es ist zum Teil von Wald umgeben, ist nicht nach Magdeburg zu an die Eisenbahn angeschlossen und besitzt keine Zuckerrübenindustrie.

	1871	1898
Hötensleben und Offleben	2608	4590
Harbke	1100	1477

Die Braunkohlenreviere Westeregeln und Staßfurt-Löderburg gewinnen durch das Zusammentreffen mit den Fundorten des Salzes eine erhöhte wirtschaftliche Bedeutung.

Vornehmlich sind es die Kalisalze, deren Besitz einem nationalen Schatze zu vergleichen ist. Das silurische Kalisalz des Pandschab und das miocäne der Karpathen, dessen Förderung durch allerlei Schwierigkeiten fast unmöglich gemacht ist, sollen beide an Qualität dem deutschen Zechsteinsalz weit nachstehen, so daß sein Wert voraussichtlich ungeschmälert bleibt.

Die Kochsalzgewinnung fand anfänglich nur durch Salinenbetrieb statt. Schönebeck ist noch heute Deutschlands größte Saline. In Bad Elmen bei Groß-Salze, südwestlich von Schönebeck, wird die Salzgewinnung auf dem etwa 2 km langen Gradierwerk betrieben. Die klimatischen Verhältnisse sind hinreichend günstig zur Konzentration der Sole als Vorbereitung für weitere Verarbeitung.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben sich die Salzwerke an Zahl und Ausdehnung außerordentlich vergrößert.

Daß die Umgebung der Stadt Schönebeck nicht der höchsten Dichtestufe angehört, läßt sich aus der stark konzentrierenden Wirkung der Stadt erklären.

Seit 1898 sind alle Salzfelder durch Bestätigungsurkunde unter dem Namen „Königliches Salzwerk von Staßfurt“ vereinigt. Sie umfassen rund 93 qkm an Steinsalz- und 31 qkm an Solfeldern. Produktion und Vertrieb sind zur Wahrung des wirtschaftlichen Wohlstandes durch gesetzliche Vorschriften geregelt.[2]

Die klimatischen und hydrographischen Verhältnisse sind auf Anlage und Entwicklung der Bergwerke von bedeutendem Einfluß.[3] Die stark wasserführenden Gebirge jenseits der S.-Grenze unsers Gebiets erschweren die Anlage der Schächte, heftige Niederschläge bewirken in der Bodesenke ein Steigen des Grundwassers und Einsickern der Tagewasser, während Staßfurt Mangel an brauchbarem und reichlichem

[1] Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen 1902, Bd. 50, S. 115.

[2] Westphal, S. 25.

[3] Desgl. S. 48.

Kesselwasser leidet.[1] Mit den eigentümlichen Grundwasserverhältnissen hängen die Gefahren zusammen, denen schon ganze Schächte in Staßfurt zum Opfer gefallen sind.

Im Jahre 1851, dem Geburtsjahre der Steinsalzförderung in Preußen, führte dieses Land 25 % seines Salzbedarfs ein, d. h. $2^1/_2$ Mill. kg.[2] Im Betriebsjahr 1901 wurden im Regierungsbezirk Magdeburg gefördert:[3]

	t	ℳ	Arbeiter
Steinsalz	289 896	1 182 280	70
Kainit und andere Salze . .	1 850 610	21 752 560	5360

Die Darstellung der einzelnen im Kalisalz enthaltenen Stoffe und die weitere technische Verwertung haben zahlreiche industrielle Unternehmungen ins Leben gerufen, so daß auch hier wieder die Verarbeitung der Rohprodukte die Steigerung der Volkszahl zur Folge hat.

Für die Ausfuhr der in Salz- und Braunkohlenindustrie gewonnenen Massen sind die Wasserwege der Saale und Elbe unschätzbar, wie sie auch anderseits von hoher Bedeutung sind für die Einfuhr des Chilisalpeters, der in Fabriken Verwendung findet zur Herstellung von Kalisalpeter und Salpetersäure, und der in Verbindung mit Abraumsalzen einen vorzüglichen Mischdünger (in Amerika complete fertilizer) ergibt.[4]

Überschauen wir nach diesen Einzelbetrachtungen das Kartenbild noch einmal, und fassen wir das Charakteristische ins Auge, so können wir sagen, daß die Elbniederung ein unruhiges Gepräge trägt, und daß auch im S. des Gebiets weniger ausgeglichene geographische Bedingungen zugrunde liegen müssen. Nördlich der Bode und im W. von Magdeburg ist das Bild ein ruhigeres. Von der Waldregion im NW. her zeigt sich ein allmähliches Anwachsen der Bevölkerung, bis diese bei Magdeburg und im südlichen Industriegebiet ihre höchste Verdichtung erfährt. Auffallend ist der Gegensatz zwischen dem ost- und westelbischen Gelände. Deutlich spiegelt sich in diesem Bilde die Abhängigkeit von den geographischen Bedingungen wieder.

Bisher haben wir bei der Betrachtung den Standpunkt innerhalb der Grenzen unsers Gebiets genommen. Dieses ist am Anfang der Untersuchung als Teil des Norddeutschen Flachlandes bezeichnet worden. Fassen wir es auch in wirtschaftlicher Beziehung in diesem Verhältnis ins Auge, so stellt es sich als Teilgebiet von großer Wichtigkeit dar.

---

[1] Westphal S. 56.
[2] Krause, Die Industrie von Staßfurt und Leopoldshall, S. 45.
[3] Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen 1902, Bd. 50, S. 6.
[4] Westphal, S. 67.

Seine Landwirtschaft und sein Bergbau machen ihren Einfluß weit über die eigenen Grenzen und die Kreise des Vaterlandes und des heimatlichen Erdteils hinaus geltend. Die günstige Verkehrslage erleichtert die Ausfuhr der gewonnenen Produkte und die Einfuhr von Rohstoffen, die in den vom Verkehr begünstigten Orten weitere Verarbeitung finden.

Berührt vom Mittelmeridian von Deutschland und nur wenig nördlich seines Mittelparallels, ist seine Lage für Deutschland als fast zentral zu bezeichnen. Es liegt vor der Schwelle des Mittelgebirges, und seine Hauptstadt reiht es ein in die städtereiche Zone, die sich vom rheinischen Schiefergebirge aus quer durch Norddeutschland zieht. Die politische Bedeutung der Stadt hat im Laufe der Zeit Schwankungen erlitten. Daß sie für die Lösung der Aufgaben im Kulturleben ausersehen war, liegt in erster Linie an ihrer geographischen Bervorzugung. Wenn sie auch an politischer Bedeutung eingebüßt hat, so ist ihre Wichtigkeit für Handel und Verkehr gewachsen in dem Maße, in dem das wirtschaftliche Leben durch die Ausnützung der verschiedenen geographischen Bedingungen bereichert worden ist.

Tabellen.[1]

Nr.	Kl.	Zahl	Gemeinde	Fläche	Acker	Wiesen	Holzung	Bewohnerzahl	Dichte
			Kreis Jerichow.						
1	II	1	Reesen	13,3	5,8	2,9	2,1	422	32
			Kreis Jerichow I.						
2	I	1	Detershagen	16,5	2	0,5	12,8	199	12
3		2	Grabow	53,7	18,7	1,7	27,3	1081	20
4		3	Grünewalde	33,2	1,6	9,2	20,7	492	15
5	II	4	Büden	9,1	7,6	0,6	0,1	419	46
6		5	Dalchau	16,9	14,4	0,5	—	519	30
7		6	Dannigkow	11	8,5	0,8	1	374	34
8		7	Flötz	5,1	4	0,8	0,1	145	28
9		8	Gehrden	6,9	6,4	0,2	—	300	43
10		9	Kämeritz	6,8	5,6	0,7	+[2]	181	27
11		10	Karieth	12,4	9,6	0,7	1.4	532	42
12		11	Körbelitz	17,9	14	0,6	2,2	734	41
13		12	Ladeburg	14,7	11,5	1,4	—	531	36
14		13	Leitzkau	38,2	26,4	1,9	7,8	1746	45
15		14	Lostau	13,9	6	1,8	1,2	549	39

[1] Die Angaben der Gesamtfläche und Bewohnerzahl sind dem Gemeindelexikon von 1895, die Zahlen für Acker, Wiesen und Holzungen demjenigen von 1885 entnommen. Infolge der Abrundung und der Einrechnung der als „Gutsbezirke“ aufgeführten Kleinsiedlungen weichen die Zahlen z. T. von den Angaben der Statistik ab.

[2] + = weniger als 0,1 qkm.

Nr.	Kl.	Zahl	Gemeinde	Fläche	Acker	Wiesen	Holzung	Bewohnerzahl	Dichte
16	II	15	Lübs (Groß- u. Klein-)	9,8	4,7	1,8	1	257	37
17		16	Lühe	7	4,4	0,7	0,7	320	45
18		17	Möckern	43,4	23,4	3,9	13,2	2153	49
19		18	Randau	9,7	4,8	4,3	0,5	479	49
20		19	Schermen	16,2	9,1	1,2	1,3	653	40
21		20	Stegelitz	29,7	18,3	1,9	4,5	733	25
22		21	Tryppehna	10,7	8	0,2	1,2	286	26
23		22	Vehlitz	13,1	10,6	1,7	—	543	41
24		23	Wahlitz	7,3	3,8	0,6	2,2	352	48
25		24	Wallwitz	5,7	4,7	0,8	—	218	36
26		25	Walternienburg . . .	18,7	7,4	3,7	3,7	907	48
27		26	Wörmlitz	16,4	9,1	0,7	5,6	465	28
28		27	Zeddenick	9,9	8,6	0,7	—	325	32
29		28	Ziepel	6,7	6,1	0,2	—	305	45
30	III	29	Gübs	10,4	7,2	0,7	—	531	51
31		30	Hohenwarthe	10,2	3,8	1,2	0,9	602	59
32		31	Kalenberge	3,2	2,4	0,2	+	171	53
33		32	Menz	11,7	9,2	1,4	0,4	679	58
34		33	Prödel	4,8	3	0,6	0,1	318	66
35		34	Schartau	12,9	8,3	0,8	0,6	695	53
36		35	Woltersdorf	8,8	7,4	0,6	0,1	448	50
37	IV	36	Gerwisch	7,1	2,8	0,8	+	663	93
38		37	Niegripp	11,1	4,6	1,7	1,9	1045	94
39		38	Pechau	7	3,8	1,7	1	556	79
40	V	39	Biederitz	14,9	7	1,2	3,1	1762	118
41		40	Elbenau	3,8	2,2	1,2	+	485	128
42		41	Prester	7,6	4,6	0,7	+	781	103
43	VI	42	Plötzky	7	3,9	1,1	1,3	1226	175
44		43	Ranies	2,7	1,7	0,6	+	454	168
45	VII	44	Krakau	7,1	5	0,5	—	3235	456
46		45	Pretzien	2,4	1,3	0,4	+	795	331

Kreis Kalbe.

Nr.	Kl.	Zahl	Gemeinde	Fläche	Acker	Wiesen	Holzung	Bewohnerzahl	Dichte
47	I	1	Lödderitz[1]	42,4	7,3	3	28,8	466	11
48	II	2	Klein-Rosenburg . .	13,3	9,7	1,6	0,3	571	43
49		3	Sachsendorf	9,5	5,6	3,3	—	346	36
50	III	4	Brumby	15	14,1	+	+	1108	74
51		5	Dornbeck	7,7	5,3	1,9	—	462	60
52		6	Athensleben[2]	9,4	5,6	2,8	0,3	512	54
53		7	Schwarz	8,3	7,5	0,1	+	465	56
54		8	Tornitz	7,7	6	0,3	0,2	555	72
55		9	Zens	5,1	4,8	—	—	327	64
56		10	Zuchau	8,1	6,9	0,7	—	503	62
57	IV	11	Breitenhagen	10,5	4,6	2,1	2	871	83
58		12	Felgeleben	8,7	7,2	0,6	+	861	99
59		13	Glinde	4,6	2,7	0,4	0,4	404	88
60		14	Löbnitz	4,5	3,9	0,3	+	348	77

[1] Nur zur Hälfte auf dem Kartenblatt.
[2] Zu Löderburg gehörend, aber seiner Lage wegen für sich berechnet.

Nr.	Kl.	Zahl	Gemeinde	Fläche	Acker	Wiesen	Holzung	Bewohnerzahl	Dichte
61	IV	15	Pömmelte	8,9	7,2	0,7	+	702	79
62		16	Werkleitz	4,9	4,2	0,2	0,2	415	85
63	V	17	Biere	25,2	23,7	+	—	2729	108
64		18	Bisdorf	5,9	5,5	+	—	668	113
65		19	Eikendorf	11,7	11	—	—	1521	130
66		20	Förderstedt	21,2	19,5	0,4	+	3066	145
67		21	Glöthe	7,8	7	0,1	+	1135	146
68		22	Gnadau	3,9	3,2	0,3	+	546	140
69		23	Groß-Rosenburg . .	13,6	9,9	1,8	+	2024	148
70		24	Hohendorf	13,5	11,9	0,4	0,5	1437	106
71		25	Trabitz	2,3	1,9	+	+	330	143
72	VI	26	Atzendorf	21,1	19,9	+	—	3351	159
73		27	Borne	9,4	8,9	+	—	1553	165
74		28	Eggersdorf	5,4	4,9	—	—	1002	186
75		29	Üllnitz	3,7	3,1	+	—	570	154
76		30	Wespen	2,7	2,4	+	+	457	169
77	VII	31	Frohse	7,7	5,8	0,5	+	1900	247
78		32	Bernburg (Vorst. Kalbe)	6,1	5,2	0,2	0,1	3006	493
79		33	Löderburg	11,2	7,8	2,5	0,1	4266	381

Kreis Wanzleben.

Nr.	Kl.	Zahl	Gemeinde	Fläche	Acker	Wiesen	Holzung	Bewohnerzahl	Dichte
80	III	1	**Alt-Brandsleben . .**	**11,2**	**7,3**	**0,1**	**3,3**	**579**	**51**
81		2	**Ampfurth . . . . .**	**11,6**	**10**	**0,8**	+	**783**	**68**
82		3	**Bottmersdorf . . . .**	**8,7**	**7,9**	**0,3**	—	**631**	**73**
83		4	**Eggenstedt . . . .**	**10,5**	**9**	**0,4**	**0,1**	**707**	**61**
84		5	**Remkersleben . . .**	**20,3**	**17,2**	**1**	**0,6**	**1259**	**62**
85		6	**Schermcke . . . .**	**16,7**	**6,9**	**0,2**	**4,1**	**1196**	**72**
86		7	**Stemmern . . . . .**	**8**	**7,5**	—	—	**466**	**58**
87	IV	8	**Altenweddingen . . .**	**26**	**24,4**	—	+	**2503**	**97**
88		9	**Dodendorf . . . . .**	**6,9**	**6,3**	**0,1**	—	**656**	**95**
89		10	**Groß-Germersleben .**	**13,8**	**10,6**	**1,8**	**0,1**	**1190**	**86**
90		11	**Hakeborn . . . . .**	**17**	**10,7**	—	**5,3**	**1350**	**79**
91		12	**Klein-Germersleben .**	**5,9**	**5**	**0,6**	+	**543**	**92**
92		13	**Klein-Rodensleben . .**	**8,5**	**7,6**	**0,2**	—	**708**	**83**
93		14	**Schleibnitz . . . .**	**6,9**	**6,6**	—	—	**618**	**90**
94		15	**Tarthun . . . . .**	**7,8**	**5,3**	**1,8**	**0,2**	**647**	**83**
95		16	**Welsleben . . . . .**	**21,7**	**20,5**	+	—	**1981**	**91**
96	V	17	**Hadmersleben (Stadt) .**	**9,4**	**7**	**1,4**	—	**1184**	**122**
97		18	**Bahrendorf . . . .**	**11,7**	**11**	**0,2**	+	**1201**	**102**
98		19	**Beyendorf . . . . .**	**4,4**	**4**	+	—	**444**	**101**
99		20	**Domersleben . . . .**	**15,6**	**14,2**	**0,6**	—	**1779**	**114**
100		21	**Etgersleben . . . .**	**13,3**	**10,7**	**1,7**	+	**1382**	**104**
101		22	**Hadmersleben (Dorf) .**	**14,6**	**11,4**	**2,2**	—	**1620**	**111**
102		23	**Hohendodeleben . . .**	**14,8**	**14**	—	—	**1953**	**132**
103		24	**Klein-Oschersleben .**	**12,6**	**10,1**	**1,5**	**0,3**	**1377**	**109**
104		25	**Langenweddingen . .**	**21,1**	**19,7**	+	—	**2913**	**138**
105		26	**Osterweddingen . . .**	**13,6**	**12,7**	**0,2**	—	**1408**	**103**
106		27	**Schwaneberg . . . .**	**9,6**	**8,5**	+	—	**1198**	**132**
107		28	**Sülldorf . . . . .**	**7,2**	**6,3**	**0,2**	+	**868**	**121**
108		29	**Wanzleben (Stadt) . .**	**38,3**	**34,4**	**0,5**	**0,1**	**4362**	**113**
109	VI	30	**Seehausen . . . . .**	**17,9**	**15,2**	**0,8**	—	**3016**	**168**
110		31	**Klein-Wanzleben . .**	**8,6**	**7,8**	**0,2**	—	**1665**	**194**

Nr.	Kl.	Zahl	Gemeinde	Fläche	Acker	Wiesen	Holzung	Bewohnerzahl	Dichte
111	VI	32	Sohlen	3,7	3,6	+	—	670	181
112		33	Unseburg	16,8	13,3	2	0,3	2641	157
113		34	Wolmirsleben	12,2	9	2,2	—	2335	191
114	VII	35	Benneckenbeck	4,5	4,1	0,1	+	1075	239
115		36	Bleckendorf	7,6	6,3	0.7	+	1709	225
116		37	Lemsdorf	2,8	2,5	—	+	642	229
117		38	Salbke	12,9	7,2	1,3	2,4	2661	206
118		39	Westeregeln	13,1	10,8	1,4	—	3093	236
119		40	Diesdorf	7,6	7	+	—	2493	328
120		41	Fermersleben	5,4	4,1	0,3	0,4	3469	642
121		41	Groß-Ottersleben	16,6	15,4	+	—	6788	409
122		43	Klein-Ottersleben	4,8	4,4	0,1	+	1778	370
123		44	Westerhüsen	0,8	7,2	0,5	—	2990	332

Kreis Wolmirstedt.

Nr.	Kl.	Zahl	Gemeinde	Fläche	Acker	Wiesen	Holzung	Bewohnerzahl	Dichte
124	II	1	Glindenberg	19,5	4,6	9,1	3	676	35
125		2	Heinrichsberg	12,6	7,1	0,5	3,2	455	36
126		3	Lindhorst	9,5	5,3	1	2,5	382	40
127	III	4	Farsleben	11,5	8,4	0,6	1,6	658	57
128		5	Jersleben	6,6	5,1	—	1,1	440	67
129		6	Meseberg	7,4	5	+	2	550	74
130	IV	7	Dreileben	15,5	14	—	0,5	1211	78
131		8	Gersdorf	3,3	3	—	+	267	81
132		9	Gutenswegen	11,6	10,8	—	+	1091	95
133		10	Hermsdorf	7,5	7	—	—	726	97
134		11	Hohenwarsleben	8,1	7,5	—	+	771	95
135		12	Klein-Ammensleben	6,2	5,7	—	+	556	90
136		13	Rotensee	11,2	7,6	0,6	1,8	1021	91
137		14	Samswegen	12,9	8,1	0,5	1,7	1179	91
138		15	Wellen	10,4	9,3	—	0,5	874	84
139		16	Zielitz	5,4	3,3	1	0,7	411	76
140	V	17	Barleben	26,5	20,2	+	4,3	3625	137
141		18	Dalenwarsleben	9,8	9	+	+	1416	144
142		19	Drackenstedt	7,2	6,5	—	0,3	864	120
143		20	Druxberge	7,4	6,7	—	0,2	876	118
144		21	Elbei	6,4	5,3	—	0,5	702	110
145		22	Groß-Ammensleben	14,7	12,6	—	1,1	1851	126
146		23	Groß-Rodensleben	14,1	13	—	0,2	1519	108
147		24	Hemsdorf	2,2	2	—	+	264	120
148		25	Mammendorf	3,4	3,1	—	+	367	108
149		26	Meitzendorf	7,2	6,7	—	—	947	132
150		27	Ochtmersleben	9,5	8,7	—	0,1	1151	111
151		28	Schnarsleben	9,2	8,3	+	0,2	1189	129
152	VI	29	Eichenbarleben	8,1	7,4	0,4	+	1273	157
153		30	Irxleben	7,1	6,5	+	—	1231	173
154		31	Nieder-Dodeleben	12,4	11,3	0,2	—	2218	179
155	VII	32	Ebendorf	5,1	4,7	—	—	1031	202
156		33	Olvenstedt	13,9	13,2	+	—	3904	281
157		34	Wolmirstedt	18,5	15,2	1,6	0,1	4354	235

Nr.	Kl.	Zahl	Gemeinde	Fläche	Acker	Wiesen	Holzung	Bewohnerzahl	Dichte
			Kreis Neuhaldensleben.						
158	II	1	Altenhausen	16,2	7,9	1,3	5,3	663	41
159		2	Emden	26,2	7,2	0,8	7,2	687	26
160		3	Erxleben	44,6	25,8	2,8	13,8	1998	45
161		4	Hörsingen	18,9	5,6	1,1	11,1	769	41
162		5	Kl.-(Gr.)-Bartensleben	18,6	10,5	1,2	5,8	605	33
163		6	Süpplingen	18,2	9,7	1,4	5,9	793	44
164	III	7	Dönstedt	6,4	3,9	0,4	1,7	381	60
165		8	Hakenstedt	12,7	11,1	0,8	0,2	898	71
166		9	Harbke	20,4	8,4	0,6	10,2	1477	72
167		10	Klein-Santersleben	5,7	5,4	0,2	—	428	75
168		11	Marienborn	7,4	5,5	0,5	1	520	70
169		12	Morsleben	6,2	3,6	0,6	1,3	408	66
170		13	Neuenhofe	4,2	7,6	0,5	2,7	691	61
171		14	Siegersleben	7,3	6,4	0,3	—	497	68
172	IV	15	Alleringersleben	5,6	4,6	0,4	—	535	96
173		16	Badeleben	11,2	10,3	0,3	—	928	83
174		17	Belsdorf	5,2	4,3	0,3	—	452	87
175		18	Bornstedt	7,1	6,5	2,2	—	703	99
176		19	Kroppendorf	3,5	3,2	0,1	—	952	99
177		20	Groß-Rottmersleben	11,2	10,2	0,3	—	952	85
178		21	Groß-Lautersleben	7,1	6,5	0,1	—	683	96
179		22	Hillersleben	6,8	5,2	0,8	+	570	84
180		23	Hundisburg	16,9	13,1	0,6	1,7	1376	81
181		24	Nord-Germersleben	17,6	15,9	0,8	—	1675	95
182		25	Ostingersleben	7,4	6,3	0,5	—	567	77
183		26	Sommerschenburg	10,9	8,1	1,6	—	965	89
184		27	Uhrsleben	8	6,8	0,7	—	662	83
185		28	Wedringen	7,8	6,4	0,9	—	751	96
186		29	Wefensleben	7,1	5,8	0,4	0,3	691	97
187		30	Wormsdorf	10,6	8,7	1,1	—	981	87
188	V	31	Ackendorf	5,1	4,6	0,2	—	674	132
189		32	Alvensleben	17,4	10,3	1,6	3,6	1022	103
190		33	Ansleben	8,2	7,7	+	—	1002	122
191		34	Behndorf	3,6	2,8	0,5	+	369	103
192		35	Bregenstedt	6,5	5,4	0,7	—	770	118
193		36	Eimersleben	7,2	6,1	0,6	+	750	104
194		37	Ivenrode	5,5	4	1	—	654	119
195		38	Ovelgünne	6,2	4,3	0,7	+	763	123
196		39	Schwanefeld	3,3	2,4	0,4	—	385	117
197		40	Sommersdorf	8	6,3	0,9	—	833	104
198		41	Ummendorf	15,4	11,1	2,3	+	1561	101
199		42	Vahldorf	5	3,7	0,8	—	641	128
200		43	Völpke	6,6	5,1	0,3	—	976	148
201		44	Warsleben	14,9	14	2,1	+	1576	106
202	VI	45	Barneberg	9,2	8,5	0,1	—	1437	156
203		46	Eilsleben	13,8	11,7	1,1	—	2426	176
204		47	Hötensleben	23,1	20,2	1	0,2	4590	199
205		48	Schakensleben	6	5,4	0,2	—	1112	185
206		49	Wulfersdorf	0,6	0,3	0,2	—	90	150
207	VII	50	Althaldensleben	17,3	11,4	0,9	3,5	4361	252

Nr.	Kl.	Zahl	Gemeinde	Fläche	Acker	Wiesen	Holzung	Be-wohner-zahl	Dichte
			Kreis Oschersleben.						
208	I	1	Günthersdorf	11,1	0,9	+	—	95	9
209	III	2	Hordorf	14,2	10,5	2,6	—	765	54
210	IV	3	Gunsleben	8,5	5,6	2,2	—	788	93
211		4	Krottdorf	10,4	8,2	1,1	+	777	75
212		5	Nienhagen	6,5	5,8	0,5	—	628	97
213		6	Röderhof	5,3	4,5	—	0,3	476	90
214		7	Schlanstedt	21,7	17,9	3,1	—	2072	95
215	V	8	Schwanebeck	25,3	23,5	+	+	3369	133
216		9	Beckendorf	5,4	4,7	0,2	+	761	141
217		10	Eilenstedt	19,6	17,9	0,2	0,3	2226	114
218		11	Hamersleben	15,6	13,3	1,2	+	2466	152
219		12	Hornhausen	26,7	18,3	3,9	3,3	3848	144
220		13	Neuwegersleben . . .	6,3	4	1	0,1	923	147
221		14	Wulferstedt	16,1	11,3	3,6	—	1701	105
222	VI	15	Ottleben	10,2	9,2	0,2	+	1538	151
			Kreis Aschersleben.						
223	III	1	Schadeleben	16	13,3	1,8	+	988	62
224		2	Winningen . . .	13,7	12,8	0,3	—	971	71
225	V	3	Kochstedt	18,1	16,5	+	0,1	2000	110
226		4	Börnecke	21,8	19	1,2	—	3161	145
227		5	Schneidlingen	16,8	14,8	0,9	—	1758	105
			Kreis Gardelegen.						
228	IV	1	Eschenrode	4,1	3,3	0,4	—	347	84
229	V	2	Walbeck	10,5	8,1	1,2	0,3	1220	116

Etwas von der Bahn Oberröblingen-Querfurt.

Von

Prof. Dr. W. Ule

in Halle.

Von der Station Oberröblingen am See der Linie Halle — Sangerhausen zweigt eine Bahn ab, die das kleine Ackerbaustädtchen Querfurt mit dem großen mitteldeutschen Eisenbahnverkehr verknüpft. Heute ist die Bahn bis nach Vitzenburg durchgeführt und ermöglicht daher wieder den Verkehr über die Querfurter Platte, wie er einst zur Zeit der Landstraßen bestanden hat. Querfurt war damals ein nicht unbedeutender Verkehrsort, der noch in den Kriegen gegen Napoleon von

den großen Heereszügen berührt wurde. Durch die Eisenbahn Halle — Nordhausen — Kassel ist der Stadt dieser Verkehr fast ganz entzogen worden und sie selbst infolgedessen in der Entwicklung stehen geblieben. Die Erkenntnis, daß ein Anschluß an den mitteldeutschen Verkehr für ihr Gedeihen notwendig sei, führte dann zum Bau der Bahn Oberröblingen — Querfurt, die nach Schlüter als Stichbahn uns überzeugend die Macht des allgemeinen Verkehrs veranschaulicht. Aber die Bahn ist doch nur eine Sekundärbahn, als solche repräsentiert sie sich durch die Kleinheit der Züge, durch die geringe Zahl der Fahrgäste und durch die Einfachheit ihrer einzelnen Stationsgebäude, die sämtlich nur zu kleineren Ortschaften gehören.

Die geringe Bedeutung der Stationen ist auch den Bewohnern jener Ortschaften vollkommen zum Bewußtsein gekommen und hat sogar in poetischer Form Ausdruck gefunden, wie das nachstehende Gedicht lehrt. Wir glaubten es weiteren Kreisen bekannt geben zu sollen, weil es geradezu ein Beitrag zur Landeskunde jener Gegend ist. Ein uns unbekannter Dichter — angeblich soll es ein Schaffner der Bahn sein, der sich so die Zeit während der langsamen Fahrt vertreiben wollte — charakterisiert also die Bahn mit folgenden Worten:

Preisend mit viel schönen Reden
Ihre Leistungsfähigkeit,
Sagten einst sich die Stationen
Manches Wort zum Zeitvertreib.

Herrlich, sprach der Bahnhof Stedten,
Ist der Kohle Massenfracht.
Schwarze Diamanten steigen
Wohl aus manchem Förderschacht.

Schaut mein Gleis im grünen Walde,
Sagt der Bahnhof Esperstedt,
Wo nur Sümpfe noch vor Jahren,
Ihr jetzt Zufuhrstraßen seht.

Doch auch ich bin schön gelegen,
Sprach der Bahnhof Kukenburg,
Gibt's auch hier nichts mitzunehmen,
Kommt doch Mancher hier mal durch.

Seid Ihr oben? fragt Obhausen,
Keuchend nur erreicht Ihr mich;
Grund und Boden kosten Gelder,
Doch die Opfer lohnen sich.

Rübenäcker, Saatenfelder,
Tönt's von Querfurt bald zurück,
Schaffen des Verkehres Menge,
Bringen Reichtum, Wohlstand, Glück.

Was sind alle Eure Schätze?
Schraplau in der Runde spricht,
Ohne Kalktransport verrosten
Schienen selbst im Sonnenlicht;

Wie die Liebe Herzen kittet
Aneinander lange Zeit,
So verbindet Kalk die Masse
Bis in alle Ewigkeit.

Phänologische Beobachtungen in Thüringen.

1904. (24. Jahr.)

Von

Schulrat Dr. H. Toepfer,

Realschuldirektor a. D. in Sondershausen.

Wie in früheren Jahren wurde beobachtet in

Sondershausen (51° 22′ N. B., 10° 52′ O. v. Gr., 200 m H.) von den Herren Lutze und Döring und Dir. Toepfer.

Groß-Furra (6 km nordwestl. v. Sondershausen, Höhe etwa 250 m) von Herrn Kantor Sterzing.

Leutenberg (50° 34′ N. B., 11° 28′ O. v. Gr., 302 m H.) von Herrn Lehrer Wiefel.

Blankenburg i. Th. (50° 41′ N. B., 11° 16′ O. v. Gr., 222 m H.) von Herrn Dr. Kersten.

Die in der zweiten Spalte stehenden römischen Ziffern bedeuten: I. Erste Blüte offen, II. Allgemeine Blüte, III. Erste Früchte reif, IV. Erste Blattoberfläche sichtbar, V. Allgemeine Laubverfärbung.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Aesculus hippocastanum L.	I.	5. 5.	12. 5.	6. 5.	9. 5.
	II.	15. 5.	22. 5.	10. 5.	18. 5.
	III.	24. 9.	24. 9.	25. 9.	20. 9.
	IV.	13. 4.	18. 4.	19. 4.	16. 4.
	V.	2. 10.	8. 10.	21. 9.	5. 10.
Berberis vulgaris L.	I.	13. 5.	—	6. 5.	15. 5.
	II.	19. 5.	—	12. 5.	22. 5.
	III.	24. 8.	—	17. 8.	—
	IV.	19. 4.	—	20. 4.	6. 4.
	V.	—	—	27. 9.	22. 10.
Betula alba L.	I.	17. 4.	20. 4.	4. 4.	17. 4.
	II.	19. 4.	25. 4.	19. 4.	26. 4.
	III.	—	—	14. 9.	—
	IV.	16. 4.	17. 4.	18. 4.	15. 4.
	V.	—	6. 10.	26. 9.	15. 9.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Cornus mas L.	I.	27. 3.	8. 4.	8. 4.	31. 3.
	II.	9. 4.	15. 4.	16. 4.	8. 4.
	III.	—	14. 9.	17. 9.	22. 9.
	IV.	—	22. 4.	29. 4.	21. 4.
	V.	—	15. 10.	28. 9.	20. 10.
Cornus sanguinea L.	I.	18. 5.	5. 6.	20. 6.	2. 6.
	II.	22. 5.	12. 6.	2. 7.	10. 6.
	III.	—	—	13. 9.	25. 9.
	IV.	—	18. 4.	19. 4.	17. 4.
	V.	—	9. 10.	30. 9.	30. 8.
Corylus avellana L.	I.	22. 2.	12. 3.	29. 2. ♂	18. 2.
	II.	1. 3.	18. 3.	8. 3. ♀	24. 2.
	III.	26. 8.	15. 9.	20. 8.	5. 9.
	IV.	29. 3.	16. 4.	22. 4.	14. 4.
	V.	—	6. 10.	1. 10.	10. 9.
Crataegus oxyacantha L.	I.	6. 5.	14. 5.	14. 5.	6. 5.
	II.	16. 5.	20. 5.	19. 5.	14. 5.
	III.	13. 9.	16. 9.	20. 9.	13. 9.
	IV.	20. 4.	12. 4.	22. 4.	9. 4.
	V.	—	8. 10.	12. 10.	12. 10.
Cydonia vulgaris Persoon	I.	—	—	—	—
	II.	22. 5.	—	—	—
	III.	—	—	—	—
	IV.	23. 4.	—	—	16. 4.
	V.	—	—	—	15. 10.
Cytisus laburnum L.	I.	15. 5.	—	17. 5.	17. 5.
	II.	22. 5.	—	28. 5.	27. 5.
	III.	—	—	26. 8.	—
	IV.	—	—	24. 4.	17. 4.
	V.	—	—	12. 10.	20. 10.
Fagus silvatica L.	I.	—	28. 4.	20. 5.	30. 4.
	II.[1]	7. 5.	6. 5.	26. 5.	8. 5.
	III.	—	—	4. 10.	10. 9.
	IV.	17. 4.	15. 4.	21. 4.	20. 4.
	V.	9. 10.	10. 10.	10. 10.	25. 9.
Ligustrum vulgare L.	I.	11. 6.	15. 6.	24. 6.	9. 6.
	II.	26. 6.	2. 7.	2. 7.	15. 6.
	III.	12. 9.	—	17. 9.	20. 9.
	IV.	—	13. 4.	23. 4.	15. 4.
	V.	—	—	27. 10.	20. 10.
Lonicera tartarica L.	I.	9. 5.	—	25. 4.	7. 5.
	II.	15. 5.	—	2. 5.	16. 5.
	III.	6. 7.	—	1. 7.	23. 6.
	IV.	14. 4.	—	22. 4.	28. 3.
	V.	—	—	26. 9.	10. 10.
Prunus avium L.	I.	18. 4.	27. 4.	22. 4.	16. 4.
	II.	25. 4.	4. 5.	26. 4.	24. 4.
	III.	—	30. 6.	1. 7.	12. 6.
	IV.	—	16. 4.	10. 4.	13. 4.
	V.	—	5. 10.	12. 10.	28. 9.

[1] 25. 5. Buchenwald grün.

		Sonders-hausen	Gr.-Furra	Leuten-berg	Blanken-burg
Prunus cerasus L.	I.	—	30. 4.	25. 4.	—
	II.	25. 4.	6. 5.	1. 5.	—
	III.	19. 6.	30. 7.	10. 7.	—
	IV.	—	19. 4.	25. 4.	—
	V.	—	3. 10.	18. 10.	—
Prunus domestica L.	I.	25. 4.	26. 4.	25. 4.	20. 4.
	II.	4. 5.	2. 5.	1. 5.	28. 4.
	III.	—	—	9. 9.	2. 9.
	IV.	25. 4.	20. 4.	22. 4.	17. 4.
	V.	—	16. 10.	25. 10.	7. 10.
Prunus padus L.	I.	23. 4.	—	24. 4.	19. 4.
	II.	1. 5.	—	28. 4.	27. 4.
	III.	—	—	8. 7.	—
	IV.	14. 4.	—	22. 4.	3. 4.
	V.	—	—	20. 10.	30. 9.
Prunus spinosa L.	I.	18. 4.	22. 4.	22. 4.	15. 4.
	II.	24. 4.	30. 4.	25. 4.	21. 4.
	III.	—	—	31. 8.	25. 9.
	IV.	—	22. 4.	3. 5.	—
	V.	—	—	19. 9.	15. 10.
Pirus communis L.	I.	23. 4.	30. 4.	24. 4.	23. 4.
	II.	1. 5.	6. 5.	28. 4.	30. 4.
	III.	—	—	25. 7.	28. 7.
	IV.	—	20. 4.	19. 4.	18. 4.
	V.	—	—	10. 10.	5. 10.
Pirus malus L.	I.	23. 4.	5. 5.	28. 4.	26. 4.
	II.	3. 5.	14. 5.	5. 5.	2. 5.
	III.	—	—	25. 8.	5. 8.
	IV.	16. 4.	18. 4.	30. 4.	15. 4.
	V.	—	—	12. 10.	8. 10.
Quercus pedunculata Ehrh.	I.	—	8. 5.	14. 5.	25. 4.
	II.	15. 5.	12. 5.	19. 5.	1. 5.
	III.	—	—	20. 9.	18. 9.
	IV.	2. 5.	3. 5.	21. 5.	22. 4.
	V.	—	12. 10.	20. 10.	6. 10.
Ribes grossularia L.	I.	18. 4.	12. 4.	13. 4.	14. 4.
	II.	21. 4.	22. 4.	19. 4.	20. 4.
	III.	—	20. 7.	4. 7.	3. 7.
	IV.	31. 3.	20. 3.	8. 4.	15. 3.
	V.	—	—	14. 10.	23. 10.
Ribes rubrum L.	I.	18. 4.	14. 4.	15. 4.	15. 4.
	II.	23. 4.	24. 4.	18. 4.	22. 4.
	III.	—	10. 7.	30. 6.	20. 6.
	IV.	—	26. 3.	8. 4.	10. 4.
	V.	—	—	17. 10.	14. 10.
Ribes aureum L.	I.	20. 4.	—	25. 4.	17. 4.
	II.	29. 4.	—	29. 4.	23. 4.
	III.	—	—	24. 7.	—
	IV.	16. 4.	—	20. 4.	27. 3.
	V.	—	—	14. 10.	1. 10.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Robinia pseudacacia L.	I.	2. 6.	—	24. 6.	27. 5.
	II.	9. 6.	—	28. 6.	5. 6.
	III.	—	—	—	—
	IV.	—	—	20. 5.	25. 4.
	V.	—	—	19. 9.	8. 10.
Sambucus nigra L.	I.	23. 5.	2. 6.	20. 6.	25. 5.
	II.	16. 6.	10. 6.	1. 7.	6. 6.
	III.	—	—	10. 9.	30. 8.
	IV.	12. 4.	9. 4.	19. 4.	21. 3.
	V.	—	—	21. 9.	20. 10.
Sorbus aucuparia L.	I.	12. 5.	18. 5.	8. 5.	10. 5.
	II.	20. 5.	25. 5.	19. 5.	20. 5.
	III.	—	—	18. 8.	23. 8.
	IV.	—	12. 4.	26. 4.	14. 4.
	V.	—	—	17. 10.	7. 10.
Syringa vulgaris L.	I.	4. 5.	7. 5.	8. 5.	2. 5.
	II.	15. 5.	15. 5.	17. 5.	14. 5.
	III.	—	—	22. 9.	—
	IV.	16. 4.	10. 4.	26. 4.	13. 4.
	V.	—	—	17. 10.	9. 10.
Tilia grandifolia Ehrh.	I.	16. 6.	25. 6.	24. 6.	15. 6.
	II.	21. 6.	5. 7.	3. 7.	23. 6.
	III.	—	—	19. 9.	—
	IV.	19. 4.	18. 4.	1. 5.	18. 4.
	V.	—	14. 10.	8. 10.	25. 9.
Tilia parvifolia Ehrh.	I.	1. 7.	2. 7.	28. 6.	25. 6.
	II.	8. 7.	10. 7.	6. 7.	3. 7.
	III.	—	—	20. 9.	—
	IV.	24. 4.	26. 4.	7. 5.	22. 4.
	V.	—	18. 10.	8. 10.	30. 9.
Vitis vinifera L.	I.	27. 6.	22. 6.	28. 6.	12. 6.
	II.	1. 7.	8. 7.	2. 7.	18. 6.
	III.	13. 9.	—	24. 9.	10. 9.
	IV.	2. 5.	3. 5.	30. 4.	24. 4.
	V.	—	20. 10.	8. 10.	12. 10.
Atropa belladonna L.	I.	—	14. 6.	26. 6.	—
	II.	—	25. 6.	4. 7.	—
	III.	—	—	17. 8.	—
Anemone nemorosa L.	I.	10. 4.	8. 4.	3. 4.	27. 3.
	II.	15. 4.	15. 4.	15. 4.	4. 4.
	III.	—	—	19. 5.	—
Chrysanthemum leucanthemum L.	I.	29. 5.	30. 5.	2. 6.	19. 5.
	II.	31. 5.	6. 6.	12. 6.	28. 5.
	III.	—	—	9. 8.	—
Convallaria majalis L.	I.	3. 5.	9. 5.	14. 5.	30. 4.
	II.	15. 5.	20. 5.	18. 5.	7. 5.
	III.	—	—	—	—

		Sonders-hausen	Gr.-Furra	Leuten-berg	Blanken-burg
Hepatica triloba Chaix.	I.	1. 4.	22. 3.	5. 4.	17. 3.
	II.	9. 4.	12. 4.	9. 4.	26. 3.
	III.	—	—	3. 7.	—
Lilium candidum L.	I.	—	8. 7.	1. 7.	28. 6.
	II.	1. 7.	14. 7.	10. 7.	5. 7.
	III.	—	—	—	—
Narcissus poëticus L.	I.	13. 5.	2. 5.	30. 4.	30. 4.
	II.	23. 5.	12. 5.	3. 5.	10. 5.
	III.	—	—	—	—
Primula officinalis Jacqu.	I.	—	11. 4.	12. 4.	10. 4.
	II.	20. 4.	25. 4.	24. 4.	19. 4.
	III.	—	—	25. 5.	—
Secale cereale L.	I.	30. 5.	8. 6.	29. 5.	25. 5.
	II.	6. 6.	12. 6.	—	6. 6.
	III.	15. 7.	24. 7.	24. 7.	30. 8.
Salvia officinalis L.	I.	5. 6.	—	—	—
	II.	12. 6.	—	—	—
	III.	—	—	—	—
Salvia pratensis L.	I.	29. 5.	25. 5.	4. 6.	17. 5.
	II.	7. 6.	2. 6.	13. 6.	25. 5.
	III.	—	—	18. 7.	—

Literatur-Bericht

zur

Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen nebst angrenzenden Landesteilen.

I. Bodenbau.

1. **Henkel, L.** Studien im süddeutschen Muschelkalk. (Zeitschr. d. Deutschen Geologischen Gesellschaft. Bd. 56, 1904, S. 218—226.)

Es sei hier kurz darauf hingewiesen, daß S. 224—226 der vorliegenden Arbeit unter Beigabe instruktiver Profilskizzen gezeigt wird, welche Verschiedenheiten der Landschaftsformen die verschiedene petrographische Ausbildung der einzelnen Glieder der Muschelkalkformation in verschiedenen Teilen Mittel- und Süddeutschlands bedingt.

Wüst.

2. **Menzel, H.** Über das Vorkommen von Cyclostoma elegans Müller in Deutschland seit der Diluvialzeit. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt u. Bergakademie f. 1903, Bd. 24, Heft 3, Berlin 1904, S. 381—390.)

Unser Gebiet betrifft die Angabe, daß in den pleistozänen Kalktuffen an der Steinmühle bei Veltheim, am Nordrande des Großen Fallsteines Scolopendrium sp., Helix (Tachea) Tonnensis Sdbg. und Cyclostoma elegans Müll. nachgewiesen worden sind.

Wüst.

3. **Kaiser, E.** und **Naumann, E.** Zur Kenntnis der Trias und des Diluviums im nordwestlichen Thüringen. Bericht über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Aufnahmen auf den Blättern Langula und Langensalza in den Jahren 1901 und 1902. (Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanst. u. Bergakad. f. 1902, Bd. XXIII, Heft 4, S. 641—659, Berlin 1905.)

Die vorliegende Arbeit enthält wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Trias und besonders des Diluviums des nordwestlichen Thüringens. Vom geographischen Standpunkte aus betrachtet bieten die — nicht in Kürze referierbaren — Beiträge zur Kenntnis der recht verwickelten und noch wenig geklärten Flußnetzentwicklung des untersuchten Gebietes und einige Mitteilungen über fossilführende Diluvial-Ablagerungen besonderes Interesse dar. Die fossilführenden Diluvial-Ablagerungen werden als Interglazial (II. Interglazial im Sinne der von mir angewandten Gliederung, Ref.) angesehen. Es handelt sich um Kalktuffe besonders vom Sülzenberge bei Langensalza mit Belgrandia marginata Mich. sp. und anderen für die sog. älteren thüringischen Kalktuffe bezeichnenden Konchylien, daneben aber auch zwei aus diesen nicht bekannten Konchylien (Planorbis corneus Lin. und Valvata macrostoma Steenb.) und

um Unstrutkiese besonders von Höngeda und Seebach mit Corbicula fluminalis Müll. sp. und zahlreichen anderen, z. T. in Thüringen noch nicht in Ablagerungen mit Corbicula fluminalis Müll sp. auf zweifellos primärer Lagerstätte gefundenen Konchylien.
Wüst.

4. **Linstow, O. v.** Neuere Beobachtungen aus dem Fläming und seinem südwestlich gelegenen Vorlande. (Zeitschr. d. Deutsch. geolog. Ges., 56. Bd., 1904, S. 99—121.)

Die vorliegende Arbeit liefert Beiträge zur Kenntnis des Diluviums des im Titel bezeichneten Gebietes. Hervorzuheben ist, daß Verf. eine weite Verbreitung des sog. oberen Geschiebemergels vom Fläming an bis weit über die Elbe nach Süden hin aufzeigt.
Wüst.

5. **Schütze, E.** Die geologische und mineralogische Literatur des nördlichen Harzvorlandes. II. Abteilung: Nachträge zu 1900 und 1901 und die Literatur von 1902 und 1903. Magdeburg 1904. 99 S. 8°. (Jahresbericht des Naturwissenschaftlichen Vereins in Magdeburg für 1902—1904.)

Die erste Abteilung des vorliegenden sehr verdienstlichen Literatur-Berichtes hat Ref. in diesem Lit.-Ber. für 1904, S. 98 (Nr. 1) bereits besprochen. Die zweite Abteilung hat insofern eine willkommene Erweiterung erfahren, als sie die urgeschichtliche Literatur, besonders soweit sie die Steinzeit betrifft, mit behandelt und den ganzen Harz in das Referiergebiet mit einbezieht. Die Literatur über den Harz und die urgeschichtliche Literatur sind bereits in den „Nachträgen zu 1900 und 1901" mit behandelt.
Wüst.

II. Gewässer.

6. **Müller, Alb.** Die hydrographische Entwicklung der Fuhneniederung. Siehe oben S. 1—16.

III. Klima.

7. **Munzer, L.** Gewitter am 27. Mai 1904 in Thüringen. (Das Wetter 1904. S. 139—140.)

Ein kurzer Bericht über Beobachtungen von Blitz und Donner bei einem sehr heftigen Gewitter am 27. Mai 1904 von dem Turm auf dem Schneekopf aus.

IV. Pflanzenwelt.

8. **Dengler, A.** Die Horizontalverbreitung der Kiefer (Pinus silvestris L.). Auf Grund amtlichen Erhebungsmateriales sowie ergänzender statistischer und forstgeschichtlicher Studien. 172 S., 1 K. u. mehrere Tab. Neudamm, J. Neumann. 1904.

Die Westgrenze der Horizontalverbreitung der Kiefer verläuft mitten durch die Provinz Sachsen. Das Hauptgebiet der Kiefer als Waldbaum in Deutschland liegt östlich der Elbe. Die Grenze zieht von Wismar nach Hagenow an der Elbe, läuft dann an dieser entlang bis zur Saalemündung. Die Saale überschreitet sie bei Rudol-

stadt, greift in zwei zungenförmigen Buchten im Thüringer Wald nach Westen und erreicht endlich zwischen Coburg und Sonneberg in nordsüdlicher Richtung das bayrische Gebiet. Diese Linie fällt annähernd mit der alten Sorbengrenze zur Zeit Karls des Großen zusammen. Der Verfasser teilt aber nicht die früher von Krause ausgesprochene Ansicht, daß das Zusammenfallen beider Grenzen etwas mit der verschiedenartigen Waldwirtschaft der Germanen und Slawen zu tun habe. Die Verbreitung der Kiefer zeigt nach seinen weiteren Ausführungen eine deutliche Abhängigkeit vom Boden, namentlich von dem Vorhandensein kieselreicher Gesteine; denn sie ist eine kieselholde Pflanze. Ihre heutige Verbreitung ist daher nicht klimatisch bedingt. In dem Westen Deutschlands ist sie nur in dem Kampfe mit andern Bäumen, namentlich der Buche, unterlegen. Wo westlich der Elbe kieselreiche Gesteine auftreten, begegnen wir auch oft der Kiefer. Nur an der Nordsee vermag sie wegen der heftigen Stürme nicht aufzukommen. (S. a. Lit.-Bericht in Petermanns Mitteilungen, 1905, Nr. 126.) Ule.

9. Berichte über die Hauptversammlungen des thüringischen botanischen Vereins: Frühjahrsversammlung 1903 in Weißenfels, Herbstversammlung 1903 in Weimar. (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XVIII, 1903, S. 26—47.)

Vgl. diesen Lit.-Ber. für 1901, Nr. 23, für 1902, Nr. 27 und für 1903, Nr. 20. — Gegend von Großberingen: XVIII, 27. — Gegend von Erfurt: XVIII, 37, 41, 42. — Gegend von Heldrungen und Artern: XVIII, 29, 41, 42. — Gegend von Nebra: XVIII, 42. — Gegend von Weißenfels: XVIII, 30. — Gegend von Sangerhausen: XVIII, 29. — Huy: XVIII, 28 (Melica picta C. Koch von W. Becker gefunden). — Gegend von Magdeburg: XVIII, 29, 35. Wüst.

10. **Reinecke, H.** Weitere Beiträge zur Flora von Erfurt. (Mitt. d. thüring. botanischen Vereins, Neue Folge, Heft XVIII, 1903, S. 71—74.)

Eine stattliche Anzahl neuer Fundortsangaben. Wüst.

11. **Toepfer, O.** Phänologische Beobachtungen in Thüringen. Siehe oben S. 81—85.

12. **Maak, J.** Seltene Farne des Harzes (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben; Beibl. zur Magdeb. Zeitung. 1904, Nr. 5, S. 37 ff.)

Verf. teilt seine Beobachtungen über das Vorkommen der seltenen Farne des Harzes mit. die, wie Aspidium montanum Ascherson, Asplenium germ., Woodsia hyprboraea, den Kontaktzonen folgen, während die gewöhnlichen Farne auf allen geognostischen Unterlagen gedeihen. Er wünscht zu systematischer Nachprüfung anzuregen. Maenß.

13. **Laesecke, F.** Einige Fundorte von Laubmoosen im Harzgebiete. (Deutsche Botanische Monatsschrift, XXI. Jahrg., 1903, S. 174—175.)

Ohne Bedeutung. Wüst.

14. **Zschacke, W.** Weitere neue Moosfunde aus Anhalt. (Deutsche Botanische Monatsschrift, XXII. Jahrg., 1904, S. 3—6.)

Eine stattliche Anzahl neuer Fundortsangaben, meist für Arten, welche für das Gebiet neu sind. Wüst.

V. Tierwelt.

15. **Goldfuß, Otto.** Nachtrag zur Binnenmollusken-Fauna Mitteldeutschlands, mit besonderer Berücksichtigung der Thüringer Lande, der Provinz Sachsen, des Harzes, Braunschweigs und der angrenzenden Landesteile. (Zeitschr. f. Naturwiss. 77. Bd. 1904, S. 231—309. — Auch separ. Stuttgart, Schweizerbartsche Buchhandlung (E. Nägele) 1905. 8. 80 S.)

Das im Jahre 1900 erschienene vortreffliche Werk, zu welchem nunmehr ein Nachtrag vorliegt, ist in dieser Zeitschrift (Jhrg. 1891, S. 94—96) einer Besprechung unterzogen worden, die mit folgenden Worten schließt: „Ref. sieht aber eine nicht geringe Bedeutung des vorliegenden Buches gerade darin, daß aus demselben klar hervorgeht, wo die Hauptlücken der Kenntnis der Verbreitung der Molluskenformen in unserem Gebiete liegen. Das Buch wird gewiß dazu anregen, diese Lücken auszufüllen und denen, welche sich dieser dankbaren Aufgabe unterziehen werden, ein unentbehrlicher Führer und Ratgeber sein.“ Es ist mit besonderer Freude zu begrüßen, daß es dem Verfasser selbst vergönnt war, seinem mühsamen Werke einen ersten stattlichen Nachtrag hinzufügen zu können, der durch eigene fortgesetzte Beobachtungen sowohl wie durch die Mitteilungen anderer Sammler des Gebietes notwendig geworden war. Durch letztere sind namentlich zahlreiche Fundorte aus der Umgebung von Erfurt und Jena hinzugekommen, während der Verf. die von ihm durchforschten Ausläufer des Frankenwaldes, welche sich unmittelbar an die Thüringer Lande anschließen, besonders das Höllental (Selbitztal), in das bearbeitete Gebiet mit hineingezogen hat. Im übrigen schließt sich der Nachtrag eng an das Hauptwerk an, so daß sich die den einzelnen Arten und Varietäten vorgesetzten Nummern beider Arbeiten entsprechen. Für das Gebiet neue Arten sind nur zwei hinzugekommen, nämlich Physa acuta Drp. von Gotha und Jena und Paludinella compressa Frfld. aus der Rhön in der Nähe der Meiningischen Grenze. Die Zahl neuer Varietäten und Formen dagegen beträgt 28. Davon beziehen sich 12 auf Albinos, nämlich von Sphyradium edentulum Drp., Clausilia cana Held., Clausilia pumila Zglr. nebst var. sejuncta A. Schm., Succinea elegans Risso, Succinea fagotiana Bgt., Limnaea stagnalis L. nebst mehreren Varietäten, Planorbis umbilicatus Müll. und Planorbis leucostoma Mill. Die übrigen Varietäten sind die folgenden: Helix ericetorum Müll. var. devians Wstld., Clausilia laminata Mtg. var. minor, Clausilia pumila Zglr. var. sejuncta A. Schm. forma maior A. Schm., Azeca tridens Pult. var. nouletiana Dup., Carychium minimum Müll. var. elongata Villa, var. ventricosior Beck. und var. minutissima Fér., Limnaea stagnalis L. var. subulata Wstld., var. torsa Wstld., Limnae ampla Hartm. var. monnardi Hartm., Physa fontinalis L. var. pisana Issel, Unio tumidus Retz. var. mülleri Rssm., Calyculina ryckholti Norm. var. angulata Cless. und endlich Pisidium fontinale C. Pfr. var. curta Cless.

Im ganzen finden 155 Arten Erwähnung und für diese wird eine mehr oder weniger große Zahl neuer Fundorte bekannt gegeben, nur in einem Falle wird im Gegensatze dazu ein früher angeführter Fundort als irrtümlich bezeichnet, nämlich Reinhardsbrunn und Friedrichroda für Helix bidens. Planorbis stelmachoetius Bgt., welche in unserem Gebiete bisher nur aus dem Harze bekannt war, ist auch in Thüringen (bei Schnepfenthal) aufgefunden. Die Gesamtzahl der in Mittel-Deutschland bisher beobachteten Binnen-Mollusken beläuft sich auf 200 Arten und 239 Varietäten und Formen. Aber auch sonst finden sich in dieser Arbeit eine Reihe interessanter Bemerkungen. So über das eigentümliche Schwinden und Aussterben von

Buliminus detritus Müll. an manchen Lokalitäten, sowie über Versuche, diese Art neu anzusiedeln; über die Verschleppung von Clausilia plicata Drp. aus Schlesien nach Halle, über die Verbreitung der Helix obvia Hartm. durch Samen von Esparsette und Luzerne im Verein mit dem vermehrten Anbau dieser Futtergewächse. Das Auftreten von Cyclostoma elegans Müll. im Vereinsgebiete läßt die bisherige Annahme, daß die Verbreitung dieser Art auf Verschleppung durch die Weinrebe beruhe, zweifelhaft erscheinen. Über die Perlmuschel erfahren wir, daß sie in den Meiningschen Gewässern nicht künstlich angesiedelt, sondern heimisch ist. Auch die Mitteilungen über das prähistorische Auftreten von Unio auricularius Spglr. haben ein allgemeineres Interesse. Der Conchyliolog findet bei mehreren Arten die genaueren Angaben von Unterscheidungsmerkmalen: so bei Clausilia pumila Zglr. var. sejuncta A. Schm., bei Carychium minimum Müll. und den zugehörigen Varietäten, bei Limnaea stagnalis L. und palustris Müll.. Für das schon früher hervorgehobene gelegentliche Vorkommen der Limnaea truncatula Müll. in weiter Entfernung vom Wasser wird ein neues Beispiel angeführt. Endlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch der Sammler gelegentlich Winke erhält, wie er gewisse kleine Conchylien leicht auffinden kann (Acanthinula aculeata Müll., Clausilia filograna Zglr., Sphyradium edentulum Drp., mehrere Vertigo-Arten).

An den eigentlichen systematischen Teil schließt unser Verfasser auch einige Nachträge über biologische Verhältnisse an: Einfluß der Witterungsverhältnisse auf das Leben der Mollusken, Veränderungen durch abweichende Lebensbedingungen, Feinde der Mollusken, Mimicry nach Lungenschnecken.

Auch die bloße Erwähnung dieser Kapitel zeugt davon, mit welcher Vielseitigkeit und Gewissenhaftigkeit O. Goldfuß zu beobachten versteht, und eben darum ist auch dieser Nachtrag eine wichtige und dankenswerte Bereicherung unserer Kenntnisse auf diesem Gebiete. Wenn damit von neuem zu weiteren Nachforschungen über die Verbreitung der Mollusken in Mittel-Deutschland angeregt wird, was zuversichtlich zu erwarten steht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht, damit aber auch sein eigenes Verdienst gesichert. Taschenberg.

16. **Brandes, G.** Über ein Vorkommen von Hirudo medicinalis in Thüringen. In: Zeitschrift f. Naturwiss. 76. Bd. (8. F. 14. Bd.) 1903, S. 143—144.

Es konnte das Vorkommen des früher in Deutschland viel weiter verbreiteten, allmählich immer mehr aussterbenden Medizinischen Blutegels in dem sog. Hautsee bei Marksuhl (zwischen Eisenach und Salzungen) konstatiert werden. Taschenberg.

17. **Lindner, Fr.** Grundstein zur Ornis des Fallsteingebietes. (Mit einer Kartenskizze.) In: Ornithol. Monatsschrift 26. Bd., Jhrg. 1901, S. 33—56; 81—96; 117—132; 153—167. — Erster Nachtrag, ebd. S. 301—304; 326—328; 350—357. — Zweiter Nachtrag, umfassend die Zeit vom 1. Juni 1901 bis zum 18. August 1904, ebd. S. 376-395; 422—439.

Das vom ornithologischen Standpunkte aus behandelte Gebiet ist benannt nach dem nördlich vom Ilsetale bei Osterwieck gelegenen Fallstein, einen zum größten Teile (meist mit Buchen und anderen Laubhölzern, nur mit ganz wenig Nadelholz) bewaldeten Kalk- und Sandsteingebirgszuge, der durch den tiefen Einschnitt des Auetals im Osten vom Huy abgetrennt ist. Dies Gebiet ist vom Verf. so abgegrenzt, daß von diesem Höhenzuge aus die weiteste Grenzentfernung nicht über 12 km beträgt und zwar im Norden durch die von Börssum dem (jetzt entwässerten) „großen

Bruch“ folgende Linie bis hinter Mattierzoll, im Osten durch die Linie Mattierzoll-Rohrsheim - Dardesheim - Zilly - Schmatzfeld, im Süden durch die Linie Schmatzfeld - Veckenstedt - Stapelburg - Vienenburg und im Westen durch die Verbindungslinie von Vienenburg nach Börssum entlang der Oker. Es handelt sich also um ein engbegrenztes Gebiet und dieses hat der Verf. während acht Jahren durchforscht. Nur von wenigen einschlägigen literarischen Arbeiten unterstützt, hat er nur sichere Daten gesammelt und so einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis jener Lokalfauna geliefert, der keinesfalls bloß eine Aufzählung der beobachteten Arten enthält, sondern gleichzeitig einer Menge interessanter biologischer Verhältnisse Rechnung trägt.

Das Resultat ist in betreff der in Frage kommenden Arten folgendes: Von 213, resp. wenn 5 Unterarten besonders gezählt werden, 218 Arten (einschließlich 5 besonders benannten Abarten) sind 121 als Brutvögel vertreten, etwa 50 sind regelmäßige Durchzügler, ca. 38 seltenere Durchzügler und 9 Irrgäste. Die letzteren sind Schlangenadler, Alpenlerche, Birkhuhn, Steppenhuhn, Purpurreiher, Brautente (wahrscheinlich einen zoologischen Garten entflohen), Kleiner Säger, Hornsteißfuß und Zwergmöve. Um zur Vergleichung einen Maßstab zu geben, wird hinzugefügt, daß für die Grafschaft Wernigerode 188, für das ganze Gebiet des Herzogtums Braunschweig (einschließlich der unweit Hamburg gelegenen Exklave Thedinghausen) und die Grenzgebiete 257 Arten konstatiert sind.

In der genannten Artenzahl aus dem Fallsteingebiete sind einbegriffen 9 nicht ganz sicher beobachtete, nämlich der schwarzkehlige Wiesenschmätzer (Pratincola rubicola L.), der Flußregenpfeifer (Aegialites minor Meyer & Wolf), der Zwergstrandläufer (Tringa minuta Leisl.), Ringelgans (Bernicla torquata Bechst.), Blessengans (Anser albifrons Bechst.), Bergente (Fuligula marila L.), Nordseetaucher (Colymbus septentrionalis L.), Hornsteißfuß (Podiceps arcticus Boie), Zwergseeschwalbe (Sterna minuta L.).

Der systematischen Anordnung und Nomenklatur liegt das „Verzeichnis der Vögel Deutschlands“ von C. F. v. Homeyer zugrunde. Der gesamte Stoff zerfällt in zwei Teile, deren erster das systematische Verzeichnis der Vögel des Fallsteingebietes enthält — die biologischen Bemerkungen sind jeder Art direkt angeschlossen —, während in einem (viel kürzeren) zweiten Teile behandelt werden: Zusammenfassende Darstellung 1. der Bestands- und Verbreitungsfluktuationen und 2. der Zugverhältnisse der Vögel des Fallsteingebietes. Darin werden auch von 26 Arten von Zugvögeln die Ankunftstermine in Form von Tabellen angegeben. — Bereits in demselben Jahre, wo diese Arbeit veröffentlicht worden ist, wurde ein erster Nachtrag hinzugefügt, in dem zwei bisher nicht beobachtete Arten bekannt gegeben werden konnten: nämlich Austernfischer (Haematopus ostralegus L.) und rotsterniges Blaukehlchen (Cyanecula suecica L.), deren erste als Irrgast, deren andere als sehr seltener Durchzügler anzusehen ist. Dieser Mitteilung folgen im ersten Nachtrag noch ein Kapitel „Phänologisches“ und ein weiteres „Nachträgliches zu einzelnen Arten“. Erst nach drei Jahren war Verf. in der Lage, das Resultat seiner unermüdlich fortgesetzten Nachforschungen der Öffentlichkeit übergeben zu können und zwar in Form eines zweiten Nachtrags. Darin werden 7 resp. 8 neue Arten für das Gebiet registriert: Kiefernkreuzschnabel (Loxia pityopsittacus Bechst.), Temmincks Strandläufer (Tringa temmincki Leisl.), Schneespornammer (Passerina nivalis L.), nordische gelbe Bachstelze (Budytes flavus borealis Sunder.), Großer Halsbandregenpfeifer (Charadrius hiaticula L.), Bienenfresser (Merops apiaster L.), Brandente (Tadorna tadorna L.)

und (mit einem Fragezeichen versehen), Säbelschnabel (Recurvirostra avocetta L.). Ferner sind zwei bisher als zweifelhaft im Gebiete bezeichnete Arten sicher gestellt; nämlich Flußregenpfeifer und schwarzkehliger Wiesenschmätzer (s. oben). Auch in diesem zweiten Nachtrage wird Phänologisches und Bemerkenswertes über einzelne Arten mitgeteilt und zwar letzteres von 111 solchen. Den Schluß bildet ein „alphabetisches Verzeichnis der bis August 1904 für das Fallsteingebiet nachgewiesenen Vogelarten mit kurzer Charakteristik ihres Vorkommens". Dasselbe umfaßt 227 Nummern. In diesem zweiten Nachtrage ist die Reichenowsche Nomenklatur angewandt.

Die Bedeutung gewissenhafter Beobachtungen auf dem Gebiete der Lokalfaunen für die geographische Verbreitung der Arten überhaupt ist anerkannt genug, um das Verdienst, welches sich Lindner mit seiner „Ornis des Fallsteingebietes" erworben hat, im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Es wäre nur dankbar zu begrüßen, wenn in gleich sorgfältiger und zuverlässiger Weise auch andere Teile unserer engeren Heimat in Angriff genommen würden. Der Lindnerschen Arbeit wünschen wir auch ferner Nachträge und dürfen sie zweifellos von dem Eifer des Verfassers in Bälde erwarten. Taschenberg.

VI. Volkskunde.

18. Die Wanderungsverluste der sächsischen Bevölkerung. (Blätter f. Handel, Gewerbe und soz. Leben; Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1904, Nr. 25, S. 199 f.)

Der Aufsatz macht darauf aufmerksam, daß die Provinz Sachsen weit mehr Landeskinder abgegeben als von anderen deutschen Staaten und preußischen Provinzen zurückerhalten hat. Nach der letzten Volkszählung beträgt das Mehr der abgegebenen Bevölkerung 266448 Personen. Wenn die Provinz trotzdem eine Bevölkerungszunahme aufweise, sei die starke Abgabe von Arbeitskräften doch bedenklich; die Sachsengängerei sei auf die Dauer kein genügendes Aushilfsmittel. Maenß.

19. **Arndt, G.** Hochzeitsordnungen und Hochzeitssitten im Bistum-Fürstentum Halberstadt vom Mittelalter bis zur Neuzeit. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben; Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1904, Nr. 42—48, S. 329, 340, 345, 355, 364, 370, 380).

In vier Abschnitten, die das 12. und 13. Jahrhundert, die Zeit 1370—1600, das 17. und 18., und endlich das 19. Jahrhundert behandeln, stellt Verfasser die Hochzeitsordnungen und -sitten im Bistum Halberstadt dar. Er stützt sich dabei für den ersten Abschnitt auf Schäfer („Wie man früher heiratete"), Weinhold („Die deutschen Frauen im Mittelalter") und Freybe („Züge deutscher Sitte und Gesinnung"), für die folgenden Abschnitte auf das älteste Halberstädter Stadtrecht aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, eine Ortschaft der „Wertschaften" von 1528, die Polizeiordnung des Bischofs Heinrich Julius von 1600, die Kirchenordnung für Magdeburg und Halberstadt von 1632, einen Ehekontrakt von 1617, verschiedene Konstitutionen der Regierung aus dem 17. und 18. Jahrhundert und einen Bericht von 1819. Maenß.

20. Arbeitsort und Wohnort der Bevölkerung in Magdeburg. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben; Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1904, Nr. 35, S. 273 f.)

Auf Grund einer Abhandlung des Mitglieds des Königl. statistischen Bureaus Dr. M. Broesike wird das Verhältnis von Arbeitsort und Wohnort in Magdeburg

dargelegt. Danach wohnten 7311 in Magdeburg arbeitende Personen 1—30 km, einige wenige in noch weiter entfernten Orten, dagegen arbeiteten 612 in Magdeburg wohnende Personen auswärts. Es wird angegeben, wie viele jedesmal auf die verschiedenen Berufe entfallen, und wie stark Selbständige, Angestellte, Gesellen beteiligt sind.

Maenß.

VII. Zusammenfassende Landeskunde, Ortskunde, Geschichtliches, Touristisches.

1. Allgemeines.

21. **Hertel, G.** Landeskunde der Provinz Sachsen und des Herzogtums Anhalt. 3. Aufl. von Dr. A. Mertens. Mit 25 Abbild. [Heimatkunden zu der Schulgeographie von E. von Seydlitz.] Ferd. Hirt, Breslau, 1905.

Die Neubearbeitung dieser Landeskunde, die nach dem Tode des Verfassers von A. Mertens übernommen wurde, bringt uns in vieler Hinsicht fast ein neues Werk. Es ist in ihr vor allem dem Geiste moderner Erdkunde dadurch mehr Rechnung getragen, daß die Provinz möglichst in natürliche Landschaftsgebiete zerlegt wurde. So wird im einzelnen nach einer kurzen Darstellung der Lage und der Grenzen behandelt: das Land rechts von der Elbe, die Altmark, das Harzvorland, der Harz, Mansfeld und die Thüringer Grenzplatte, Thüringen, die Halle-Leipziger Tieflandsbucht. Erst im Anschluß an diese Landschaftskunde kommen allgemeine Betrachtungen über die Geschichte, die Abstammung und Religion der Bewohner, über die Größenverhältnisse und die staatlichen Einrichtungen. In methodischer Hinsicht hätten wir bei der Behandlung der einzelnen Landschaftsgebiete eine noch mehr geographische Bearbeitung des Stoffes gewünscht. Es sollte auch bei der Darstellung so kleiner Gebiete danach gestrebt werden, überall den ursächlichen Zusammenhang zwischen den Einzelerscheinungen hervorzuheben. Die etwas trockene Aufzählung der einzelnen Orte konnte durch stärkere Betonung ihrer geographischen Bedingtheit weit schmackhafter gemacht werden. Auch in den Bildern sollte das Geographische mehr zur Anschauung kommen, statt Städte und Häuser mehr Landschaften! Bei der Darstellung des Aufbaues des Landes ist der Verfasser mit Recht auch auf die geologischen Verhältnisse eingegangen, hat aber zuweilen in dem Streben nach Kürze doch Angaben gemacht, die zu Mißverständnissen führen können. Der Satz auf S. 15 „In frühester Zeit hat er (der Harz) sich nach Norden und nach Süden viel weiter erstreckt“ würde besser gestrichen werden, ebenso der Satz auf S. 16 „als bei den erwähnten Einbrüchen sich Spalten im Horste gebildet hatten“. Beide Sätze sind in der gegebenen Form nicht richtig. Doch wir wollen nicht weiter in Einzelheiten uns verlieren; im allgemeinen begrüßen wir freudig diese Landeskunde unserer Provinz, die auch denen, die außerhalb der Schule stehen, empfohlen werden kann. Ule.

22. **Heine, H.** und **Thierack. H.** Heimatkunde der Stadt Nordhausen und des Kreises „Grafschaft Hohenstein“ nebst Landeskunde der Provinz Sachsen. Mit sechs lithographischen Tafeln. Nordhausen, Verlag von C. Haackes Buchhandlung (Fr. Krause) 1904, kl. 8°, 76 S.

Für die Schulen der Stadt Nordhausen bestimmt, führt dieser Leitfaden methodisch ein ins Verständnis der unentbehrlichsten geographischen Grundbegriffe auf dem

allein zweckmäßigen Wege der Anschauung, ausgehend vom Schulhaus, fortschreitend zur Stadt Nordhausen, dann zu deren Umgebung.

Damit ist schon zum Zweck geworden, was vorher Mittel war, diesen zu erreichen. Der Schüler lernt seine Heimat kennen, soweit seine Wandererfahrung reicht, dann auch die Gesamtheit seiner heimatlichen Provinz in geschickt gewählten Einzelschilderungen der Landschaften und schließlicher Zusammenfassung des Ganzen. Neben der Landesnatur wird auch Siedelungs- und Wirtschaftskunde sowie das Wissenswerteste aus der Verwaltungseinrichtung berücksichtigt. Nur selten begegnen unbedeutende Irrtümer. So ist (S. 22) nicht aus chupisi (Zelt) durch volkstümliche Anähnlichung der Wortstamm Haus in den Namen Kiffhäuser eingeschwärzt worden, (weil isi oder hisi ähnlich wie Haus geklungen hätte!), sondern aus Kufese, der ältesten Namensform erst des Berges, dann der Burg, weil der Thüringer nachmals darin sein „es“ witterte, d. h. seine Kürzungsform für Haus in Zusammensetzungen (z. B. noch heute Backes oder Backs für Backhaus). Unstrut (S. 50) bedeutet ursprünglich großes Gestrüpp, Dikicht; strut heißt noch jetzt am Thüringerwald Sumpfdickicht, nicht Fluß, und ein Wort „un = fließen“ hat es nie gegeben. Die anmutige Restauration Romkerhalle am künstlichen Wasserfall des Romkerbachs im Harz soll man nicht durch die üblich gewordene Mißform Romkerhall oder gar „Rhomkerhall“ (S. 34) in den Geruch eines altkeltischen Salzwerks bringen. Kirchhoff.

2. Thüringen.

23. Neue Reiseführer von Justus Perthes: Friedrichroda und Umgebungen. Mit einem Stadtplan, drei Karten und einer Rundschaukarte vom Inselsberg. 2. Aufl.
    — Tabarz und Umgebungen. Mit einem Ortsplan, drei Karten und einer Rundschaukarte vom Inselsberg.
    — Oberhof und Umgebungen. Mit einem Ortsplan, zwei Wegekarten, einer Eisenbahnkarte und zahlreichen Textkärtchen und Rundschaubildern. Gotha, Justus Perthes, 1904.

Durch Herausgabe der neuen Reiseführer hat sich der bekannte Gothaer Verlag ein besonderes Verdienst erworben. Neben den großen Reiseführern fehlten uns bisher vielfach Führer für einen enger begrenzten Raum, in denen auch die Einzelheiten einer Landschaft Berücksichtigung finden konnten. Um ein Land recht genau kennen zu lernen, ist es immer ratsam sich ein sogenanntes Standquartier auszuwählen und von dort aus die Umgebung nach allen Richtungen zu durchwandern. Für solche Zwecke sind die neuen Reiseführer vortrefflich geeignet. Sie geben im Text ausführlich Auskunft über die einzelnen Touren und gestatten auch durch die beigefügten Karten diese genau zu verfolgen. Natürlich werden auch über Hotels, Fahrgelegenheiten usw. Mitteilungen gemacht. Sind die kleinen Führer auch in erster Linie für Touristen und Sommerfrischler bestimmt, so können sie auch dem wissenschaftlichen Reisenden empfohlen werden, schon der zuverlässigen Karten wegen. Sehr anschaulich und lehrreich ist die Rundschaukarte vom Inselsberg, die dem Führer für Friedrichroda und Tabarz beigefügt ist, auf der inmitten des Panoramas das Land, das man überschaut, kartographisch mit dem Inselsberg als Zentrum dargestellt ist. Im Text könnten vielleicht noch mehr allgemein belehrende Bemerkungen über die Natur und die Bewohner des Landes aufgenommen werden, wie das in dem Führer für Oberhof schon geschehen ist, der uns überhaupt am besten gefallen hat. Ihm sind auch am meisten kleinere Textkärtchen und sehr anschauliche Rundschaubilder beigegeben.

Ule.

24. **Größler, H.** Die Einteilung des Landes zwischen unterer Saale und Mulde in Gaue und Archidiakonate. Siehe oben S. 17—44.

25. **Naumann, L.** Skizzen und Bilder zu einer Heimatskunde des Kreises Eckartsberga. 5. Heft. Verlag des Eckartshauses, Eckartsberga, 1904.

Der Verfasser setzt in diesem 5. Hefte seiner Skizzen und Bilder zu einer Heimatskunde des Kreises Eckartsberga seine geschichtlichen Darstellungen fort und zwar behandelt er in ihm die Geschichte „Aus der Zeit des großen Krieges". Voraus-schickt er eine allgemeine Schilderung von Eckartsberga im dreißigjährigen Kriege und geht dann auf verschiedene Einzelerscheinungen ein, unter denen die Wirkung des Krieges auf den Wert des Grundbesitzes und auf die Zahl der Bevölkerung der Ortschaften auch für weitere Kreise ein großes Interesse bietet. Dasselbe gilt von der Untersuchung über den Wiederaufbau der zerstörten Dörfer, die in gewissem Sinne zugleich einen Beitrag zur Siedlungskunde bringt. Ule.

26. Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig. I, Gustav Wustmann: Geschichte der heimlichen Calvinisten (Krypto-calvinisten) in Leipzig, 1574 bis 1593.
— Ders.: Hieronymus Lotter der Jüngere und die Fürstenbildnisse im Leipziger Rathause. Mit 5 Abbildungen. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1905.

Die vorliegenden „Neujahrsblätter" — nach Vorbildern in der Schweiz so benannt — sollen Beiträge zur Geschichte der Stadt Leipzig bringen. Es ist zu erwarten, daß sie damit auch die landeskundliche Forschung unseres Arbeitsgebietes fördern werden, da Leipzig geographisch doch aufs engste in Zusammenhang steht mit dem östlichen Teile Thüringens, in dem auch Halle gelegen ist. Halle und Leipzig sind zwei Städte, die aus den gleichen geographischen Verhältnissen heraus sich entwickelt haben. Darstellungen aus der Geschichte Leipzigs werden daher auch die Geschichte der benachbarten Saalestadt oft berühren müssen. Die Aufsätze im vorliegenden Heft enthalten allerdings lediglich Vorgänge aus der Leipziger Geschichte. Ule.

27. **Sonnenberg, R.** Kloster Roßleben. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben; Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1904, Nr. 26, S. 203ff.)

Nicht lange vor 1142 gegründet, kam das Kloster (ursprünglich mit Augustiner Chorherren besetzt, dann ein Zisterzienser Nonnenkloster) unter die Schirmvogtei der Familie v. Witzleben. 1554 wurde in seinen Räumen eine Lehr- und Erziehungs-anstalt errichtet. Während des dreißigjährigen Krieges verödete die Schule. 1675 wurde sie wieder eröffnet, aber schon 1686 zerstörte ein Brand sämtliche Gebäude mit der Kirche. Erst nach 55jähriger Pause wurde mit dem Schulbetriebe aufs neue begonnen. Maenß.

28. **Ule, W.** Etwas von der Bahn Oberröblingen—Querfurt. Siehe oben S. 79—80.

3. Harz (mit Mansfeld).

29. **Schmidt, G.** Der älteste Führer durch den Harz. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben; Beibl. zur Magdeb. Zeitung, 1904, Nr. 33. 34, S. 257f., 266ff.)

Der älteste Harzführer ist „Gottschalcks Taschenbuch für Reisende durch den Harz“, 1806 in Magdeburg bei Keil erschienen; VIII und 486 S. Darin sind zunächst eine große Anzahl von Wegen durch den Harz nach Ausgangs- und Endpunkten zusammengestellt; dann werden die einzelnen Orte mit Umgebung in alphabetischer Reihenfolge besprochen. Das Bemerkenswerteste über einige der bekanntesten Orte wird in dem vorliegenden Aufsatze wiedergegeben, und zeigt, wie unwirtlich der Harz noch vor 100 Jahren gewesen ist. Maenß.

30. **Jacobs, E.** Zur Geschichte von Thale. Harzzeitschrift 1904, S. 115ff.

Der Ort hieß anfangs Winithohns und als Wimthahusen wird es lange in den Urkunden geführt. Aber bereits im 13. Jahrhundert war unter dem hohen Granitfelsen der Roßtrappe ein Ort, das Dorf in dem Tale, entstanden. Wenthausen-Thale gehört zum Archidiakonate Quedlinburg und zur Grafschaft Regenstein. Vom 14. Jahrhundert an beginnt der neue Name den älteren zu verdrängen. Auch ein Kloster, ein Schloß und einige Mühlen waren darin. Die Wilteburg auf der Roßtrappe aber war eine alte Kultstätte. Ein Weinberg und ein Hopfenberg werden erwähnt; ersterer ist aber bereits 1530 wieder wüst, während in andern Orten des Harzvorlandes der Weinbau in dieser Zeit noch fortbestand. Straßburger.

31. **Jacobs, E.** Die Landwehr vom Brocken bis Heiningen. 1401. Harzzeitschrift 1904. S. 108ff.

Diese Landwehr, wie es deren viele in jener fehdereichen Zeit gab, zieht vom Brocken längs der Ecker und Oker bis dahin, wo die letztere die am weitesten nach Norden vorgeschobenen mäßigen Erhebungen des Harzes verläßt. Sie war durch Natur und Kunst stark bewehrt, und an ihr lagen die Stapelburg, die Harlingsburg, die Burg Wiedeloch, die Vienenburg, die Burg Schladen, Barta, Harzburg, Hornburg und die Ahlsburg mit dem Elendshofe. Bei dieser Gelegenheit, also um 1400, wird der Brocken zum erstenmal in einer gleichzeitigen urschriftlich erhaltenen Quelle genannt. Straßburger.

32. **Jacobs, E.** Stolberg-Wernigerödisches aus dem Vatikan. Harzzeitschrift 1894. S. 95ff.

Daraus ergeben sich einige Bemerkungen über die Umgegend von Wernigerode und über das Dorf Orlishausen in Sachsen-Weimar. Das heutige Christianental bei Wernigerode hieß früher das große Dillental, das kleine Dillental lag im heute sogenannten Gebrannten Eichentale. Der jetzige Ziegelberg trug den Namen Dornwasenholz nach der in Wernigerode ansässigen Familie Dornwase, und unter dem Tünnekenberge lag einst das Dorf Rimbeke. Das Dorf Orlishausen aber bei Frohndorf im Amte Groß-Rudestädt ist eine alte thüringische Siedelung. Die ältere von seinen beiden Kirchen, die ursprünglich dem Bonifatius geweiht war, deutet auf die Missionszeit des 8. Jahrhunderts, in dem der Ort auch zuerst bekundet wird. Straßburger.

33. **Siebert.** Altes und Neues über Burg Anhalt. Harzzeitschrift 1904. S. 165ff.

Die Burg Anhalt lag auf dem großen Hausberge. Der Berg soll seinen Namen davon haben, daß ein Haus, eine Burg, hier erbaut sei. 600 Meter weit davon auf dem Wilhelmshofer Plateau lag das Dorf Anhalt, dessen Kirche in ihren Überresten vom Baurat Brinckmann bloßgelegt ist. Die Mühle, die jetzt noch den Namen Selke-

mühle oder Leimufermühle trägt, weist er schon für das 14. Jahrhundert als bestehend nach, weiß auch von einer Hütte zu berichten, deren Überreste er am Fuße des Berges noch gefunden haben will. Den Namen Leimufermühle bringt er mit Lehm zusammen, der in der Nähe gewonnen wurde. Die Burg verfiel im 15. und 16. Jahrhundert. Straßburger.

34. **Simon, K.** Das Kaiserhaus in Goslar. Harzzeitschrift 1904. S. 183ff.

Heinrich I. legte 922 in Goslar ein Dorf an, Heinrich II. scheint schon eine Pfalz dort besessen zu haben, aber von Heinrich III. wird bezeugt, daß er sich um 1046 eine Pfalz hier errichtet hat, ja daß er überhaupt erst Goslar im eigentlichen Sinne gestiftet hat. Straßburger.

35. **Hildebrand.** Das Kloster Huysburg in den letzten 50 Jahren seines Bestehens. Harzzeitschrift 1904.

Der Huywald betrug im Jahre 1894 6656 Morgen (S. 17 Anm.) und der Forst über Darlingerode heißt noch heute der Huysburger Hai (S. 17), weil er einst zum Kloster gleichen Namens gehörte. Straßburger.

36. **Schotte, H.** Die Rammelsburger Wüstungen. Harzzeitschrift 1904. S. 124ff.

Das Rammelsburger Amt umfaßte über 10000 Hektar, darunter über 5800 Hektar Wald. Auf die alten Siedlungen hier rechnet Schotte nicht mehr als je 10—12 Hufen, abgesehen von der gemeinen Mark an Wald und Weide. Das Dorf Ritzgerode, meint er, ist dem ursprünglichen Zustande der Siedlung noch am nächsten geblieben.

Straßburger.

37. **Größler.** Überblick über die Geschichte der Stadt Hettstedt. Harzzeitschrift 1904. S. 152—165.

In einem ursprünglich recht anmutigen, aber engen Tale entstand in den ersten Jahrhunderten nach Chr. ein Einzelhof Heiczstete, die Wohnung eines gewissen Heico. Daraus erwuchs allmählich ein Dorf, das 1223 noch als solches bezeichnet wird. Es lag im Schwabengaue, gehörte zur Freiherrschaft Arnstein und zum Archidiakonate Aschersleben. Dicht dabei lag ein anderer Ort Wesenstedt, der lange Zeit bedeutender war. Etwa 1199 soll dann in der Nähe von Hettstedt von zwei sagenhaften Bergleuten Nappian und Neucke Kupferschiefer gefunden sein. Darauf deutet auch der Kupferberg bei Hettstedt hin, der Anfang des 13. Jahrhunderts bereits als solcher genannt wird. Rasch zunehmender Verkehr ließ die Ansiedlung wachsen, auch eine Münze ward errichtet und zum Schutze des Bergbaus am obern Ende des Orts ein Schloß angelegt. Um 1300 etwa ist Hettstedt Stadt geworden, aber erst 1430 ist es zuerst mit steinernen Mauern umgeben worden. Es war nun ein gemeinsamer Besitz der Mansfelder Grafen, bis es an Sachsen und später an Preußen kam.

Straßburger.

4. Tiefland.

38. **Jacob, T.** Die geographisch bedingten wirtschaftlichen Grundlagen der Magdeburger Gegend. Siehe oben S. 44—79.

39. **Lorenz, G.** Die Kartographie des Erzstifts und Herzogtums Magdeburg. II. und III. Teil (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 39. Jahrg. 1904. S. 84—125.)

Der Besprechung der Karten vom ganzen Lande im 35. Jahrgang der Magdeb. Geschichtsblätter folgt hier die der Karten von Teilen des Erzstifts und der Stadtpläne von Magdeburg. Die ersteren sind (1—4) Skizzen der Ohre-Gegenden, S. Walthers Singularia Magdeburgica beigegeben; (5) ein Plan des Fiener Bruches von 1780 in der Kgl. Bibliothek zu Berlin; (6—7) Karten der Umgegend von Neuhaldensleben in Behrends Neuhaldensleber Kreischronik und (8—9) der Stadtkreis Magdeburg von Wolff-Platt und Plan der Stadt Magdeburg und deren nächster Umgebung von Platt. Von ihnen sind 1 bis 5 sehr wertvoll. — Die Stadtpläne von Magdeburg gehen auf 15 Originale zurück, von denen 7 in der Magdeburger Stadtbibliothek, 13 in der Königl. Bibliothek zu Berlin vorhanden sind. Verf. zählt sie und 7 Nachdrucke und Nachbildungen auf und führt den Inhalt der Karten und Pläne an, gibt auch bezüglich der Stadtpläne einige Zusammenstellungen über Änderungen der Straßennamen und über Änderungen in den benannten Gebäuden der Pläne von 1829—50. Maenß.

40. **Liebe, G.** Die Besiedelung von Magdeburgerforth. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 39. Jahrgang 1904. S. 71—83.)

Magdeburgerforth, im 16. Jahrhundert „Magdeburgische Pfordt“ genannt, liegt an der Stelle, wo die sumpfige Niederung des Gloiner Baches durch Sandhügel soweit eingeengt ist, daß sich der Heerstraße von Magdeburg nach Ziesar eine Furt darbot. Zuerst genannt wird der Ort mit einem neu angelegten Teich 1555. Im Jahre 1576 wird der Teich wieder erwähnt und werden drei Kossäten, später ein Müller und 4 Kossäten genannt. Während des dreißigjährigen Krieges scheint die Ansiedlung zugrunde gegangen zu sein; nachher entstand sie allmählich wieder, machte aber erst unter der Regierung Friedrich des Großen rechte Fortschritte. In die Verhältnisse des Ortes in dieser und der nächstfolgenden Zeit führt der Aufsatz näher ein. Maenß.

41. **Peters, O.** Der „Stern“ und seine Geschichte. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 39. Jahrg. 1904. S. 238—256.)

Der „Stern“, anfänglich Fort Bergen benannt, war unter den Befestigungswerken Magdeburgs am weitesten nach Süden vorgeschoben und beherrschte zugleich die Elbe. 1721 wurde sein Bau begonnen und noch 1869—1872 wurde es umgebaut und erweitert. Jetzt ist die Stadt Magdeburg infolge Vertrages mit dem Militärfiskus in seinen Besitz getreten, sein gewaltiges Mauerwerk ist gesprengt und auf dem Sterngelände wird sich künftig ein neuer Stadtteil erheben. Verf. macht unter Beifügung von Skizzen Mitteilungen über den Bau und seine Geschichte und beschäftigt sich insbesondere mit der Trenckschen Kasematte, dem Gefängnis Friedrichs von der Trenck 1754—1763. Maenß.

42. **Hecht, Richard.** Vorgeschichtliche Stätten in den Marienborner Waldungen. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben; Beibl. zur Magdeburger Zeitung. 1904, Nr. 50, S. 398f.)

In den Marienborner Waldungen an der Eisenbahnstrecke Magdeburg-Halenstedt sind 1758 die ersten wissenschaftlichen Ausgrabungen gemacht worden. Aber erst seit 1890 sind die Gräber wieder beachtet und hauptsächlich von Maaß-Altenhausen und Blasius-Braunschweig untersucht worden. Es finden sich noch 4 megalithische Grabdenkmäler der jüngeren Steinzeit leidlich erhalten, sodann eine große

Zahl (ungefähr 120) Kegelgräber der Bronzezeit, davon 49 allein im Tatergrunde oder der „Allee" östlich des Weges Marienborn — Harbke, und endlich das fesselndste vorgeschichtliche Denkmal, „der Opferaltar von Marienborn". Es ist eine Gruppe von 3 riesigen Steinen aus Braunkohlenquarzit 3, 2½ und 2 m lang. Ob die Steingruppe wirklich zu Opferzwecken gedient hat, darüber gehen die Meinungen allerdings noch auseinander. Maenß.

43. **Zahn, W.** Geschichte der Stadt Seehausen in der Altmark. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben; Beibl. der Magdeb. Zeitung. 1904, Nr. 48, 49, S. 381 ff., 386 ff.)

Seehausen liegt am Geestrande der Wische und am Flusse Aland, wo dieser wahrscheinlich ehemals eine seeartige Erweiterung hatte. Zuerst vorhanden war eine landesherrliche Burg, die wohl in die Zeit Heinrichs I. zurückweist. Die in ihrer Nähe entstandene Ansiedlung entwickelte sich zwischen 1151 und 1174 zu einer Stadt, und zwar durch niederländische Kolonisten. Diese alte Stadt lag südlich der jetzigen; die Neustadt wurde 1180 von Kolonisten sächsischen Stammes gegründet. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist die Altstadt eingegangen und sind die Bewohner derselben in die Neustadt übergegangen. Für diese Annahmen sprechen die eigentümlichen Verhältnisse der Gerichtsbarkeit. Die Stadt kam zu Wohlstand, namentlich durch schwunghaft betriebenen Getreidehandel. Das Getreide wurde meist auf der Elbe, deren Hauptstrom näher als heute bei der Stadt vorbeizog, nach Hamburg verschifft. Im dreißigjährigen Kriege hatte sie schwer zu leiden, bei ihrer niedrigen Lage auch durch Überschwemmungen, besonders im 15. und 16. Jahrhundert. Den Schluß machen Nachrichten über die Kirchen, das Dominikanerkloster, die geistlichen Brüderschaften, die Hospitäler und die Schulen. Maenß.

44. **Schmidt, W.** Der Trüben und seine Umgebung. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 39. Jahrg. 1904, S. 56—70.)

Verf. beschreibt die Gegend des Trüben — der alte Bruch erstreckte sich von Fischbeck bei Jerichow bis an den Klietzer See —, spricht von den alten Elbläufen in diesem Gebiete, von der 1781 beginnenden Urbarmachung des Trüben und gibt geschichtliche Nachrichten über Jerichow und die übrigen Orte der Umgebung des ehemaligen Bruches. Maenß.

45. **Dietrich, M.** Das ehemalige Kloster Gottesgnaden. (Blätter für Handel, Gewerbe und soz. Leben; Beibl. zur Magdeb. Zeitung. 1904, Nr. 24, S. 190 ff.)

Der Aufsatz bringt geschichtliche Nachrichten über das ehemalige, 1131 gegründete Kloster, die jetzige Domäne Gottesgnaden bei Calbe a. S. Maenß.

46. **Zahn, W.** Der Drömling. Ein Beitrag zur Landeskunde und Geschichte der Altmark. Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Drömlings-Korporation. Öbisfelde 1905, Selbstverlag der Drömlings-Korporation. In Kommission: Weyhe, Salzwedel. 4°. 171 S.

Der um die altmärkische Geschichtsforschung hochverdiente Verf. behandelt in dieser Schrift den Drömling vor der Entwässerung, die Entwässerung selbst und die Geschichte der Drömlings-Korporation. Der erste Teil beschäftigt sich mit dem Namen „Drömling" und gibt der Erklärung von Langer (im Programm von Zeitz

1898) wohl mit Recht den Vorzug, wonach das Wort tremen (niederdeutsch dremen), schwanken, zugrunde liegt, und also ein schwankender, schwebender Boden bezeichnet ist. Dann bringt er alle älteren Nachrichten über den Drömling und besonders die Beschreibungen desselben von Sam. Walther in den Sing. Magdeburgica (1737) und vom Obergrabeninspektor Riedel (niedergeschrieben 1811). Nach den Akten wird im zweiten Teile die Geschichte der Entwässerung und im dritten, der die größere Hälfte des Ganzen ausmacht, die Geschichte der Drömlings-Korporation aufs eingehendste erzählt. Dabei kommen nicht nur die ursprüngliche und spätere Verfassung der Korporation mit den vorgekommenen Streitigkeiten, sondern auch alle Verhältnisse des Drömlings vom Moorbrennen und dem Fischfang in den Gräben bis zur Dammkultur zur Besprechung. Maenß.

47. **Günther, A.** und **Schneider, O.** Heimat- und Landeskunde von Anhalt. Heimatkundliches Lesebuch für die Schulen des Herzogtums. 4. Aufl. Mit einer Karte des Herzogtums Anhalt. Köthen, O. Schulze, 1904.

Das Buch ist durchaus den Bedürfnissen der Schule angepaßt und beginnt mit der Darstellung der Heimat, die nach den Kreisen des Herzogtums Anhalt gegliedert ist. Im Mittelpunkt jedes einzelnen Abschnittes steht die Kreishauptstadt. Neben der Landschaftsschilderung wird uns auch aus Sage und Geschichte allerhand erzählt und über die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse ausführlich berichtet. Dieser Teil des Buches bietet auch für weitere Kreise viel Interessantes. Dagegen dient der letzte Teil, der das Land Anhalt zum Gegenstand hat, in erster Linie dem Unterricht in der Schule. In diesem muß der Abschnitt „Die Bodenbeschaffenheit und die Naturerzeugnisse“ bei der nächsten Auflage einer gründlichen Umarbeitung und Verbesserung unterzogen werden. Das Rotliegende besteht nicht aus Zechstein, sondern wird überlagert von den Schichten der Zechsteinformation. Die Salzlager Anhalts gehören meist der Zechsteinformation, nicht dem Buntsandstein an. Ule.

48. **Schmidt, E. O.** Kursächsische Streifzüge. 2. Band: Wanderungen in der Niederlausitz. Mit einem Titelbild und 21 Federzeichnungen von M. Näther. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1904.

Die gute Aufnahme, die der 1. Band der Kursächsischen Streifzüge gefunden hat (s. Lit.-Bericht 1902, Nr. 75 S. 130), ermutigte den Verfasser zur Fortsetzung seines Werkes. Wieder gibt er eine sehr anmutende Schilderung von Land und Volk, aber das Gebiet, durch das er uns in diesem 2. Bande führt, liegt bereits außerhalb der Provinz Sachsen. Immerhin erachteten wir es für angebracht, das Buch in unseren Literatur-Bericht aufzunehmen, weil es unmittelbar angrenzende Landesteile behandelt, die überdies jahrhundertelang im Besitz der Wettiner gewesen sind, wodurch sie unser besonderes Interesse verdienen. Es ist die Niederlausitz, durch die wir unter Führung des Verfassers wandern. Senftenberg und Altdöbern, den Spreewald, das Gebiet von der Spree bis zur Oder, Neuzelle und Umgebung, die Gegend vom Schwielochsee bis zur Schwarzen Elster, die Schlösser der Grafen Brühl und endlich Dobrilugk lernen wir kennen. Ule.

Inhalts-Verzeichnis zum Literatur-Bericht.

Liste der Bearbeiter des Literatur-Berichts.

Geh. Regierungsrat Professor Dr. A. Kirchhoff (Mockau b. Leipzig).
Professor J. Maenß (Magdeburg).
Professor Dr. E. Straßburger (Aschersleben).
Professor Dr. O. Taschenberg (Halle).
Privatdozent Professor Dr. W. Ule (Halle).
Privatdozent Dr. E. Wüst (Halle).

Das Vereinsjahr 1904/1905.

Von
Prof. Dr. W. Ule,
I. Vorsitzender.

I. Der Gesamtverein.

Wanderversammlung zu Arendsee i. A. am 25. September 1904. In der wissenschaftlichen Sitzung, die von dem Landrat des Kreises, Herrn von Jagow, geleitet wurde, teilte zunächst Prof. Dr. Halbfaß (Neuhaldensleben) in einem Vortrag das Wissenswerteste über den von ihm erforschten Arendsee mit. Der See liegt ganz allein, während in den benacharten Gebieten die stehenden Gewässer meist in größerer Anzahl nebeneinander auftreten. Seine Ufer sind niedrig, sein Becken aber im südlichen Teil bis 50 m tief. Dort bildet der Grund ein sehr unregelmäßiges Gelände mit Berg und Tal, auch der Abfall von dem flacheren nördlichen Teil zu dem tieferen südlichen ist steil. Aus der Zeit Karls des Großen wird berichtet, daß in dem damals schon vorhandenen See große Einbrüche erfolgt sind, durch die der unregelmäßige Grund entstand. Da unter dem See Gips und Salz lagert, die der Auslaugung ausgesetzt sind, ist die Bildung solcher Einbrüche durchaus möglich. In den tiefen Seen Pommerns, dem Dratzig- und Maduesee, trifft man eine Reliktenfauna, die sonst nur in den schwedischen Seen vorkommt, in den benachbarten flachen Seen fehlt. Das Vorhandensein derselben Tierformen an so weit entfernten Stellen ist nur erklärlich durch die Annahme eines früheren Zusammenhanges und gleichartiger Lebensbedingungen. Die genannten Seen verdanken nun der Eiszeit ihr Dasein. Da im Arendsee trotz gleichartiger Tiefen- und Temperaturverhältnisse jene Relikte nicht vorkommen, so sieht der Redner darin einen Beweis für eine andere Bildung dieses Wasserbeckens. Die mittlere Tiefe des Sees ist groß, sie beträgt etwa 30 m. Zum Schluß erwähnt der Vortragende noch die an vielen anderen Seen festgestellten Oberflächenschwankungen, seiches, die sicher auch im Arendsee vorhanden, aber noch nicht beobachtet sind. Ihre Untersuchung sei aber aus wissenschaftlichen Gründen sehr wünschenswert.

Als zweiter Redner gab Superintendent Deuticke (Arendsee) geschichtliche Mitteilungen über Kloster und Stadt Arendsee. Die ältesten urkundlichen Nachrichten über Arendsee reichen bis in die Zeit Karls des Großen zurück. Damals soll der große Einsturz des Seebodens erfolgt sein. Die Versuche der deutschen Herrscher, dem Christentum und dem Deutschtum in dieser von Wenden bewohnten Gegend Eingang zu verschaffen, hatten stets nur einen vorübergehenden Erfolg, bis die Askanier in die Altmark kamen. Damals war Arendsee jedenfalls nur ein kleines Dörfchen. Im Jahre 1184 wurde das Benediktinerinnenkloster hier gestiftet, die Klosterkirche 1200—1208 erbaut. 1540 wurde das Kloster aufgelöst; die meisten Nonnen traten zu Luthers Lehre über, die der katholischen Lehre treu bleibenden wohnten jedoch weiter im Kloster. An die Stelle der geistlichen Stiftung trat nun ein adliges Fräuleinsstift. Zeitweise war das Stift auch Pension für alte Personen von Adel. 1812 wurde es aufgelöst; die sieben noch vorhandenen Konventualinnen durften jedoch bis zu ihrem Lebensende in dem Stifte bleiben. Die Geschichte der Stadt Arendsee bietet wenig Bemerkenswertes. Im 30jährigen Kriege brachten die durchziehenden Kriegsvölker viel Bedrängnis, 1831 zerstörte ein großer Brand 150 Wohnhäuser. Jetzt ist Arendsee ein verhältnismäßig lebhafter Ort, der auch als Bad immer mehr Bedeutung gewinnt.

Hierauf schilderte Herr Dr. Paul Herzberg, der Direktor der landwirtschaftlichen Schule in Arendsee, die bäuerlichen Zustände in der Umgebung von Arendsee. In einem Umkreise von 15 km um Arendsee findet sich in etwa 40 Dörfern, abgesehen von der Domäne Arendsee und einigen Forsten, kein Großgrundbesitz. Das Bauerngut ist hier typisch. Ursprünglich gab es nur zwei Arten von Besitzern: die Hufner mit 200—300 Morgen und die Halbhufner mit etwa der Hälfte; neuerdings ist der Grundbesitzer hinzugekommen mit kleinem Häuschen und wenigen Morgen. Der bearbeitete Boden ist diluvialer Sand und Moor; stellenweise steht Mergel an, der zur Verbesserung der Ackerkrume verwendet wird. Infolge hohen Grundwasserstandes und reichlicher Niederschläge ist der Acker besser, als man annehmen sollte. Die hinreichende Feuchtigkeit begünstigt die Stoppelsaaten zu Futter- und Düngungszwecken, sowie den reichen Bestand an Wiesen und Weiden. Durch die Separation sind größere Pläne geschaffen und dadurch ist die Ertragfähigkeit des Bodens gehoben. Durch Erbschaft und Zukäufe sind auch größere Wirtschaften bis zu 800 Morgen entstanden. In der Besiedlung ist für die Gegend im Gegensatz zu den Einzelhöfen der Wische das Dorfsystem charakteristisch, und zwar über-

wiegt die deutsche Langdorfanlage; nur wenig Ortschaften zeigen die Hufeisenform der Wendendörfer. Das niederdeutsche Bauernhaus ist nicht mehr vorhanden, vielmehr ist der Hof meist geschlossen von Gebäuden umgeben; das Wohnhaus liegt in der Regel hinten. Die Bauart ist Fachwerk infolge der hohen Steinpreise und des Vorhandenseins von Bauholz. Der Bauer, eine hohe Gestalt von deutschem Typus, ist tätig und sparsam, gegen Neuerungen zunächst abwartend. Ihm zur Seite steht, an Fleiß und Tüchtigkeit ebenbürtig, die Frau, die fast ausnahmslos aus gleichen Besitzverhältnissen stammt. Die Zahl der Kinder beträgt etwa 2 bis 4. Der älteste Sohn übernimmt den Hof und zahlt den Geschwistern ihren Anteil aus. Die Söhne besuchen meist die Dorfschule, später die landwirtschaftliche Schule in Arendsee, die gute Erfolge erzielt. Die Dienstbotenfrage ist auch hier brennend geworden. Bei hohen Löhnen wird nicht viel geleistet. Arbeiterfamilien hat man früher wegen der etwa zu befürchtenden Armenlasten fern gehalten; jetzt macht sich Leutemangel oft fühlbar. Die ursprüngliche Dreifelderwirtschaft ist aufgegeben. Haupthalmfrucht ist der Roggen, Haupthackfrucht die Kartoffel. Daneben ist auch Zuckerrübenbau von Bedeutung geworden. Die Rindviehzucht hat sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gehoben auf Grund der guten Weiden und infolge der Einrichtung zahlreicher Molkereien. In hoher Blüte steht auch die Schweinezucht, die namentlich von den kleineren Besitzern betrieben wird. Die Lage der Landwirschaft ist im allgemeinen keine ungünstige.

II. Zentralverein zu Halle.

Vorstand am 1. April 1904:

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Kirchhoff, Vorsitzender,
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. v. Fritsch, stellvertr. Vorsitzender,
Privatdozent Dr. Wüst, erster Schriftführer,
Oberlehrer Dr. Sparig, zweiter Schriftführer,
Privatgelehrter Waechter, erster Bibliothekar,
Oberlehrer Dr. Kähler, zweiter Bibliothekar,
Kaufmann Krause, Rechnungsführer,
Kaufmann Thiele, stellvertretender Rechnungsführer.

Beirat:

Chefredakteur Dr. Gebensleben,
Kaufmann Guido Müller,

Privatdozent Prof. Dr. Schenck,
Oberlehrer Stade,
Privatdozent Prof. Dr. Ule,
Generalleutnant Exzellenz v. Ziegner.

Sitzung vom 13. April 1904. Prof. Dr. Adolf Schenck schilderte „Land und Volk der nordwestlichen Balkan-Halbinsel" innerhalb des großen Dreiecks zwischen der Adria und der Save, wie er sie auf einer vorjährigen Herbstreise durch Bosnien, Dalmatien und Montenegro kennen gelernt hat. Zunächst berührte er die geschichtlichen Schicksale, die aus dem seiner Natur nach eng zusammengehörigen Raum eine politische Dreiheit von Ländern gemacht hat: die von den Türken nie bezwungene rauhe Burg des Serbenvolkes Montenegro, die dalmatinische Küstenlandschaft, die aus Venedigs Hand erst auf dem Wiener Kongreß an Österreich kam, und Dalmatiens Hinterland Bosnien, das, früher ein selbständiges Königreich und dann 400 Jahre lang unter türkischer Herrschaft, erst 1878 unter Österreich-Ungarns Verwaltung gestellt wurde. Alle drei Länder werden gekennzeichnet durch einen in parallele Gebirgsfalten gegliederten Bodenbau mit Kammrichtung von Nordwest nach Südost. Sie bilden zusammen das Illyrische Bergland, an dessen Aufbau außer paläozoischen Schiefern und Sandsteinen auch Kalke der Trias-, Jura-, Kreide- und Eozän-Formation, kretazeischer und tertiärer Flysch, oligozäne und miozäne Süßwasserbildungen und im Norden marines Miozän und Pliozän sich beteiligen. Von der Faltung sind die pliozänen Schichten noch mit ergriffen worden, so daß also das Illyrische Gebirgsland durch sein jugendliches Alter sich dem Alpensystem anreiht.

Der nordwest-südöstliche Verlauf der Gebirgszüge bedingt auch einen ähnlichen der Flüsse und infolgedessen eine bessere Zugänglichkeit Bosniens von den Donau-Ländern her, die nicht ohne Einfluß auf die geschichtliche Bewegung gewesen ist. Andererseits trennt die geschlossene Kette der Dinarischen Alpen dieses Land von dem Küstengebiet und nur das enge Quertal der Narenta durchbricht jene Ketten und führt als wichtigste Verkehrsader von der Adria bis ins Herz Bosniens hinein. Sehr verschieden ist der landschaftliche Charakter in den einzelnen Teilen des Gebirgslands. In schroffem Gegensatz stehen die rundlichen, bewaldeten Rücken Mittel-Bosniens vom Typus der deutschen Mittelgebirge und die steilwandigen, oben mehr flachen Tafeln aus Triaskalkstein im Südosten und Westen dieses Landes zu den öden,

verkarsteten Massen Dalmatiens, der Herzegowina und des westlichen Montenegro. Aber auch in klimatischer Beziehung unterscheidet sich das eigentliche Bosnien von den Küstenlandschaften. Haben wir dort mehr mitteleuropäische Anklänge in bezug auf Temperatur und Verteilung der Niederschläge, so treten wir bereits in der Herzegowina in ein Land ein, das unter den Einflüssen des mediterranen Klimas mit seinen heißen Sommern und winterlichen Regen steht. Herrscht in Bosnien noch der Anbau der Pflaume vor, die teils zur Bereitung des Slibowitz-Branntweins dient, teils als „türkische Pflaume“ zur Ausfuhr gelangt, so begegnen wir dafür im Narenta- und Küstengebiet dem Anbau von Tabak, Weinstock und Südfrüchten, und in der Vegetation gewinnen allmählich die mediterranen Elemente die Oberhand.

Über die Fortschritte, welche Bosnien und die Herzegowina unter österreichisch-ungarischer Verwaltung gemacht haben, sprach sich der Vortragende in sehr anerkennenswerter Weise aus. Namentlich hob er hervor die Förderung des Schulwesens und dessen wohltätigen Einfluß auch auf die mohammedanische Bevölkerung, die Entwicklung des Verkehrsnetzes durch Anlage von Eisenbahnen und Straßen, die Hebung der Landwirtschaft und den Aufschwung der Industrie (Eisen-, Kohlen- und Salzgewinnung, Holzverwertung), endlich auch die Förderung des einheimischen Kunstgewerbes (Teppichweberei, Metallverarbeitung). Es wurden dann noch interessante Streiflichter auf die Kulturzüge des Landes geworfen, in dem sich so eigenartig Morgen- und Abendland berühren. Die im Grunde genommen einheitliche slawische Bevölkerung scheidet sich der Religion nach in die „Türken“, d. h. mohammedanische Slawen, die der orthodoxen Kirche angehörigen „Serben“ und die römisch-katholischen „Kroaten“, zu denen dann als fremdartiger Bestandteil aus Spanien eingewanderte Juden (sogenannte Spaniolen) kommen.

Sitzung vom 9. Mai 1904. Zu Beginn der Sitzung wurde Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Kirchhoff, der eines Augenleidens wegen den Vorsitz niedergelegt hatte, in Anerkennung seiner hohen Verdienste um den Verein zum Ehrenvorsitzenden ernannt und an seine Stelle Prof. Dr. Ule zum 1. Vorsitzenden erwählt. — Darauf berichtete Pastor J. Buz über „seine Reise im äußersten Süden von Amerika“, die er im Winter 1895/96 von Buenos Aires aus unternommen hatte. Er teilte zunächst Einzelheiten über die Fahrt nach dem Feuerlande mit und gab dann eine lebendige Schilderung von der Natur dieses Archipels, von der Pflanzen- und Tierwelt und namentlich von den menschlichen Bewohnern. Er hatte auf seiner Reise die im Osten wohnenden Onas

näher kennen gelernt. Diese sind noch ein echtes Naturvolk, leben von Jagd und Fischfang, besitzen keine festen Wohnhütten und gehen trotz des kaltfeuchten Klimas fast völlig nackt. In ihrer Gesellschaft findet man stets in großer Anzahl fuchsähnliche Hunde, die aber keineswegs als Haustiere angesehen werden dürfen. Die Onas werden nach Angabe des Redners von der Regierung schlecht behandelt und von Engländern, die auf den Inseln umfangreiche Schafzucht treiben, arg bedrängt. An den Küsten der Hauptinsel bei Paramo wird Gold gewonnen, das sich in einem schwarzen, eisenreichen Meeresschlamm findet.

Sitzung vom 8. Juni 1904. An Stelle des zum Vorsitzenden ernannten Prof. Ule wurde Oberlehrer Dr. Heinrich Hertzberg in den Beirat gewählt. Alsdann sprach Prof. Dr. Mez über das Thema: „Beitrag zur Pflanzengeographie des brasilianischen Waldlandes". Das brasilianische Waldland, die Hylaea Humboldts, begleitet als ein undurchdringlicher Urwald die weiten Niederungen des Amazonas und seiner Nebenflüsse. Die pflanzengeographische Umgrenzung dieser Waldregion bot bisher noch Schwierigkeit. Bestimmte Leitpflanzen, die als kennzeichnend für die Hylaea gelten könnten, gibt es nur wenige. Redner hat nun unter den Bromeliaceen, jenen Süd-Amerika eigentümlichen epiphytischen Gewächsen, eine Art gefunden, deren Nichtvorkommen sich mit der Ausdehnung der Hylaea deckt. Es ist die in Amerika weitverbreitete Tillandsia usneoides. Diese ist in ihrer Organisation nur dem Klima mit Trockenperioden angepaßt. Wie sie stets in den Viktoriahäusern unserer botanischen Gärten zugrunde geht, so vermag sie auch nicht in der wasserdampfreichen Atmosphäre der Hylaea zu gedeihen. Infolge eines kapillar wirkenden Schuppenmantels ihrer Blätter, der dazu bestimmt ist, die Feuchtigkeit aus der Luft aufzunehmen, muß die Pflanze in dem Überfluß von Wasserdampf in den Niederungen des Amazonas wie in unseren heißfeuchten Viktoriahäusern ersticken. Nach der Ansicht des Redners ist übrigens auf Grund seiner Untersuchungen die Ausdehnung der Hylaea wesentlich auf die unmittelbare Umgebung der Flußläufe zu beschränken; sie gleicht in ihrer Ausbreitung vermutlich den Galeriewäldern des tropischen Afrika.

Sitzung vom 3. Juli 1904. Ausflug nach Wettin und Rothenburg a. S. — Vom Bahnhof in Wettin aus wurde zunächst der Schloßberg bestiegen. Hier gab Prof. Dr. Ule einige Erläuterungen über den geologischen Bau der Gegend. Jenseits der Saale liegt die Mansfelder Triasmulde, die sich an den Harz anlehnt und sich nach SO. bis an die Saale erstreckt. Unter dem Muschelkalk und Buntsandstein lagert

hier der Zechstein, der Steinsalz und, wie neuere Bohrungen ergeben haben, auch Kalisalze enthält, die von der Gewerkschaft Johannahall jetzt ausgebeutet werden. Die Saale selbst schneidet als ein echtes Erosionstal tief in das Gelände ein, innerhalb des Buntsandsteins oberhalb Wettin bildet sie breite Talsenken mit sanfteren Gehängen; wo sie aber das Rotliegende und Carbon durchschneidet, haben wir enge Talfurchen, die fast ganz vom Fluß eingenommen werden, so bei Halle und unterhalb Wettin. Diesseits der Saale beginnt der Rand der sogenannten halleschen Mulde, die sich aus Schichten des Carbons und Rotliegenden zusammensetzt. Ihr gehören die Steinkohlen führenden Wettiner Schichten an, die den Anlaß zu dem Wettiner Bergbau gegeben haben. Die Steinkohle ist aber jetzt völlig erschöpft. Wettin, dessen Name slawisch ist und ursprünglich Widdin lautete, ist eine kleine Bergstadt, die im Schutze der Burg von Wettin entstanden ist. Die Saale war einst der Grenzfluß zwischen Deutschen und Sorben. An ihr wurden an geeigneten Plätzen Burgen errichtet, die heute meist verfallen, deren Lage aber noch durch Siedlungen gekennzeichnet sind, so bei Salzmünde, Wettin, Friedeburg, Rothenburg. Diese Orte liegen meist auch an Krümmungen der Saale und an Stellen, wo ein Seitental von der Hochebene zum Flußtal hinabführt. Das Schloß von Wettin ist das Stammschloß des sächsischen Königshauses. — Das nächste Ziel der Wanderung war der Schweizerling bei Wettin, eine dominierende Porphyrkuppe mit weitem Rundblick. Dann begaben sich die Teilnehmer über Dobis nach Rothenburg durch das malerische Tal der Saale, das hier von prächtig rotgefärbten Gehängen des Carbons umrahmt ist. An geeigneten Punkten erläuterte der Leiter der Exkursion, Prof. Ule, wieder die geographischen Verhältnisse der Gegend. Nach einer Mittagspause im Gasthof zum Schützen stieg man zur „Alten Burg“ hinauf, die im 30jährigen Krieg vollständig zerstört worden ist. Von dort wanderte man durch das Saaletal nach der Georgsburg bei Cönnern. Von der Station Cönnern erfolgte die Heimfahrt.

Sitzung vom 19. Juli 1904. Der Verein wohnte gemeinsam mit dem Kolonialverein einer Vorstellung der zur Zeit im Zoologischen Garten anwesenden Tunesen bei. Vor Beginn der Schaustellung erörterte Prof. Dr. Ule in einem einleitenden Vortrag die ethnographische Stellung der Tunesen.

Sitzung vom 12. Oktober 1904. Prof. Süring (Berlin) hielt einen Vortrag über „Die Erforschung der oberen Luftschichten“. Er erörterte zunächst die Technik der Ballonfahrten und zeigte, welchen gewaltigen Fortschritt innerhalb der letzten 20 Jahre unsere Kenntnis

auf diesem Gebiet erfahren hat. Nur auf Grund dieser Entwicklung der Theorie der Ballonführung ist es möglich gewesen, so zahlreiche wissenschaftliche Ballonfahrten auszuführen und so große Höhen zu erreichen, wie es in den letzten Jahren geschehen ist, wo man mit benanntem Ballon bis zu fast 11 km, mit unbemanntem bis 23 km aufgestiegen ist. Der Vortragende machte dann kurz einige Mitteilungen über die berühmte Ballonfahrt vom 31. Juli 1901, bei der er und der Meteorologe Prof. Berson jene enorme Höhe von etwa 11000 m erreicht haben. Diese Fahrt hat gleichsam als Nebenprodukt auch wichtige physiologische Resultate gebracht, die das Wesen der sogenannten Höhenkrankheit erst richtig erkennen lernten. Sie ist offenbar eine Folge der Verminderung der Spannung des Sauerstoffes in der großen Höhe. Weiter erläuterte Prof. Süring eingehend die meteorologischen Zustände der Atmosphäre in den verschiedenen Höhen und besprach besonders den Gang der Temperatur. Gegenwärtig steht die wissenschaftliche Erforschung der oberen Luftschichten im Dienste eines internationalen Unternehmens. Der Tätigkeit der internationalen aëronautischen Kommission verdanken wir bereits ein sehr umfangreiches Beobachtungsmaterial, das aber zum großen Teil noch nicht wissenschaftlich verwertet ist. In neuerer Zeit wird die höhere Atmosphäre auch noch durch Drachen und Drachenballons erforscht. In Berlin und Hamburg werden diese täglich aufgelassen. Die Ergebnisse sind von hohem Wert auch für die praktische Meteorologie, für die Wetterprognose.

Sitzung vom 9. November 1904. Privatdozent Dr. Karl Östreich sprach über „Makedonien, auf Grund eigener Reisen". Der Vortragende hat Makedonien und Albanien in den Jahren 1898 und 1899 bereist. Ebenso wie die gleichzeitigen Reisen von Cvijič hatten sie zum Ziele, die Gebirgswelt des Rumpfes in der Balkanhalbinsel zu erschließen und die topographische wie die geomorphologische Kenntnis zu fördern. Nach kurzer Darstellung der Erforschungsgeschichte Makedoniens wurden die politischen und ethnographischen Verhältnisse erörtert, aus denen sich die Schwierigkeit der Bereisung ergibt. Die speziellen Ziele der beiden Reisen waren alle verschiedenster Art: die Nachprüfung der Gipfelkoten, wie des Ljubetin, der seiner vermeintlichen Stellung als höchster Berg der Halbinsel endgültig verlustig ging, des Peristeri und des Kaimakčalan; Erschließung und Erforschung unbekannter Gebirgsländer, wie der Gebirgsländer im Vardarknie, wo ein hohes Mittelgebirge entdeckt wurde, die Salakova, und des hohen Gebirgskammes zwischen der Meglena-Ebene und der Crna. Ferner wurden die Seen der Landschaft Dessaretien erforscht nach ihrer geologischen

Lage und der große, der Prespa-See, nach seinen Abflußverhältnissen. Andere Gebiete, wie die Drin-Ebene in Ober-Albanien und Türkisch-Bosnien, konnten nur in Eile durchreist werden, so daß es sich hier nur um orientierende Touren handelte. Beide Reisen hatten Üsküb zum Ausgangspunkt. Die erste führte von Üsküb aus nach einigen kürzeren, durch den Mangel an diplomatischen Empfehlungen besonders erschwerten Ausflügen über den Sar, die Albanerstadt Djakova, Ipek, über Sjenica, Novipazar und Mitrovica nach Üsküb zurück, die zweite von dort zunächst über die südwestlichen Gebirgsländer nach Monastir, von wo eine Rundreise nach den Seen unternommen wurde, sodann von Vodena nach Besteigung des Kaimakčalan nach Gjevgelü am Vardar und östlich dieses Tales wieder nach Üsküb zurück. Die Heimreise ging über Mitrovica, Ipek, Berane, Plevlje und Serajevo. Den Schluß des Vortrages bildete ein Überblick über Aufgabe und Erfolge des zurzeit in Gang befindlichen Reformationswerkes der Mächte.

Sitzung vom 14. Dezember 1904. Prof. Dr. Ule hielt einen Vortrag über „Die Fjorde Norwegens", die er im August des Jahres bereist hatte. Nach einem kurzen Überblick über den geologischen Bau Norwegens ging der Redner näher auf die Entstehung der Fjorde ein, die er selbst für untergetauchte Täler hält. Diese Täler sind, wie auch Richter annimmt, bereits in der Tertiärzeit angelegt und dann namentlich in den Interglazialzeiten des Diluviums weiter ausgebildet worden. Sie gleichen den Cañons, sind also hauptsächlich von dem fließenden Wasser in die norwegische Hochfläche eingeschnitten worden, während diese selbst, wie z. T. noch jetzt, von Eis bedeckt vor einer stärkeren Erosion durch das fließende Wasser geschützt blieb. Gegen Ende der Eiszeit tauchte dann das Land tiefer unter das Wasser, so daß das Meer in die Täler eindrang. Später hat es sich wieder gehoben, was aus dem Vorhandensein zahlreicher Strandlinien hervorgeht, die nach der Ansicht des Redners keineswegs alle als Bildungen von Gletscher- oder Moränenstauseen erklärt werden können. Des weiteren wurde dann die Natur der Fjorde charakterisiert und besonders erörtert, wie die klimatischen Verhältnisse die Eigenart des Landschaftsbildes bestimmen. Das Pflanzenkleid erinnert aber zugleich überall an die nördliche Lage der Fjorde. Zum Schluß zeigte der Vortragende noch, wie die Natur des Landes auch auf die menschlichen Verhältnisse eingewirkt hat, wie die Siedlungen, die Kultur, der Verkehr jener angepaßt erscheinen.

Sitzung vom 12. Januar 1905. Privatdozent Dr. S. Passarge (Berlin) berichtete unter Vorführung von Lichtbildern über seine „Reise im Gebiet des Orinoko", die er im Auftrage des El Caura-Syndikats

in Köln im Winter 1901/02 unternommen hatte. Dieses Syndikat beabsichtigte die Besitzungen des verstorbenen Präsidenten von Venezuela Crespo, die südlich des Orinoko zwischen den Flüssen Cuchivero und Caura gelegen sind, zu kaufen. Dr. Passarge erhielt nun den Auftrag, jenes Gebiet eingehend zu untersuchen. Im Norden gehört es der Llanosebene, im Süden dem Hochland von Guyana an. Dort liegt ein aus niedrigen Rücken bestehendes Gneisland, das aber von hohen, namentlich granitischen Massiven überragt wird. Diese Granitstöcke erstrecken sich noch weit nach Norden, während das Gneisland bald in die Llanosebene übergeht. Diese ist von Grasflächen und vereinzelten Bäumen bedeckt. Die Buschsteppe wird von zahlreichen Wasserläufen durchzogen, an denen schlanke Mauritia-Palmen sich erheben. Die Wasserrinnen, Morichales genannt, tragen auch zur Trockenzeit frisches Gras, behindern aber sehr den Verkehr, da sie nur an wenigen Stellen überschreitbar sind. Das Gebirge im Süden steigt mit seinen bewaldeten Gehängen meist ziemlich unvermittelt aus den Llanos auf. Am Fuße des Gebirges ziehen sich breite, wasserreiche Niederungen hin, die auch in der Trockenzeit feucht bleiben und ein gutes Weideland bilden; sie heißen Potreros. Aus den Niederungen erheben sich flache Hügel, von Brauneisenstein und Geröllen gebildet, auf denen das Vieh während der Regenzeit lebt, weshalb sie Invernoderos genannt werden. Die Regenzeit fällt hauptsächlich auf die Monate Mai bis November. Urwald findet sich nur in dem südlichen Gebirge; er zeigt dort überall wie am Amazonas einen großen Reichtum an Arten. Im Gebiet der Llanos tragen nur die Flußufer dichteren Wald. Nach einer kurzen Charakterisierung der Tierwelt gab der Vortragende noch ausführliche Mitteilungen über die Bevölkerung, die gegenwärtig nur gering ist und vorwiegend aus Venezolanern, d. s. spanisch redenden Mischlingen von Negern, Indianern und Weißen, besteht. Zu Lebzeiten Crespos wurde hier eine große Viehzucht betrieben. Jetzt aber ist die Wirtschaft völlig vernachlässigt. Das Vieh ist ganz verwildert, der ursprüngliche Bestand durch Verkauf und Diebstahl sehr vermindert. Das Land kann aber in Zukunft vielleicht großen Gewinn bringen, sobald einmal sich Absatzgebiete für die Erträge der Viehzucht erschlossen haben.

Sitzung vom 8. Februar 1905. Prof. Dr. Eduard Brückner sprach über das Thema „Ändert sich unser Klima?“ Er erörterte zunächst die verschiedenen Hypothesen, die für die historische Zeit eine Änderung des Klimas, sei es ein kaltes, sei es ein warmes, sei es ein feuchtes Werden desselben annehmen. Er kam zu dem Schluß, daß ein sicherer Nachweis für eine einseitige Klimaänderung in historischer

Zeit fehlt. Wohl aber sind Schwankungen des Klimas in einer 35jährigen Periode vorhanden, ein Wechsel feucht-kalter und trocken-warmer Zeiträume. Der Vortragende legte kurz die Ergebnisse seiner bekannten Untersuchungen hierüber dar und zeigte besonders den Einfluß der Klimaschwankungen auf die Ernteerträge im Königreich Preußen, in den Vereinigten Staaten und in Rußland. Die 1891 abgeschlossene Untersuchung ließ vermuten, daß gegen Ende des Jahrhunderts eine Abnahme der Niederschläge auf den Landflächen der Erde zu beobachten sein würde. Eine solche Abnahme ist in der Tat eingetreten, wie für Vorderindien, Sibirien, Mittel- und Osteuropa und Nordamerika an der Hand einer Reihe von Stationen dargetan wurde.

Sitzung vom 8. März 1905. Der Vorsitzende erstattete den Jahresbericht. Darauf erfolgte die Vorstandswahl für das kommende Vereinsjahr, die keine Änderung brachte. Herr Prof. Mez hielt sodann einen Vortrag über: „Pflanzengeographische Folgerungen aus einer neuen Theorie des Erfrierens der Pflanzen“. Der Vortragende stellte zunächst kurz seine neue Theorie über das Erfrieren eisbeständiger Pflanzen dar (vgl. „Flora“ 1905, Heft 1), nach der das Erfrieren wesentlich eine Folge zu starker Unterkühlung des Zellsaftes ist. Für pflanzengeographische Probleme kommen vor allem die vom Vortragenden gefundenen Tatsachen in Betracht, daß eine Unterkühlung des Zellsaftes verhindert oder gemindert und damit ein langsames Abfließen des für das Leben gefrorener Pflanzenorgane notwendigen Wärmerestes bedingt wird: 1. durch die Pflanzen umgebendes Wasser. — Hieraus erklärt sich, daß viele untergetauchte Wasserpflanzen ein fast unbeschränktes geographisches Areal bewohnen; aus der Frostbeständigkeit der vegetativen Organe der untergetauchten Pflanzen wird auch die Erscheinung begreiflich, daß bei der Mehrzahl der Wasserpflanzen der gemäßigten und kälteren Klimate der Überwinterung mittels Winterknospen jene durch die weit weniger kälteempfindlichen Samen an Wichtigkeit beträchtlich übertrifft. — 2. Durch Pflanzenschleim, wie auch in anderer Beziehung die Funktionen der Wasserbewahrung und des Kälteschutzes (auch ohne Annahme einer Identität von Kältetod und Austrocknungstod) völlig parallel gehen. So wird es verständlich, daß die regionär an die subalpine und alpine Formation der hohen Berge grenzende Flora des schattigen Waldes nur wenig zur Artenbildung der Höhenflora beigetragen hat, während Tiefenvegetationen von steppenartigem Charakter für die meisten frostbeständigen alpinen Arten den Ursprung darstellen. — 3. Durch die winterliche Umwandlung fester Reservestoffe in gelöste; sie stellt Speicherung potentieller

Energie dar, welche als Kristallisationswärme für den Fall des Gefrierens frei wird. Durch fettes Öl wird Unterkältung des Zellsaftes vermieden. Daher sind die „Fettbäume“, welche ihre gesamte Reservestärke in fettes Öl für den Winter umlagern, nach horizontaler wie vertikaler Verbreitung am wenigsten gegen Kälte empfindlich.

III. Zweigverein zu Magdeburg.

Vorstand:

Prof. Maenß, Vorsitzender,
Oberlehrer Dr. Mertens, Schriftführer,
Oberlehrer Simons, Rechnungsführer,
Sanitätsrat Dr. Braune, Beigeordneter.

Sitzung vom 21. Oktober 1904. Prof. Dr. Halbfaß berichtet über seine Reise nach der Tatra, die er zum Zwecke der Erforschung der dortigen Seen unternommen hatte.

Sitzung vom 18. November 1904. Oberlehrer Dr. Mertens spricht über das Alvenslebener Hügelland und verbreitet sich dabei besonders über den geologischen Aufbau dieses interessanten Gebietes.

Sitzung vom 16. Dezember 1904. Prof. Maenß gibt einen eingehenden Bericht über die deutschen Meere: Nord- und Ostsee. Oberlehrer Bradhering zieht einen Vergleich zwischen der Zahl und der Größe der in London und in Hamburg beheimateten Dampfer, wobei sich herausstellt, daß Hamburg die größten Dampfer besitzt.

Sitzung vom 13. Januar 1905. Oberlehrer Dr. Mertens setzt seinen Vortrag über das Alvenslebener Hügelland fort. Rentner Bodenstab spricht im Anschluß daran über die Siedelungsgeschichte dieser Gegend.

Sitzung vom 24. Februar 1905. Oberlehrerin T. Jacob trägt vor über die geographisch bedingten wirtschaftlichen Grundlagen der Magdeburger Gegend.

Sitzung vom 20. März 1905. Es finden lange Erörterungen statt, deren Ergebnis es ist, daß eine Auflösung des Vereins, die geplant war, unterbleibt. Der angekündigte Vortrag wird verschoben.

Verzeichnis der Mitglieder

des

Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erdkunde

am 1. April 1905.

I. Zentral-Verein zu Halle.

1. Ehrenvorsitzender.

1. Geh. Regierungsrat Professor Dr. Alfred Kirchhoff, Mockau bei Leipzig.

2. Ehrenmitglieder.

2. Professor Dr. Siegmund Günther in München.
3. Professor Dr. Sven v. Hedin in Stockholm.
4. Geheimer Admiralitätsrat Professor Dr. Georg v. Neumayer, Direktor der Deutschen Seewarte a. D. in Neustadt vor der Hart.
5. Professor Dr. Fridtjof Nansen in Christiania.
6. Professor Dr. Hans Meyer in Leipzig.
7. Hofrat Professor Dr. Albrecht Penck in Wien.
8. Professor Dr. Fritz Regel in Würzburg.
9. Geheimer Regierungsrat und Professor Dr. Ferdinand Freiherr von Richthofen in Berlin.
10. Vize-Admiral Freiherr Georg von Schleinitz auf Haus Hohenborn bei Lügde.
11. Professor Dr. Georg Schweinfurth in Berlin.
12. Professor Dr. Alexander Supan in Gotha.
13. Major Dr. Hermann von Wissmann, Kaiserl. Gouverneur z. D. auf Weißenbach in Steiermark.

3. Verstorbene Ehrenmitglieder.

Professor Dr. Hugo Berger.
Henri Duveyrier.
Johann César Godeffroy.
Professor F. V. Hayden.
Professor Ferd. v. Hochstetter.
Professor Dr. Heinrich Kiepert.
Dr. Gustav Nachtigal.
Professor Dr. Adolf Erik Freiherr von Nordenskiöld.
Geheimer Hofrat Professor Dr. Friedrich Ratzel.
Dr. Gerhard Rohlfs.
Dr. Eduard Schnitzler (Emin Pascha).

4. Korrespondierende Mitglieder.

14. Professor Dr. Rudolf Credner in Greifswald.
15. Kartograph Ernst Debes in Leipzig.
16. Professor Dr. Hermann Größler in Eisleben.
17. Hermann Habenicht, Kartograph in Gotha.
18. Dr. Theophilus Hahn in Kapstadt.
19. Professor Dr. Kurt Hassert in Köln.
20. Professor Dr. Alfred Hettner in Heidelberg.
21. Professor Dr. Robert Jannasch in Berlin.
22. Archivrat Dr. Eduard Jacobs in Wernigerode.
23. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Richard Lehmann in Münster.
24. Professor Dr. Oskar Lenz in Prag.
25. Professor Paul Langhans, Kartograph in Gotha.
26. Professor Dr. Heinrich Mohn in Christiania.
27. Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Reiss in Könitz.
28. J. P. Thomson, Sekretär der Royal Geographical Society of Australasia in Brisbane.

5. Ordentliche Mitglieder.

29. Achtelstetter, Wilhelm, Hotelbes.
30. Ackermann, Louis, Landmesser.
31. Ahrendts, Rudolf, D. theol.
32. Ahrenholz, Hans, Landwirt.
33. Ahrens, Willy, Lehrer.
34. Apelt, Max, Bankier.
35. Benzler, Frau Agnes, geb. Ewald.
36. Bernau, Karl, Seminarlehrer.
37. Brückner, Dr. Eduard, ord. Professor.
38. Bry, Waldemar, Kaufmann.
39. Burghardt, Paul, Lehrer.
40. Buttermilch, Hermann, Kaufmann.
41. Buttermilch, Rudolf, Kaufmann.
42. Cleinow, Karl, Oberstleutnant a. D.
43. v. Collas Anna, Frau Baronin.
44. Dehne, Albert, Geh. Kommerzienrat.
45. Dorn, Dr. Ernst, ord. Professor.
46. Eberius, Paul, Kaufmann.
47. Edler, Dr. Friedrich, Oberlehrer.
48. Enders, Dr. Oskar, Amtsgerichtsrat.
49. Förtsch, Dr. Oskar, Major a. D. u. Direktor des Provinzial-Museums.
50. Fraenkel, Dr. Karl, Geh. Medizinalrat und ord. Professor.
51. Freyberg, Hermann, Brauereibesitz.
52. v. Fritsch, Dr. Karl Freiherr, Geh. Regierungsrat und ord. Professor.
53. Gebensleben, Dr. Walter, Chef-Redakteur.
54. Genzmer, Dr. Alfred, außerordentl. Professor.
55. Gille, Otto, Kaufmann.
56. Gocht, Dr. Hermann, Arzt.
57. Grosse, Max, Buchhändler.
58. Grün, Ludwig, Weinhändler.
59. Gründig, August, Administrator der Waisenhausdruckerei.
60. Haase, Hermann, Lehrer.
61. Haaßengier, Ernst, Bankier.
62. Haenert, Karl, Kaufmann.
63. Hellthaler, Theodor, Oberlehrer a. D.
64. Herrn, Paul, Lehrer.
65. Hertzberg, Dr. Gustav, ordentlicher Honorar-Professor.
66. Hertzberg, Dr. Heinrich, Oberlehrer.
67. Heynemann, Theodor, Kaufmann.
68. Hülsmann, Frau Auguste, Ingenieurswitwe.
69. Jenrich, Richard, Mittelschullehrer.
70. Jentzsch, Otto, Kaufmann.
71. Kähler, Dr. Friedrich, Oberlehrer.
72. Kellert, Adolf, Kaufmann.
73. Kallmeyer, Friedrich, Regierungs-Baumeister.
74. Kathe, Ludwig, Kaufmann.
75. Klauke, Hugo, Kaufmann.
76. Knoch, Reinhold, Reg.-Baumeister.
77. Kramer, Emma, Frau Direktor.
78. Krause, Richard, Kaufmann.

79. Kroog, Johann, Civil-Ingenieur.
80. Krüger, Dr. Wilhelm, Abteilungsvorstand an der Landw. Versuchsstation.
81. Kühn, Dr. Julius, Wirkl. Geheimer Rat und ordentl. Professor.
82. Kuhnt, Friedrich, Maurermeister.
83. Lehmann, Heinrich, Geh. Kommerzienrat und Bankier.
84. Leser, Dr. Edmund, außerordentlicher Professor.
85. Leupold, Bruno, Kaufmann.
86. Lorenz, Franz, Lehrer.
87. Loretz, Otto, Kaufmann.
88. Luedecke, Otto, außerordentlicher Professor.
89. Mirus, Marie, verw. Pastor.
90. Müller, Guido, Kaufmann.
91. Müller, Frau Marie, verw. Prof.
92. Nebert, Wilhelm, Fabrikant.
93. Niemeyer, Hermann, Kaufmann.
94. Niemeyer, Klara, Frau Stadtrat.
95. Nietschmann, Paul, Buchdruckereibesitzer.
96. Nietzschmann, Friedrich, Kaufmann.
97. Oppenheimer, Dr. Gustav, Arzt.
98. Oetting, Hermann, Kaufmann.
99. Pansegrau, Heinrich, Rektor.
100. Pfahl, Otto, Direktor der Spar- und Vorschußbank.
101. Pfitzner, Marie, Lehrerin.
102. Piltz, Arthur, Bergwerksdirektor.
103. Plättig, Paul, Rechtsanwalt.
104. Plönnigs, August, Lehrer.
105. Rasch, Dr. Wilhelm.
106. Reetz, Berthold, Lehrer.
107. Reichardt, Julius, Buchhändler.
108. Reinicke, Bruno, Fabrikdirektor.
109. Richter, Georg, Lehrer.
110. Riedel, Richard, Geheimer Kommerzienrat.
111. Schäfer, Dr. Paul.
112. Schenck, Professor Dr. Adolf, Privatdozent.
113. v. Schlechtendal, Dr., Diedrich, Assistent am Mineralog. Institut.
114. Schlüter, Willi, Besitzer einer zoologischen Lehrmittelanstalt.
115. Schneider, Karl, Kaufmann.
116. Schultze, Hermann, Lehrer an der städt. Bürgerschule.
117. Schulze, Ernst, Kaufmann.
118. Seeligmüller, Dr. Adolf, außerordentl. Professor.
119. Seiffert, Wilhelm, Kaufmann.
120. Simon, Reinhold, Pfarrer a. D.
121. Sparig, Dr. Eugen, Oberlehrer.
122. Stade, Georg, Oberlehrer.
123. Starke, Wilhelm, Postdirektor.
124. Steckner, Albert, Bankier.
125. Steckner, Emil, Kommerzienrat und Bankier.
126. Stein, Dr. Friedrich, ordentlicher Professor.
127. Strey, Franz, Kaufmann.
128. Taschenberg, Dr. Otto, außerordentl. Professor.
129. Tausch, Walter, Buchhändler.
130. Thiele, Hermann, Kaufmann.
131. v. Tungeln, Heinrich, Leutnant a. D.
132. Ule, Prof. Dr. Willi, Privatdozent.
133. Ulrichs, Dr. Gustav, Sanitätsrat.
134. Waechter, Ernst, Privatgelehrter.
135. Wangerin, Dr. Albert, ordentl. Professor.
136. Weicke, R., Privatier.
137. Weinstock, Siegfried, Bankier.
138. Wensch, Heinrich, Lehrer.
139. Wenzel, Auguste, verw. Superintendent.
140. Wiegel, Wilhelm, Lehrer.
141. Wratzke, Arthur, Edelschmied und Hofjuwelier.
142. Wüst, Dr. Ewald, Privatdozent und Assistent am Mineralog. Institut.
143. Zeiz, Ferdinand, Kaufmann.
144. Zeumer, Hermann, Kaufmann.
145. Ziegner, Dr. Hermann, Arzt.
146. v. Ziegner, Kurd, Generalleutnant z. D., Exzellenz.
147. Ziervogel, Albrecht, Bergwerksdirektor.
148. Zöbisch, Josef, Kaufmann.

6. Außerordentliche Mitglieder.

149. Banse, Ewald, stud. geogr.
150. Ebermann, Richard, stud. phil.
151. Elsaesser, Otto, stud. math.
152. Erdmann, Julius, stud. phil.
153. Fritzsche, Richard, stud. math.
154. Goetz, Paul, Kandidat.
155. Jaenicke, Gustav, stud. phil.
156. Kuberka, Felix, stud. phil.
157. Richter, Max, stud. phil.
158. Winter, Max, stud. math.
159. Wüstenhagen, Heinrich, cand. phil.

II. Zweigverein zu Magdeburg.

160. Berger, Willy, Kaufmann.
161. Blell, Karl, Apothekenbesitzer.
162. Bodenstab, Ernst, Rentner in Neuhaldensleben.
163. Bornstein, Dr. Alfred, Arzt.
164. Bradhering, Fr., Oberlehrer.
165. Braune, Dr. Karl, Sanitätsrat.
166. Brey, Ernst, Oberlehrer.
167. Dahlmann, Dr. Franz, Medizinalrat.
168. Fritze, Werner, Kgl. Kommerzienrat.
169. Gebler, Hermann, Oberlehrer.
170. Halbfaß, Dr. Wilhelm, Professor in Neuhaldensleben.
171. Hebold, Hermann, Kaufmann.
172. Jahr, Dr. Richard, Oberlehrer.
173. Klotz, Karl Emil, Hofbuchhändler.
174. Köhn, Dr. Max, Oberlehrer.
175. Maenß, Johannes, Professor.
176. Mertens, Dr. August, Oberlehrer, Vorsteher des Naturw. Museums der Stadt Magdeburg.
177. Müller, Gustav, Pastor in Groppendorf.
178. Potinecke, Dr. Richard, Oberlehrer.
179. Purcel, Anton, Fabrikbesitzer.
180. Römling, Paul, Kaufmann.
181. Schnepfe, Hermann, Kaufmann.
182. Simons, Gustav, Oberlehrer.
183. Weidenhagen, Rudolf, Vorsteher der Wetterwarte der Magd. Zeitung.

III. Keinem Teilverein angehörige Mitglieder.[1]

184. Allerverein in Neuhaldensleben.
185. Archiv, Königliches Staats-, Magdeburg.
186. Bauer, Dr. Georg, Oberlehrer in Greifswald.
187. Bielefeld, Rudolf, Lehrer, Zürich.
188. Biereye, Professor Dr. Johannes, Rektor der Klosterschule in Roßleben.
189. Böhme, Udo, Rentier in Aschersleben.
190. Bornhardt, Wilhelm, Bergrat in Bonn.
191. Brasack, Dr. Friedrich, Professor in Aschersleben.
192. Brasse, Dr. Ernst, Oberlehrer am Realgymnasium in München-Gladbach.

---

[1] Die Mitglieder dieser Abteilung werden gebeten, alle etwaigen Veränderungen in Stellung oder Wohnort dem Vereinsvorstand gefälligst mitteilen zu wollen.

193. Bucholz, Adolf, Stadtrat und Apothekenbesitzer in Erfurt.
194. Clauß, William, Inhaber der Verlagsbuchhandlung Paul Baumanns Nachfolger in Dessau.
195. Damköhler, Eduard, Professor in Blankenburg a. H.
196. Deuticke, Superintendent, Arendsee.
197. Drohsin, Albert, Kaufmann in Aschersleben.
198. Eckerlin, Dr. Hans, Professor in Halberstadt.
199. Ehrlich, Dr. Benno, Professor in Bonn.
200. Fiedler, Dr. Bruno, Oberlehrer in Schleiz.
201. Fitting, Dr. Hans, Assistent am Botanischen Institut in Tübingen.
202. Förster, Rudolf, Fabrikbesitzer in Freyburg.
203. Gaul, Dr. Julius, Oberlehrer in Bremerhaven.
204. Göderitz, Direktor d. Braunkohlenwerks Augusta bei Bitterfeld.
205. Henkel, Dr. Ludwig, Gymnasial-Oberlehrer in Schulpforta.
206. Herzberg, Dr. Paul, Direktor der landwirtschaftlichen Schule, Arendsee.
207. Hintze, Heinrich, Oberlehrer in Gardelegen.
208. Hoffmann, Bernhard, Rentier in Erfurt.
209. Hoffmann, Ferdinand, Fabrikbesitzer in Erfurt.
210. Holtheuer, Dr. Richard, Professor in Leisnig.
211. v. Jagow, Landrat, Osterburg.
212. Kaiser, Dr. Paul, Oberlehrer in Schönebeck.
213. Keil, Wilhelm, Direktor der Provinzial-Taubstummen-Anstalt in Halberstadt.
214. Kieser, Otto, Kantor in Freistewitz bei Torgau.
215. Kloß, Ewald, Fabrikbesitzer in Freyburg.
216. König, A., Amtsgerichtsrat in Aschersleben.
217. Koepert, Dr. Otto, Oberlehrer in Dresden.
218. Krüger, Georg, Stadtverordnetenvorsteher in Aschersleben.
219. Kuntze, Gustav, Stadtrat in Aschersleben.
220. Lorenz, Dr. Georg, Realschul-Oberlehrer in Barmen.
221. Matthes, Prof. Dr. Isolin, Realgymnasial-Oberlehrer in Altenburg.
222. Michaelis, Paul, Oberbürgermeister in Aschersleben.
223. Müller, Bürgermeister, Arendsee.
224. Obst, Emil, Kirchenrendant in Bitterfeld.
225. Petry, Arthur, Gymnasial-Oberlehrer in Nordhausen.
226. Rausch v. Traubenberg, Baron Dr. Paul, in Petersburg.
227. Reinhardt, Dr. Friedrich, Professor in Aschersleben.
228. Reischel, Dr Gustav, Oberlehrer in Hannover.
229. Rupprecht, Georg, Lehrer in Brehna.
230. Saalfeld, Dr. Günther Alexander, Gymnasial-Oberlehrer a. D. in Friedenau bei Berlin.
231. Schatte, Dr. Walter, Kand. des höheren Schulamts, Schrimm.
232. Schlüter, Dr. Otto, in Friedenau bei Berlin.
233. Schneider, Past., Sanne b. Arendsee.
234. Schröter, Otto, Lehrer in Dankerode im Harz.
235. Schulze, Dr. Erwin, in Ballenstedt.
236. Staute, Dr. Hermann, Brauereibesitzer in Freyburg a. U.
237. Steffen, Dr. Max, Oberlehrer an der Ober-Realschule zu Bochum.
238. Steinmeyer, Dr. Rudolf, Gymnasialdirektor in Aschersleben.
239. Straßburger, Dr. Emil, Professor in Aschersleben.
240. Stürcke, Hermann, Geh. Kommerzienrat in Erfurt.

241. Toepfer, Schulrat Dr. Hermann, Realschuldirektor a. D. in Sondershausen.
242. Treitschke, Vorsteher der meteorologischen Station in Erfurt.
243. Trittel, Gustav, Oberlehrer in Oschersleben.
244. Trommsdorff, Dr. Hugo, Chemiker in Heidelberg.
245. Venediger, Dr. Edmund, Realschuldirektor in Erfurt.
246. Weyhe, Dr. Emil, Professor am Gymnasium in Dessau.
247. Wolff, Friedrich, Kommerzienrat in Erfurt.
248. Zech, Leonhard, Professor an der Oberrealschule in Halberstadt.

Verzeichnis

derjenigen Vereine, Institute, Redaktionen usw., mit welchen der Verein für Erdkunde sich im Schriftentausch befindet.

Deutsches Reich.

Alpenverein, Deutscher und österreichischer.
Annaberg: Annaberg-Buchholzer Verein für Naturkunde.
Augsburg: Naturhistorischer Verein.
Bamberg: Naturforschende Gesellschaft.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
" Deutsche Kolonialgesellschaft.
" Gesellschaft für Erdkunde.
" Hydrographisches Amt der Kaiserlichen Admiralität.
" Märkisches Provinzial-Museum.
" Königl. Preufsisches Meteorologisches Institut.
" Redaktion des „Tourist".
" Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg (Märk. Provinzial-Museum).
" Touristen-Klub für die Mark Brandenburg.
" Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
" Evangelischer Afrikaverein.
Bonn: Naturhistorischer Verein der preufsischen Rheinlande und Westfalens.
Braunschweig: Verein für Naturwissenschaften.
Bremen: Geographische Gesellschaft.
" Meteorologisches Observatorium Bremen.
" Naturwissenschaftlicher Verein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Cassel: Verein für Erdkunde.
" Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
" Verein für Naturkunde.
Chemnitz: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
" Königl. Sächs. meteorologisches Institut.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
" Provinzialkommission zur Verwaltung der Westpreufs. Provinzial-Museen.
Darmstadt: Verein für Erdkunde und verwandte Wissenschaften.
Dessau: Verein für Anhaltische Geschichts- und Altertumskunde.
" Statistisches Bureau von Anhalt.
" Verein für Anhaltische Landeskunde.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte.
Dresden: Droguen-Grofsgeschäft von Gehe & Comp.
" Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
" Verein für Erdkunde.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Emden: Naturforschende Gesellschaft.

Erfurt: Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.
„ Verein für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Frankfurt a. M.: Handelskammer.
„ Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft.
„ Verein für Geographie und Statistik.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungsbezirks Frankfurt a. O.
Freiberg i. S.: Altertumsverein.
Freiburg i. Br.: Naturforschende Gesellschaft.
Giefsen: Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
„ Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde.
Görlitz: Naturforschende Gesellschaft.
Göttingen: Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Mathematisch-physikalische Klasse.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumskunde.
Greifswald: Geographische Gesellschaft.
Guben: Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
Halle a. S.: Königliches Oberbergamt.
„ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertumsverein.
„ Handelskammer.
„ Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher.
„ Naturforschende Gesellschaft.
„ Studentischer Verein für Erdkunde.
Hamburg: Deutsche Seewarte.
„ Geographische Gesellschaft.
„ Handelskammer.
„ Naturwissenschaftlicher Verein.
„ Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
„ Hauptstation für Erdbebenforschung.
Hannover: Naturhistorische Gesellschaft.
Harzklub.
Heidelberg: Naturhistorisch-medizinischer Verein.
Hof: Nordfränkischer Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde.
Jena: Geographische Gesellschaft.
Karlsruhe: Naturwissenschaftlicher Verein.
Kiel: Ministerialkommission zur Untersuchung der deutschen Meere.
„ Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
„ „Heimat", Monatschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.
Königsberg i. Pr.: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landshut i. B.: Botanischer Verein.
Leipzig: Deutscher Verein zur Erforschung Palästinas.
„ Naturforschende Gesellschaft.
„ Museum für Völkerkunde (Grassi-Museum).
„ Verein für Erdkunde.
Lübeck: Geographische Gesellschaft.
Magdeburg: Naturwissenschaftlicher Verein.
„ Wetterwarte der Magdeburgischen Zeitung.
Mannheim: Verein für Naturkunde.
Marburg: Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften.
Metz: Verein für Erdkunde.
Mühlhausen: Altertumsverein.
München: Geographische Gesellschaft.
„ Bayerische Botanische Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora.
Münster i. W.: Geographischer Apparat der Akademie zu Münster i. W.
Güstrow: Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.
Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft.
Offenbach: Verein für Naturkunde.
Osnabrück: Naturwissenschaftlicher Verein.
„ Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück.
Passau: Naturhistorischer Verein.

Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Rudolstadt: Meteorologische Gesellschaft.
Schmalkalden: Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
Stettin: Gesellschaft zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen.
„ Verein für Erdkunde.
Straßburg: Zentralstelle des meteorologischen Landesdienstes in Elsaß-Lothringen.
„ Vogesen-Klub.
„ Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart: Königl. Württembergisches statistisches Landesamt.
„ Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg.
„ Württembergischer Verein für Handelsgeographie.
„ Diöcesanarchiv von Schwaben.
Ulm a. D.: Verein für Mathematik und Naturwissenschaften.
Weimar: Thüring. Botan.-Verein.
Wernigerode: Harzverein für Geschichte und Altertumskunde.
„ Naturwissenschaftlicher Verein des Harzes.
Wiesbaden: Nassauischer Verein für Naturkunde.
Wolfenbüttel: „Braunschweigisches Magazin“, Organ des Ortsvereins für Geschichte und Altertumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel.
Zwickau: Verein für Naturkunde.
„ Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

Österreichisch-Ungarische Monarchie.

Außig: Naturwissenschaftlicher Verein.
Brünn: Naturforschender Verein.
„ k. k. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.
Budapest: k. ungarische geographische Gesellschaft.
„ k. ungarische geologische Anstalt.
„ k. ungarische geologische Gesellschaft.
„ k. ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.
„ Redaktion der „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn“.
„ Redaktion der mathematischen und naturwissenschaftlichen Berichte aus Ungarn.
Freiwaldau: Mährisch-Schlesischer Sudeten-Gebirgs-Verein.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
„ Verein der Ärzte für Steiermark.
Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde.
„ Siebenbürgischer Karpathenverein.
Igló: Ungarischer Karpathenverein.
Innsbruck: Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein.
„ Ferdinandeum.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum von Kärnthen.
Böhm.-Leipa: Nordböhmischer Exkursionsklub.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
„ Verein für Naturkunde in Österreich ob der Enns.
Prag: Kgl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
„ Naturhistorischer Verein „Lotos“.
„ Lesehalle der deutschen Studenten.
Salzburg: Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.
Temesvar: Südungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Triest: Società adriatica di scienze naturali.
Wien: k. k. Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftl. Klasse.
„ k. k. geographische Gesellschaft.
„ k. k. geologische Reichsanstalt.
„ k. k. militärgeographisches Institut.
„ k. k. naturhistorisches Museum.
„ Handels-Museum.
„ Österreichischer Touristenklub.

Wien: Verein der Geographen an der Universität.
„ Verein für Höhlenkunde.
„ Verein für Landeskunde von Nieder-Österreich.
„ Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
„ k. k. Zentral-Anstalt für Meteorologie und Geodynamik.

Schweiz.

Aarau: Mittelschweizerische geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
Basel: Naturforschende Gesellschaft.
„ Redaktion des „Evangelischen Missions-Magazins".
Bern: Geographische Gesellschaft.
„ Naturforschende Gesellschaft.
Chur: Naturforschende Gesellschaft Graubündens.
Frauenfeld: Thurgauische naturforschende Gesellschaft.
St. Gallen: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
„ Ostschweizerische geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
Genf: Société de géographie.
Lausanne: Société vaudoise des sciences naturelles.
„ Institut agricole de Lausanne.
Neuchâtel: Société neuchâteloise de géographie.
„ Société des sciences naturelles.
Zürich: Naturforschende Gesellschaft.
„ Geographisch-Ethnographische Gesellschaft.

Niederlande.

Amsterdam: Aardrijskundig genootschap.
Haag: Koninglijk institut voor de taal-, land- en volkenkunde von Nederlandsch-Indië
„ Indisch genootschap.

Belgien.

Antwerpen: Société de géographie.
Brüssel: Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique.
„ Société belge de géographie.
„ Université Nouvelle. Institut géographique.
„ La Société d'études coloniales.

Frankreich.

Bordeaux: Société de géographie commerciale.
Cherbourg: Société nationale des sciences naturelles et mathématiques.
Douai: Union géographique du nord de la France.
Havre: Société de géographie commerciale.
Lyon: Société de géographie.
Marseille: Société de géographie.
Montpellier: Société languedocienne de géographie.
Nancy: Société de géographie de l'Est.
Paris: Société de géographie.
„ Société de géographie commerciale.
„ Redaction de „Revue géographique internationale".
Rochefort: Société de géographie.
Rouen: Société normande de géographie.
Toulouse: Société de géographie.
Tours: Société de géographie.

England und Schottland.

Edinburg: Royal society.
Glasgow: Philosophical society.
London: Royal geographical society.
„ Royal society.
Manchester: Geological society.
„ Geographical society.
Rochester: Academy of science.

Schweden.

Gotenburg: Göteborgs kongl. vetenscaps och vitterhets samhäller handlingar.
Stockholm: Svenska sällskapet för anthropologi och geografi.
„ Geologiska Föreningen.
„ Bibliothèque de l'Académie Royale des Sciences.
Upsala: Geologisches Institut.

Norwegen.

Bergen: Bergens Museum.
Christiania: Redaktion des „Archiv for Mathematik og Naturvidenskab"
„ Physiografisko förening.
„ Kongligo Norske Videnskabers Selskap.
„ Norske Gradmaalingskommission.
„ Nordhavs Expedition.
„ Norske Geografisko Selskap.
Throndjhem: Kong. Norske Videnskabers Selskap.

Dänemark.

Kopenhagen: Kgl. dansk. geografiske Selskap.

Italien.

Mailand: Società d'esplorazione commerciale in Africa.
Neapel: Società africana d'Italia.
Rom: Comitato geologico d'Italia.
„ Società geografica italiana.
„ Vaticanisches Observatorium.

Spanien.

Madrid: Sociedad geográfica.

Portugal.

Lissabon: Sociedade de geographia.

Rumänien.

Bukarest: Societatea geographica romana.
„ Institut meteorological romaniei.

Rußland.

Dorpat: Naturforscher-Gesellschaft.
Helsingfors: Geografiska foreningen i Finland.
„ Sällskapet för Finlands Geografi.
Kiew: Société des naturalistes.
Moskau: Société impériale des naturalistes.
Petersburg: Komité für die geologische Landesaufnahme Rußlands.
„ Kaiserl. russische geographische Gesellschaft.
Riga: Naturforscher-Verein.

Amerika.

Baltimore: Maryland Weather Service.
Boston: Society of natural history.
„ American-Academy of arts and sciences.
Buenos-Aires: Instituto geografico Argentino.
„ Departamento national de estadistica.
„ Dirección general de estadistica municipal.
„ Museo Nacional.
„ Oficina Demografica Nacional.
Codobar: Academia national di ciencias.

Costa-Rica: Instituto fisico geografica nacional de Costa-Rica.
La Plata: Direccion general de Estadistica de la Provincia de Buenos-Aires.
Lima: Sociedad geográfica de Lima.
Mexico: Sociedad geográfica y estadistica de la republica Mexicana.
" Tacubaya, Observatorio astronómico.
" Deutscher wissenschaftlicher Verein.
Minneapolis-Minnesota: Geological and natural history survey of Minnesota.
New York: American geographical society.
Ottawa: Geological and Natural History Survey of Canada.
Philadelphia: American philosophical society.
" Academy of Natural Sciences.
Quebec: Geographical society.
Rio de Janeiro: Instituto historico geographico e ethnographico do Brazil.
St. Louis: Academy of sciences.
San Francisco: California academy of sciences.
" Geographical society of the Pacific.
" Geographical society of California.
Santiago de Chile: Deutscher wissenschaftlicher Verein.
São Paulo: Commissão Geografica et Geologica de São Paulo.
Toronto: Canadian Institute.
Washington: Engineer department U. S. army.
" Smithsonian Institution.
" U. S. department of the interior.
" U. S. department of agriculture.
" U. S. geological and geographical survey of the territories.
San José de Costa Rica: Instituto fisico-geografico nacional.
San Salvador: Observatorio astronomico meteorológico.

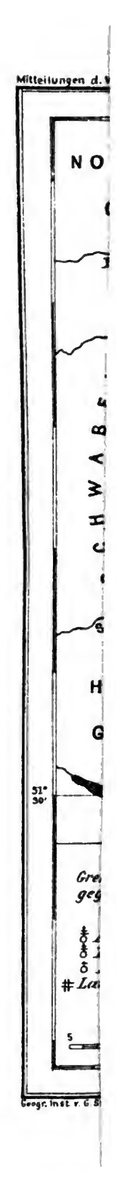
Asien.

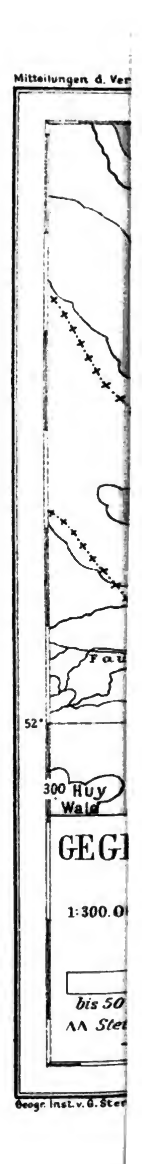
Batavia: Koninglijke natuurkundige vereeniging in Nederlandsch-Indië.
Shanghai: China branch of the Royal Asiatic Society.
Tiflis: Kaukasische Sektion der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
" Kaukasisches Museum.
Tokio: Geographische Gesellschaft.
" Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

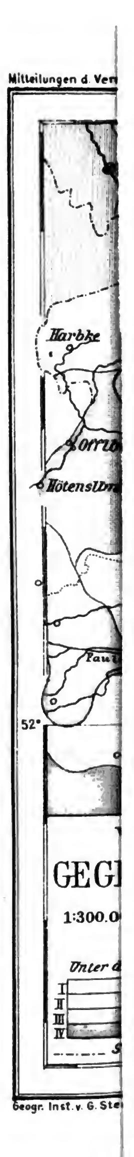
Australien.

Brisbane: Royal Geographical Society of Australia, Queensland branch.
Melbourne: Royal Society of Victoria.
" Royal Geographical Society of Australasia (Victorian Branch).
" Secretary for mines, department of mines.




Mitteilungen d.
N O
51°
30'
5


Mitteilungen d. Ver
Fau
52°
300 Huy
Wald
GEGI
1:300.0
bis 50
Ste
Geogr. Inst. v. G. Ste



Mitteilungen d. Ver
Harbke
Hötensleb
52°
GEGI
1:300.0
Unter d
I
II
III
IV
Geogr. Inst. v. G. Ste

MITTEILUNGEN

DES

VEREINS FÜR ERDKUNDE

ZU

HALLE A. S.

ZUGLEICH ORGAN DES THÜRINGISCH-SÄCHSISCHEN GESAMTVEREINS FÜR ERDKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

WILLI ULE.

30. Jahrgang: 1906.

INHALT:

HALLE A. S.
VERLAG VON TAUSCH & GROSSE.
1906.

Die Grenze der Bistümer Verden und Halberstadt von der Elbe bis zur Ohre.

Von
Julius Langer
in Leipzig.

Aus der Lage der im Catalogus ecclesiarum parochialium dioc. Verd. sec. XIVf. und in den Petitiones prepositure Soltwedel aus den Jahren 1419—31 (Verdener Geschichtsquellen her. von v. Hodenberg, Celle 1856, S. 85 und 93ff.) für den Verdener Sprengel in Anspruch genommenen Ortschaften der Altmark ergibt sich, daß zu Ausgang des Mittelalters der mittlere Teil der Grenze zwischen den Bistümern Verden und Halberstadt durch die Biese und die Milde gebildet wurde. Wie aber die Grenzlinie weiter nach der Elbe und der Ohre zu gezogen war, erfahren wir aus den angeführten Verzeichnissen leider nicht. Auch die alten Grenzbeschreibungen von Verden und Halberstadt lassen in bezug hierauf manche Unklarheiten.

Gehen wir von dem ältesten Zeugnisse über den Umfang des Bistums Verden, der sogen. Verdener Grenzbeschreibung vom 29. Juni 786, aus, so wird hier die Grenze gegen das Bistum Halberstadt von Nordosten nach Südwesten bestimmt durch die Elbe, den Aland, die Biese, die Rodowe, das Sumpfgebiet bei Roxförde und die Ohre aufwärts von Kalvörde ab. (Hamburger Urkundenbuch ed. Lappenberg, Bd. I, Hamburg 1842 Nr. 1, S. 3: Dehinc in Albiam. Inde in riuum Alend. Inde in riuum Bese. Inde in Rodouue usque in paludem, quae dicitur Rokesford. Inde in Horam fluuium, Callenuorde. Inde in ortum Horae.)

Um mit der Ohregegend zu beginnen, so wurde der palus Rokesford jedenfalls durch den Wasserlauf, an dem Roxförde gelegen ist, durch die Wanne gebildet. Diese entspringt im Tiergarten von Letzlingen, wenige hundert Schritte von der Quelle der Milde, wendet sich von da über Wannefeld und Roxförde nach Westen, dann nach Süden und mündet eine Viertelmeile unterhalb Kalvörde in die Ohre. Wie die

Karte erkennen läßt, stellt der Lauf der Wanne die Richtung des ehemaligen Bruches dar. Man darf daher auch annehmen, daß nach seinem Verschwinden die Wanne die Grenze zwischen Verden und Halberstadt bildete. Dafür spricht wenigstens der Name des Baches. Hassel und Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg, Braunschweig 1802, nennen ihn Wannewe. Nach A. Mertens, Die südliche Altmark, Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen, 1892, S. 27, wird er auf Karten als Wannawe bezeichnet und bei den Leuten der Umgegend auch wohl Wannige genannt. In dem zweiten Teile des Namens, —ewe, —awe, erkennt man das mnd. owe Au, kleiner Fluß, wozu —ige nur Nebenform ist. Der erste Teil kann auf verschiedene Weise erklärt werden. H. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern, Kiel und Leipzig, 1896, S. 145 (vergl. auch Wanne S. 50 u. 149) bringt Wanbeke bei Lippstadt mit wanen abnehmen zusammen, vergl. Schade, Altd. Wörterb., wanôn ahd. vermindern, as. wan Adjekt. mangelhaft, fehlend, deminutus, Schiller und Lübben, Mittelniederd. Wörterb., mnd. wan semiplenus, semivacuus, nicht voll usw. An und für sich könnte diese Deutung auch für unsern Namen angenommen werden, da die Wanne wenigstens bis Roxförde wasserarm ist. (Vergl. Mertens a. a. O. S. 27.) Wenn man aber bedenkt, daß sich zwischen den beiden durch die Verdener Grenzbeschreibung gesicherten Grenzpunkten Roxförde und Kalvörde keine andere natürliche Grenzlinie als die durch die Wanne gebildete aufstellen läßt, so wird man besser an mnd. wande st. f. Wende, Kehre, Grenze anknüpfen, vergl. Schambach, Göttingen-Grubenhagensches Idiotikon, wanne f. Wendepunkt, die Grenze zwischen zwei Äckern oder Häusern oder den Feldmarken zweier Ortschaften, wie denn auch Jellinghaus, a.a.O. S. 131, die Namen Wannen, mittelste Wanne und in der Wanne zu wende f. Grenze stellt. Ich erkläre also Wanne als Grenzbach. Die oben vermißte Fortsetzung der Grenzlinie von der Milde nach der Ohre wäre demnach die Wanne von ihrer Quelle bei Letzlingen ab bis zu ihrer Mündung bei Kalvörde.

Nun wird aber in der Verdener Grenzbeschreibung als Grenzscheide von der Biese ab bis zum palus Rokesford, d. h. nach unserer Darlegung bis zur Quelle der Wanne, nicht, wie man nach den oben erwähnten Verzeichnissen erwarten sollte, die Milde, sondern die Rodowe genannt. Das ist um so auffälliger, als schon in den zu Ende des 10. Jahrhunderts begonnenen Annales Quedlinburgenses, welche die Stiftung des Halberstädter Bistums in das Jahr 781 setzen, Milde und Biese (Pertz, Monum. Germ. hist. III, S. 38: Millam, Bimam d. i. Bisam),

ferner in den etwa gleichzeitigen Gesta Episc. Halberst. zum Jahre 804 die Milde (Monum. Germ. hist. XXIII, S. 79: Milla) als Grenze bezeichnet wird. Auch der die Gesta Episc. Halberst. benutzende Annalista Saxo führt zum Jahre 803 die Milde (Monum. Germ. hist. VI, S. 565: Milda) als Grenzfluß an.

Um eine Übereinstimmung in den Angaben der Chronisten mit der Verdener Urkunde zu erzielen, hat man angenommen, daß der Name Rodowe nur eine andere Bezeichnung für die Milde sei. Die Milde spaltet sich allerdings schon bei Gardelegen in mehrere Arme, und so könnte man etwa meinen, daß einer dieser Arme in alter Zeit den Namen Rodowe geführt habe. Es läßt sich jedoch erweisen, daß Milde und Rodowe von zwei getrennt gelegenen Quellen her ihren Ursprung nehmen.

Die Quelle der Milde befindet sich am Südende der Mildewiesen, nördlich von Letzlingen, und schon an dieser Quelle haftet der Name der Milde. Das beweist der Name der ehedem hier gelegenen Ortschaft Mildehöft, vergl. Mildanhovede 1007, (Hogero de) Mildehouede 1281, Myldehouede 1411, den Teich Mildehouede 1502.[1] Der zweite Teil der Zusammensetzung as. hôbid, mnd. hovet Haupt, Kopf, Spitze wird mehrfach in Ortsnamen zur Bezeichnung der Quelle von Flüssen gebraucht, vergl. Förstemann, Die deutschen Ortsnamen S. 36: caput fluvii, und Altd. Namenbuch II, 769 u. 1098. Mildanhovede heißt also Mildequelle. Auch als ein Zufluß der Milde wird sich die Rodowe nicht auffassen lassen, da ja die Milde in der Verdener Beschreibung gar nicht erwähnt wird. Es wird uns daher nichts anderes übrig bleiben, als in der Rodowe einen Wasserlauf zu sehen, der sich einerseits mit der Biese verband, andererseits in der Nähe des palus Rokesford seinen Ursprung nahm. Ein derartiges Gewässer läßt sich zwar gegenwärtig nicht mehr nachweisen, damit ist aber nicht gesagt, daß es nicht früher vorhanden gewesen sein kann.

In dem Feldwannenbuche zum Meßtischblatt Nr. 1826 wird in der Kröchernschen Heide in der Nähe von Schnöggersburg nach der Jävenitzer Forst zu ein Flurstück unter dem Namen Rehdöbel verzeichnet. Danneil (Jahrb. des Vereins für die Geschichte der Altmark, 1841 Anh. S. 47ff.) nennt dort ein Forstrevier Rodövel und bringt den Namen mit der aus dem Jahre 1238 angeführten Wüstung Rodenere (Rhodevele) parvum supra Heyde zusammen. Er bemerkt dabei, daß in dieser

[1] Die hier und weiterhin aufgeführten Namenformen sind dem Cod. dipl. brandenburg. ed. Riedel entnommen.

Gegend die ersten Quellen der Milde seien. Das ist nun wohl nicht ganz genau. Es werden nicht die Quellen der Milde sein, die wir ja schon sicher in der Gegend von Mildehöft fanden, sondern die der Rodowe. Denn Rehdöbel, Rodövel, Rhodevele (so muß es statt Rodenere heißen) ist nichts anderes als ein altes Rodowelo, das heißt, wir haben hier eine Zusammensetzung des Flußnamens Rodowe mit mnd. lo, Gehölz. Gebüsch. (Vergl. auch Jellinghaus, Holsteinsche Ortsnamen, Ztschr. für Schleswig-Holsteinsche Geschichte, Bd. 29, S. 278: Westfälisch loo, léu n. sumpfige Waldgegend.) Rodowelo, Rodowele, Rodevele wäre demnach der Rodauwald, und Rodowe selber werden wir als Zusammensetzung von as. rôd, mnd. rôt (rot) mit owa, mnd. owe ansehen müssen. Die Rodowe ist also ein roter Bach, von der Farbe des Wassers benannt, vergl. Förstemann, A. N. II, S. 1224.

Ob jetzt noch im Rehdöbel Quellen vorhanden sind, und wohin sie ihren Lauf nehmen, ist mir nicht bekannt. Da sie aber von Danneil als Quellen der Milde angesehen werden, so müssen sie mindestens die Richtung nach Westen gezeigt haben. Dürfte man annehmen, daß sie seinerzeit nach Nordwesten geflossen seien, so würde die Rodowe etwa in der Gegend von Cassiek den Schaugraben oder den Seekantsgraben d. i. den Oberlauf der Biese erreicht haben.

Eine sichere Antwort auf die Frage, wie wir uns das Verhältnis der Rodowe zur Biese vorzustellen haben, wird sich gegenwärtig nicht mehr geben lassen. Wir müssen uns mit der Tatsache begnügen, daß ehemals ein selbständiger Wasserlauf namens Rodowe östlich der Milde vorhanden gewesen ist.

Es würde sich nun noch fragen, wie bei der nach der Verdener Beschreibung angesetzten Grenzlinie Biese-Rodowe die Verbindung mit dem palus Rokesford zu denken wäre. Während nämlich bei der von den Annal. Quedl. überlieferten Grenze Biese-Milde der Abstand der Mildequelle von der Wannequelle, die wir oben als Beginn des palus Rokesford annahmen, ein ganz unerheblicher ist, haben wir vom Rehdöbel, der Rodowequelle, bis zur Quelle der Wanne wenigstens eine Meile Entfernung zu rechnen. Die Lücke zwischen den beiden Grenzpunkten, der Rodowequelle und der Wannequelle, wird aber durch einen Teil der Jävenitz-Colbitzer Forst ausgefüllt, und da auch die Halberstädter Grenzbeschreibungen zwischen Elbe und Ohre nur Flußgrenzen kennen, so ist es möglich, daß da, wo keine Wasserläufe angegeben werden konnten, stets die kürzeste Linie von dem Ende des einen Wasserlaufes bis zum Beginne des nächsten als Grenzscheide angenommen wurde.

Der Widerspruch in den Angaben der Verdener Urkunde und der drei Chronisten wird sich aus dem Bestreben erklären lassen, diejenige Linie als Grenze zu bezeichnen, welche für jeden der beiden Beteiligten die vorteilhaftere war. Die Linie Biese-Rodowe-Ohre würde den Umfang des Verdener, die Linie Biese-Milde-Ohre den des Halberstädter Sprengels vergrößert haben.

Auch hinsichtlich der Grenzführung im Nordosten macht sich ein Mangel an Übereinstimmung in den Berichten bemerkbar. Nach der Verdener Grenzbeschreibung geht die Grenze von der Biese zum Aland und von da zur Elbe. (Vergl. oben S. 1 Dehinc in Albiam usw., aber in umgekehrter Reihenfolge.) Der Aland entsteht nach Bekmann, Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg, Berlin 1751, I, S. 962ff., „von dem aufquellen der Elbe bei Werben und dem zufluß des wassers von den äkkern.“ Sein Oberlauf hat die Richtung von Osten nach Westen und wird tauber Aland genannt. Nachdem er eine Viertelmeile südlich von Seehausen die Biese aufgenommen hat, fließt er nach Norden und sendet nördlich von Wegenitz einen Seitenarm nach Osten der Elbe zu. (Daniel, Handbuch der Geographie, 1894, III, S. 502.) Der Hauptarm wendet sich dann nach Nordwesten und mündet bei Schnackenburg in die Elbe. Auf der Generalstabskarte wird der erwähnte Seitenarm ebenfalls als tauber Aland bezeichnet.

Je nach der Auffassung kann man sich nun die Grenze zwischen den beiden Bistümern verschieden denken. Nimmt man an, daß die Verdener Beschreibung von der Einmündung des Aland in die Elbe ausgeht, so kann sowohl der Hauptstrom, der bei Schnackenburg mündet, als auch der Seitenarm, der über Beuster geht, als Grenzlinie angenommen werden. Da aber in der Verdener Beschreibung nicht ausdrücklich von der Einmündung des Aland in die Elbe die Rede ist, so könnte man als Grenzscheide auch den Oberlauf des Flusses annehmen, der ja an seiner Quelle bei Werben der Elbe ganz nahe kommt.

Noch verwickelter wird die Grenzfrage, wenn wir die Angaben der oben erwähnten Chronisten heranziehen. Nach den Annal. Quedlinb. wird die Grenze von der Biese nach der Elbe durch die Precekina gebildet (a. a. O. S. 38: Aram, Millam, Bimam et Precekinam et iterum Albiam), die Gesta Ep. Halb. nennen als Grenzlinie Ara, Milla, Pretekina et iterum Albia, der Annal. Saxo hat Ara, Milda, Precekina et iterum Albia.

Die Precekina, Pretekina wird vielfach mit dem Aland identifiziert. Man hat sich dabei von der Ansicht leiten lassen, daß die Grenzlinie lückenlos gewesen sein müsse, daß also für die Precekina nur das Ge-

wässer in Betracht kommen könne, in welches sich die Biese ergießt. Das ist nun allerdings der Aland. Aber lückenlos ist ja schon die Grenzlinie bei den Gesta Ep. Halb. nicht, da sie die Biese auslassen, und außerdem fehlt bei allen drei Chronisten, wie schon oben bemerkt, die Verbindung der Mildequelle mit der Ohre. In dem deutschen Namen Aland aber eine Übersetzung des slavischen Namens Precekina sehen zu wollen, ist nicht angängig. Wenn auch wirklich, wie v. Bennigsen annimmt (Beitrag zur Feststellung der Diöcesangrenzen des Mittelalters in Norddeutschland, Zeitschrift des Vereins für Niederdeutschland, Hannover 1867, S. 120), Aland unser Eiland, Insel ist, so läßt sich doch diese Bedeutung dem slavischen Namen nicht beilegen. Seine weitere Annahme, daß der Aland ein ehemaliger Elbarm sei, ist nicht ohne Bedenken und läßt sich auch für unsere Frage nicht weiter verwerten.

Wir haben aber überhaupt keinen zwingenden Grund, in der Precekina und dem Aland ein und denselben Fluß zu erkennen. Ebensowenig wie Rodowe und Milde brauchen Precekina und Aland identisch zu sein. Allerdings, wie man dazu gekommen ist, die Precekina für die Biese zu halten (vergl. Weiland, Mon. Germ. hist. XXIII, S. 79 Anm.) obwohl doch beide Flüsse in den Annal. Quedl. nebeneinander genannt werden, ist mir nicht recht verständlich. Auch H. Böttger, Diöcesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands, Halle 1875, III, S. 143, Anm 263. hat sicher unrecht, wenn er in der Precekina einen Arm der Uchte sehen will, der von Uchtenhagen in nordöstlicher Richtung in den tauben Aland geflossen sei. (Vergl. auch a. a. O. II, S. 228, Anm. 372.) Zu dieser Vermutung veranlaßt ihn der Umstand, daß in dem Verzeichnisse der Ortschaften, welche 1551 nach Salzwedel, dem altmärkischen Archidiakonate des Stiftes Verden, zur Visitation beordert wurden, sich Dörfer angegeben finden, die östlich der Biese und südlich des tauben Aland liegen. Mit Recht weist aber schon v. Bennigsen (a. a. O. S. 3) darauf hin, daß dieses Verzeichnis für die Feststellung der Grenze von Verden und Halberstadt nicht verwertet werden kann. Die früheren kirchlichen Verhältnisse waren für den Landesherrn nach der Reformation nicht mehr maßgebend und konnten aus Verwaltungsgründen ohne weiteres geändert werden.

Eher läßt sich vielleicht eine andere Vermutung wagen. (Vergl. auch Bekmann a. a. O. V, I. B., I. Kap. S. 91.) Es ist immerhin möglich, daß die Biese in den Gesta Ep. Halb. und beim Annal. Saxo nicht aus Unkenntnis oder aus Nachlässigkeit ausgelassen ist. Dann würden sie vielleicht einen Wasserlauf im Auge haben, dessen Quelle sich bis auf eine gute Meile dem Unterlaufe der Milde nähert. Ich meine den Zehre-

graben, dessen Unterlauf den Namen Seege führt. Diese mündet bei Vietze etwa 13 Kilometer westlich von Schnackenburg in die Elbe. Wenn man will, kann man einen Anklang an den Namen Precekina in dem des Dorfes Bretsch am Zehregraben, 1361 und 1374 Bretzeke, finden. Die Vertauschung des b und p in slavischen Namen findet sich auch sonst, vergl. A. Brückner, Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen, Leipzig 1879: Pobeliz — Bobeliz, Bizzinici — Pizzenitze, Blesetz — Plötz, Pretzien — Britzin, Brezin. Eine fehlerhafte Überlieferung könnte vielleicht um so eher angenommen werden, als ja selbst die deutschen Namen bei den drei Chronisten eine mangelhafte Schreibung zeigen, vergl. Bimam, Bumam für Bisam (Ann. Quedl.), Milla(m) für Milda(m) in den Gesta Ep. Halb. und beim Ann. Saxo. Außerdem bringen die Ann. Quedl. den slavischen Namen in der Form Precekina, während die Gesta Ep. Halb. Pretekina schreiben. Ob andererseits etwa in dem Namen Seege eine Beziehung zu Precekina zu finden ist, will ich dahingestellt sein lassen. Wenn aber die Annal. Quedl. neben der Precekina auch die Biese anführen, so ist damit die Möglichkeit, in der Precekina den Zehregraben zu vermuten, erst recht gegeben. Nach der Generalstabskarte geht ein Zufluß des Zehregrabens von Geldberg aus, westlich von Gr.-Rossau, der von dem oben schon erwähnten Bekmann geradezu als Quellbach der Zehre angegeben wird, a. a. O. S. 962ff.: „Die Zere entspringt auf den Goldbergen.“ Die Holländerei Geldberg liegt aber nur einige hundert Meter von der Biese entfernt. Wie wir oben mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die Rodowe als mit der Milde parallel laufend annehmen durften, so haben wir es hier mit einem Parallelfluß des Aland zu tun. Beide Gewässer fließen eine beträchtliche Strecke in einer Entfernung von nicht mehr als einer halben Meile nebeneinander. Die Grenzlinie Wanne, Milde, Zehregraben, Seege oder Wanne, Milde, Mittellauf der Biese bis Gr.-Rossau, Zehregraben, Seege würde einen nicht unbedeutenden Landzuwachs für Halberstadt bedeutet haben. Die Abweichung in den Angaben der Verdener Urkunde und der Chronisten könnte demnach auch hier wieder aus dem Bestreben erklärt werden, das eigene Gebiet möglichst zu vergrößern.

Wir sind über die Gaugrenzen in der Altmark nicht hinlänglich unterrichtet, um mit Sicherheit entscheiden zu können, inwieweit die besprochenen Diözesangrenzen sich mit ihnen decken. Jedenfalls greift der Halberstädter Sprengel im Nordosten über die Grenze des Balsamgaues hinaus, wenn anders der Balsamgraben als Grenzlinie zu gelten hat. Es ist nicht unmöglich, daß in dem Mangel an Übereinstimmung in bezug auf die Grenze der Gaue und der Diözesen ein Keim zu

späteren Zwistigkeiten gelegen hat. Noch mehr Veranlassung dazu bot aber jedenfalls der Umstand, daß die Grenze lediglich durch eine Reihe von Wasserläufen bestimmt werden konnte. Sind Gewässer überhaupt schon wegen ihrer Veränderlichkeit nicht als so bestimmte und unverrückbare Grenzen, wie Bodenerhebungen, anzusehen, so gilt das in noch weit höherem Grade für die Niederungsgegenden. In der Altmark war es zunächst die Elbe, die durch wiederholte Änderung ihres Bettes die bestehenden Grenzverhältnisse in Verwirrung brachte. Durch ihre Ausbuchtungen auf dem linken Ufer wurde auch der Lauf und die Mündung ihrer kleinen Zuflüsse mehr oder weniger beeinflußt. Auch in dem niedrig gelegenen Mildegebiete waren Richtung und Ausdehnung der einzelnen Wasserläufe stetem Wechsel ausgesetzt. Jede Schneeschmelze, jeder andauernde Regen führte zu Überschwemmungen, die vielfach das Bett der dortigen Bäche und Flüßchen auf große Strecken verschoben, manchmal auch wohl ganz verschwinden ließen. Daher mußten sich, ehe durch künstliche Anlagen eine Regelung der Wasserverhältnisse eingetreten war, Neubestimmungen der Grenze immer wieder nötig machen. Bei dieser Gelegenheit werden dann vermeintliche oder begründete Ansprüche der Art hervorgetreten sein, wie wir sie in den besprochenen Angaben der Chronisten gefunden haben.

Unsere Erörterungen führen zu dem Ergebnis, daß sich für die Zeit von der Gründung der Bistümer Verden und Halberstadt an bis zu der Abfassung der Chronik des Annalista Saxo, das ist bis zur zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, eine von beiden Beteiligten auf die Dauer anerkannte Grenzlinie nicht nachweisen läßt. Ein bestimmtes Zeugnis dafür, daß in bezug auf die Wische Grenzstreitigkeiten zwischen Halberstadt und Verden noch im Jahre 1160 stattfanden, überliefert uns das Chronicon Episcop. Verdensium (Scriptores rer. Brunsw. II, 217 ed. Leibniz). Hier heißt es: „Hugo huius Ecclesiae episc. XXVIII. Istius venerabilis viri interventu idem Fridericus I. diffiniuit impetitionem, quam Episcopus Halberstadensis movebat super terminis in Prato, quos adiudicavit ecclesie Verdensi et suo episcopo et factum suum Imperialis auctoritatis suae privilegiis firmiter roboravit, praecipiens Ottoni Marchioni de Brandenborch, ut ecclesiam Verdensem defenderet, nec permitteret, ut Halberstadensis ipsam in suo jure tam rationabiliter iudicato aliquatenus perturbaret“. Ob das kaiserliche Gebot von Erfolg gewesen ist, wissen wir nicht, im Jahre 1358 aber gehörte Werben zum Halberstädter Sprengel, das will sagen, zu dieser Zeit ist der taube Aland als Nordostgrenze festgesetzt. Das Ende des Grenzstreites wird vermutlich mit

der Neubesiedelung der Altmark durch die Niederländer, Westfalen usw. zusammenhangen, durch deren Tätigkeit in bezug auf die Sicherung des Elbufers und die Entwässerung der Niederungen überhaupt erst die Bedingungen für eine genaue und bestimmte Grenze geschaffen wurden.

Daß übrigens schon anderthalb Jahrhundert früher Halberstadt dem Verdener Bistum gegenüber eine aggressive Politik verfolgte, geht aus einer Grenzbeschreibung des Halberstädter Sprengels hervor, die ich bis jetzt absichtlich unerwähnt gelassen habe. Wir finden sie in denselben Gesta Episc. Halberst., die schon zum Jahre 804 die Grenze durch die Linie Ohre, Milde, Pretekina, Elbe bestimmten. Danach hat der Bischof Arnulf von Halberstadt vom Papste Benedikt VIII. in den Jahren 1012—23 eine Bestätigung der Grenzen seines Bistums erlangt der Art, daß als Grenze gegen Verden im Nordosten der Punkt gelten soll, ubi Prisacine fluvius influit Albiae. (Monum. Germ. histor. XXIII, S. 91.) Nach Westen aber verläuft die Grenze per viam (quae dicitur Hekkerikeswech) usque ad ortum fluvii Rodowe. Et per descensum eius in fluvium Jesne. Et per descensum eius in fluvium Prisatine. Et per descensum eius usque quo ipse influit Albiae. (a. a. O. I, S. 92.)

Mit Ausnahme v. Bennigsens (a. a. O. S. 3 u. 120) haben alle bisherigen Forscher diese Beschreibung auf Treu und Glauben angenommen. Aber sie ist schon dadurch verdächtig, daß sie in den Ann. Quedl., deren Verfasser doch ein Zeitgenosse des Bischofs Arnulf war, nicht erwähnt wird. Daß die Angaben der Beschreibung niemals für die tatsächlichen Grenzverhältnisse maßgebend gewesen sind, läßt sich auch daraus entnehmen, daß sie der Annalista Saxo, der doch sonst die Gesta benutzt, mit Stillschweigen übergeht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die angeblich erreichte Neuordnung der Halberstädter Grenze auf dem Bestreben beruht, die durch die Abtretung verschiedener Gebietsteile an Magdeburg und Merseburg im Jahre 967 erlittene Einbuße wieder einzubringen. (Vergl. v. Bennigsen a. a. O. S. 3.) Die Erklärung der Gesta Episc. Halb.: „ut termini Halberstadensis dyocesis deinceps maneant inconvulsi, idem episcopus expressius eos circumscribi fecit“ (S. 91) klingt zwar ziemlich harmlos, wir werden ihr indessen nur insoweit Glauben schenken dürfen, als sie die oben wiederholt betonte Unsicherheit der Grenzverhältnisse bezeugt. Daß man wenigstens den damals zugefügten Verlust in Halberstadt noch nicht vergessen hatte, zeigt die Bemerkung, daß der in ein und demselben Jahre erfolgte Tod der drei an der Schädigung der Halberstädter Diözese be-

teiligten Personen, des Kaisers Otto, des Erzbischofs Adelbert von Magdeburg und des Bischofs Boso von Merseburg, als eine Strafe des Himmels anzusehen sei für das Unrecht, das sie durch Schmälerung der Halberstädter Kirche ihrem Patron St. Stephan zugefügt hätten. (Mon. Germ. hist. XXIII, S. 85.)[1]

Wenn nun auch, wie gesagt, diese Beschreibung von 1012—23 für die Feststellung der Grenzlinie zwischen Verden und Halberstadt ohne jede Bedeutung ist, so will ich doch etwas näher auf sie eingehen, da sie meine Behauptungen von dem eigentlichen Werte der oben besprochenen Grenzangaben in nicht geringem Maße zu stützen vermag.

Der Hekkerikeswech ist nach v. Bennigsen (a. a. O. S. 104) die Heerstraße, die von Ohrdorf an der Quelle der Ohre auf dem rechten oder linken Ufer dieses Flusses nach Magdeburg führte. Der fluvius Rodowe, der sich in den fluvius Jesne, d. i. die Jeetze, ergießen soll, kann natürlich nicht die oben besprochene Rodowe sein. Das Gewässer wird auch in den Auseinandersetzungen der beiden Schulenburgschen Linien vom Jahre 1444 erwähnt: the Apenborgh by der Roddauwe und noch einmal tho Apenborgh by der Roddow. Hierzu bemerkt Danneil (Riedel, cd. dipl. brandenb. V, S. 415): „Die Roddau ist der alte bis jetzt noch erhaltene Name des Armes der Jeetze, der bei Clötzen entspringt, über Apenburg fließt und zwischen Altsalzwedel und Altdambeck sich mit dem Hauptarme der Jeetze vereinigt. Gewöhnlich heißt dieser Fluß die Beek. Neben derselben kommen auch die Namen Pornitz und Hunte vor.“ Ich füge noch hinzu, daß nach der Roddauwe, Roddow auch die Radaunwiesen bei Gr.-Apenburg und die Radauwiesen bei Stapen benannt sind. Es kann also kein Zweifel sein, die Rodowe der Halberstädter Beschreibung ist der als Purnitz oder kleine Jeetze auf der Generalstabskarte bezeichnete Nebenfluß der Jeetze.

Der Name erscheint in seinen Lautverhältnissen durchaus als deutsch und ist auf dieselbe Weise zu erklären, wie der der obengenannten Rodowe. Daß die beiden nicht allzuweit voneinander fließenden Bäche den gleichen Namen tragen, möchte vielleicht aus

[1] Vielleicht darf man aus der angezogenen Stelle noch mehr herauslesen. Von Otto heißt es einfach morte occubuit repentina, von Adelbert desgleichen morte subitanea est extinctus, ebenso von Boso vitam finivit, dagegen von dem sanctus Odalricus Augustensis episcopus wird versichert: migravit ad Christum. Sollten die drei occupatores diocesis Halberst. ihre Tat mit dem Verluste der ewigen Seligkeit büßen?

dem Grunde weniger auffallend scheinen, weil sie durch den ausgedehnten Wald bei Clötze und dann durch die Hellberge geschieden sind. Es ist aber immerhin möglich, daß der Name auf ein slavisches Wort mit ähnlichem Klange zurückzuführen ist.[1]

Sehr auffällig ist es, daß Arnulf, wenn er denn schon von der früheren Grenze, Ohre, Milde, Biese usw., abwich, nicht sofort von der Quelle der Jeetze ausgeht und ihren Lauf von Anfang an als neue Grenze beansprucht. Der Hekkerikesweeh führte doch auch an der Jeetzequelle vorbei, und diese ist doch nur eine Meile von der Rodau-Purnitzquelle entfernt. Nicht minder auffällig ferner ist es, daß die Grenzscheide nicht den Lauf der Jeetze bis zu ihrer Mündung verfolgt. Sie läßt überhaupt die Jeetze nicht in die Elbe, sondern in die Prisatine münden, die sich dann in die Elbe ergießen soll. Merkwürdigerweise hat bisher kein einziger Forscher, selbst v. Bennigsen nicht, an dieser befremdlichen Angabe Anstoß genommen und kein einziger hat Bedenken getragen, die Namen Prisatine (Prisacine) und Precekina zu identifizieren. Damit kämen wir dann zu der geographischen Ungeheuerlichkeit, die Jeetze teils in die Biese, teils in die Uchte, teils in den Aland münden zu lassen! Es ist schwer, einen stichhaltigen Grund für die Wahl der Linie Rodau-Jeetze an Stelle der Jeetzelinie von der Quelle bis zur Mündung zu finden. Für den, der die Verhältnisse nicht genauer kannte, mußte aber das Ausgehen der neuen Grenzbestimmung von einem fluvius Rodowe den Anschein erwecken, als sei damit die von der Verdener Seite angenommene Rodowegrenze gemeint, und wenn der Abschluß durch einen fluvius Prisatine gebildet werden sollte, so konnte die Ähnlichkeit des Klanges eine Verwechselung mit der Presekina-Grenze unschwer veranlassen. Kurz und gut, das Verfahren Arnulfs läßt sich nur als absichtliche Irreführung auffassen, und die ganze Grenzbeschreibung, soweit sie die Altmark betrifft, ist ein an Raffinement nicht leicht zu überbietendes Kunststück.

Ganz aus der Luft gegriffen wird der Name Prisatine allerdings nicht sein. Es muß doch wohl ein Gewässer in der Nähe des Unterlaufes der Jeetze, das sich nach der Elbe zu erstreckte, vorhanden gewesen sein. Vielleicht kann man dabei an das Sumpfgebiet denken, welches sich südlich von Dannenberg am rechten Ufer der Jeetze unter den Namen Wolfs-Düpe, Kupernitz-Düpe, große Lucie, Vorder-Düpe in nordöstlicher Richtung nach der Ortschaft Pretzetze an der

[1] Wie Brückner, a. a. O. S. 4, Anm. 8 u. S. 49, über den Namen denkt, ist mir nicht ganz klar. Die Angabe 1012—23 steht bei ihm an falscher Stelle.

Elbe hinzieht. Daß wenigstens der Name Pretzetze, im Mittelalter Pritzeze, Pritzese, Prytzetze und Priceze, an Prisacine, Prisatine erinnert, wird sich nicht leugnen lassen.

Wenn v. Bennigsen annimmt, der Grund, warum Arnulf eine Vergrößerung seines Gebietes gerade in der Altmark und im Lüneburgischen versucht habe, sei der gewesen, daß der Bischofsitz Verden von dieser Gegend so entfernt lag, so kann man dieser Ansicht nicht beipflichten. Verden liegt von dem Jeetzegebiet nicht weiter entfernt als Halberstadt. Aber es war für Halberstadt leichter, nach dieser Richtung hin einen Ersatz für den Verlust zu suchen, weil hier die Diözesangrenze von jeher schwankend und bestritten war. Vermutungsweise möchte ich noch auf einen anderen Umstand hindeuten, durch den Arnulf vielleicht außerdem bestimmt sein könnte, einen Vorstoß zur Erweiterung seines Sprengels gerade nach Norden zu unternehmen. Seit 531 zerfiel Thüringen in zwei Hälften. Für die Christianisierung der in den Besitz der Sachsen übergegangenen nördlichen Hälfte war nach der Beendigung der Sachsenkriege das Bistum Halberstadt gegründet worden. War etwa noch zu Anfang des 11. Jahrhunderts in Halberstadt eine dunkele Erinnerung vorhanden, daß dieser nördliche Teil des ehemaligen Thüringerreiches einst über die Ohre hinaus die Jeetze entlang bis zur Elbe gereicht hatte? Von diesem über die Ohre reichenden Gebiete hatte Halberstadt aber nur einen kleinen Teil erhalten, während der größere mit dem Bistum Verden vereinigt war. Glaubte nun Arnulf ein gewisses Anrecht auf das ganze Gebiet zwischen Ohre, Jeetze und Elbe zu haben, weil es ehedem zu Nordthüringen gehört hatte? Hätte er seine Ansprüche durchgesetzt, so würde er statt der Hälfte etwa $^4/_5$ der Altmark und dazu ein gutes Stück vom Lüneburger Lande in den Besitz der Halberstädter Kirche gebracht haben. Damit wäre dann der Verlust von 967 so ziemlich wieder eingebracht worden.

Beiträge zur Siedelungskunde des Ostharzes.

Von

Heinrich Wüstenhagen

aus Cöthen (Anhalt).

Einleitung.

„Beiträge zur Siedelungskunde des Ostharzes“ lautet der Titel der vorliegenden Arbeit. Der Verfasser hatte von vornherein im Auge, das historische Moment der Siedelungs- und Bevölkerungsverteilung mehr in den Vordergrund zu rücken, als dies gewöhnlich in den anthropogeographischen Arbeiten geschehen ist. Die große Reihe von Arbeiten, die in den verschiedensten Gebieten „die Volksdichte und ihre Ursachen“ behandeln, fassen zu sehr die augenblicklichen Verhältnisse als etwas ausschließlich von den geographischen Verhältnissen Bedingtes auf und berücksichtigen zu wenig das Werden auf Grund der natürlichen Bedingungen.

Sehr zustatten kam es dem Verfasser, daß kurz nach Beginn dieser Arbeit das methodisch und auch sonst bedeutungsvolle Werk Schlüters erschien: Die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen (Berlin 1903).[1] Sogleich stand es für den Verfasser fest, sich daran anzuschließen, um besonders nach der statistischen Seite hin vergleichbare Ergebnisse zu erhalten, soweit das bei der Verschiedenheit des Materials möglich ist. Die vorliegende Arbeit soll methodisch nichts Neues bieten, auch deutet das Wort „Beiträge“ im Titel an, daß sie nach den verschiedenen Seiten hin ungleichmäßig ausgebaut und ferner auch nur teilweise gedruckt ist. Weggefallen sind die einleitenden Kapitel über Aufbau, Oberflächengestaltung, Klima und Ertragsfähigkeit des Bodens, sodann die umfangreichen Tabellen über Verteilung des Kulturlandes und der Volksdichte, über historische Besiedelung und über Veränderungen der Einwohnerzahlen der Ortschaften im 19. Jahrhundert.

Einen Mangel sieht der Verfasser in dem geringen Umfang des bearbeiteten Gebietes. Die Wirkungen der natürlichen Bedingungen lassen sich an einer größeren geographischen Einheit besser erkennen.

---

[1] Auch durch briefliche Ratschläge unterstützte Herr Dr. Schlüter den Verfasser bei der Abfassung der Arbeit, wofür ihm dieser hier bestens dankt.

Diese Einsicht kam leider erst, als die Arbeit schon zu weit vorgeschritten war, um noch erweitert werden zu können.

Die genauere Abgrenzung des Gebietes erfordert noch einige Bemerkungen. Die Unterscheidung in Oberharz und Unterharz wurde nicht gewählt, da keine zwischen beiden Teilen gezogene Trennungslinie einigermaßen zu rechtfertigen ist. Schon öfter hatte man auf eine Teilung des Gebirges mit Benutzung der Wasserscheide zwischen Weser und Elbe hingewiesen, die im Süden zwischen Oder und Wieda auch orographisch gut ausgeprägt ist. Daß diese Grenze auch eine verkehrsgeographische war, läßt der Umstand vermuten, daß hier die Mundartenscheide zwischen Mittel- und Niederdeutsch verläuft. Schließlich fallen mit der genannten auch die alte Gaugrenze und die neue politische Grenze zusammen. Dringen wir weiter ins Gebirge ein, so verlassen uns alle die genannten Grenzmerkmale bis auf die politische Grenze, die das Brockenfeld durchzieht. Von der braunschweigischen gehen wir dann auf die Stolberg-Wernigeröder Grenze über, die bis zum Austritt aus dem Harze im Eckertale verläuft. Wir verlassen zwar damit die Wasserscheide zwischen Weser und Elbe, die im Tale der Radau weiterführt, doch ist das Eckertal eine gute anthropogeographische Trennungslinie. Hier verlief die alte Gaugrenze, und noch heute ist hier eine Mundartenscheide. Wir haben so den Harz in zwei Teile zerlegt, die auch verkehrsgeographisch in einem gewissen Gegensatz stehen. Der Westharz richtet sein Antlitz nach Südhannover; der Ostharz ist wirtschaftlich vom Elbe-Saale-Gebiet abhängig, das Handelszentrum ist für ihn Magdeburg.

Noch bleibt zu beantworten, wie wir das Gebirge selbst begrenzen. Am besten ist es, sich der orographischen und geologischen Grenze anzuschließen, doch so, daß die Randsiedelungen mit ihren Gemarkungen einbezogen werden. Als orographische Grenze im Norden wird gewöhnlich die 800 par. Fuß (260 m) Isohypse gewählt[1], die mit der geologischen, dem Aufhören der paläozoischen Schiefer- und Grauwackengesteine, ziemlich gut übereinstimmt; im NE konnte nur die letztere genommen werden, da sich hier das Gebirge unter die genannte Höhenlinie senkt. Auch im E konnte keine bezeichnende Isohypse herangezogen werden, und ebenso wurde nach S das Gebirge gegen den Zechstein abgegrenzt.

[1] Leicher, Orometrie des Harzgebirges. Halle 1886, S. 3.

Der historische Gang der Besiedelung.[1]

1. Kapitel.

Das ursprüngliche Landschaftsbild.

Die erste Frage, die bei der Betrachtung der geschichtlichen Besiedelung eines Gebietes auftaucht, ist: wie war das Land ursprünglich beschaffen, als die ersten Besiedler sich hier niederließen? Dabei müssen wir zwischen prähistorischen und historischen Bewohnern unterscheiden. Aus der jüngeren Steinzeit haben wir eine ganze Reihe von Niederlassungen am Nordrande des Harzes. Bei Altenrode, am Westerhäuser Bruche, bei Cattenstedt und bei Wienrode sind Spuren steinzeitlicher Siedelungen aufgedeckt worden.[2] Gradmann[3] versucht zu beweisen, daß die ältesten Besiedler Mitteleuropas gewisse Teile waldfrei vorgefunden haben müssen, da sie unfähig gewesen wären, Wald zu roden und urbar zu machen. Die Zusammensetzung des Bodens aus diluvialem Lehm und Löß am Nordrande macht dies auch für unser Gebiet nicht unwahrscheinlich, die Niederschläge sind hier nur gering und erinnern schon an das ostharzische Trockengebiet. Die Besiedelung in prähistorischer Zeit hat — abgesehen vom Höhlenmenschen bei Rübeland — nur den äußersten Rand des Harzes berührt, das ganze sonstige Gebirge war zu Beginn der historischen Zeit noch ein einziger Urwald.

Eine große Anzahl von Sümpfen müssen damals in unserem Gebirge sich gefunden haben; Ortsnamen wie Harrebrück und Paßbruch und eine Menge von Flur- und Bachnamen stützen diese Behauptung. Daß die Flußtäler die Stellen größter Versumpfung darstellten, ist sicher. Der Lauf der Flüsse wurde nicht vom Menschen reguliert, daher waren sie keine so geschlossenen Rinnen wie heute. Dieser Umstand ist

---

[1] Die eingehendere Bearbeitung dieses Teiles wurde hauptsächlich dadurch ermöglicht, daß dem Verfasser durch Vermittelung des Herrn Oberlehrers Dr. Reischel, Hannover, die handschriftlich bearbeiteten Meßtischblätter der historischen Kommission für Sachsen-Anhalt zur Benutzung überlassen wurden. Der Verfasser dankt hier bestens Herrn Oberlehrer Dr. Reischel für die mannigfachen Bemühungen. Eine vollkommene Ausnutzung des Materials durch Karten mußte leider unterbleiben, da für den braunschweigischen Landesteil die Grundlagen fehlten.

[2] Siehe u. a. H. Z. **31**. S. 284. H. Z. **32**. S. 366. (H.Z. Abkürzung für: Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde.)

[3] Gradmann, Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Geographische Zeitschrift VII, S. 374.

wichtig für die Besiedelung. Häufig wird gesagt, daß die Flußtäler zu jeder Zeit die Leitlinien des Verkehrs gewesen sind. Man bedenkt dabei nicht, was wir soeben gesagt haben; die trockeneren Höhen waren dem Verkehr weit günstiger, was besonders in dem Verlaufe der ältesten Harzwege zum Ausdruck kommt.

Wichtiger als es im ersten Augenblick scheinen mag, ist für die später zu betrachtende Besiedelung die Verteilung von Laubwald und Nadelwald in unserem Gebirge. Die Waldbäume werden in den mittelalterlichen Urkunden und Gesetzen unterschieden in „fructiferae" und „infructuosae" oder „steriles", je nachdem sie zur Schweinemast zu benutzen waren oder nicht.[1] Besonders erträgnisreich für diesen Zweck war die Rotbuche (*Fagus silvatica*). Es ist durchaus notwendig diesen Umstand zu berücksichtigen, da der Wald als Bauholz bis ins 14. Jahrhundert keinerlei Wert hatte.[2] Die höheren Teile des Harzes werden heute fast durchweg von Fichtenwald (*Picea excelsa*) eingenommen, während der östliche tiefer gelegene Teil von Laubwald, vorzugsweise von der Rotbuche bedeckt ist. Der Übergang findet zumeist als Mischwald statt und ist auf der inneren Hochfläche scharf ausgeprägt. So wird jedem, der das Bodetal hinabwandert, dicht hinter Neuwerk der Wechsel zwischen beiden Waldarten auffallen, und der Weg von der Tiefenbachmühle nach Stiege führt durch Mischwald. Hasselfelde gehört in das Gebiet des Nadelwaldes, während das eine Stunde südöstlich davon gelegene Stiege noch zum Laubwalde gezogen werden muß. Hier wird die Scheide ungefähr immer gelaufen sein, da die Buche an den Boden und an das Klima zu hohe Ansprüche stellt, als daß sie auf demselben Standorte wie die Fichte gedeihen könnte, andererseits wird die Fichte auf dem der Buche günstigen Boden rotfaul. Es soll damit nicht gesagt werden, daß westlich dieser Grenze jetzt oder früher keine Buchenbestände vorkamen, sie sind bei günstiger Exposition und besserem Boden wohl möglich. Jacobs hat auf Grund von urkundlichem Material die Bewaldung des Brockengebietes untersucht und hat festgestellt, daß schon vor einer Reihe von Jahrhunderten hier die Fichte vorherrschte, daß aber auch Laubhölzer, besonders Birke und Esche, vorkamen.[3]

---

[1] Schwappach, Handbuch der Jagd- und Forstgeschichte Deutschlands. 2 Bde. Berlin 1885—87, S. 46.

[2] Jacobs, Zur Geschichte des harzischen Handels im 16. Jahrhundert. H. Z. II[2]. S. 144.

[3] Jacobs, Die Bäume, insbesondere die Tanne oder Fichte des Brockens. H. Z. 11. S. 442. — Die Funde im Moore zwischen Königsberg und Brocken in

2. Kapitel.

Übersicht über die ältere Geschichte.

Um Christi Geburt saßen am Nordrande unseres Gebirges die Cherusker, am Süd- und Ostrande die Hermunduren. Wir wissen, daß sich die alte Stammverteilung bald verwischte und einer neuen Platz machte. Im Beginn des 4. Jahrhunderts finden wir in Mitteldeutschland das Volk der Thüringer. Unser Gebiet wurde ein Teil des großen Thüringerreiches, das sich vom Main bis zur unteren Elbe erstreckte. Wir wissen sehr wenig von dem Reiche; die Namen der sagenumwobenen Könige werden uns überliefert, sichere Nachrichten fehlen. Fest steht jedoch, daß es 527 nach längeren Feindseligkeiten mit den Franken zum Kriege kam, der von den nördlichen Nachbarn der Thüringer, den Sachsen, unterstützt wurden. Der Kampf endete 531 mit der vollständigen Zerstörung des großen Reiches. Das Land im Norden und Osten unseres Gebietes, im Süden bis zur Unstrut, im Westen bis zum Sachsgraben bei Wallhausen reichend, kam in den Besitz der Sachsen, während die Franken den übrigen Teil nahmen.

Bekannt ist, daß gerade der Teil der Sachsen, der in und um unser Gebiet herum saß, schon um 568 den Langobarden nach Italien folgte. Der Frankenkönig zog nun in das ihm schon vorher tributäre Land andere Stämme. Den größten Teil machten die Nordschwaben (*Nordosquavi*) aus, die vorher östlich der unteren Elbe gesessen hatten. Auch Bruchteile von Friesen und Hessen kamen hinzu. Alle diese Völker setzten sich im Osten des Harzes fest, ihre Namen übertrugen sich auf die Gaunamen: Schwabengau, Friesenfeld und Hosgau, von denen die ersten beiden in unser Gebiet im Osten hineinreichen. Bald kehrten jedoch die abgezogenen Sachsen wieder zurück, angeblich 20 000 streitbare Männer, was sehr wahrscheinlich überschätzt ist. Sie wollten die neu angesessenen Stämme wieder vertreiben, wurden aber geschlagen, und der Frankenkönig siedelte sie zwischen den genannten Stämmen in ihrem alten Lande an.[1]

Vollkommen schweigen dann die Quellen für $1^1/_2$ Jahrhunderte. Größler verlegt in diese Zeit der Schwäche des fränkischen Königtums

---

etwa 1000 m Höhe im Jahre 1898 beweisen nichts für und nichts gegen die behandelte Frage. (Der Harz, d. 5. XI. 1898.) Die gefundenen Stämme von Laubbäumen gehören sicher der prähistorischen Zeit an.

[1] Größler, Die Besiedelung der Gaue Friesenfeld und Hassegau. H. Z. 8. S. 92

das Vordringen der Slaven längs der ganzen Grenze, die von der Saale gebildet wurde.

Erst die Zeit der Bekehrung zum Christentum bringt wieder Licht in unsere Geschichte. Im Anfang des 8. Jahrhunderts wirkte in Hessen und Thüringen der Angelsachse Winfried als Glaubensbote. Er selbst erreichte unsere Gegend noch nicht, erst sein Schüler Wieprecht scheint die Bekehrung im Südosten unseres Gebietes ins Werk gesetzt zu haben. Von größter Bedeutung war der Kriegszug Pippins in den Schwabengau gegen seinen Halbbruder Grifo im Jahre 748. Die Metzer Jahrbücher berichten ausdrücklich, daß Pippin bei dieser Gelegenheit die Nordschwaben bekehrt habe. Die am Nordrand des Harzes sitzenden Sachsen wurden gleich im Anfang des großen Sachsenkrieges von Karl dem Großen dem Christentume gewonnen.[1]

Wiederum zwei Jahrhunderte ist nichts Besonderes zu berichten, da tritt der Harz in den Vordergrund der deutschen Geschichte. Die Herzöge von Sachsen waren am Gebirge ansässig und schätzten es besonders als wildreichen Jagdgrund. Seitdem sie Könige geworden waren, spielte sich ein gut Teil deutscher Geschichte hier ab. Eine Reihe der wichtigsten Pfalzen der sächsischen und salischen Kaiser lagen am Nord- und Südrande des Harzes, so Nordhausen, Wallhausen, Quedlinburg, Ilsenburg und besonders Goslar. Oft genannt sind auch Bodfeld und Siptenfelde auf der Höhe des Gebirges, wo sich kaiserliche Jagdhäuser befanden. Am Nordrande waren eine Anzahl reicher Klöster, unter denen die Nonnenklöster in Quedlinburg und Gernrode von den unvermählten Kaisertöchtern als Aufenthalt bevorzugt wurden. Glänzende Tage hat der Harz damals gesehen, doch allmählich tritt er in der Reichsgeschichte mehr und mehr zurück, mit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts verblaßt sein Ruhm gänzlich. Von nun an ist der Harz nur noch der Schauplatz seiner Territorialgeschichte, er zerfällt in eine Menge kleiner Gebiete, unter denen die Besitzungen der Grafen von Stolberg, von Hohnstein, von Regenstein und von Mansfeld, sowie die der Fürsten von Anhalt die bedeutendsten sind.

---

[1] Jacobs, Geschichtliches und Kulturgeschichtliches. Hoffmanns Harz, S. 74/5.

3. Kapitel.

Übersicht über die geschichtliche Besiedelung.

Bei der Betrachtung der geschichtlichen Besiedelung unseres Gebietes brauchen wir die älteren Forschungen in bezug auf die Ortsnamen (z. B. Förstemann, Arnold) gar nicht zu berücksichtigen, sondern können ausgehen von der Periodisierung, die Schlüter für das nordöstliche Thüringen gegeben hat. Die erste Periode Schlüters[1] kommt für uns wohl überhaupt nicht in Betracht, und der zweiten können wir nur wenige Orte mit Sicherheit zuweisen, so daß sich die Aufstellung einer solchen Periode nicht lohnen würde. Wir unterscheiden also nur eine Periode vor der Einführung des Christentums. Da diese mit der Einverleibung des Landes in das Frankenreich zusammenfällt, so bildet dieser Zeitpunkt einen tiefen Einschnitt in der Besiedelungsgeschichte. Die zweite Periode steht im Einklang mit der fünften Periode Schlüters, es ist die der ausbauenden Kolonisation, der auch die Orte mit slavischem Namen angeschlossen wurden.

Während in den meisten Gebieten mit dem 13. Jahrhundert die Neugründung von Orten aufhört, tritt im Harze der interessante Fall ein, daß zwar in den Randgebieten und im Osten der Ortschaftsverlust einsetzt, in dem höher gelegenen Westen aber der Ausbau der Besiedelung noch weitergeht. Der seit etwa 900 im Harze betriebene Bergbau kommt im 15. und 16. Jahrhundert zur Blüte und bedingt das Entstehen von Orten. Wir können deshalb die durch die Daten 1250 bis 1618 begrenzte Periode als die der Bergwerksgründungen bezeichnen. Sie hat mit den vorhergehenden beiden Perioden nichts zu tun, da die Orte dieser meist der Ausbreitung des Ackerbaues ihren Ursprung verdanken, während in der dritten Periode der Bergbau und die anschließende Industrie als neue Momente bei den Ortsgründungen in Betracht kommen. Nun folgt der dreißigjährige Krieg, der ganz neue Verhältnisse schafft. Das Zeitalter des Absolutismus der Fürsten kommt in der Siedelungsgeschichte unseres Gebietes stark zum Ausdruck, die fürstliche Gewalt wirkt als ortsschaffende. Schon äußerlich sind die Orte dieser Periode kenntlich an den Namen, die meist durch Zusammensetzung mit den Eigennamen der Herrscher gebildet sind. Daß sich auch anderwärts dieses Zeitalter ganz ähnlich äußerte, beweisen die Ortsgründungen von Karlsruhe (1715), Ludwigsburg (1706), Ludwigslust (1756) und andere.

---

[1] Schlüter, Die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen. Berlin 1903.

Um den Gang der Besiedelung zahlenmäßig zu veranschaulichen und die Bedeutung der einzelnen Perioden für die verschiedenen Gebietsteile vor Augen zu führen, geben wir folgende Tabelle:

	Bestehende Ortschaften	Als sicher angesetzte Wüstungen	Zweifelhafte Wüstungen
Erste Periode x — 775.			
Wipper-Eine-Gebiet	8	26	15
Nordrand	4	13	—
Südrand	3	6	—
Gebirgsinnere	—	—	—
	15	45	15
Zweite Periode 775 — 1250.			
Wipper-Eine-Gebiet	25	26	35
Nordrand	14	18	1
Südrand	6	7	—
Gebirgsinnere	8	39	7
	53	90	43
Dritte Periode 1250 — 1618.			
Wipper-Eine-Gebiet	2*	—	—
Nordrand	—	—	—
Südrand	1	—	—
Gebirgsinnere	19 (3*)	—	—
	22	—	—
Vierte Periode 1618 bis jetzt.			
Wipper-Eine-Gebiet	4*	—	—
Nordrand	1*	—	—
Südrand	—	—	—
Gebirgsinnere	10	—	—
	15	—	—

Die mit * versehenen Zahlen beziehen sich auf Neugründungen.

Auch nach einer anderen Seite hin haben wir einen Überblick zu geben, nämlich wie sich die Zahl der Ortschaften im Laufe der Jahrhunderte verändert hat. Die Übersicht kann naturgemäß erst sehr spät einsetzen. Wir haben Grund, etwa für das Jahr 1200 über 250 Ortschaften als bestehend zu bezeichnen, wenn auch die Zahl durchaus nicht sicher ist. Für das Jahr 1400 wurde der Versuch

gemacht, eine genauere Zahl aufzustellen; an der Hand des von v. Strombeck herausgegebenen Diakonatsverzeichnisses[1] konnte dies als nicht ganz aussichtslos erscheinen. Freilich sicher konnte die Zahl nicht sein, je nach den verschiedenen Auffassungen kann sie schwanken; jedoch gibt sie eine ungefähre Vorstellung. Die Schwankungen seit 1500 sind nur gering und der Verfasser hofft sie richtig gegeben zu haben.

	1400	1500	1600	1700	1810
Wipper-Eine-Gebiet . . .	62	33	35	35	37
Nordrand	39	20	19	19	20
Südrand	18	10	10	10	10
Gebirgsinnere	37	25	30	38	43
Gesamtgebiet	156	88	93	102	110.

4. Kapitel.

Erste Periode. x — 775.

Nur eine geringe Anzahl, 15, von heute noch bestehenden Ortschaften konnten wir der ersten Periode zuweisen, obwohl wir von vornherein mit Rücksicht darauf, daß wir ein Gebirge zu behandeln haben, von der Aufstellung mehrerer vorchristlicher Perioden absahen. Ein hohes Alter kann nur Sylda beanspruchen, das wir sowohl seines Namens als auch seiner geographischen Lage wegen in die Zeit vor 300 nach Christus zurückverlegen können.

Interessant ist die Betrachtung der Lage der zur ersten Periode gehörigen Orte des Nord- und Südrandes. Man sollte vom geographischen Standpunkte aus erwarten, daß diese Orte in den Erweiterungen der Flußtäler lägen. Das ist jedoch nur bei Meisdorf der Fall, dessen Gründung als Ort auf -dorf auch erst in das 6. oder 7. Jahrhundert fällt, während die beiden Orte auf -stedt, die zu den ältesten überhaupt gehören, nicht in dieser Schutzlage sich finden, auch Drübeck liegt nicht in einer solchen. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß die Talweitungen Überschwemmungen ausgesetzt waren; außerdem waren die Verkehrsverhältnisse, die später die Siedelungen an den Talausgängen mit hervorriefen, in dieser Zeit noch vollkommen unentwickelt.

[1] v. Strombeck, Zur Diakonatseinteilung des vormaligen Bistums Halberstadt. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. 1862. S. 1—118.

Die Orte der ersten Periode sind alle Ackerbausiedelungen, wenigstens läßt sich bei keinem nachweisen, daß ein anderer Grund zu seiner Anlage geführt hat. Namen mit den auf hohes Alter deutenden Endungen -ingen und -leben sind heute im ganzen Gebiete nicht vertreten, dagegen haben wir im Wipper-Eine-Gebiet je eine, am Nordrande je zwei Wüstungen, die auf diese Endungen ausgehen.

Auffallend ist die große Anzahl von Ortschaften und besonders Wüstungen auf -dorf und -bach (-beck). Beide Kategorien sind verhältnismäßig junge Gründungen der ersten Periode, sie gehen nur bis ins 6. und 7. Jahrhundert zurück. Sie sind im Wipper-Eine-Gebiet verhältnismäßig weit ins Gebirge vorgeschoben und liegen schon in dem ursprünglichen Waldgebiet, während die bisher erwähnten Orte alle in ursprünglich waldfreiem Lande sich finden. Die Lage legt die Vermutung nahe, daß sie erst später gleichzeitig mit den großen Rodungen gegründet worden sind. Für einige läßt sich das auch nicht von der Hand weisen, deshalb sind die beiden Wüstungen auf -dorf bei Harzgerode in die zweite Periode verlegt worden. Doch kann es doch nicht gut mit allen Orten auf -dorf und -bach geschehen, da sie zu zahlreich sind. Andererseits steht der Ansicht, daß sie schon im 6. und 7. Jahrhundert als Rodungen gegründet sind, die Erfahrung der Forscher entgegen, die den Beginn der großen Rodungen erst ins 8. Jahrhundert setzen. Nicht unwahrscheinlich ist, daß das Hügelland nicht durchweg vom Walde bedeckt gewesen ist, und daß von vornherein kleinere Lichtungen vorhanden waren.

Auch ein historisches Moment spricht für die teilweise frühe Besiedelung des Wipper-Eine-Gebietes. Wir haben die wechselvolle politische Geschichte verfolgt und haben gesehen, daß nach dem Abzug der Sachsen andere Völkerschaften ins Land gezogen wurden. Die Sachsen kehrten zurück und es erfolgte ein Kampf, in dem sie geschlagen wurden. Von diesen heißt es dann bei Gregor von Tours ausdrücklich weiter: „Die Sachsen aber zogen zum König Sigibert und erhielten in der Gegend, aus der sie früher ausgezogen waren, Wohnsitze.“[1] Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß der Frankenkönig das Land erweitern mußte, denn nach Gradmanns[2] Ansicht war in dem waldfreien Gebiete die Volksdichte ziemlich groß. Sigibert konnte dies nur dadurch tun, daß er in dem Waldgebiete des östlichen Harzes roden

[1] Größler, Die Besiedelung der Gaue Friesenfeld und Hassegau. H. Z. 8. S. 335—424.

[2] Gradmann, a. a. O. S. 386.

ließ. Wir müssen also hier den Beginn der großen Rodungen in eine frühere Zeit legen, als dies gewöhnlich geschieht. Hiergegen spricht nichts; die ersten Merovingerkönige führten ein straffes Regiment. Rodungen in größerem Maßstabe sind nur mit Unterstützung eines reichen und mächtigen Herrn möglich; da dies hier zutrifft, so ist nichts gegen die Annahme von Rodungen in so früher Zeit einzuwenden. Auch die Wahrnehmungen Lamprechts und Schlüters[1] entsprechen unserer Annahme, nämlich daß die Endungen -dorf und -bach für Kolonisationsanlagen der Frankenkönige auch sonst beliebt waren. Wahrscheinlich ist, daß diese Gründungen nur von geringer Größe waren, was man aus dem schnellen und häufigen Eingehen der Orte schließen kann. Ist auch dieser Grund an sich noch nicht beweiskräftig, so kommt für die Orte auf -bach noch hinzu, daß sie alle nach ganz kleinen Bächen genannt sind, an denen sie liegen.

---

5. Kapitel.

Zweite Periode. 775—1250.

Die zeitlich umfangreichste und wichtigste Periode ist die zweite, sie setzt mit der Einführung des Christentums ein. Der schlaffen Regierung der letzten Merovinger folgte die zielbewußte Verwaltung Pipins und seines Nachfolgers Karls des Großen. Die Sachsen wurden vollkommen unterworfen, christliche Missionare gewannen die Heiden dem Christentum und befestigten so die fränkische Herrschaft. Das Land wurde in Verwaltungsbezirke zergliedert und fränkische Grafen und Herren machten es vollends untertänig. Kirchliche und weltliche Große erhielten große Stücke Landes zum Geschenk als Ausstattung für die neuen Beamtenstellen. Priestern und Beamten mußte daran liegen, ihren Besitz möglichst erträgnisreich zu machen, um ihre Einkünfte zu erhöhen. Da nun die Schenkungen zum guten Teil aus Wald bestanden und das Holz damals keinen Wert hatte, so war man gezwungen, den Wald in Ackerland umzuwandeln.

Sie verfuhren wahrscheinlich damals schon ebenso, wie man heute in Südbrasilien und anderwärts vorgeht. Man unterstützte zunächst die neuen Ansiedler, um dann später den Zehnten um so sicherer zu erhalten. Eine Rodung anzulegen war eine schwierige Sache; wir können uns davon einen Begriff machen, wenn wir lesen, wie heute Urwald

[1] Schlüter, a. a. O. S. 194.

gerodet wird. Wir müssen uns das Beschwerliche vor Augen führen, um einzusehen, warum vorher fast gar keine Rodungen größeren Maßstabes stattgefunden hatten. Es mußten erst Leute an die Spitze treten, die Macht und organisatorisches Talent besaßen. Dörfer anzulegen wurde fast eine Spekulation der Großen.

Groß war die Zahl der auf diese Weise angelegten Dörfer. Der Harz war ursprünglich Reichsbannforst der deutschen Könige. Doch diese verschenkten einen Teil nach dem anderen, so daß im 12. Jahrhundert der ganze Harz verteilt war und aufhörte Reichsbannforst zu sein.[1] Hier möchte ich auf einen öfter gemachten Irrtum aufmerksam machen. Es wird vielfach aus dem Ausdruck „Bannforst" im Sachsenspiegel (II. Buch, 61. Artikel) geschlossen, daß der Harz im 13. Jahrhundert ein einziger großer Urwald gewesen sei. Diese Annahme schießt sicher über das Ziel hinaus; denn im 13. Jahrhundert bestanden schon alle Orte auf -rode, -felde usw. im Inneren. Außerdem gab es schon eine ganze Reihe von Bergwerksanlagen, die freilich noch keine Ortschaft entwickelt hatten, aber doch schon die Einöde des Harzwaldes wesentlich belebten. Wir müssen eben berücksichtigen, daß Eicke von Repkow das althergebrachte Recht aufzeichnete, und daß ihm dabei vielfach die Schilderung antiquierter Zustände in die Feder floß.

Die für diese Periode bezeichnenden Endungen hängen alle mit der Rodung des Waldes zusammen, es sind hauptsächlich: -rode, -hagen, -felde, -schwende. Hierbei überwiegt -rode so bedeutend, daß die anderen Endungen vollkommen zurücktreten. Die Zahl der in der zweiten Periode gegründeten Orte ist außerordentlich groß: 53 heute noch bestehende Orte, 92 sichere Wüstungen und 41 zweifelhafte Wüstungen. An dieser Gesamtzahl sind hauptsächlich die genannten Endungen beteiligt und zwar wie folgt:

Orte auf			
-rode:	29 bestehende Orte,	41 sichere Wüstungen,	21 zweifelhafte.
-hagen:	4 „ „	9 „ „	10 „
-felde:	3 „ „	8 „ „	1 „
-schwende:	3 „ „	5 „ „	1 „

Die Orte nach den genannten Endungen noch weiter in früher oder später angelegte einzuteilen, ist nicht möglich. Wir wissen von den Orten auf -rode genau, daß solche während des ganzen Zeitraumes vom 8.—12. Jahrhundert angelegt worden sind. Und es ist auch gar nicht nötig, wenn wir die politische Geschichte berücksichtigen; die Zeit

[1] Jacobs, Die Jagd auf dem Harze. H.Z. 33. S. 2.

des aufstrebenden deutschen Kaisertums unter den Sachsen, Saliern und Staufern gehört zusammen und bildet eine große Epoche der deutschen Geschichte. Auch die Gründungszeit der Orte auf -hagen läßt sich nicht auf einen kürzeren Zeitraum beschränken, obwohl sie wohl meistens jüngeren Ursprungs sind.

Nicht verfehlen wollen wir darauf hinzuweisen, daß die Ortschaften auf -rode durchweg klein geblieben sind. In unserem Gebiete haben nur Gernrode und Wernigerode eine größere Einwohnerzahl, und besonders Wernigerode ist mit 11913 Einwohnern die größte aller deutschen Ortschaften auf -rode.

Daß die Orte auf -rode, -hagen und -schwende durch Rodung in einem ursprünglichen Waldgebiet gegründet sind, zeigt schon der Name; auffällig scheint es dagegen bei der Endung -felde. Jacobs[1] deutet -feld auf Lichtung im Walde. Sehr entgegenkommend ist die Erklärung Arnolds[2], daß die ursprüngliche Bedeutung von -feld campus, planities gewesen wäre. Berücksichtigen wir dies bei unseren Ortschaften, so finden wir die Bezeichnung sehr passend auf ihre Lage bezogen. Bodfeld liegt am Rande der Hochebene von Elbingerode; der Gegensatz dieser zu dem Einschnitt des Bodetales tritt besonders stark hervor und bringt die Ebene noch mehr zum Bewußtsein. Hasselfelde, Siptenfelde, Selkenfelde (Wüstung) liegen ebenfalls auf der Hochfläche in ebenem Gelände, und Thankmarsfelde (Wüstung) liegt ähnlich zur Selke wie Bodfeld zur Bode. Auch die Lagenverhältnisse von Pansfelde und Hatzkerfelde (Wüstung) widersprechen dieser Beobachtung nicht. In der Schweiz und den Ostalpen finden wir den Ausdruck „Feld“ oft im Sinne von Hochfläche. Ganz merkwürdig ist in unserem Gebiete die Verknüpfung der Jagdhäuser der deutschen Könige mit der Endung -felde. In Bodfeld, Hasselfelde, Selkenfelde und Siptenfelde waren solche Jagdschlösser, und von Thankmarsfelde läßt es sich mit größter Wahrscheinlichkeit vermuten[3]

Neben diesen absichtsvoll zum Zwecke des Ackerbaues angelegten Ortschaften haben wir noch eine andere Art, deren Entstehung nicht unmittelbar beabsichtigt war; es sind die Ortschaften, die sich an die Burgen und Klöster anschlossen. Einen Teil dieser Orte haben wir schon soeben kennen gelernt; es sind die, die in Anlehnung an die im 10. und 11. Jahrhundert auf der Höhe des Harzes gegründeten Jagd-

[1] Jacobs, Geschichtliches und Kulturgeschichtliches. Hoffmanns Harz S. 81.

[2] Arnold, a. a. O. S. 352.

[3] H. Z. I, 1. Jacobs, Die Besiedelung des hohen Harzes. H. Z. III, 351 B.K.D.A. = Büttner, Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler. Dessau 1892.

häuser der sächsischen Kaiser entstanden. Gingen diese alle auf die Endung -felde aus, so haben wir eine Reihe von Ortschaften, deren Endungen -burg, -berg den Ursprung schon andeuten. Zu den verhältnismäßig früh gegründeten gehören die Burgen am Rande des Harzes, so z. B. Ilsenburg, 995 als Feste der deutschen Könige erwähnt, und Blankenburg, 1122 genannt. In der gleichen Zeit wurden Burgen in schon bestehenden Ortschaften errichtet, die zur Entwickelung derselben wesentlich beitrugen. Wernigerode hat schon bei seiner ersten Erwähnung 1121[1] eine Burg, doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß die Stadt ihre Entstehung der Burg verdankt. Das können wir leicht aus dem Grundriß der Stadt erkennen. Vergleichen wir diesen mit dem von Blankenburg, einer typischen Burgsiedelung, so fällt uns der Unterschied sofort in die Augen. Bei der Anlage von Blankenburg gruppiert sich alles im Halbkreise am Bergabhange um die auf dem Berge gelegene Burg. Wernigerode dagegen breitet sich in der Talweitung der drei zusammen austretenden Täler aus, ohne einen Zusammenhang mit der im Osten liegenden Burg zu zeigen. Ganz ähnlich ist das Verhältnis von Ballenstedt zur Burg. Der Ort ist selbständig daneben entstanden; er lag ursprünglich ziemlich weit vom Schlosse ab, da der östliche Teil der Stadt der älteste ist. Jetzt freilich sind Stadt und Schloß vereinigt; die Verbindung wird durch die Allee und die Neue Straße hergestellt, die erst in den Jahren 1765—1800 gebaut wurden.[2] Auch die urkundliche Bezeichnung Dorpballenstede im Jahre 1297 scheint auf die frühere Trennung zu deuten.[3]

Zweifelhaft ist es vielleicht bei Biesenrode, ob der Ort oder die Burg früher bestand, doch ist das letztere wohl nicht anzunehmen. Sehr frühzeitig wird auch die Burg von Wippra genannt, schon 1040; trotzdem ist ein Einfluß der Burg auf die Entstehung der Siedelung abzuweisen, da diese schon im 8. Jahrhundert bestand.[4] Im Anschluß an die Ebersburg entstand im Anfang des 13. Jahrhunderts Hermannsacker. Der Ort ist keine eigentliche Burgsiedelung, da er zu weit abliegt und nicht mit der Burg näher verbunden ist. Trotzdem führen wir ihn hier an, da er seine Gründung wahrscheinlich dem Burgherrn der Ebersburg Hermann von Thüringen verdankt.[5] Schließlich nennen wir noch

---

[1] Jacobs, a. a. O. 330.

[2] Lindner, Geschichte u. Beschreibung des Landes Anhalt. Dessau 1833. S. 481.

[3] B.K.D.A.

[4] B. K. D. M. (Abkürzung für: Größler und Brinkmann, Bau- und Kunstdenkmäler des Mansfelder Gebirgskreises.)

[5] Jacobs, Geschichtliches und Naturgeschichtliches. Hoffmanns Harz. S. 79.

eine Reihe von Burgen, die frühzeitig schon entstanden, aber keinen Ort hervorriefen und sich auch an keinen anschlossen. Sie haben für den Harz und die umliegenden Gebiete die größte Bedeutung gehabt, daher lohnt es sich, ihre Namen aufzuzählen: Regenstein, Lauenburg, Anhalt, Falkenstein, Arnstein, Honstein, Staufenburg, Sachsenburg. Nur unbedeutend ist der Ort, der in Anlehnung an die Rammelburg (1259 Rammeneborgh) sich bildete.[1]

Eine 2. Schicht von Herrenburgen entstand im 13. Jahrhundert. Als zu diesen gehörende Burgsiedelungen sind zu nennen: Stecklenberg, Güntersberge, Wolfsberg; bei dem Erichsberg ist es nicht sicher, ob sich ein Ort anschloß oder nicht.[2] In Harzgerode, Elbingerode, Stiege und Meisdorf wurden im Laufe des 13. Jahrhunderts Burgen angelegt.[3] Für den Harz waren die Burganlagen von größter Wichtigkeit. Wenn auch nur acht Orte als eigentliche Burgsiedelungen angesprochen werden können, so übten doch die Burgen im Mittelalter einen bestimmenden Einfluß auf das Leben in unserem Gebirge aus.

Dagegen stehen die Orte, die ihre Anlage auf Klöster zurückführen, noch zurück. Es sind nur zwei, nämlich Gernrode und Michaelstein.[4] Doch ebenso bedeutsam wie die Burgen waren die Klöster für die Entwicklung der Orte. Hochberühmt und einflußreich war das Jungfrauenstift in Drübeck, dem die Klöster in Ilsenburg, Ballenstedt und Ilfeld nur wenig nachstanden. Dazu sind noch zu erwähnen die Klöster in Blankenburg und Hasselfelde und noch einige andere weniger berühmte. Manche Klöster gingen schnell wieder ein, z. B. in Wenthusen, Hagenrode und Thankmarsfelde.[5]

Ganz unberücksichtigt haben wir bisher die slavischen Siedelungen des Harzes gelassen. Wir wollen von vornherein darauf hinweisen, daß nur wenig auf slavische Besiedelung hindeutet. Auch sind Versuche, Altertümer auf slavischen Ursprung zurückzuführen, stets erfolgreich zurückgewiesen worden. Als Beispiel hierfür mag der Fund von Tonscherben bei Wienrode im Jahre 1898 dienen.[6] Die meisten Forscher verlegen die Gründung der slavischen Orte links der Saale, Größler folgend, in das 7. Jahrhundert, und das geschieht mit Recht.[7]

---

[1] B. K. D. M.

[2] B. K. D. M. und B. K. D. A.

[3] B. K. D. A., Jacobs, Die Besiedelung des hohen Harzes, H. Z. **3.**, B. K. D. M.

[4] B. K. D. A., Hoffmann, Der Harz. Leipzig 1899, S. 318.

[5] Jacobs, Geschichtliches und Kulturgeschichtliches. Hoffmanns Harz. S. 80.

[6] H. Z. **31**. S. 284; **32**. S. 366.

[7] Größler, Die Besiedelung der Gaue Friesenfeld und Hassegau. H. Z. **8**. S. 92.

Ob wir jedoch für die Orte des Harzes eine so frühe Gründungszeit annehmen können, ist sehr zweifelhaft. Nur eine einzige Ortschaft unseres Gebietes hat einen slavischen Namen, es ist das ganz im Osten liegende Gorenzen. Dann gehören hierher acht Namen von Wüstungen, von denen wir zunächst die unsicheren ausscheiden wollen. Ganz ohne bestimmten Nachweis ist Macketserve, heute der Forstort Magdsterbe bei Harzgerode, das wir daher ohne weiteres weglassen können.[1] Im Zweifel über den Namen sind wir bei der Wüstung Schauritz bei Gorenzen, die auch Hayn heißt[2], während uns die Lage von Politz nicht bekannt ist, nur daß es bei Arnstein liegen muß.[3] Nach dieser Sichtung bleiben nur noch sechs Namen übrig. Vier davon werden zusammen in einer Urkunde aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts genannt und liegen ganz im Westen unseres Gebietes.[4] Besonders auffällig ist die Lage von Cobelez und Janneripe, und wahrscheinlich auch von Buritze. Sie lagen im Inneren des Harzes, das erste bei Hasselfelde, das zweite im heutigen Forstorte Riefen bei Treseburg. Sie sind also Rodungen, und es ist bei ihrer Lage vollkommen ausgeschlossen, daß sie schon im 7. Jahrhundert gegründet sind. Wie sollten die Slaven, die doch als Sieger über die Saale vorstießen, in das rauhe und unwegsame Gebirge eingedrungen sein und sich solche ungünstigen Plätze ausgewählt haben? Abgesehen von diesen Orten kommen noch in Betracht Lincke, das dicht nördlich vor den Toren Blankenburgs lag[5], und Mizziloke, östlich von Schielo[2], von dem wir urkundlich nichts wissen.

Spuren von slavischer Bevölkerung sollen sich sehr wahrscheinlich in Sülzhayn finden[6], einer dem Namen nach durchaus deutschen Siedelung, und ebenso in einer Reihe von Orten südlich des Harzes. So wurde ein Wendisch-Breitungen und ein Deutsch-Breitungen unterschieden.[7] Meyer und Rackwitz schreiben die Ansiedelung der Slaven im Helmegau den deutschen Königen zu, die in ihren fortwährenden Kriegen gegen die Sorben und Wenden die Gefangenen in deutsches Gebiet verpflanzten. Daß gerade unser Harz damit bedacht wurde, ist wenig zu verwundern, da er auch sonst von den sächsischen Kaisern

[1] H.Z. 20. S. 161, 223.
[2] Wüstungsbuch.
[3] B. K. D. M.
[4] Jacobs, Die Besiedelung des hohen Harzes. H.Z. 3. S. 351.
[5] Ebenda und H. Z. 2c S. 84.
[6] Meyer und Rackwitz, a. a. O. I. S. 81.
[7] Ebenda II.

besonders bevorzugt wurde, außerdem war hier die Bevölkerung wenig dicht. Hier war ja der große Wendenbesieger Markgraf Gero ansässig, an den noch heute der von ihm gegründete Ort Gernrode erinnert.

Als slavische Anschlußsiedelung, wie sie Meyer und Rackwitz für den Helmegau erwähnen, kann Linceke gelten, das dicht vor den Toren Blankenburgs lag, und ganz Ähnliches können wir von Gorenzen wahrscheinlich machen. Dicht bei diesem Orte liegt die Wüstung Schönbach, oder besser ein Teil von Gorenzen hat noch heute den Namen „Schönbeck". Schönbach wird schon 1347 erwähnt, während Gorenzen erst 1554 und 1565 urkundlich erscheint.[1] Die Erklärung hierfür ist vielleicht dahin zu geben, daß Gorenzen zuerst den wendischen Nebenort des deutschen Dorfes Schönbach bildete. Durch irgend welche Umstände trat dann der Name Gorenzen allmählich mehr in den Vordergrund, so daß dieses Dorf heute eine slavische Siedelung zu sein scheint, ursprünglich aber eine deutsche ist.

Betrachten wir die genannten Orte, so können wir sie mit großer Wahrscheinlichkeit auf zwangsweise Kolonisationen durch die deutschen Könige zurückführen; hiermit wäre auch die ungünstige Lage von Cobelez und Janneripe erklärt. Die Anlage dieser Kolonisationen haben wir ins 10. und 11. Jahrhundert zu setzen.

---

6. Kapitel.

Das Eingehen der Ortschaften. 1250—1550.

Eine ungeheure Umwälzung hatte sich in unserem Gebiete in den letzten 8 Jahrhunderten vollzogen: der vorher vollkommen waldbedeckte Harz war zum großen Teile entwaldet und in Ackerboden verwandelt worden. In jener Zeit wurde das ursprüngliche Landschaftsbild vollkommen umgewandelt, und im wesentlichen der Grund zum heutigen gelegt. Doch auf die Zeit der Ortschaftsgründungen folgte eine Zeit des Ortschaftsverlustes. Schlüter[2] bezeichnet die erstere als positive, die letztere als negative Siedelungsperiode, Ausdrücke, die verdienen, beibehalten zu werden.

Wann beginnt nun diese negative Siedelungsperiode? Schlüter (S. 206) verlegt sie in die Zeit von 1350—1550 für das nordöstliche Thüringen. Das Jahr 1550 paßt auch für unser Gebiet, dagegen ist es schwierig, nach rückwärts einen Fixpunkt zu finden. Das Jahr

[1] B. K. D. M. S. 64.

[2] A. a. O. S. 202.

1350 mag vielleicht für das nordöstliche Thüringen zutreffen, obwohl es mir auch hier als zu spät erscheint, für den Harz müssen wir die Zeit sicher bis auf etwa 1250 zurückschieben. Schon 1230 finden wir Oldenrode bei Wernigerode als wüst genannt.[1] Wenn auch dieser Ort eine Ausnahme bildet, so deutet sein Eingehen doch an, daß schon ein gewisser Stillstand in die fortschreitende Bewegung gekommen war. Es sind uns auch außerdem eine Reihe von Orten überliefert, die im 14. Jahrhundert wüst geworden sein müssen. Wir haben aus dem Jahre 1341 ein Statut des Halberstädtischen Kapitels mit ihrem Propst, in dem diesem anempfohlen wird, sich um die Einöden zu bemühen.[2] Wenn es also schon damals Wüstungen gab, so muß die Ursache des Eingehens schon eine ganze Zeitlang wirksam gewesen sein. Freilich können wir das Eingehen der Orte erst von 1400 an genauer verfolgen, da wir erst von da an für einen großen Teil unseres Gebietes die Archidiakonatsverzeichnisse[3] haben, die durch die Angabe des Kirchenzehnten uns wertvolle Stützen gewähren.

Diese Angaben von Zehnten sind freilich durchaus nicht beweisend für die Zahl der Bewohner der Orte, denn es gab eine große Zahl von Exemptionen von der Prokuration. Wir können aber wenigstens den Schluß ziehen, daß das Größenverhältnis von damals ein anderes war als heute, und daß es durchaus nicht die kleinsten Orte waren, die allmählich zurückgingen und wüst wurden, sondern daß ihre Größe dabei gar nicht in Betracht kam. Wir können das allmähliche Eingehen der Orte an der Hand der Diakonatsverzeichnisse verfolgen. So zahlte z. B. Rimbeck 1400 6 sol., aber schon 1451 nur 3 sol. Es mußte also in den 51 Jahren ungefähr um die Hälfte abgenommen haben. Auch Beweise dafür haben wir, daß die Dörfer nicht gleichmäßig abgenommen haben, sondern in ihrer Bewohnerzahl Schwankungen unterworfen waren, so daß einzelne Orte bis kurz vor ihrem Eingehen in aufsteigender Bewohnerzahl waren. Marcolfingerode hatte 1400 einen Zehnten von 2 sol., 1451 von 3 sol. zu zahlen, und trotzdem wurde es noch im 15. Jahrhundert wüst.[4]

Der Zufall muß bei den einzelnen Ortschaften eine bedeutende Rolle gespielt haben, obwohl natürlich der ganze Vorgang einheitlich gewesen sein muß. Schon lange bemüht man sich, die Ursache des

---

[1] Jacobs, Die Bewegung der Bevölkerung von Wernigerode. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Harzvereins. 1894. S. 14—15.

[2] Mehrmann, Die Agrarkrisis im 14. Jahrhundert. H. Z. **31**. S. 17.

[3] v. Strombeck, a. a. O.

[4] Jacobs, Die Bewegung der Bevölkerung von Wernigerode. S. 10—11.

Eingehens so vieler Ortschaften festzustellen. Zunächst schloß man sich dem Urteil des Volkes insofern an, daß man das Wüstwerden der Orte der Wirkung von Kriegen zuwies. Das ist für unser Gebiet auch gar nicht so weit von der Hand zu weisen. Wir wissen bestimmt, daß das Dorf Thiergarten, aus 22 Häusern bestehend, 1412 im Fleglerkriege zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde.[1] Auch die Burg Erichsberg, an die sich wahrscheinlich ein Dorf anschloß, wurde 1346 zerstört, um nie wieder errichtet zu werden.[2]

Grund[3] findet die Hauptursache für das Eingehen der Dörfer in Niederösterreich in einer Agrarkrisis Ende des 14. bis Anfang des 16. Jahrhunderts, die hauptsächlich eine Folge der Edelmetallverarmung und Münzverschlechterung in Europa ist. Auch schlechte Handelspolitik und Kriege bewirken zusammen nach Grund ein Herabgehen des Bodenwertes, der erst im 16. Jahrhundert wieder zu steigen beginnt. Daß eine Agrarkrisis im letzten Grunde die Ursache des Eingehens ist, ist unbestreitbar; nur möchten wir den Grund der Agrarkrisis wiederum zu einem guten Teile in den immerwährenden Kriegen und Fehden suchen. Wenn der Bauer nicht in Ruhe sein Feld bestellen kann, nimmt der Ertrag des Ackers ab und damit zugleich der Wert des Grund und Bodens. Wir haben schon gezeigt, daß wir die Zeit der wirtschaftlichen Krise nicht zu eng fassen dürfen, sie zieht sich vom Anfang des 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Im 13. Jahrhundert verfiel die Macht des deutschen Reiches mehr und mehr, der vorletzte Staufer Friedrich II. kam 1235 zum letzten Male nach Deutschland, und bezeichnenderweise gebot er noch einmal einen Landfrieden. Die kleinen Territorialfürsten wurden selbständig, und wir haben am Harze fast ständig Fehden bis ins 16. Jahrhundert hinein.

Die wirtschaftliche Krisis war im 13. Jahrhundert nur latent, im 14. Jahrhundert beginnt sie schon offenbar zu werden. Wir haben hierüber eine ausgezeichnete Arbeit von Mehrmann[4], die zwar unser Gebiet nicht selbst betrifft, aber doch den im Norden dicht angrenzenden Teil des Bistums Halberstadt. Schon gleich im Anfang des 14. Jahrhunderts befand sich das Halberstädtische Kapitel in schlechter finanzieller Lage wie nie zuvor, es mußte sogar Grundbesitz verkaufen. Diese Krisis dauerte das ganze 14. Jahrhundert hindurch an, alle möglichen

---

[1] Meyer und Rackwitz, a. a. O. I. S. 72.

[2] B. K. D. A. S. 18.

[3] Grund, Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken. Pencks Geographische Abhandlungen. VIII, Heft 1, S. 126.

[4] Mehrmann, a. a. O.

Besserungsversuche wurden gemacht, die aber zu keinem Erfolg führten. Es gab eben nichts zu bessern, oder vielmehr es stand außerhalb ihrer Macht eine Besserung herbeizuführen. Es war nicht mehr ebensoviel wie früher aus dem Acker herauszuschlagen, die Bodenerträgnisse und der Boden hatten nicht mehr den früheren Wert. Wäre man damals schon auf einen intensiveren Betrieb des Ackerbaues gekommen, vielleicht wäre die Agrarkrisis ohne große Verluste am Ortschaftsbestande verwunden worden, aber so behielt man die Dreifelderwirtschaft bei, so daß sich ein Fehlbetrag im Ertrage ergeben mußte.

Weit besser noch läßt sich eine Parallelität zwischen dem Eingehen der Ortschaften und dem Sinken des Bodenertrages für die dem Südharz benachbarten Gebiete feststellen. Hellwig[1] zeigt an der Hand des Nordhäuser Schuldbuches die Bewegungen des Zinsfußes in der Zeit von 1347—1566. In der ersten Zeit werden meist „gemischte" Zinsen ausgemacht, d. h. Zinsen, die in Naturalien und Geld bestehen, zuweilen auch reine Naturalzinsen. Doch seit dem Jahre 1390 werden nur noch Schuldverträge abgeschlossen, nach denen die Zinsen in Geld gezahlt werden müssen. Zugleich finden wir den außerordentlich hohen Zinsfuß von 10 %. Derselbe bleibt das ganze 15. Jahrhundert auf etwa gleicher Höhe, nie sinkt er unter 6 $^2/_3$ %. Ganz plötzlich geht er 1518 bis auf 4 % zurück, um in der Folgezeit immer 4—5 % zu betragen. Das Interessanteste dabei ist nun, daß mit dem genannten Jahre wieder Naturalienzinsen auftreten. Wir können daher an der Hand dieser Angaben feststellen, daß ein Steigen des Geldwertes und mit diesem verbunden ein Sinken desjenigen der Bodenerträgnisse stattfindet, die im 15. Jahrhundert ein Maximum bezugsweise ein Minimum erreichen und mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts sich wieder ausgleichen. Denn das Fehlen von Naturalienzinsen deutet sicherlich auf den geringen Wert der Bodenerträgnisse und damit des Ackers. Also finden wir hier ganz entsprechende Verhältnisse, wie sie Grund für Niederösterreich nachgewiesen hat.

Wohin wandten sich nun die Bewohner der verlassenen Orte? Sicherlich zumeist in die zunächst gelegenen Städte. Doch war der Umkreis, auf den eine Stadt ihre Anziehungskraft ausübte, nicht allzu groß; nur die nächsten Ortschaften kamen in Betracht. Daß die Städte wirklich die Bewohner der umliegenden Dörfer in sich aufnahmen, zeigt ein Beispiel: Die Taubenstraße in Blankenburg soll ihren Namen von

[1] Hellwig, Bewegung des Zinsfußes in der Nordhäuser Gegend für die Zeit von 1347—1566. H. Z. 28. S. 554—574.

dem Orte Dovenrode herleiten, weil sich hier angeblich die Bewohner des letzteren niedergelassen haben.[1] Warum gerade die Städte in jener Zeit die Anziehungspunkte wurden, ist oft und vielleicht nicht ohne Übertreibung behandelt worden. Wir wollen nur an das Aufkommen des Handels in der Zeit der Kreuzzüge und an das allmählich sich entwickelnde Handwerk in den Städten erinnern.

Daneben aber gab es noch einen Teil des Harzes, der bisher unbesiedelt war, und wohin die Bevölkerung abfließen konnte. Abgesehen von einigen Orten, wie Bodfeld, war die Besiedelung in der Zeit der großen Rodungen nicht westlich ins Innere des Gebirges vorgedrungen. Gerade in diesem Teile begann sich ein starker Bergbau zu entwickeln, der, wie wir sehen werden, sich besonders im 14. und 15. Jahrhundert als ortsschaffend erwies. Daß sich auch ein Teil der Bevölkerung nach Ostdeutschland zur Kolonisation der Slavenländer wandte, ist nicht ausgeschlossen. Sehr unwahrscheinlich erscheint es mir jedoch, daß die Pest im 14. und 15. Jahrhundert einen großen Einfluß auf das Wüstwerden der Orte ausgeübt hat, sie hat vielleicht dazu beigetragen aber nur in geringem Maße. Wenn die Agrarkrisis nicht gewesen wäre, hätten sich die Lücken auf dem platten Lande bald wieder gefüllt, denn Menschenmangel herrschte nicht, das zeigt das Anwachsen der Städte.

Wichtig ist die Frage, in welcher Beziehung das Eingehen der Ortschaften zu den natürlichen Verhältnissen steht. Grund unterscheidet drei Faktoren, die hauptsächlich darauf einwirken: 1. die verschiedene Ertragsfähigkeit des Bodens, 2. die mehr oder weniger dichte Besiedelung, 3. die klimatischen Unterschiede. Bei der Betrachtung unseres Gebietes gerade nach dieser Seite hin macht sich der Mangel bemerkbar, daß es zu klein ist. Grund geht von dem Grundsatze aus, daß sich die Wirkungen einer Agrarkrisis auf schlechtem Boden eher bemerkbar machen müssen als auf gutem. Der Bauer wird wenig erträgnisreichen Acker eher im Stiche lassen als guten; infolgedessen wird die Erscheinung des Wüstwerdens von Orten hier stärker auftreten als in fruchtbaren Gegenden. Vergleichen wir die Zeit des Wüstwerdens der Orte im Wipper-Eine-Gebiet mit der Zeit des Eingehens der Siedelungen am Nordrande, so können wir feststellen, daß diejenigen des Wipper-Eine-Gebietes durchschnittlich weit früher eingegangen sind als die letzteren. Der Nordrand ist nun überaus fruchtbar, der Grundsteuer-

[1] Schönermark, Die Wüstungen des Harzgebirges. Rheinbach bei Bonn. 1897. S. 18.

reinertrag beträgt für den Hektar fast durchweg über 30 Mark, das Wipper-Eine-Gebiet reicht in bezug auf Fruchtbarkeit nicht heran. Auch die Orte des Südrandes sind meist vor 1400 eingegangen, was mit dem heutigen geringen Grundsteuerreinertrag von 16 Mark für den Hektar gut übereinstimmt. Schließlich kann diese Beobachtung auch bei den Siedelungen des wenig fruchtbaren Gebirgsinnern gemacht werden.

Zum Schlusse wollen wir noch eine zahlenmäßige Übersicht über die Wüstungen unseres Gebietes geben:

Wipper-Eine-Gebiet:	39	bestehende Orte,	52	sichere Wüstungen.
Nordrand:	19	„ „	31	„ „
Südrand:	10	„ „	13	„ „
Gebirgsinnere:	37	„ „	39	„ „
Gesamtgebiet:	105	bestehende Orte,	135	sichere Wüstungen.

Die Zahl von 135 Wüstungen ist jedoch zu hoch, da sich unter den bestehenden Orten 10 Neugründungen befinden, die also gewissermaßen die 10 Wüstungen, auf denen sie angelegt sind, wettgemacht haben. Außerdem haben wir 4 Einzelsiedelungen, die auf Wüstungen angelegt sind. Wir können also von 135 Wüstungen 14 abziehen, was somit 121 ergibt. Prozentuell ausgedrückt betragen heute die eingegangenen Orte 53,5 % aller Orte, die jemals bestanden haben. Schlüter nimmt nur ungefähr 40 % als Ortschaftsverlust für das nordöstliche Thüringen[1] an, und auch Arnold und Grund kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Hiermit verglichen ist unsere Zahl außerordentlich groß, und es muß Bedenken erregen, sie mit der von Schlüter in Beziehung zu setzen. Vielleicht liegt es daran, daß in unserer Arbeit zu viele Wüstungen als sicher angenommen worden sind; Schlüter scheint bei der Auswahl sehr gesichtet zu haben. Doch kommt möglicherweise auch der Umstand in Betracht, daß unser Gebiet im Osten ein Hügelland ist, ein solches ladet viel mehr zu kleinen Ansiedelungen ein als die Ebene, deshalb ist auch bei den vielen kleinen Orten der Ortschaftsverlust größer. Ferner leuchtet ohne weiteres ein, daß der Rand eines größeren Gebirges für die Siedelungen eine besondere Anziehungskraft ausübt. Doch ist stets im Auge zu behalten, daß die Zählung von Wüstungen immer nur unbestimmte Ergebnisse liefern kann.

[1] A. a. O. S. 204.

7. Kapitel.

Dritte Periode. 1250—1618.

Bis hierher stimmt die Besiedelung des Harzes vollkommen mit der anderer Gegenden Deutschlands überein, wenn auch der Einfluß von Burgen und Klöstern für die Anlage und Entwickelung der Orte weit mehr ins Gewicht fällt als anderswo, wo der Ackerbau allein das einladende Moment zur Niederlassung war. Wie auch sonst in Deutschland tritt ein Rückgang in der Besiedelung ein, der im 15. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreicht. Aber während anderwärts diese Zeit nur negativ in der Besiedelungsgeschichte hervortritt, haben wir im Harze einen Fortgang neben dem Rückgang.

Im Westen unseres Gebietes gab es nach Abschluß der zweiten positiven Periode noch ein ganz unbesiedeltes Stück. Es liegt westlich einer Linie, die ungefähr durch das Aufhören des Laubwaldes und den Beginn des Nadelwaldes bezeichnet wird. Die Orte Elbingerode und Hasselfelde sind etwa die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Orte. Dieser Teil ist abgesehen von den tief eingeschnittenen Flußtälern fast durchweg über 400 m hoch gelegen, hat ein rauhes Klima und einen flachgründigen, wenig fruchtbaren Ackerboden. Alle diese Eigenschaften zusammen mit den lebhaften Oberflächenformen mußten die Ansiedler abstoßen, die zum Zwecke des Ackerbaues sich hier niederlassen wollten. Hier mußte ein anderer Faktor eingreifen, um Bewohner anzulocken, nämlich der Bergbau und die sich daran anschließende Hüttenindustrie.

Der Bergbau am Harze überhaupt soll bis in die Zeit Kaiser Ottos I. zurückreichen, und zwar sollen die Kupferbergwerke des Rammelsberges bei Goslar die ältesten sein. Sie waren von größter Bedeutung und gaben Goslar Jahrhunderte lang ein großes Übergewicht.[1] In unserem Gebiete finden wir schon im 11. Jahrhundert Hüttenanlagen bei Ilsenburg erwähnt, die auch auf ein frühes Beginnen des Bergbaues deuten.[2] Die Münze in Harzgerode, die schon 1035 erwähnt wird[3], läßt den Schluß zu, daß hier der Bergbau auf Kupfer und Silber bis ins 10. Jahrhundert zurückreicht. Wichtig ist, wenn auch nicht mehr unser Gebiet betreffend, die Begründung des Mans-

---

[1] Jacobs, Geschichtliches und Kulturgeschichtliches. Hoffmanns Harz S. 84.

[2] Die Provinz Sachsen in Wort und Bild, herausgegeben vom Pestalozzi-Verein. 2 Bde., Leipzig 1900—1902, II, S. 183.

[3] Pfennigsdorf, Geschichte der Stadt Harzgerode. 1901.

felder Bergbaues, die ins Ende des 12. Jahrhunderts fällt. Im Jahre 1900 beging die Mansfelder Kupferbauende Gewerkschaft die Feier des 700jährigen Bestehens. In dieselbe Zeit fallen auch im übrigen Harze die Anfänge des Bergbaues. So dringen von Süden aus die Walkenrieder Mönche vor; ihre Bergwerksgründungen werden bezeichnet durch die urkundliche Erwähnung von Anlagen bei den später entstehenden Orten Zorge und Wieda und am Brunnenbache.[1] Sehr früh fällt auch die Einführung des Bergbaues um Elbingerode und Hüttenrode. Hier im Stringocephalenkalk finden sich die reichsten Eisenlager des ganzen Harzes. Deshalb ist diese Gegend immer das Zentrum des Harzer Eisenbergbaues gewesen. Im 13. Jahrhundert nimmt der Bergbau eine immer größere Ausdehnung an. So werden u. a. im Anfange dieses Jahrhunderts am Wurmberg Eisensteingruben erwähnt.[1]

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts treten dann eine Menge von Orten in die Geschichte ein, deren Entstehung auf Bergwerks- und Hüttenanlagen zurückzuführen ist, z. B. Neuwerk, Wendefurt, Altenbrak, Treseburg, Rübeland. Zunächst ist der Bergbau auf Kupfer und Silber bei weitem größer als der auf Eisen. Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts beginnt das Eisenhüttenwesen und damit der Bergbau auf Eisen eine hervorragende Stelle einzunehmen.[2]

Ein Umstand von größter Bedeutung führte dazu, daß der Eisenbergbau besonders hervortrat. Im Laufe des 15. Jahrhunderts wurde die bisherige Art und Weise, Eisen darzustellen, allmählich vervollkommnet, es bildete sich der Hochofen heraus. Dieser trat an die Stelle des Zerrennverfahrens; er nutzt weit besser die Schlacken aus und ermöglicht es außerdem, eiserne Gußwaren herzustellen.[3] Auch die Erfindung des Schießpulvers war nicht ohne Einwirkung auf die Entwickelung des Eisenbergbaues. Als neuer Industriezweig kam die Geschützgießerei und Gewehrfabrikation auf, und auch sonst wurde Eisen mehr benötigt als früher. Es erfolgte daher der großartigste Aufschwung des Eisenhüttenwesens im Harze, das die Gewinnung der anderen Erze zeitweilig ganz zurückdrängte. Doch schon am Ende des 16. Jahrhunderts zeigte sich der Rückgang, einige Hochöfen mußten wegen Überproduktion ausgeblasen werden.[4] Der 30jährige Krieg brachte den vollkommenen Niedergang des Eisenhüttenwesens und des Bergbaues im Harze.

---

[1] Jacobs, Die Besiedelung des hohen Harzes. H.Z. **3**. S. 337/38.
[2] Wedding, Beitr. zur Gesch. des Eisenhüttenwesens im Harz. H.Z. **14**. S. 6.
[3] H.Z. **30**. S. 470.
[4] Wedding, a. a. O. S. 16.

Die Blüte des Eisenhüttenwesens und des Bergbaues bewirkte im ganzen Gebirge ein Aufblühen der Ortschaften. Ortsgründend wirkten sie naturgemäß nur in dem bisher unbesiedelten Gebirgsinnern, das ja auch die meisten Mineralschätze aufwies. Im 16. Jahrhundert wuchsen sich schon lange bestehende Bergwerksgründungen zu Orten aus. Braunlage, Zorge, Wieda, Tanne wurden jetzt erst wirkliche Ortschaften, obwohl schon an der Stelle dieser Orte seit zwei Jahrhunderten Bergwerksanlagen standen.[1] Eine ganze Reihe von Hüttenorten entstanden ganz neu: Königshof, Susenburg, Lüdershof, Trogfurter Hütte, von denen die letzten drei schon längst wieder eingegangen sind. Es sind 15 heute noch bestehende Ortschaften, die ihren Ursprung auf die Entwickelung des Bergbaues zurückführen, d. h. 14,7 % aller Orte. Eine Anzahl von einzelnen Hütten sind auch wieder eingegangen, sie existierten bis ins 17. und 18. Jahrhundert, und ihre Gebäude bestehen heute noch, z. B. Mandelholz, Voigtsfelde usw. Interessant ist die Lage der Ortschaften; von den 15 in der dritten Periode gegründeten liegen 10 im Bodetale. Alle diese Orte knüpfen ihre Entstehung an Hüttenanlagen, die die Kraft des fließenden Wassers benutzen. Von den übrigen vier Orten schließt sich einer, Benneckenstein, an eine Burg an, verdankt jedoch seine Weiterentwickelung dem Bergbau. Wieda und Zorge sind Hütten- und Bergwerksorte, also denen des Bodetales gleichzustellen. Dagegen liegt Hohegeiß auf einem Berge an keinerlei fließendem Wasser und verdankt Kupferbergwerken seine Entstehung.

Die großartige Entwickelung, die das Harzer Hüttenwesen im 15. und 16. Jahrhundert genommen hatte, wäre ohne den Holzreichtum des Gebirges gar nicht möglich gewesen. Dieser trat aber auch direkt nutzbringend erst jetzt, im Anfange des 16. Jahrhunderts hervor, da in den übrigen Gegenden nach der Zeit der großen Rodungen ein Holzmangel sich geltend machte. Das Holz fing an, ein Wertgegenstand zu werden, daher begann sich besonders auf der Hochebene von Elbingerode und Hüttenrode ein lebhafter Holzhandel zu entwickeln. Das Holz, das meist als Bauholz diente, wurde nicht nur gefällt, sondern auch sofort an Ort und Stelle geschnitten, da die Betriebskraft zu Sägemühlen in den Bächen zur Hand war. Der Holzhandel erstreckte sich weit über das ganze Vorland, sogar bis über Magdeburg hinaus und bis nach dem Mansfeldischen.[2] Es entstanden in dieser Zeit eine

---

[1] Jacobs, Die Besiedelung des hohen Harzes. H.Z. **3**. S. 338.

[2] Jacobs, Zur Geschichte des harzischen Handels im 16. Jahrhundert. H.Z. II^d S. 144.

große Menge Holzschneide- und Mahlmühlen im Anschluß an die Ortschaften, sehr oft auch einzeln. Die Anlage von Lukashof geht auf eine Sägemühle zurück[1], und der Basthof wurde um 1500 als ebensolche gebaut.[2] Eine sehr große Anzahl von Mühlen finden wir im 16. bis 18. Jahrhundert im Harze, an jedem kleinen Bache mehrere. Wie dicht nebeneinander zuweilen die Mühlen lagen, zeigt eine Karte aus den Jahren 1732/33[3], die an dem Bache zwischen Elbingerode und Rübeland sieben Mühlen verzeichnet. Die Mühlen bestanden zum großen Teil bis ins 19. Jahrhundert hinein, gingen dann aber schnell ein. Eine ganze Reihe von schön gelegenen Mühlen sind in Gasthäuser umgewandelt worden, und die Besitzer ziehen aus dem Fremdenverkehr ihr Einkommen.

Die erwähnten Ortsgründungen betreffen nur den westlichen Teil des Gebirgsinneren; die im östlichen Teile entstehenden Orte haben hiermit nichts zu tun, sie verdanken anderen Ursachen ihr Aufkommen. Als Vorläufer der folgenden Periode sind die beiden Neugründungen des Wipper-Eine-Gebietes zu bezeichnen, während Straßberg, Lindenberg und Breitenstein infolge des Straßenverkehrs und anderer Umstände entstehen.

---

8. Kapitel.

Vierte Periode. 1618 bis jetzt.

Wir haben erwähnt, daß die Entwickelung der Eisenindustrie gegen Ende des 16. Jahrhunderts ins Stocken zu geraten begann, und daß ihr der 30jährige Krieg fast den völligen Verfall brachte. Es war natürlich, die Absatzgebiete fehlten, und der Krieg zog seine Kreise bis ins Gebirge hinein, das sehr hart mitgenommen wurde. Räuberbanden und die sogenannten „Harzschützen" trieben ihr Unwesen und verhinderten Verkehr und Gewerbstätigkeit.[4] Weit schlimmer war jedoch der Umstand, daß sich allmählich schon eine Erschöpfung der Gruben bemerkbar machte. Werden auch nach dem großen Kriege noch neue Hüttenwerke angelegt, so ist doch ein Rückgang dem 16. Jahrhundert gegenüber nicht zu verkennen. Eine Anzahl von Bergwerken, die Jahrhunderte lang abgebaut worden waren, wurden während und nach dem 30jährigen Kriege aufgegeben, so im Anfang des 18. Jahrhunderts

[1] Jacobs, Besiedelung des hohen Harzes. H.Z. **3**. S. 340.

[2] Jacobs, Der Brocken und sein Gebiet. H.Z. **3**. S. 153.

[3] H.Z. **30**.

[4] Jacobs, Hoffmanns Harz S. 117.

die Kupfergruben bei Stiege, Hasselfelde, Braunlage[1], die Bleigruben am Osterberge bei Gernrode[2] usw. Allmählich vollzieht sich daher eine Veränderung in den Berufen. Die Bergleute müssen sich nach neuen Erwerbszweigen umsehen. Ein auffallendes Beispiel ist hierfür Hohegeiß, dessen Bewohner sich nach dem Eingehen des Bergbaues ganz der Hausindustrie zugewandt haben.

Ein Faktor ist für alle Ortsgründungen dieser letzten Periode kennzeichnend, das Eingreifen der Fürstengewalt. Im 15. und 16. Jahrhundert sehen wir die Fürsten nur äußerst selten ihre Macht dazu gebrauchen, in die Bergwerks- und Hüttenunternehmungen selbst als Unternehmer einzugreifen. Sie verkaufen die Rechte und begnügen sich im übrigen damit, Abgaben einzuziehen. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts zeigen sich die Fürsten geneigt, nach dieser Seite hin sich zu betätigen. Geradezu dazu gezwungen wurden sie nach dem 30jährigen Kriege. Es fehlte an kapitalkräftigen Leuten, die Unternehmungen ausführen konnten, und wenn die Fürsten Steuern aus dem Lande ziehen wollten, so mußten sie selbst Kapital hineinstecken. Die absolutistische Staatsdoktrin ist herrschend, daß der Fürst der Besitzer des Landes, also gewissermaßen Unternehmer im großen ist.

Im ganzen wurden in dieser Periode 15 Orte gegründet, davon sind 5 Neugründungen auf alten Wüstungen.

Ein Moment war von der größten Bedeutung für unseren Harz, das der politischen Zerrissenheit. Wir verweisen zunächst auf den großen Vorteil, den ein Hofstaat für eine Stadt hat. Dem Umstande, daß sie Residenzen im 17. und 18. Jahrhundert waren, verdanken Blankenburg und Ballenstedt ihr Aufblühen. Bei dem letzteren können wir es an der starken Zunahme der Bevölkerung zeigen: 1708: 1301, 1800: 2500 Einwohner.[3] Die Fürsorge der Fürsten zeigte sich noch mehr in der Anlage und dem Ankauf der Hüttenwerke. So entstanden bald nach dem Kriege: Schierke im Wernigerodischen[4], Rothehütte im Blankenburgischen[5], Silberhütte und Mägdesprung.[6] Fast alle wurden noch im 17. Jahrhundert gegründet. Im 18. Jahrhundert sehen wir in dem kleinen Örtchen Elend noch einen Hüttenort heranwachsen, während

[1] Stübner, Denkwürdigkeiten des Fürstentums Blankenburg. Wernigerode. 1788—1790. I. S. 426, 412, 402.

[2] Lindner, Geschichte u. Beschreibung des Landes Anhalt. Dessau 1833. S. 461.

[3] Lindner, a. a. O. S. 480.

[4] Jacobs, Die Besiedelung des hohen Harzes. H.Z. **3**. S. 343.

[5] Höfer, Der Königshof Bodfeld. H.Z. **30**. S. 418.

[6] B.K.D.A. S. 48 und 12.

sich das 19. Jahrhundert nur durch Gründung eines Ortes auszeichnet, und zwar ist es ein Badeort, der erste im Harz, Alexisbad. Es bezeichnet den Beginn einer ganz neuen Ära für den Harz.

Daß politische Teilung ortsgründend wirken kann, lernen wir aus folgendem Beispiele. Der etwa 100 qkm große Honsteinsche Forst am Südabhange des Harzes war bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts vollkommen unbewohnt. 1645 fand nun eine Erbteilung im Hause Stolberg statt, die ältere Linie erhielt die Grafschaft Wernigerode, die jüngere Stolberg und Roßla. Außerdem wurde die Grafschaft Honstein zerlegt, von der die ältere Linie den unbewohnten Honsteiner Forst erhielt. Früher war dieser vom Südrande aus verwaltet worden, jetzt war er ein Landesteil für sich geworden, in dem für die Verwaltungsbeamten Unterkunft geschaffen werden mußte. Der Forst wurde in drei Reviere geteilt und in jedem von diesen entstand eine Siedelung: Rothensütte, Sophienhof und Hufhaus.[1]

Eine wichtigere Rolle als sonst spielen in unserem Gebiete die Neugründungen, sie sind so recht Beweise für das Wirken der Fürsten. Gleich nach dem 30jährigen Kriege wurden im Anhaltischen zwei Dörfer auf alten Wüstungen angelegt. Aber am größten ist das Verdienst Friedrichs des Großen um die Neubesiedelung des Harzes. Im Jahre 1772 ließ er im Magdeburgischen 1200 neue Kolonistenstellen errichten, die in den folgenden Jahren mit Kolonisten besetzt wurden, davon erhielt unser Gebiet ungefähr 200 Familien.[2] Um Neugründungen auf alten Wüstungen handelte es sich bei Neu-Platendorf und Hasserode-Friedrichsthal. Das ganz zurückgegangene Suderode erhielt 30 Kolonistenfamilien und den Zunamen Friedrichsdorf (Führer durch Suderode S. 5). Im Ramberggebiete wurde Friedrichsbrunn angelegt; ferner erhielten die Mansfeldischen Orte Piskaborn, Gorenzen, Gräfenstuhl und Wimmelrode Kolonisten.[3]

---

9. Kapitel.

Verkehrswege und Straßen bis zum 19. Jahrhundert.

Im Verkehrsleben hat der Harz immer nur eine negative d. h. indernde Rolle gespielt. Er liegt in seiner Längserstreckung gerade uer zu den Straßen, die von der Nordsee „ins Reich“ liefen. In

[1] Jacobs, Die Besiedelung des hohen Harzes. H.Z. 3. S. 346—349.
[2] Provinz Sachsen I. S. 219.
[3] Beschreibung des Herzogtums Magdeburg. Berlin 1784.

seiner Art als Rumpfschollengebirge hat es nicht wie ein Faltengebirge hier und da Verengungen und Einbuchtungen, die den Übergang erleichtern. Auch die Flußtäler sind enge und tief eingeschnittene Erosionstäler und bieten keine günstigen Verkehrslinien. Daher umging der Hauptverkehr das Gebirge; er wandte sich entweder westlich am Harze vorbei durch das Leinetal oder östlich davon durch das Saaletal. Daß es aber daneben noch Querstraßen durch den Harz gab, ist bei einer Längserstreckung des Gebirges von 90 km nicht zu verwundern.

Überaus frühzeitig finden wir im Westen unseres Gebirges den Kaiserweg oder Heidenstieg. Er wird 1014 erwähnt und zwar zunächst nur als semita = Stieg; doch 1258 wird er via = Fahrstraße genannt.[1] Er verband Nordhausen und Goslar, und von ihm zweigte ein Weg nach Bodfeld ab. Alle drei Orte hatten zur Zeit der Sachsenkaiser wichtige Königspfalzen, so daß man nicht fehl gehen wird, wenn man annimmt, daß dieser Weg hauptsächlich den Bedürfnissen der deutschen Könige diente; denn für den Handel war er zunächst nur wenig brauchbar, da er ein Stieg war. Auch der Umstand, daß sich an dieser Straße innerhalb des Gebirges kein Ort entwickelte, stützt diese Vermutung. Der genauere Verlauf dieser Straße war: Nordhausen-Woffleben-Cleysingen-Ellrich-Kapellenfleck-Königskrug und dann westlich nach Goslar.

Von dieser zweigte sich in Cleysingen eine Straße ab, die folgendermaßen verlief: Cleysingen - Wülferode - Werna - Sülzhain - am Clausberg vorbei-Benneckenstein-Tanne-Bodfeld. Sie führte dann wahrscheinlich schon sehr frühe über Elbingerode nach Wernigerode weiter.[2] Diese Straße muß als Handelsweg sehr stark benutzt gewesen sein, denn schon am Ende des 13. Jahrhunderts entsteht hier die Burg Benneckenstein, an die sich bald ein Ort anschloß.[3] Schon 1355 bestand in Tanne eine Zollstelle.[4] Wir können dem auf dieser Straße sich entwickelnden Verkehr eine namhafte Teilnahme an der Entwickelung der an ihr gelegenen Orte zuschreiben. Besonders Benneckenstein als Burgsiedelung muß Vorteile aus dem Handel gezogen haben, der, wie wir andererseits schließen können, beträchtlich gewesen sein muß; denn sonst hätte man hier nicht eine Burg errichtet, die offenbar zum Schutze des durchgehenden Handels gedacht war. Eine Verbindungstraße führte zum

[1] Meyer und Rackwitz, III. S. 15—19.
[2] Ebenda S. 17.
[3] H.Z. **3**. S. 1018.
[4] Jacobs, Die Besiedelung des hohen Harzes. H.Z. **3**. S. 338.

Kaiserweg, an der Hohegeiß im Laufe des 16. Jahrhunderts entstand. Lange vor der Anlage des Ortes befand sich hier eine Kapelle („Hohe-Geist-Kapelle") für die Reisenden, von der der Name abgeleitet ist.[1]

Anscheinend jünger, aber von weit größerer Bedeutung für den Handel war die Querstraße Nordhausen-Wernigerode. Ihre Route ist durch folgende Punkte vorgezeichnet: Nordhausen-Himmelgarten-die Hart-Steigerthal-Buchholz-unweit Neustadt auf die Höhe des Harzes westlich des Thyratales entlang-Forsthaus Birkenmoor-Stiege-Hasselfelde-Elbingerode-Wernigerode. In Hasselfelde spaltete sich die Straße 1. in die nach Wernigerode, 2. in die über Wendefurt nach Blankenburg, 3. in die nach Quedlinburg führende.

Der Weg wird zuerst im Anfang des 13. Jahrhunderts erwähnt[2], doch schon Albert von Stade nennt ihn in den Annales Stadenses (Mon. Germ. Ss. XVI. S. 325) als eine der gewöhnlichen Routen, um aus Süddeutschland nach Norddeutschland zu gelangen. Auch ging zum Teil der Handel zwischen Böhmen-Sachsen und der Nordsee über den Harz. Überaus wichtig ist dieser Weg für die Entwickelung der Harzorte gewesen. So wuchs Wernigerode infolge seiner Lage an der Harzstraße, obwohl nicht vor dem 11. Jahrhundert gegründet, schnell heran und erhielt schon im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts Stadtrechte.[3] Die Größe und Bedeutung der Stadt beruhte vollkommen auf der Kaufmannschaft, die direkte Handelsbeziehungen nach Rußland und sogar nach dem Orient besaß.[3] Später als Wernigerode, weil nicht so günstig gelegen, entwickelte sich Hasselfelde zur Stadt, erst etwa im 14. Jahrhundert hauptsächlich durch den Straßenverkehr und den Bergbau.[4] Dem ersteren allein verdankt Stiege seinen Ursprung. Am Kreuzungspunkte der Nordhäuserstraße mit der Harzlängsstraße gelegen, wird es erst 1304 genannt, und zwar mit dem bezeichnenden Namen „to dem Stighe.[4]

Wie schon erwähnt, zweigte sich in Hasselfelde die Straße nach Blankenburg ab; sie überschritt die Bode bei Wendefurt, wiederum ein Ort, der durch seinen Namen auf die Entstehung durch den Straßenverkehr hindeutet. Wendefurt besagt: die Furt, an der die Straße eine Biegung macht. Das ist nun heute zwar nicht mehr der Fall, aber

[1] Meyer und Rackwitz, Teil III. S. 17.

[2] Jacobs, Der Brocken und sein Gebiet. H.Z. **3**. S. 53.

[3] Jacobs, Die Bewegung der Bevölkerung von Wernigerode. Festschrift 1894. S. 18 und 21.

[4] Jacobs, Die Besiedelung des hohen Harzes. H.Z. **3**. S. 351/52.

wie Damköhler gezeigt hat, ist es früher so gewesen.[1] Den Namen mit den Wenden zusammenzustellen, wie es Stübner tut, ist sicher ganz falsch.

Dieses Straßensystem behielt in den folgenden Jahrhunderten seine große Bedeutung. Im 18. Jahrhundert hatten die Poststraßen fast genau denselben Verlauf wie die frühesten Wege.[2] Die Halberstädtische Poststraße ging über Wernigerode und Elbingerode nach Tanne und Benneckenstein und von hier aus ins Walkenriedische. Die Braunschweigische Post nahm ihren Weg von Blankenburg aus über Cattenstedt, Wendefurt nach Hasselfelde. Hier war schon seit alten Zeiten ein Knotenpunkt für den Verkehr. Die Post ging von hier aus teils über Stolberg, Eisleben nach Leipzig, teils nach Ilfeld und Nordhausen, und endlich auch nach Trautenstein, Hohegeiß, Zorge und Walkenried. Hasselfelde hatte also für den Verkehr eine sehr große Bedeutung, die Eisenbahnen haben diese vollständig unterbunden, seine Lage zu den Hauptverkehrsstraßen ist heute außerordentlich ungünstig.

Mehr der Vollständigkeit halber als wegen irgendwelcher verkehrsgeographischen Bedeutung nennen wir als dritte Querstraße den „Williamsweg“ oder „Wildeweg“.[3] Er liegt ganz im Osten unseres Gebietes und ist wohl nur für die älteste Zeit von einiger Wichtigkeit. Er wird 979 erwähnt, doch tritt er später so wenig hervor, daß wir nicht einmal seinen Verlauf genau feststellen können, der ungefähr folgender gewesen sein wird: Wallhausen-Königerode-Meisdorf.[4]

Das System von Querstraßen war nun noch, wie schon erwähnt, durch einige Wege untereinander verbunden. Geschnitten wurde es durch eine Längsstraße, die mitten auf der Hochfläche entlang ging. Man verlegt ihren Anfang weit nach Westen; vom Kaiserwege ab lief sie das Tal der kalten Bode abwärts und berührte Elend, Königshof und Bodfeld. Von Hasselfelde an ist sie von größerer Wichtigkeit; sie ging von hier aus über Stiege, Güntersberge, Harzgerode, Königerode, Hermerode nach Leimbach. Um 1204 wird sie der „Volewech“, besser Volkweg genannt, auch die Namen „Hohestraße“ und „Klausstraße“ sind ihr eigen.[5] Im 18. Jahrhundert finden wir die Bezeichnung „Leip-

[1] Damköhler, Die Bevölkerung des Harzgebietes. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle, 1894, S. 42.

[2] Stübner, a. a. O. S. 182.

[3] Größler, Die Wüstungen der Gaue Friesenfeld und Hassegau. Nachtrag. H.Z. 9. S. 207.

[4] Meyer und Rackwitz, I. S. 6.

[5] H.Z. 2d S. 77.

ziger Straße", was schon andeutet, daß hier die Post von Braunschweig nach Leipzig durchging. Der Verkehr war ein lebhafter, er führte 1781 bei Güntersberge zur Anlage eines Gasthauses und eines Vorwerkes, denen sich bald andere Häuser anschlossen. So entstand die anhaltische Kolonie Friedrichshöhe, nach dem Fürsten Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg benannt.[1]

Der Verlauf der Querstraßen scheint geographisch wenig bedingt zu sein. Sie bevorzugten die Höhen und mieden die Flußtäler, die zum Verkehr ungeeignet waren. Sie waren Überschwemmungen ausgesetzt, eng und unwegsam. Weit eher ist der Verlauf der Längsstraße zu erklären, er hält sich mehr an die Flußtäler, die auf der Hochfläche breiter und muldenförmig sind.

So sehen wir, daß der Verkehr im Mittelalter und in der Neuzeit trotz der ungünstigen natürlichen Verhältnisse nicht unbedeutend war, was schon durch das Berg- und Hüttenwesen bedingt wurde. Doch konnte er nicht einen Umfang erreichen wie längs einer von der Natur begünstigten Verkehrslinie, z. B. im Leinetal. Solche von dem orographischen Aufbau vorgeschriebenen Linien fehlen in unserem Gebirge. Die Harzstraßen standen an Bedeutung den natürlichen Verkehrslinien immer nach, und der vollkommene Umschwung in den Verkehrsverhältnissen seit Einführung der Eisenbahnen zeigt am besten, daß sie für den weiteren Verkehr nur vorübergehend von Wichtigkeit sein konnten.

---

10. Kapitel.

Beziehung der historischen Besiedelung zu den natürlichen Verhältnissen.

Wir haben den Gang der historischen Besiedelung betrachtet an der Hand der ausschlaggebenden geschichtlichen Ereignisse. Nur wenig haben wir bisher berücksichtigt, in welcher Weise sich die natürlichen Gegebenheiten in der Besiedelungsgeschichte äußern. Wir können vermuten, daß z. B. in bezug auf die Höhenlage im Laufe der Geschichte ein allmähliches Emporsteigen von geringeren zu größeren Höhen stattfindet, da im allgemeinen die tiefer liegenden Landstriche auch fruchtbarer sind. Sie liegen den uralt besiedelten Gebieten benachbart und sind von diesen aus leichter zugänglich. Daß diese Vermutung tat-

[1] Lindner, a. a. O. S. 517.

sächlich richtig ist, zeigt die folgende Tabelle, die die durchschnittliche Höhenlage der Ortschaften der verschiedenen Perioden zusammenstellt:

I.	Periode:	287 m
II.	„	301 m
III.	„	368 m
IV.	„	421 m

Die durchschnittliche Höhenlage eines Ortes in unserem Gebiete beträgt 330,4 m.

Sehr wenig tritt der Fortschritt in bezug auf die Höhenlage von der ersten zur zweite Periode hervor, er beträgt nur 14 m durchschnittlich, also außerordentlich wenig im Vergleich zu dem von der zweiten zur dritten und von dieser zur vierten Periode. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Anzahl der Orte der ersten Periode nur klein ist, so daß kein rechter Ausgleich stattfinden kann. Ferner bilden sie keine geschlossene Gruppe wie die Orte der anderen Perioden. Sie befinden sich durchweg in Randlage, nur Wippra ist etwas vorgeschoben. Den größten Unterschied haben wir in der Höhenlage zwischen der zweiten und dritten Periode: er beträgt 67 m. Sie sind auch aus anderen Gründen streng voneinander geschieden: zwei ganz verschiedene Ursachen führen in zeitlich eng aufeinanderfolgenden Perioden zu Ortsgründungen, der Ackerbau und der Bergbau.

Ungefähr in derselben Weise führen uns die Höhenlagen der höchstgelegenen Orte der einzelnen Perioden die besprochenen Verhältnisse vor Augen, nur ist der Vertreter der ersten Periode ganz unverhältnismäßig hoch gelegen:

I.	Periode:	Dietersdorf	420 m
II.	„	Hüttenrode	477 m
III.	„	Braunlage	580 m
IV.	„	Schierke	610 m

Außerordentlich interessant ist die historische Besiedelung nach den natürlichen Teilen betrachtet. Das östliche Hügelland des Wipper-Eine-Gebietes ist fertig besiedelt am Ende der zweiten Periode, nur einige Neugründungen finden noch später statt. Ebenso ist es mit dem Nordrand und dem Südrand, nur schiebt sich bei diesem in der dritten Periode noch ein Ort ein. Das Gebirgsinnere bleibt von den Siedelungen der ersten Periode vollkommen unberührt. Bei der späteren Besiedelung dieses Teiles müssen wir unterscheiden einerseits zwischen einem östlichen und westlichen Teile und andererseits zwischen Hochfläche und Tälern. Der letztere Gegensatz kann naturgemäß nur darin bestehen, daß die in breiten offenen Tälern und auf der Hochfläche

liegenden Orte verglichen werden mit denen, die in engen Erosionstälern liegen. Diese sind natürlich weniger günstig für Ackerbausiedelungen. Daher finden wir in der zweiten Periode, die vorwiegend aus solchen besteht, nur zwei Talsiedelungen. Diese führen ihren Ursprung auf Burgen zurück, woraus sich ihre relativ unvorteilhafte Lage erklärt. Es sind die beiden Orte Güntersberge und Stolberg. Vorherrschend ist die Tallage bei den Orten der dritten Periode: 15 Talsiedelungen stehen fünf Hochflächensiedelungen gegenüber. Das ergibt sich daraus, daß sie vorwiegend auf industrielle Anlagen zurückgehen, die die Flüsse als Betriebskraft auszunützen suchten. Die vierte Periode hält sich in bezug auf die Lage ihrer Orte ungefähr die Wage; wir haben vier Talsiedelungen gegen fünf Hochflächensiedelungen.

Nach der vorwiegenden Bewaldung können wir das Gebirgsinnere in einen östlichen Teil mit Laubwald und einen westlichen weit höher gelegenen Teil mit Nadelwald zerlegen. Die Lage der Grenzlinie haben wir schon oben besprochen. In der zweiten Periode wird in der Hauptsache der östliche Teil besiedelt, dessen Ortschaftsnetz in der dritten Periode nur noch ergänzt wird, während diese gerade für den westlichen Teil ausschlaggebend ist. Die vierte Periode fügt für beide Teile noch eine Reihe von Orten hinzu.

Die geologischen Verhältnisse lassen keinen direkten Einfluß auf die Verteilung der Siedelungen erkennen, abgesehen davon, daß der Erzreichtum des Bodens zur Ortsgründung geführt hat. Da fast alle hochgelegenen Ortschaften des Harzes ihren Ursprung auf den Bergbau zurückführen, so ist eine Übereinstimmung zwischen der Höhenlage der Mineralschätze und der geschlossenen Siedelungen zu erwarten; und in der Tat finden sich kaum Erzadern in einer Höhe von über 600 m.

Eine Betrachtung ist vielleicht noch erwünscht im Anschluß an die der natürlichen Verhältnisse, die der Gemarkungen. Bei den in den ersten beiden Perioden gegründeten Orten ist die Gemarkung die Grundlage und der Schauplatz alles wirtschaftlichen und sonstigen Lebens. Bei den später entstandenen Siedelungen ist sie meist nichts weiter als der Bauplatz, sonst besteht kein Zusammenhang zwischen beiden. Das wirtschaftliche Leben beruht auf anderen Faktoren als dem Ackerbau, auf Bergbau und Industrie; die Bevölkerung ist also hier nicht bodenständig im engsten Sinne des Wortes. Dementsprechend muß eine Zusammenstellung der durchschnittlichen Gemarkungsgrößen der einzelnen Siedelungsperioden eine Abnahme von der ersten zur letzten Periode zeigen. Bei der ersten Periode kommt die Größe nicht ganz zum Ausdruck aus den oben angegebenen Gründen.

Durchschnittliche Gemarkungsgröße:

I.	Periode:	710 ha	
II.	„	750 „	
III.	„	391 „	(+ 2 ohne Gemarkungen)
IV.	„	235 „	(+ 6 ohne Gemarkungen).

Verteilung der Bevölkerung im Jahre 1900.[1]

11. Kapitel.

Allgemeine Betrachtung.

Unser Gebiet ist ein Teil der mitteldeutschen Gebirgsschwelle, die in ihren verschiedenen Stücken eine sehr verschiedene Volksdichte aufweist. Gehen wir vom Harze weiter nach Osten, so finden wir im Erzgebirge eine sehr starke Verdichtung, die fast überall den Durchschnitt von 100 Menschen auf das Quadratkilometer übersteigt. Im westlichen Mitteldeutschland hält sich die Volksdichte fast durchweg im Mittel zwischen 50 und 100 Menschen auf dem Quadratkilometer, und nur etwa Vogelsberg und Rhön stehen in ihrer Dichte nach. Der Harz ist in der Gesamtheit genommen und in Beziehung gesetzt zu Mitteldeutschland kein besonders schwach bevölkertes Gebiet. Von seiner nächsten Umgebung sticht er natürlich außerordentlich ab. In seinem Osten liegt die fruchtbare und stark bevölkerte Hallisch-Leipziger Tieflandsbucht. Im Norden ist eine fruchtbare Niederung vorgelagert, die wegen ihrer Lage eine besonders große Volksdichte aufweist.

Unser Gebiet umfaßt 1577,899 qkm (eine Summe, die ich durch Addition der Gemarkungen gefunden habe). In ihm wohnten 1900 118029 Menschen. Dieselben sind außerordentlich unregelmäßig verteilt, was schon aus der Waldbedeckung hervorgeht. Der Wald ernährt nur eine ganz geringe Anzahl Menschen und bewirkt daher geringe Verdichtung. Innerhalb eines größeren Waldbezirkes steigt nur selten im Mittel die Dichte über zehn auf das Quadratkilometer. Beinahe zwei Drittel des Ostharzes sind von Wald bedeckt, nämlich 991,687 qkm = 62,9 %. Das ist im Verhältnis zu den anderen bisher genauer be-

[1] Für die Ausarbeitung dieses Teiles verdankt der Verfasser umfangreiche abschriftliche Mitteilungen dem Statistischen Bureau des Herzoglich Braunschweigischen Staatsministeriums und dem Herzoglich Anhaltischen Statistischen Bureau; beiden Bureaus sei für ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit bestens gedankt.

arbeiteten Gebieten ein ganz ungeheuer hoher Prozentsatz, da die übrigen nur selten mehr als ein Drittel des Gesamtareals Waldbedeckung aufweisen. Das Deutsche Reich hat durchschnittlich nur 26 % Wald.

Würden wir aus dem großen Areale, das vom Walde eingenommen wird, auf die Volksdichte schließen, so würden wir sicherlich zu gering taxieren. Wir haben also starke lokale Verdichtung, es stehen stark bevölkerte Teile neben Waldgebieten mit geringster Verdichtung. Die mittlere Volksdichte mit Einschluß des Waldes beträgt für den Ostharz 74,80. Wie dicht die waldfreien Teile bevölkert sind, zeigt ein Vergleich, wenn wir den Wald einmal ausschließen, dann kommen auf 586,212 qkm 118029 (etwas weniger!) Menschen oder auf 1 qkm durchschnittlich 201,34 Menschen. Diese Zahl kann sehr leicht über die wirklichen Verhältnisse täuschen. Sie würde weit niedriger sein, wenn sie nicht durch die starke Bevölkerung des Nordrandes ganz bedeutend erhöht würde. Berücksichtigen wir, daß am Nordrande unterhalb der 800 Pariser Fuß-Linie 58419 Menschen leben, also außerhalb unseres eigentlichen Gebietes, da wir doch hauptsächlich das Gebirge behandeln wollen. Schließen wir daher den Nordrand aus, so beträgt unsere Dichte mit dem Walde nur noch 41,26, eine Zahl, die mit den Dichteziffern von Hinterpommern und anderer schwach besiedelter Gebiete Norddeutschlands wetteifert. Wir sehen an diesem Beispiel, daß wir eine mannigfaltige Dichte haben, die mit der Höhenlage, der Fruchtbarkeit des Bodens und der Verkehrslage wechselt.

Die Tabelle I zeigt die Verteilung der Bewohner und des Areals nach den verschiedenen Dichtestufen.

Am auffallendsten ist die ungeheure Grundfläche, die der ersten Dichtestufe zukommt, sie beträgt 61,1 % der Gesamtfläche und hat nur eine Bewohnerzahl von 12,99 d. h. 1,1 % der Gesamtbevölkerung. Hierher sind alle Forstgemarkungen und einige selbständige Gutsbezirke zu zählen. Sie liegen hauptsächlich am Nord- und Südabhange und in den höchsten Teilen; hier findet sich der meiste Wald, der in der Mitte auf der eigentlichen Hochfläche weniger zusammenhängend ist. Der Verteilung des Waldes entsprechend gliedert sich auch der Harz im großen und ganzen in sechs Dichtezonen:

1. Die mittlere Zone mit mäßig dichter Bevölkerung nimmt die innere Hochfläche ein.
2. und 3. Die beiden Waldstreifen des Nord- und Südabhanges, die abgesehen von den Flußtälern durchweg eine Dichte unter 10 haben.
4. Der Nordrand, das Gebiet mit stärkster Dichte.

5. Der Südrand, von mittlerer Dichte.
6. Das Wipper-Eine-Gebiet, gleichmäßig besiedeltes Ackerbaugebiet, nur durch zwei Forstbezirke unterbrochen.

Tabelle I.

Dichtestufe	Anzahl der Bewohner		Grundfläche		Anzahl der Gemeinden	
	absolut	% der Gesamteinwohnerzahl	in ha	% der Gesamtfläche	absolut	in %
— 10	1299	1,1	96357,3	61,1	45	31,5
10— 25	319	0,3	2060,2	1,3	2	1,4
25— 50	2825	2,4	7651,4	4,8	10	6,9
50— 75	5547	4,7	8491,8	5,4	15	10,5
75—100	9176	7,7	9683,1	6,1	14	9,8
100—150	14105	11,9	12382,1	7,9	18	12,6
150—250	11245	9,5	6136,5	3,9	9	6,3
250—500	43990	37,2	11011,5	6,9	17	11,9
über 500	29523	25,1	4016,0	2,6	13	9,1
unter dem Mittel	9990	8,5	114560,7	72,6	72	48,3
über dem Mittel	108039	91,5	43229,2	27,4	71	51,7
insgesamt	118029	100,0	157789,9	100,0	143	100,0

Die zweite Dichtestufe von 10—25 ist nur mit einem Gutsbezirke vertreten. Dieser Umstand ist keineswegs besonders auffällig, da auch in anderen Gebieten diese Dichtestufe wenig vertreten ist. Die größte absolute Anzahl von Gemeinden und auch von Einwohnern und Fläche weist die Stufe zwischen 250—500 auf, eine Dichte, die im nordöstlichen Thüringen nur sehr spärlich vertreten ist, also eine Kategorie von Orten enthalten muß, die dort fehlen. Es gehören hierher viele Orte des Nordrandes Wernigerode, Blankenburg, Ballenstedt, Gernrode, Suderode, Nöschenrode u. a., die durch ihre Lage sich auszeichnen und die ihre Größe der Industrie und dem Verkehr verdanken. Nur um ein geringes weniger zahlreich sind die Orte der Stufen 50—75 und 75—100. Sie enthalten durchweg die Ackerbausiedelungen mittlerer Größe des Wipper-Eine-Gebietes, die auch im nordöstlichen Thüringen am stärksten vertreten sind.

Zu betrachten wäre noch das Verhältnis von Bevölkerung und Fläche über und unter dem Mittel. Hier sehen wir wieder den Einfluß des Waldes; derselbe verhindert, daß ein annähernder Ausgleich

zwischen beiden Summen zustande kommt, wie das bei einer gleichmäßigen Besiedelung wie im nordöstlichen Thüringen eher der Fall ist. Das liegt auch an der vollkommen ungleichen Verteilung der Gemarkungen, die in den historischen und natürlichen Verhältnissen begründet liegt. Bemerkt sei nur, daß im Harze keine deutliche Beziehung besteht zwischen der Einwohnerzahl und der Größe der Gemarkung, wie das sonst wohl in reinen Ackerbaugebieten der Fall ist.

---

12. Kapitel.

Zerlegung in einzelne Teile und statistischer Vergleich derselben.

Eine Zerlegung des Harzes nach natürlichen Gesichtspunkten ist stets mit großer Schwierigkeit verknüpft. Zunächst löst sich das östliche Hügelland, das Wipper-Eine-Gebiet, ab. Der übrig bleibende Westteil ist jedoch zu groß, so daß eine nochmalige Zerlegung wünschenswert ist. Es fällt hier auch gar nicht schwer, eine Zerkleinerung vorzunehmen, da sie schon vom orographischen Aufbau vorgeschrieben wird. Wir wollen in Nordrand, Südrand und Gebirgsinnere gliedern, wenn auch der letzte Teil unverhältnismäßig groß ist und gewisse geographische Gegensätze in sich birgt.

Bei der Betrachtung des ganzen Gebietes werden die geographischen Eigenheiten der einzelnen Teile sehr verwischt, da sie einander gegenseitig aufheben. Daher ist eine Gegenüberstellung im einzelnen erwünscht und außerordentlich lehrreich. Überaus deutlich führt uns die Tabelle II die durchgreifenden Unterschiede in der Besiedelung vor Augen, obwohl sie nur in groben Zügen die Verteilung der Bevölkerung und der Grundfläche zeigt (vgl. Schlüter Tabelle 6).

Wir sehen, daß die gesamte Bevölkerung des Wipper-Eine-Gebietes sich auf die Dichtestufen bis 250 auf 1 qkm verteilt, nur zwei Gemeinden haben eine Dichte über 250, es sind dies das Dorf Neu-Platendorf und der Gutsbezirk Paßbruch. Die Gutsbezirke haben immer eine besondere Dichte verglichen mit den Ortschaften; wir können also Paßbruch hierbei ganz unberücksichtigt lassen. Die besonders hohe Dichte Neu-Platendorfs erklärt sich aus dem Umstande, daß es eine Neugründung Friedrichs des Großen ist; seine Gemarkung mußte sich infolgedessen denen der umliegenden Orte anpassen und fiel so sehr klein aus. Die Dichte des Wipper-Eine-Gebietes beruht durchaus auf dem Ackerbau, der bäuerlichen Kleinwirtschaft und dem Großgrundbesitze. Der Verkehr ist außerordentlich gering, keine Eisenbahnen durchschneidet das

Tabelle II.

Dichtestufe	Wipper-Eine-Gebiet			Nordrand		
	Bevölkerung in %	Grundfläche in %	Anzahl der Gemeinden in %	Bevölkerung in %	Grundfläche in %	Anzahl der Gemeinden in %
bis 75	43,7	77,3	64,6	0,7	5,1	10,6
75—250	53,8	22,3	31,2	7,8	25,6	31,6
über 250	2,5	0,4	4,2	91,5	69,3	57,8

Dichtestufe	Südrand			Gebirgsinneres		
	Bevölkerung in %	Grundfläche in %	Anzahl der Gemeinden in %	Bevölkerung in %	Grundfläche in %	Anzahl der Gemeinden in %
bis 75	19,8	37,9	30,0	3,6	81,9	54,5
75—250	53,3	57,0	50,0	48,2	13,2	22,8
über 250	26,9	5,1	20,0	48,2	4,9	22,7

373 qkm große Gebiet; daher fehlt auch die Industrie, die sonst höhere Dichte hervorruft. Die Bevölkerung ist gleichmäßig verteilt, und es fehlt starke örtliche Konzentration. Gerade diese ist beim Nordrand ausschlaggebend; hier haben wir drei Orte, von denen jeder eine Bevölkerung gleich zwei Drittel der Gesamtbevölkerung des Wipper-Eine-Gebietes besitzt: Wernigerode, Blankenburg und Thale. Der Nordrand ist außerordentlich dicht besiedelt, 91,5 % der Bevölkerung auf 69,3 % Grundfläche gehören zu Gemeinden mit einer Dichte von über 250. Geringer ist die Dichte des Südrandes; hier sind die Orte mit mittlerer Dichte ausschlaggebend. Das Gebirgsinnere ist das Gebiet der unausgeglichenen Gegensätze: zur Dichtestufe bis 75 gehören 81,9 % der Grundfläche und nur 3,6 % der Bevölkerung, also eine außerordentlich geringe Dichte. Daneben haben wir sehr starke lokale Verdichtung besonders im Westen, während die Dichtestufe 75—250 hauptsächlich im Osten des Gebirgsinneren sich befindet.

Tabelle III gibt uns die Anzahl der Gemarkungen in ihrer Verteilung auf die einzelnen Dichtestufen. Die meisten Orte des Wipper-Eine-Gebietes gehören zu den Dichtestufen 25—100, während bei einer Dichte über 250 nur noch zwei Orte anzutreffen sind. Der Nordrand hat sein Maximum bei der Dichtestufe 250—500, ähnlich das Gebirgsinnere, doch hat dieses auch bei den anderen Stufen eine Reihe von Orten aufzuweisen.

Tabelle III.

Verteilung der Gemeinden (Gemarkungen) unter die verschiedenen Dichtestufen.

Dichtestufe	Gesamt-gebiet	Wipper-Eine-Gebiet	Nordrand	Südrand	Gebirgs-inneres
bis 10	45	10	—	—	35
10— 25	2	1	—	—	1
25— 50	10	9	1	—	—
50— 75	15	11	1	3	—
75—100	14	8	1	1	4
100—150	18	6	3	3	6
150—250	9	1	2	1	5
250—500	17	2	7	1	7
über 500	13	—	4	1	8
unter dem Mittel	72	31	2	3	36
über dem Mittel	71	17	17	7	30
insgesamt	143	48	19	10	66

Waren wir schon soeben auf das verschiedene Anhäufungsverhältnis der Bevölkerung aufmerksam geworden, so wird es uns bei der weiteren Betrachtung noch mehr auffallen.

Tabelle IV.

Durchschnittliche Einwohnerzahl einer Gemeinde.

Dichtestufe	Gesamt-gebiet	Wipper-Eine-Gebiet	Nordrand	Südrand	Gebirgs-inneres
bis 10	31	35	—	—	30
10— 25	52	52	—	—	267
25— 50	282	303	92	—	—
50— 75	446	343	300	489	—
75—100	732	585	914	833	716
100—150	776	612	673	336	1234
150—250	1277	199	799	2123	1481
250—500	2558	188	4787	723	908
über 500	2380	—	4996	1279	1032
unter dem Mittel	315	260	196	489	37
über dem Mittel	1557	522	3413	852	1177
Durchschnitts-größe	1424	360	3075	743	(1145) 553

Die Durchschnittsgröße einer Gemeinde des Gesamtgebietes beträgt 1424 Einwohner. Das ist eine überaus große Zahl, wenn wir sie mit der von Schlüter für das nordöstliche Thüringen gefundenen Zahl vergleichen, hier beträgt sie nur 690 (S. 127). Die Zahl kann uns ein Beispiel sein für die Durchschnittszahl eines fast reinen Ackerbaugebietes; in solchen ist die Konzentration immer gering. So haben wir für das Wipper-Eine-Gebiet eine durchschnittliche Ortschaftsgröße von 360 Einwohnern, dagegen beträgt sie für den Nordrand 3075, da die Forstgemarkungen hier fehlen. Es ist eine ganz außerordentliche Größe, die hauptsächlich durch Wernigerode, Blankenburg und Thale zustande kommt. Die günstige verkehrsgeographische Lage und die lebhafte Industrie bewirken die Ortschaftsgröße. Eine vermittelnde Stellung nimmt wieder der Südrand ein. Hingegen gibt die Zahl 553 für das Gebirgsinnere eine ganz falsche Vorstellung, da die Forstgemarkungen die Zahl erheblich herabdrücken, weshalb es angebracht ist, sie hier auszuschalten. Die durchschnittliche Ortschaftsgröße ist ohne Forstgemarkungen richtiger auf 1145 Einwohner anzugeben. Doch auch der horizontalen Gliederung des Gebietes kommt die verschiedene Größe der Orte auf Rechnung. Im östlichen Hügellande können sich keine großen Gemarkungen entwickeln, weil das Gebiet zu bewegt ist. Die große mittlere Hochfläche des Gebirgsinneren gab dagegen Gelegenheit zur Entwickelung von großen Gemarkungen. Zu ebensolchen sind die natürlichen Verhältnisse des Nordrandes geschaffen. Andererseits sind die Gemarkungen der Talsiedelungen außerordentlich klein, da diese nicht auf dem Ackerbau beruhen. Die durchschnittliche Ortschaftsgröße derselben ist beträchtlich. Auch die Übereinstimmung der Dichte mit der durchschschnittlichen Einwohnerzahl kommt in der Tabelle gut zum Ausdruck; es stimmt nur dann nicht, wenn die Anzahl der Orte zu klein ist, so daß kein Ausgleich herbeigeführt werden kann.

---

13. Kapitel.

Beziehung der Bevölkerungsverteilung zur Höhenlage.

Unabweisbar ist die Beobachtung, daß die Bevölkerung in den Gebirgen mit der Höhenlage durchschnittlich abnimmt. Das Klima wird ungünstiger, und der Boden wird immer unfruchtbarer, und etwa in gleichem Verhältnis nimmt auch die Anzahl der Bewohner ab. Doch gibt es Ausnahmefälle, wie es z. B. die Arbeit Burkhardts über das Erzgebirge dartut. Beim Harze ist die Abnahme allmählich, wenn auch nicht regelmäßig.

Tabelle V.

Verteilung der Bevölkerung nach Höhenstufen.

Höhenstufen	Anzahl der Bewohner der einzelnen Höhenstufen	Dasselbe in % der Gesamtbevölkerung	Zahl der Ortschaften	Durchschnittliche Einwohnerzahl einer Gemeinde
150—250 m	54121	11,4	21	2577
250—300 m	27439	3,9	47	584
350—450 m	18449	15,6	24	769
450—550 m	13442	23,2	15	895
mehr als 550 m	4578	45,9	5	916
Summe	118029	100,0	111	

Der ersten Stufe von 150—250 m gehören vorwiegend die Orte der nördlichen Randzone an, die durch ihre Größe bewirken, daß diese Stufe, obwohl nur klein an Areal, die größte Bevölkerungsziffer aufweist. Die zweite Stufe zeichnet sich durch die größte Anzahl der zugehörigen Ortschaften aus, die jedoch an Größe durchaus unbedeutend sind. Beide Umstände lassen schon mit Recht vermuten, daß sich in diese Zone die Orte des Wipper-Eine-Gebietes einordnen, wozu noch die südlichen Randsiedelungen sich gesellen. Die nächsten Stufen umfassen zunächst die unteren Talsiedelungen der Selke und Bode; dann folgen die Hochflächenortschaften. Das am höchsten gelegene Dorf unseres Gebietes ist Hohegeiß mit 642 m, während die Einzelsiedelungen bis zum Brockengipfel emporsteigen. Die durchschnittliche Einwohnerzahl der Ortschaften der einzelnen Höhenstufen wächst, abgesehen von der untersten Stufe, die die Randorte enthält, nach oben zu ganz bedeutend. In den tiefer gelegenen Teilen ist der Ackerbau der Erwerbszweig der Bewohner, n den höheren die Industrie, die fast immer zur Anlage von größeren Siedelungen führt.

Die Bevölkerungsänderungen im 19. Jahrhundert.

14. Kapitel.

Die Entwickelung der Industrie im 19. Jahrhundert.

In früheren Jahrhunderten hatte der Harz an industriellen Betrieben fast nur Bergbau und das eng damit verbundene Hüttenwesen. Im 17. und 18. Jahrhundert finden wir dieselben im Rückgang, und auch im 19. Jahrhundert dauert dieser noch fort. Dafür schieben sich

jedoch Eisenbearbeitungsfabriken aller Art ein, um gewissermaßen Ersatz zu schaffen. Die Orte in den Flußtälern und besonders beim Austritt derselben aus dem Gebirge bleiben die Sitze der Industrie, die lebendige Kraft der Flüsse war stets ein begehrenswertes Hilfsmittel. So ist Ilsenburg ein Ort, in dem 800 Jahre die Eisenindustrie geblüht hat. Am Ausgange des Tales der gefällreichen Ilse gelegen war es zum Industrieort wie geschaffen. Heute sind fünf Fabriken am Platze, die etwa 600 Arbeiter beschäftigen.[1]

Auch der Ort am Ausgange des Bodetales, Thale, hat ein sehr altes Eisenhüttenwerk; doch hatte es sich nie zu besonderer Blüte entwickelt. Da wurde es im Anfang der 70er Jahre, nachdem Thale 1867 Bahnverbindung erhalten hatte, in eine Fabrik für emaillierte Guß- und Blechwaren umgewandelt, und seitdem datiert der gewaltige Aufschwung des Werkes. Folgende Zahlen beleuchten die Schnelligkeit seines Wachsens am besten: 1872: 260 Arbeiter, 1900: 3600 Arbeiter. Die Fabrik erzeugt jährlich für neun Millionen Mark emaillierte Waren und deckt damit den zehnten Teil des Bedarfes der ganzen Welt. Dies und der riesige Fremdenverkehr erklären das Emporwachsen des Ortes in den letzten Jahrzehnten.[2]

Blankenburg ist der Sitz der „Harzer Werke zu Rübeland und Zorge“. Diese sind anfangs der 70er Jahre aus den Herzoglich Braunschweigischen Werken hervorgegangen. Davon wurde das Tanner Werk verkauft, das heute nur noch schwach im Betriebe ist, und in Altenbrak wurde die Ludwigshütte eingestellt. Dafür wurden die Eisenwerke in Rübeland und Zorge bedeutend erweitert, die noch in ständiger Entwickelung sind.[3] Sonst sind noch Wieda zu erwähnen und ganz besonders Rothehütte, wo sich eine staatliche Eisenhütte mit zwei Hochöfen und 280 Arbeitern befindet.[4] Mehr im Osten liegen die anhaltischen Hüttenwerke von Mägdesprung und die Silberhütte, die eine große Anzahl von Arbeitern beschäftigen.

Als bodenständige Industrie kann man neben dem Bergbau auch die Holzwarenfabrikation betrachten. Eine fabrikmäßige Herstellung der Holzwaren gab einen Ersatz für den zurückgehenden Bergbau. So führte sich im 19. Jahrhundert die Herstellung von Streichhölzern ein; größere Fabriken finden sich in Benneckenstein, in Gernrode und Wieda, in den letzteren sogar je zwei (nach Erkundigungen). In großem Maßstabe

[1] Ilsenburg als Sommeraufenthalt. Wernigerode 1901. S. 14.
[2] Provinz Sachsen. I. S 200.
[3] Führer durch Blankenburg.
[4] Richters Reiseführer: Der Harz. S. 95.

wird die Fabrikation von Kisten, Schachteln, Vogelkäfigen usw. in Braunlage betrieben.[1] In Harzgerode ist besonders die Böttcherei vertreten, ebenso wie in Schielo die Faßreifenfabrikation (nach Mitteilungen). Vitriol- und Flußspatgruben wiesen im Selketale der Industrie einen neuen Weg; eine Pulverfabrik entstand hier im Ausgange des 18. Jahrhunderts, und auch die Glasfabrikation fand hier eine Stätte. Die 1827 bedeutend erweiterten Werke von Mägdesprung[2] nahmen immer weiter einen guten Fortgang.

Wir haben schon Hohegeiß' gedacht als eines Ortes, in dem an Stelle des Bergbaues die Holzwarenfabrikation in der Form der Hausindustrie trat. Die Einwohner dieser Ortschaft verfertigen so schon zwei Jahrhunderte grobe Holzwaren, wie Mollen, Schaufeln, hölzerne Haushaltungsgegenstände, Böttchereiwaren usw. Mit diesen Produkten treiben sie bis weit ins Tiefland hinein Hausierhandel.[3] Ebenfalls starke Hausindustrie haben wir in dem erst im 18. Jahrhundert angelegten Friedrichsbrunn. Wie Hohegeiß hoch gelegen, lohnt der Ackerbau nur noch schlecht. Die Einwohner betreiben daher eine blühende Hausindustrie und fabrizieren eschene und eichene Wanderstöcke, von denen sie jährlich 9—10000 Dutzend herstellen und nach Leipzig und Berlin auf den Markt bringen.[4]

15. Kapitel.

Die Verkehrsverhältnisse.

Wir haben bei der Besprechung der Verkehrswege in früherer Zeit gesehen, daß am Ende des 18. und im Beginn des 19. Jahrhunderts sich ein reger Durchgangsverkehr durch den Harz entwickelte. Die Harzer Fuhrleute waren bekannt, und der Verkehr ergab für die Bewohner des Gebirges einen guten Erwerb. Das alles änderte sich seit dem Bau der Eisenbahnen. Der Harz verlor seine Bedeutung als Durchgangsland für den Handel vollkommen, so daß sich besonders für die Orte der Hochfläche ein Zurückgehen bemerkbar machen mußte, zumal sich kein anderer Erwerbszweig als Ersatz bot. Seitdem beobachten wir ein Stillstehen oder sogar ein Zurückgehen der Bevölkerungsziffer.

[1] Meyers Harz. S. 136, 234, 115.

[2] Lindner, a. a. O. S. 512.

[3] F. W. R. Zimmermann, Das Hausiergewerbe im Herzogtum Braunschweig. Schriften des Vereins für Sozialpolitik 77. S. 85.

[4] Provinz Sachsen II, S. 219.

Der Harz ist nicht allzu früh in den Besitz von Eisenbahnen gelangt; er wurde von ihnen umgangen, und so wurde schon früh der Durchgangsverkehr durch das Gebirge abgelenkt. In seiner Nähe kamen erst spät Eisenbahnlinien zum Bau; die erste war die Linie Halle-Nordhausen-Kassel, die 1865 beendet war. Weit wichtiger waren die Bahnbauten am Nordrande. Hier wurde 1865 die Stichbahn Quedlinburg-Thale beendet, deren Nutzen bald hervortrat. Es war die erste Eisenbahn, die den eigentlichen Fuß des Harzes berührte. Das Bodetal wurde dadurch dem Touristenverkehr erschlossen. 1868 wurde als weiterer wichtiger Ort des Nordrandes Ballenstedt angeschlossen. Aus industriellen Gründen wurde die Bahn Halberstadt-Blankenburg gebaut und 1873 eröffnet.[1]

Doch alle diese Bahnen berührten nur den Harz; bis vor 15 Jahren hatte das Gebirgsinnere noch keine einzige Eisenbahn, heute hat es gegen 175 km Bahnlinien. Dieselben sind freilich nur schmalspurig und meist nur für den Touristenverkehr berechnet. Die Handelszentren des Nord- und Südrandes befördern auch heute noch die Waren meist mit dem Wagen nach dem Bestimmungsorte im Innern des Gebirges.

Die Linie Halberstadt-Blankenburg wurde 1886 bis Tanne weitergeführt; sie ist im Gegensatz zu den anderen aus rein praktischen Gründen angelegt. Sie verbindet gewerbtätige Orte miteinander, hauptsächlich verknüpft sie die Eisenwerke in Tanne, Rothehütte und Rübeland mit Blankenburg. Sie benutzt die Hochebene von Elbingerode und Hüttenrode und schlängelt sich dann im Bodetale entlang. An diese schließt sich in Tanne die Südharzbahn an, die über Braunlage nach Walkenried führt. Sie wurde erst 1899 dem Verkehr übergeben, und zu gleicher Zeit war die Harzquerbahn fertiggestellt, die von Wernigerode nach Nordhausen durch den Harz läuft. Beide verfolgen vorwiegend touristische Zwecke. Von der Harzquerbahn zweigt die Brockenbahn ab (eröffnet im Dezember 1898), sie will mühelos dem Reisenden die schönen Aussichten eröffnen, ohne dabei einem wirtschaftlichen Zwecke zu dienen. Der letztere tritt mehr in den Vordergrund bei der Bahn Gernrode-Mägdesprung-Harzgerode-Güntersberge-Hasselfelde, was schon daraus zu schließen ist, daß alle größeren Orte der Hochfläche durch sie verbunden werden. Für Mägdesprung und Alexisbad ist sie wegen des Touristenverkehrs von Wichtigkeit, und auch für Harzgerode ist sie von Wert, doch für die weiter westlich liegenden Orte hat sie weniger Bedeutung, die besonders für Hasselfelde sehr gering ist. Dieser

---

[1] „Der Harz“ (Organ des Harzklubs) 1899, den 5. Januar S. 1.

Ort ist politisch und wirtschaftlich abhängig von dem verhältnismäßig nahen Blankenburg. Einen wichtigen neuen Verkehrsweg konnte die Bahn nicht schaffen. Dazu ist u. a. auch der Ausgangspunkt Gernrode zu klein.

Eine Reihe von Bahnprojekten harren noch der Ausführung. Den ganzen Westharz umschließt ein Ring von Eisenbahnen; sie laufen von Nordhausen aus dicht am Fuße des Harzes entlang bis nach Wernigerode. Schon öfter hat man den Plan erwogen, die Bahn von hier nach Blankenburg und Thale weiterzuführen, doch bisher ohne Erfolg. Überhaupt durch keine Eisenbahn ist bisher das Wipper-Eine-Gebiet erschlossen. Fünf bis sechs Stunden haben die Einwohner einer ganzen Reihe von Ortschaften zu gehen, um zu einem größeren Orte oder einer Bahnstation zu kommen. Hier wird sich wohl eine Bahn rentieren, wenn es auch nur ein reines Ackerbaugebiet ist.[1]

---

16. Kapitel.

Die Entwickelung des Fremdenverkehrs.

Die Entwickelung des Fremdenverkehrs geht Hand in Hand mit der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse. Der Harz war in früheren Jahrhunderten ein Anziehungspunkt für unternehmende Reisende, die Besteigung des Brockens galt als nicht ungefährliche und gute touristische Leistung.[2] Verhältnismäßig wenigen war der Harz bekannt, das deutet schon die häufige Beschreibung der Reisen an. Das Warum ist leicht zu erklären. Das Interesse an den rauhen Schönheiten eines Gebirges ist verhältnismäßig jung und hat erst im 19. Jahrhundert die weiteren Kreise des Volkes ergriffen. Die Verarmung des deutschen Volkes im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts war groß, und die Verkehrsmittel waren unbequem und kostspielig. So kommt es, daß nicht die Naturschönheiten im Harze den Fremdenverkehr hervorrufen, sondern daß er zunächst infolge seiner Solquellen entsteht.

Am frühesten hat Alexisbad Badegäste angezogen. Schon 1767 und 1768 weilten hier Kranke, um an der eisenhaltigen Quelle Heilung zu suchen.[3] Erst 1810 wurde es zum Badeorte eingerichtet und hat seitdem als solcher stets geblüht. Auch der zweitälteste Badeort unseres Ge-

---

[1] „Der Harz", den 5. April 1898, den 5. Januar 1899. Bericht über die Ergebnisse der preußischen Staatseisenbahnen. Statistik der Eisenbahnen Deutschlands.

[2] Heyse, Zur Geschichte der Brockenreisen. 5. Auflage. Harzburg 1891.

[3] Lindner, a. a. O. S. 466.

bietes verdankt sein erstes Emporblühen seiner Solquelle. Seit Errichtung des „Behringerbades“ 1829 ist Suderode ein ständig sich entwickelnder Ort des Nordrandes[1], während es vorher dem Eingehen nahe gewesen war. Sein Wachsen hat Suderode ganz allein dem Fremdenverkehr zu danken, denn seine Gemarkung ist klein, und ausgedehntere Gewerbtätigkeit wie Fabriken fehlen hier ganz.

Der Ort mit dem größten Fremdenverkehr in der Gegenwart ist Thale. Wie die genannten beiden Ortschaften zunächst Solbad — 1837 wurde das Hubertusbad eröffnet —, hat es infolge seiner schönen Lage bald als Luftkurort alle anderen überflügelt. Es hatte 1903 den enormen Fremdenverkehr von 25248 Personen, ohne den noch weit stärkeren Durchgangsverkehr zu rechnen, der etwa 200000 jährlich betragen wird.[2]

Spärlich sind die amtlichen Nachweise über die allmähliche Entwickelung des Fremdenverkehrs. Am frühesten begann wohl die amtliche Erhebung in Suderode, die schon 1853 654 Personen ergab.[3] In den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts war der Fremdenverkehr noch sehr gering, abgesehen von den genannten drei Orten, denn der Bau von Eisenbahnen begann erst in diesen Jahren. Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands nach 1870 trug das Seinige dazu bei. Schon in den 70er Jahren war Gernrode eine beliebte Sommerfrische, und bald kamen die anderen Orte des Nordrandes in Aufnahme wie Ballenstedt, und besonders die der Grafschaft Wernigerode wurden Mittelpunkte des Fremdenverkehrs. Wernigerode, Hasserode, Nöschenrode und Ilsenburg sind heute viel besuchte und bei Fremden beliebte Stätten. Am Nordrande gelegen, sind sie mit der Bahn leicht zu erreichen, und ihre Umgebung gehört zu den romantischsten Partien des Harzes. Besonders wichtig ist, daß gerade diese Orte für die Bewohner des norddeutschen Tieflandes ein beliebtes und bequemes Reiseziel sind. Die anderen Teile des Gebirges sind schwerer für diese zu erreichen, und das Hauptkontingent der Besucher des Harzes überhaupt kommt sicherlich aus Norddeutschland, da Mitteldeutschland neben unserem schönen Gebirge noch andere aufzuweisen hat, so daß sich hier der Strom der Sommerausflügler teilt.

Das ist der Hauptgrund, warum der Südrand von Fremden weit weniger besucht wird. Zwar hat Sachsa seinen Aufschwung dem Fremdenverkehr zu verdanken und beherbergt alljährlich etwa 4000 Sommergäste,

---

[1] Lindner, a. a. O. S. 467.

[2] Der Harz, herausgegeben vom Harzer Verkehrsverbande. Harzburg 1904. S. 65.

[3] Führer durch Suderode. S. 8.

aber von anderen Orten ist nur noch Ilfeld zu erwähnen, das einen bedeutenderen Fremdenverkehr hat.

Von den Orten des Gebirgsinneren hat Braunlage am längsten Sommergäste. Bis 1883 gehen die offiziellen Zählungen zurück; es ist nächst Schierke der besuchteste Ort des Inneren. Schierke ist ein schlagendes Beispiel für die Umwälzungen, die der Fremdenverkehr in kürzester Zeit in einem Orte hervorrufen kann. 1885 war es ein reines Holzhauerdörfchen von 392 Einwohnern, das noch dazu stark im Zurückgehen war, und 1900 hatte es 597 Einwohner. Erst 1886 setzte der Fremdenverkehr ein[1], der 1891 592 Personen betrug, aber sich schon in den nächsten 10 Jahren verzehnfacht hatte.

Wie es naturgemäß ist, haben die beiden am schönsten gelegenen Orte auch den größten Fremdenverkehr, nämlich Thale und Schierke. Die auf der Hochfläche liegenden Orte sind meist ohne großen Reiz in bezug auf ihre Lage, und nur die am Horizont aufsteigenden bewaldeten Berge erinnern daran, daß man sich in einem an Naturschönheiten reichen Gebirge befindet; doch scheinen auch diese Orte für den Fremdenverkehr jetzt in Aufnahme zu kommen. Das Wipper-Eine-Gebiet ist fast ganz ohne Fremdenverkehr, da es von der Natur weniger reich ausgestattet ist als die übrigen Teile. Nur Wippra wird von Sommergästen aufgesucht, da es schön gelegen ist und eine reizvolle Umgebung hat.

Den Hauptaufschwung nahm der Fremdenverkehr in den 90er Jahren. Seit 1890 hat sich der Zustrom sicherlich verfünffacht, wenn er nicht noch mehr zugenommen hat.

Ganz neu ist das Bestreben, im Harze Lungenheilstätten zu errichten, und doch suchen schon jetzt alljährlich ein paar Tausend Kranke Heilung. In Sülzhain sind z. B. zurzeit 6 Lungenheilanstalten, die 1900 von 984 Kranken aufgesucht wurden.

	Zählung seit	1880	1885	1890	1891	1895	1900	1904
				I. Wipper-Eine-Gebiet.				
Wippra	—	—	—	—	—	—	500	500
				II. Nordrand.				
Ballenstedt . .	1892	—	—	—	1892: 1657	1300	2113	3500
Gernrode . . .	1880	634	1140	1709	1906	2202	2457	2752
Suderode . . .	1853	—	—	—	—	1896: 3724	1898: 4532	5000

[1] Führer durch Schierke, S. 13.

	Zählung seit	1880	1885	1890	1891	1895	1900	1904
Stecklenberg . .	—	—	—	—	—	—	—	500
Thale	?	—	—	—	—	—	18990	24223
Blankenburg . .	1896	—	—	—	—	1896: 1970	2886	3741
Wernigerode . .	?	—	—	—	517	678	596	798
Nöschenrode . .	?	—	—	—	1318	1536	2190	2420
Hasserode . . .	?	—	—	—	768	948	2644	2316
Ilsenburg	?	—	—	—	1750	3410	5200	—
III. Südrand.								
Ilfeld	1902	—	—	—	—	—	1902: 1800	2001
Sülzhain[1]	—	—	—	—	—	—	984	1264
Sachsa	—	—	—	—	—	2341	4100	4000
IV. Gebirgsinneres.								
Treseburg. . . .	—	—	—	—	—	—	—	300
Altenbrak. . . .	—	—	—	—	—	—	—	700
Elend	—	—	—	50	—	—	750	1130
Schierke	1888	—	—	—	592	1294	6011	6572
Güntersberge . .	1895	—	—	—	—	89	181	149
Alexisbad. . . .	—	—	—	—	—	—	900	—
Stolberg	1893	—	—	—	—	47	329	523
Zorge	—	—	—	—	—	—	—	106
Wieda	—	—	—	—	—	—	300	450
Friedrichsbrunn	1899	—	—	—	—	—	545	1684
Stiege	1896	—	—	—	—	1896: 144	489	764
Hasselfelde . . .	—	—	—	—	—	—	—	100
Elbingerode. . .	—	—	—	—	—	—	—	650
Hohegeiß	—	—	—	—	—	—	(+300) 500	(+400) 950
Braunlage . . .	1883	—	230	1400	—	2600	3600	5631
Benneckenstein.	—	—	—	—	—	—	125	(+650) 250

Die Angaben über den Touristenverkehr wurden erhalten durch Anfragen bei den einzelnen Ortsvorständen. Meist bekam der Verfasser in liebenswürdigster Weise Antwort, zuweilen blieb sie auch aus. Die Tabelle ist ein erster Versuch den Fremdenverkehr im Harze zahlenmäßig festzulegen und zu überblicken und als solcher noch unvollständig.

[1] Anzahl der Lungenkranken.

17. Kapitel.

Ortschaftsgröße und Bevölkerungsänderungen im 19. Jahrhundert.

Die Ortschaftsgröße vor 1800.

Wir haben schon bei der Betrachtung der Wüstungen gesehen, daß in der Zeit des Eingehens der Orte eine vollständige Umsetzung der Bevölkerung stattfand. Der Ortschaftsbestand änderte sich in der angegebenen Weise, und die Städte begannen sich im 15. und 16. Jahrhundert, zum Teil auch schon früher herauszubilden. Doch bedeuten die folgenden Jahrhunderte für die Entwickelung der Städte und für die Zunahme der Bevölkerung überhaupt einen Stillstand.

Jacobs hat für Wernigerode sehr genaue Schätzungen der Einwohnerzahlen aufgestellt:[1]

1456: 2300 Einwohner, 1558: 2630 Einwohner,
1587: 2500 „ 1681/82: 3518 „

Daß die Entwickelung der Stadt trotz dieser Zunahme bis Ende des 18. Jahrhunderts fast stagnierte, zeigt die Angabe Jacobs, daß es im Anfang jenes Jahrhunderts etwa 68 wüste Häuser und 1798 noch 3 in Wernigerode gab. Die Zählungen im 18. Jahrhundert zeigen ein geringes Fortschreiten der Bevölkerung: 1732: 2509 Einwohner, 1785: 2845 Einwohner. Der Grund für die geringe Zunahme der Einwohnerzahl liegt in den Zuständen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Verheerende Seuchen rafften viele Menschen dahin; Ende des 16. Jahrhunderts starben in Wernigerode etwa 1800 Personen an der Pest und in den Jahren 1626/27 1500 Personen. Auch der 30jährige Krieg forderte bedeutende Opfer.

Für die anderen Orte der Grafschaft Wernigerode stehen folgende Zahlen zur Verfügung, die etwa gleiches zeigen:[2]

	1579	1725	1729	1741	1750
Drübeck . .	442	349	344	404	465
Darlingerode	117	148	137	150	248
Ilsenburg .	—	801	591(?)	1024	1021
Altenrode .	—	119	119	214	154
Nöschenrode	—	553	500	689	643

Nur klein muß Ballenstedt in früheren Jahrhunderten gewesen sein, denn es hatte 1708 1301 Einwohner. Im 18. Jahrhundert wurde

[1] Jacobs, Die Bewegung der Bevölkerung von Wernigerode. Festschrift. 1894. S. 47/48.

[2] H.Z. 8. S. 455.

es Residenz und blühte schnell auf, so daß es 1800 2500 Einwohner zählte.[1]

Weiter zurück gehen die Schätzungen für Harzgerode; sie sind jedoch nicht aufgeführt, da sie mit weniger Sachkunde gewonnen sind als wie die für Wernigerode.[2] Im Westen der Hochfläche scheint das Anwachsen auch nur gering gewesen zu sein, wenigstens ist das aus dem Beispiel Braunlages zu schließen.[3]

1725: 109 Wohnhäuser,
1788: 112 „ 602 Einwohner,
1800: 118 „ 687 „

Danach scheint die Bewohnerzahl 1725 auch etwa 600 betragen zu haben.

Alle die Angaben zeigen dasselbe Bild wie das übrige Deutschland vom 16. bis 18. Jahrhundert. Geringer Volkswohlstand bedingte ein langsames Anwachsen oder überhaupt Stillstand der Bevölkerung. Die Industrie lag im Harze ziemlich darnieder und der Verkehr war nur gering. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann sich schon eine etwas stärkere Zunahme geltend zu machen, die im 19. Jahrhundert sich noch vergrößerte.

Die Bevölkerungsbewegungen im 19. Jahrhundert.[4]

Die Tendenz der Bevölkerungsbewegung des Gesamtgebietes im 19. Jahrhundert ist durchweg die der Zunahme wie in ganz Deutschland. Das Zahlenverhältnis ist folgendes:

1812: 62121 Einwohner, 1846: 84005 Einwohner,
1871: 88938 „ 1900: 118029 „

Wir sehen also eine verhältnismäßig langsame Zunahme bis 1871 und dann eine schnellere bis 1900, prozentuell ausgedrückt beträgt sie:

1812—1846: 35,2 %, 1846—1900: 40,5 %.

---

[1] Lindner, a. a. O. S. 480.

[2] Pfennigsdorf, Geschichte der Stadt Harzgerode. S. 42.

[3] Langerfeldt, Zur Geschichte von Braunlage. H.Z. **17.** S. 323—328.

[4] Von den benutzten statistischen Werken seien nur die wichtigsten genannt: Statistisches Repertorium über das Königreich Westphalen. Halle 1812. — Messow, Topographisch-statistisches Handbuch des preußischen Staates. 2 Bde. Magdeburg 1846/47. — Die Gemeinden und Gutsbezirke des preußischen Staates. Berlin 1873. — Hersein und Schlüter, Statistisches Handbuch für das Königreich Hannover. Hannover 1848. — Statistisch-topographisches Handbuch des Herzogtums Braunschweig. Braunschweig 1851. — Ortschaftsverzeichnis des Herzogtums Braunschweig. Braunschweig 1871. — Dasselbe: 1901. — Lindner, Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt. Dessau 1833. — Possart, Geographie und Statistik des Herzogtums Anhalt. Bernburg 1855. — Ortschaftsverzeichnis von Anhalt. Dessau 1875. — Die Ergebnisse der Volkszählung von 1900. Dessau 1901.

Die erste Zahl können wir leider mit den Ergebnissen anderer Arbeiten nicht in Beziehung setzen, da solche vollkommen fehlen. Bedauernswert ist es ferner, daß die Zahl für 1846 durchaus nicht genau ist, denn für die Orte des Kreises Blankenburg mußte die Zählung von 1849, für die des Kreises Ilfeld die Zählung von 1848 eingesetzt werden, da für das Jahr 1846 Angaben fehlen. Lieber wäre es dem Verfasser auch gewesen, die Zahlen für 1852 zu verwenden, um Vergleiche mit Arbeiten möglich zu machen, die vom Jahre 1852 ausgehen; das ging aber nicht an, denn dann hätte eine Reihe von Orten ausgelassen werden müssen. Da es mehr darauf ankam, eine Gesamtzahl zu geben, die ungefähr einen Einblick gestattet, so wurde dieses Verfahren gewählt. Einwände hiergegen lassen sich machen. Ein Vergleich mit anderen Arbeiten muß auch für die Zeit von 1846—1900 sowieso unterbleiben, da ihre Berechnungen nur bis 1895 reichen. Doch soll hier bemerkt werden, daß die Zunahme von 40 % eine mittlere und dem Deutschen Reiche etwa entsprechende ist.

Weit interessanter als die Zahlen des Gesamtgebietes sind die der einzelnen Teile in ihrem Verhältnis zueinander. Wie ihre Bedeutung für das Gesamtgebiet im Laufe des 19. Jahrhunderts sich verschoben hat, zeigt folgende Tabelle. Die Zahlen besagen den prozentuellen Anteil, den jeder Teil an der Gesamtbevölkerung hat.

	Wipper-Eine-Gebiet	Nordrand	Südrand	Gebirgsinneres
1812	21,8	32,9	7,3	37,9
1846	19,3	33,5	8,1	39,1
1871	18,9	38,0	7,3	35,7
1900	13,2	49,6	6,5	30,7

Das Wipper-Eine-Gebiet als Ackerbaugebiet ohne jede Industrie hat in der Zeit von 1812—1900 seine Bevölkerungsziffer wenig geändert. Es ist ein Land, von dem der Satz Ratzels (Anthropogeographie II, S. 204) gilt: „Je stärker die Wirkungen des Bodens in dem Zustande einer Bevölkerung sich geltend machen, um so dauernder wird dieser Zustand.“ Die Stellung in bezug auf den Verkehr hat sich nicht wesentlich geändert, die Hauptstraßen liefen immer außerhalb desselben.

Eine starke Zunahme erfuhren im 19. Jahrhundert nur Industriebezirke mit starkem Verkehr. Das zeigt in unserem Gebirge der Nordrand. Bis zur Mitte des Jahrhunderts kam seine dem Verkehr günstige Lage weniger zum Ausdruck, die Zunahme war nur eine mäßige. Später trat der großartige Verkehrsumschwung ein. Die schnelleren Verkehrs-

mittel hatten schnellere Bevölkerungsverschiebungen zur Folge; eine Zunahme um mehr als das Doppelte, wie der Nordrand sie aufweist, ergab sich erst im Zeitalter der Eisenbahnen.

Industrie ohne günstige Verkehrsverhältnisse trägt nicht zum Fortschritt der Bevölkerungsziffer bei. Ein solches Gebiet ist der Westteil des Gebirgsinneren; hier ist nur eine ganz langsame Zunahme in den letzten 50 Jahren zu konstatieren trotz der Einführung der Eisenbahnen, während 1812—1846 das Wachstum über 30 % betrug.

Auffällig ist die starke Zunahme des Südrandes in dem Zeitraum von 1812—1846. Die Steinkohlen bei Sülzhain, Ilfeld und Neustadt wurden aufgefunden und abgebaut. Der Wagenverkehr ging noch über das Gebirge und belebte die Orte des Südrandes und der Hochfläche. Nach dem Bau der Eisenbahnen ging das Harzer Fuhrwesen beträchtlich zurück, und seitdem ist der Südrand in sehr ungünstiger Verkehrslage.

Das besprochene Verhalten der natürlichen Teile müssen wir noch an den einzelnen Ortschaften belegen. Wir unterscheiden dabei drei Kategorien von Orten: 1. solche, die absolute Abnahme zeigen, 2. die relative Abnahme zeigen (d. h. die nicht ebensoviel zugenommen haben wie das Gesamtgebiet), 3. die relativ zugenommen haben (d. h. ihr Anwachsen ist größer als das durchschnittliche des Gesamtgebietes).

	1812—1846			1846—1900		
	Absol. — Relat. Abnahme		Relative Zunahme	Absol. — Relat. Abnahme		Relative Zunahme
Wipper-Eine-Gebiet	5	28	6	29	9	3
Nordrand	—	9	10	2	6	11
Südrand	1	2	7	5	4	1
Gebirgsinneres . .	—	14	19	12	19	4

Vergleichen wir die beiden Zeiträume miteinander, so erkennen wir, daß die Ortschaften mit absoluter Abnahme sich stark vermehrt, die mit relativer Zunahme sich stark vermindert haben. Das Wipper-Eine-Gebiet hat diese Erscheinung am ausgedehntesten: von 41 Orten sind 29 in der Einwohnerzahl zurückgegangen. Auch 2 Orte des Nordrandes zeigen absolute Abnahme, was besonders auffallen muß, da ja dieser Teil gerade ein außerordentliches Wachsen der Bevölkerungsziffer zeigt. Es ist Meisdorf, das dem Wipper-Eine-Gebiet nahe liegt und auf das deshalb auch dieselben Ursachen einwirken, und Michaelstein.

Das Wipper-Eine-Gebiet ist der einzige Teil, der ein fast reines Ackerbaugebiet ist, daher wird die Ursache der Abnahme wahrscheinlich zum Ackerbau Beziehungen haben. Die Erscheinung ist heute viel

diskutiert, es ist der sogenannte „Zug vom Lande in die Stadt". Er betrifft meist Ackerbaugebiete; Grund und Schlüter haben in ihren Gebieten dieselbe Beobachtung gemacht. Sie bezeichnen die Zeit seit etwa 1850 als die zweite negative Siedelungsperiode und vergleichen sie mit der Zeit des Eingehens der Ortschaften im 14. und 15. Jahrhundert. Die Ursachen beider Vorgänge sind einander nahe verwandt. Im 19. Jahrhundert ist es das Zurücktreten des Ackerbaues vor der Industrie, da letztere lohnender ist. Der große Umschwung im Verkehrsleben erleichterte einen Austausch der Bevölkerung, und schließlich sind auch die großen Reformen im Staatswesen nicht unwichtig. Preußen führte die Freizügigkeit für seine Staatsangehörigen 1842 ein. In den 50er Jahren wurde der drückende Innungszwang aufgehoben, und der Zug vom Lande in die Stadt begann recht eigentlich einzusetzen. Besonders nach dem Kriege von 1870 hat er stark zugenommen und dauert ungeschwächt noch an.

In der vorhergehenden Betrachtung hatte sich ein verschiedenes Verhalten der natürlichen Teile gezeigt. Da die Bevölkerungszunahme in ihnen große Unterschiede zeigte, so fragen wir uns, ob schon im Anfang des 19. Jahrhunderts Umstände vorhanden waren, die ein solches Wachstum bedingten. Die wichtigste Frage ist hierbei zunächst: wie war im Laufe des 19. Jahrhunderts die Volksdichte in den verschiedenen Teilen:

	1812	1846	1871	1900
Wipper-Eine-Gebiet	36,6	43,5	45,5	41,7
Nordrand	142,6	196,4	236,2	408,8
Südrand	82,1	121,2	116,4	138,1
Gebirgsinneres . .	23,2	32,3	31,3	35,8

Wir müssen hierzu bemerken, daß die Volksdichte des Gebirgsinneren mit Zuziehung des Waldes irreführend ist. Denn in Wirklichkeit herrscht hier eine starke lokale Verdichtung, die der des Nordrandes nahekommt und teilweise sie übertrifft. Berücksichtigen wir dies, so ergibt sich aus der Tabelle die Regel, daß da die Zunahme am stärksten ist, wo die größte Volksdichte herrscht. Dasselbe gilt auch für andere Gebiete (vergl. Schlüter).

Ein ganz ähnliches Verhältnis besteht zwischen Ortsgröße und Bevölkerungszunahme. Große Orte sind eher fähig neue Bewohner heranzuziehen als kleine, da in ihnen größere Mannigfaltigkeit der Berufe herrscht. Schließlich zeigt auch die Tabelle, daß die Bemerkung über die Volksdichte des Gebirgsinneren richtig war. Die folgende Tabelle zeigt, wie die durchschnittliche Größe der Ortschaften in den natürlichen Teilen sich änderte.

	1812	1846	1871	1900
Wipper-Eine-Gebiet . . .	315	377	391	362
Nordrand	1076	1482	1782	3083
Südrand	458	678	649	770
Gebirgsinneres	619	864	836	956

Die Lage der Orte.

18. Kapitel.

Die Ortslage.

Wenn man von der Lage eines Ortes redet, so faßt man meist zwei Begriffe zusammen, die topographische und die geographische Lage. Beide sind getrennt zu halten. Die erstere bezeichnet die Beschaffenheit des Bauplatzes und seiner näheren Umgebung. Unter geographischer Lage versteht man dagegen die Stellung, die ein Ort innerhalb eines Stückes Land oder einer Landschaft einnimmt. Diese Art Lage kann erst durch den Verkehr zum Ausdruck kommen. Die topographische Lage ist ausschlaggebend bei der ersten Besiedelung eines Landes, die geographische Lage kommt erst später in Betracht. Sie entscheidet über die Größe und Bedeutung der Orte.

Wir haben bei der historischen Besiedelung des Harzes unterschieden zwischen Ackerbau-, Burg- und Bergbausiedelungen. Ihre topographische Lage ist von Grund aus verschieden, da ihre Gründung durch ganz verschiedene Faktoren bedingt wird. Wir müssen daher diese drei Arten vollkommen auseinanderhalten.

Bei Ackerbausiedelungen richtet sich das Augenmerk zunächst auf den Ackerboden. Der Ort muß ungefähr im Mittelpunkte der Gemarkung liegen, damit die Äcker nicht zu fern sind. Ferner wird die Ortslage durch das Wasser bestimmt. Jede Ackerbausiedelung liegt an einem Bache oder an einer Quelle. Die Folge davon ist, daß der Ort in einem kleinen oder großen Tale liegt, d. h. ganz allgemein ausgedrückt in einer Vertiefung des Erdbodens. Diese kann nur auf zwei Seiten durch Ansteigen des Bodens abgeschlossen sein, zuweilen aber ist sie es auf allen vieren. Schlüter bezeichnet nun eine solche Art Lage als Nestlage und läßt die übrigen Fälle, wo der Ort in einer weniger regelmäßigen Vertiefung liegt, als unvollkommene Nestlage gelten. Überall macht sich hierin das Bedürfnis nach Schutz gegen Wind und Unwetter

bemerkbar. Alle Orte des Wipper-Eine-Gebietes haben eine mehr oder weniger ausgeprägte Nestlage.

Eine besondere Abart der Nestlage sind die Talausgangssiedelungen. Gegen Sturm durch die steil abfallenden Berge geschützt, ist der Zugang zu den Äckern doch leicht, da sie sich im Halbkreise um den Ort ziehen. Doch war die Lage ursprünglich nicht allzu günstig, da diese Stellen durch Überschwemmungen zu leiden hatten; daher sind die sonst so günstigen Plätze erst verhältnismäßig spät besiedelt worden.

Doch ist zu bemerken, daß die Ackerbausiedelungen nie in engen Tälern liegen. Treffen wir einen solchen Ort, so können wir eine andere Entstehungsursache annehmen, meist sind es dann Burgsiedelungen. Unzugänglichkeit ist bei der Anlage von Burgen die Hauptsache; hier ist es nicht das Schutzbedürfnis gegen das Unwetter, sondern gegen den Menschen. Um dem letzteren trotzen zu können, wird der Kampf mit den natürlichen Verhältnissen gesucht.

Die Lage der Bergbausiedelungen wird durch noch andere Bedingungen bestimmt. Gehen die Orte wirklich auf Bergbau zurück, so wird ihre Lage durch die Erzader vorgezeigt. Sie liegen dann ganz ohne Rücksicht auf die übrigen natürlichen Verhältnisse. Rufen Hüttenanlagen den Ort hervor, so liegt er meist in einem engen Tale, da er die Kraft eines möglichst schnellen Flusses benutzt.

Auch hier zeigt sich die Wichtigkeit des fließenden Wassers. Beinahe alle Orte liegen an einem Bache; im Wipper-Eine-Gebiet ist eine gewisse Vorliebe für die Lage am obersten Oberlaufe zu beobachten. Wo es nun nicht so sehr auf den Punkt der Ortsanlage ankommt, wie bei den Ackerbausiedelungen, kann ein Ausgleich zwischen der Lage zum Wasser und der Lage zu den Äckern stattfinden. An Burgen, die in Beziehung auf Wasser ungünstig lagen, konnte sich kein Ort anschließen. Diese Abhängigkeit war drückend; sie wurde vollkommen aufgehoben durch die Einführung der Kunst des Brunnenbohrens. Professor Hertzberg setzt das Bekanntwerden dieser in unserer Gegend nicht vor die Zeit des 11. Jahrhunderts. Erst längere Zeit dauerte es aber, bis die Kunst in weiteren Kreisen üblich wurde, so daß es nicht zu verwundern ist, daß alle Orte der ersten und zweiten Periode an einer natürlichen Quelle oder an einem Wasserlaufe liegen. Unter den Orten der dritten und vierten Periode finden wir jedoch einige nicht an fließendem Wasser, deren Anlage erst durch Brunnenbohrungen ermöglicht wurde. Es sind Bergbaugründungen, und das schlagendste Beispiel für diese Art Orte ist Hohegeiß. Es entstand erst im 16. Jahrhundert und

war an die Nähe der Kupfergruben gebunden, weshalb man das Wasser durch Brunnen zu gewinnen suchen mußte, auf die man noch heute angewiesen ist. Auch die Anlage von Zorge im Laufe des 16. Jahrhunderts konnte nur durch Brunnenbauten ermöglicht werden. Der älteste Teil des Dorfes zog sich am Abhange des Staufenberges herunter, wo sich noch Ende des 18. Jahrhunderts ein nie versiegender Brunnen befand.[1] Von Einzelsiedelungen ist das auf einer Anhöhe liegende Rittergut Neuhaus zu erwähnen, das in der Zeit des 30jährigen Krieges erbaut wurde[2], und das Vorwerk Karlsrode, das, ebenfalls hoch gelegen, erst 1860 entstand. Bei beiden Gründungen mußte das Wasser auf künstlichem Wege gewonnen werden.

Theoretisch ist die Einführung des Brunnenbohrens ein wichtiger Fortschritt. Doch war die Besiedelung schon zu weit fortgerückt, als daß diese Fertigkeit einen größeren Einfluß auf sie hätte ausüben können. Ein ganz anderes Siedelungsnetz wäre zuerst geschaffen worden, die Möglichkeit der Ortsanlage war ja dadurch von einer wichtigen Schranke befreit.

Die geographische Lage der Orte ist eigentlich schon bei der Betrachtung der Straßen gewürdigt worden. Hier soll nur noch einmal kurz die Lage der Harzrandorte berücksichtigt werden. Die Harzquerstraßen überschritten das Gebirge und an ihnen wuchsen die Orte besonders heran. Die natürlichen Hindernisse zeichnen für den Verkehr gewisse Haltepunkte vor, an denen sich dann ein besonders großer Ort entwickelt. Ich erinnere nur an die Brückenorte beim Übergangspunkte über einen größeren Fluß, die in der norddeutschen Tiefebene oft zu bedeutenden Städten wurden. Eine ganz ähnliche Lage haben die Orte am Rande des Harzes, besonders am Nordrande, wo der Anstieg sehr steil ist. Vor und nach der Durchquerung des Gebirges wurde Rast gemacht, was für die Entwickelung der Randorte überaus wichtig war. Da das Gebirge in etwa zwei Tagen passiert wurde, so ergab sich noch ein Ruhepunkt auf der Hochfläche. Heute sind die Orte des Nordrandes durch die Industrie selbständig gemacht worden. Ferner sind sie Endpunkte von Stichbahnen und als solche die wirtschaftliche Basis für die Orte des Gebirgsinneren.[3]

---

[1] Stübner. a. a. O. I. S. 392.

[2] v. Strombeck, Diakonatseinteilung des Bistums Halberstadt. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. 1862. S. 117.

[3] In bezug auf die zitierte Literatur muß noch bemerkt werden, daß eine ganze Reihe von Werken nicht aufgeführt werden konnte. Wenn daher ein wichtigeres Buch nicht genannt wurde, so so ist damit nicht gesagt, daß es vergessen wurde.

Ergänzungen zu dem Aufsatz „Die frühere Verteilung von Laub- und Nadelwald im Thüringerwald".

Von

Luise Gerbing,
z. Z. Südende b. Berlin.

Durch das dankenswerte Entgegenkommen des gothaischen Staatsarchivs war es mir möglich, ein Faszikel Forstakten[1] durchzuarbeiten, die eine Fülle kultur- und forstgeschichtlicher wertvoller Tatsachen bergen. Es möge mir gestattet sein, die verstreuten, auf obiges Thema bezüglichen Bemerkungen hier zu veröffentlichen als Nachtrag zu dem im Jahrgang 1900 dieser Zeitschrift gebrachten Aufsatz.

Die Akten beziehen sich auf die Ämter Tenneberg, Reinhardsbrunn, Georgenthal und Schwarzwald, also auf das Gebiet zwischen dem Badewasser (einschließlich seiner Quellarme und Zuflüsse) und der Ilm. Der Übersichtlichkeit wegen fasse ich das Wichtigste des im ersten Aufsatz Gebrachten mit den neuen Angaben zusammen.

1. Die Eiche. Den Eichenbestand der an „Eich"leiten und „Eich"bergen reichen Ämter Tenneberg und Reinhardsbrunn bestätigen unsere Akten durch mannigfache Nachweise. Das ganze Burgholz (zum Schloß Tenneberg gehörig) ist mit Eichen durchsetzt. So namentlich am Querberg, Geizenberg und dem Ziegelberg „ein eichen schlagholz". Der „Riehersberg" (Reinhardsberg) des Amtes Reinhardsbrunn hat „grobe, ausgebreite eichen", der Schwarzbach (ebda.) „viel eichen".

Starke Eichen standen 1569 auf dem Porphyr des Stutzhäuser Forstes (am Streitberg).[2] Im Krawinkler Forst am Turmberg („Dornberg") „unwüchsige eichen"; dann am Kienberg, im Borntal und im oberen Schwarzwälder Grund an dem Triefstein. Auf reinen Eichenbestand weist der Forstort „Eichenleiten" hin. Er „fähet am ‚Kien' (Kienberg) an und gehet bis der Crawinkler gemein", liegt also etwa an der Stelle des Kienberg-Köpfchens.

Weiter östlich, im Dörrberger Forst, sind Eichen noch im 16. Jahrhundert bezeugt auf dem Borzel („Burtzel"), der Falligen Leite, dem Diebstieg („ufn Dieben"). Auf dem First des Gebirges scheint der Baum damals schon überall ausgestorben zu sein.

---

[1] Gothaisches Staatsarchiv EE II, 17—20. 1472—1627.

[2] a. a. O. S. 102 ff.

Über die Verbreitung der Buche bringen die betr. Akten nichts wesentlich Neues. Doch ist die damalige starke Durchsetzung mit Buchen der heute größtenteils mit Nadelholz bestandenen Reviere Krawinkel, Stutzhaus und Schwarzwald noch mehr zu betonen.

Der Bergahorn stieg im 16. Jahrhundert noch bis zum Rennsteig hinauf. Am Sachsenstein, Mittelbuch („Milde Buch“), Greifenberg, Wedelbach, Sperrhügel treffen wir die „Öhre“ an. Auch am Schorn, nicht weit vom „Öhrental“ wird Ahorn erwähnt; und noch heute beschatten das Badewasser im Ungeheueren Grund zwischen Schorn und Simmetsberg einige Prachtexemplare des Baumes.

Zur Verbreitung der Esche ist nachzutragen, daß der Name „Eschenthal“ am Zimmerberg (Tabarzer Forst) im 16. Jahrhundert erscheint. Eingesprengte Eschen stehen um die gleiche Zeit am Wedelbach (s. von Dietharz).

Steter Begleiter der ausgedehnten Sümpfe und Moore war die Sahlweide (Salix caprea). „Sälen“ wuchsen z. B. am Großen Hain bei Altenbergen, am Ölberg (oberes Schmalwasser), Streitberg, Fallbecher, Burzel, Finsterbecher, Gehlberg. „Sehlenholz“ wucherte reichlich im Quellgebiet des Lubenbachs und der Hasel. „Harweiden“ (= Sumpfweiden?) werden am Walsbach erwähnt.

Die Aspe, Espe scheint gemein gewesen zu sein im ganzen Thüringerwald. Wir folgen ihr von Westen nach Osten. Im Burgholz z. B.: Tabarzer Aue 1557 und 1612, noch jetzt ist sie hier häufig; am Querberg, hier ein „Aspengraben“; Körnberg; Walsbach, Finsterbecher; Wedelbach, Ölberg, Matteböhler, Weißbecher, Böhler, Burzel; Streitberg; Mittelbuch; am Espenborn (Krawinkler Forst); am Regenberg bei Mehlis. „Espenstangen“ waren in Mehlis zu Sichelstielen geschätzt.

Die Birke (Betula alba L.) endlich nahm mit jedem Boden vorlieb. Sie begleitet die struppigen Fichten, die genügsamen Ebereschen längs der windumtosten Rennsteigbahn; ihre silberweißen Stämme leuchten im Tenneberger Burgholz, sie gesellt sich zu den luftigen Eichenwäldern am Nordrand des Gebirges und sucht jedes „Tällein“, jeden „Grund“ des düsteren Schwarzwaldes auf.

Als ehemalige Standorte der Hasel (Corylus avellana. L.) möchte ich hier nur solche Berge anführen, wo der Strauch seit Menschengedenken verschwunden ist: Am Frankengrund, Ölberg (Schmalwasser), Steinbühl (Dietharz); Streitberg, Finsterbecher, Walsbach, Wedelbach, Großer und Kleiner Buch, Gehlberg. An der „Burgerstraße“ (Elgers-

burg-Schmücke): am „Walstal“ (Walchtal) und Silberbach, Klingenbachskopf, Löffeltal, Gabelkopf. Sämtliche Erwähnungen stammen von 1569. Ob Haselstauden noch jetzt am Mühlwasser bei Mehlis vorkommen, ist mir unbekannt; 1569 wird dort ein „Haselschlag“ erwähnt.

Die Haselgerten waren in den Zeiten des blühenden Thüringer Weinbaues fast unentbehrlich zu Faßreifen. „Reifstäbe, Haseln“, werden karrenweise aus dem Walde geführt: „ein karrn geschnittener reif um 7 gl, ein karrn reifstäbe um $3\frac{1}{2}$ gl, doch daß es einspännige karren.“[1] „Reifwege“ weisen sicherlich auf massenhaftes Vorkommen des Haselstrauches hin. Ein Forstort dieses Namens findet sich im Ruhlaer Forst: ein anderer nördlich von Mehlis an der preußischen Grenze zwischen Ruppberg und Mittelrain.

Recht ansprechend ist eine Notiz aus der Mitte des 16. Jahrhunderts[2], wonach am Vitzenroda (nördlich von Dietharz) „nichts stehet, wie rothe Holunder“ (Sambucus racemosa. L.).

Von den Nadelholzarten will ich hier nur die Kiefer besprechen; durch den Inhalt der Akten wird das Heimatsrecht des Baumes im Thüringerwald fast zweifellos gesichert. Schon der Name „kinberg“ in der käfernburgischen Urkunde von 1259[3], betr. die Krawinkler Aue, spricht für die Bodenständigkeit der Kiefer.

Im 16. Jahrhundert, als noch keinesfalls von planmäßiger Forstkultur die Rede war, findet sich der „kienbaum“ erwähnt: am Ziegelberg (Burgholz), „ausgebreite Kiefern“; am Kirchberg, der Mauchelheide, dem Mardersbach bei Dietharz; Finsterbecher, Krippe („Kruppenberg“), Böhler. Um diese Zeit war die Kiefer also schon auf Sand, Röt und Porphyr heimisch — gewiß ein Beweis für die Urwüchsigkeit des Baumes in der Loiba.

Zum Schluß sei noch eines Waldgewerbes Erwähnung getan, das m. W. bis jetzt noch nicht für diese Gegend nachgewiesen ist: die Zeidelweide oder Waldbienenzucht. Die Notizen beschränken sich auf die Gehölze nordöstlich und nordwestlich von Tambach-Dietharz. 1569 schreibt der Forstbeamte[4] über den Wald am Vitzenroda: „bäume die zum bienen- oder ziedelweide nicht dienlich, sollen abgehauen werden“. Und weiter unten[5] über die Kesseltäler: „Was buchen und haseln noch darinnen, soll vollends abgekohlt werden, damit tannen

---

[1] a. a. O. S. 47ᵃ.

[2] a. a. O. S. 114ᵃ.

[3] Schwarzes Georgenthaler Kopialbuch S. 165ᵇ, 166ᵃ. Gothaisches Staatsarchiv.

[4] a. a. O. S. 114ᵃ.

[5] ebenda S. 122ᵇ.

und fichten fortkommen, der ende ist sehr eine gute gelegenheit, beuten zu bienen anzurichten".

Leider scheint sich aus späterer Zeit keinerlei Andeutung oder Nachricht über die interessante Industrie erhalten zu haben.

Das Slawentum in Buttstädt.

Von

A. Kirchhoff.

Es mehren sich die Spuren slawischer Ansiedelungen auch im inneren Thüringen. Eben hatte der Geheime Staatsrat Dr. Karl Kuhn in seinem anziehenden Buch „Aus dem alten Weimar" (1904), das auch über die Ortslage des ältesten Weimar in einem kleinen, von Weihern und Sumpfstreifen umhegten Viereck im Süden des heutigen Weimarschen Bahnhofs[1] belehrende Winke enthält, auf die „Windischengasse" Weimars hingewiesen, so spendet Geh. Kirchenrat Dr. Förtsch in Weimar, früher Superintendent zu Buttstädt, nachstehende Bemerkungen[2] über die Winden an dieser vor dem Südwestfuß der Finne belegenen Stätte westlich von Eckartsberga, die man jetzt so leicht mit der Eisenbahn Groß-Heringen—Sömmerda erreichen kann.

Nicht fern südöstlich von Buttstädt liegt in reich bewässerter Niederung ein mit Bäumen bestandenes Ried. In den Urkunden wird es die „Tscheplitzweide" genannt, aus welchem offenkundig slawischen Namen im deutschen Volksmund das sinnlose „Scheffels-Weiden" entstanden ist. Von dieser Stelle aus haben sich nach Buttstädt hin den Bach entlang und südwärts am Fuß des Stadthügels in den dortigen Gärten noch vielfache Spuren längst verlassener Hofstätten geringen Umfangs vorgefunden. Die diesen Gärten zunächstliegenden Stadtteile heißen jetzt noch die Ober- und Unterwenden;[3] das Tor, das aus der inneren Stadt dahin führte und 1827 abgebrochen wurde, hieß das

---

[1] Offenbar hängt der Name Weimars mit dieser Lage seines ältesten Stadtteils, seiner City, im Sumpf- und Seenschutz zusammen, denn Mar war ein urdeutsches Wort für See und Sumpf (vergl. Geismar in Hessen).

[2] Handschriftlich mir durch die Güte meines verehrten Freundes Dr. Karl Kuhn in Weimar zur Verfügung gestellt.

[3] „Wenden" ist die jüngere Form für „Winden", womit unsere Vorfahren alle Slawen bezeichneten wie mit „Wälsche" alle Romanen. Vergl. Windischgrätz.

Wendentor, und ein Teil der Flur trägt noch heute den Namen Wendenfeld. Auch der Name eines anderen Stadtteils, „die Windhöfe", ist entstanden aus „Windische Höfe".

Alles das bestätigt die Richtigkeit der Annahme, daß Buttstädt vormals aus zwei Teilen bestand: aus der eigentlichen Stadt mit deutscher Bevölkerung und aus südlichen vorstädtischen Anlagen mit wendischer Bevölkerung. Beide Teile bildeten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zwei völlig voneinander getrennte Pfarrgemeinden mit eigenen Kirchen, in älteren Urkunden und noch in den Akten der Kirchen- und Schulvisitation von 1533 als „Buttstet major" und „Buttstet minor" (Wenigen-Buttstet) oder „Buttstet Schlavorum sive in den Wenden" aufgeführt und erst 1538 zu einer Pfarrgemeinde vereinigt. An die ehemalige Trennung in zwei gesonderte Gemeinden erinnert noch der Umstand, daß bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Bewohner der Ober- und Unterwendenstraße andere Stolgebühren zahlten als die Stadtbürger, ferner die Benennung einer Abgabe als „Wendengroschen" und die einer noch jetzt auf dem Turm der Buttstädter Stadtkirche (früher auf der nachmals abgebrochenen St. Johanniskirche) hängenden Glocke als „Wendenglocke".

Phänologische Beobachtungen in Thüringen.

1905. (25. Jahr.)

Von

Dr. H. Toepfer,

Realschuldirektor a. D.

Wie in früheren Jahren wurde beobachtet in

Sondershausen (51° 22′ N. B., 10° 52′ O. v. Gr., 200 m H.) von den Herren Realschullehrern Lutze und Döring und Dir. Toepfer.

Groß-Furra (6 km nordwestl. v. Sondershausen, Höhe etwa 250 m) von Herrn Kantor Sterzing.

Leutenberg (50° 34′ N. B., 11° 28′ O. v. Gr., 302 m H.) von Herrn Lehrer Wiefel.

Blankenburg i. Th. (50° 41′ N. B., 11° 16′ O. v. Gr., 222 m H.) von Herrn Dr. Kersten.

Die in der zweiten Spalte stehenden römischen Ziffern bedeuten: I. Erste Blüte offen, II. Allgemeine Blüte, III. Erste Früchte reif, IV. Erste Blattoberfläche sichtbar, V. Allgemeine Laubverfärbung.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Aesculus hippocastanum L.	I.	13. 5.	15. 5.	18. 5.	9. 5.
	II.	20. 5.	24. 5.	22. 5.	16. 5.
	III.	—	20. 9.	20. 9.	17. 9.
	IV.	25. 4.	24. 4.	30. 4.	14. 4.
	V.	30. 9.	5. 10.	30. 9.	8. 10.
Berberis vulgaris L.	I.	18. 5.	—	19. 5.	—
	II.	22. 5.	—	24. 5.	—
	III.	—	—	20. 8.	—
	IV.	22. 4.	—	28. 4.	23. 4.
	V.	—	—	2. 10.	19. 10.
Betula alba L.	I.	—	24. 4.	20. 4.	20. 4.
	II.	24. 4.	30. 4.	26. 4.	28. 4.
	III.	—	—	12. 9.	—
	IV.	30. 4.	20. 4.	29. 4.	13. 4.
	V.	—	5. 10.	8. 9.	25. 9.
Cornus mas L.	I.	19. 3.	13. 4.	11. 4.	27. 3.
	II.	2. 4.	21. 4.	20. 4.	4. 4.
	III.	—	—	17. 9.	—
	IV.	—	24. 4.	3. 5.	28. 4.
	V.	—	18. 10.	10. 10.	17. 10.
Cornus sanguinea L.	I.	9. 6.	7. 6.	14. 6.	7. 6.
	II.	14. 6.	14. 6.	21. 6.	16. 6.
	III.	—	—	12. 9.	20. 9.
	IV.	22. 4.	24. 4.	7. 5.	24. 4.
	V.	—	—	14. 10.	5. 10.
Corylus avellana L.	I.	13. 3. ♀	8. 3.	14. 2. ♂	24. 2.
	II.	—	15. 3.	8. 3. ♀	5. 3.
	III.	—	19. 9.	26. 8.	31. 8.
	IV.	—	22. 4.	5. 5.	8. 4.
	V.	—	8. 10.	28. 9.	1. 10.
Crataegus oxyacantha L.	I.	19. 5.	15. 5.	24. 5.	11. 5.
	II.	30. 5.	22. 5.	30. 5.	17. 5.
	III.	—	18. 9.	6. 9.	15. 9.
	IV.	27. 4.	18. 4.	28. 4.	3. 4.
	V.	—	10. 10.	4. 10.	13. 10.
Cydonia vulgaris Persoon	I.	20. 5.	—	—	10. 5.
	II.	28. 5.	—	—	21. 5.
	III.	—	—	—	15. 10.
	IV.	7. 5.	—	—	2. 5.
	V.	—	—	—	20. 10.
Cytisus laburnum L.	I.	26. 5.	—	23. 6.	—
	II.	—	—	3. 7.	—
	III.	—	—	—	—
	IV.	7. 5.	—	8. 5.	26. 4.
	V.	—	—	25. 9.	21. 10.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Fagus silvatica L.	I.	5. 5.	3. 5.	20. 5.	14. 5.
	II.	—	14. 5.	24. 5.	20. 5.
	III.	—	—	26. 8.	25. 9.
	IV.	28. 4.	29. 4.	6. 5.	20. 4.
	V.	2. 10.	8. 10.	30. 9.	28. 9.
Ligustrum vulgare L.	I.	18. 6.	18. 6.	12. 6.	18. 6.
	II.	26. 6.	4. 7.	18. 6.	26. 6.
	III.	—	—	5. 9.	27. 9.
	IV.	18. 4.	20. 4.	8. 5.	12. 4.
	V.	—	—	30. 9.	18. 10.
Lonicera tartarica L.	I.	30. 4.	—	22. 5.	13. 5.
	II.	25. 5.	—	27. 5.	18. 5.
	III.	—	—	8. 7.	26. 6.
	IV.	16. 4.	—	25. 4.	18. 3.
	V.	—	—	4. 10.	12. 10.
Prunus avium L.	I.	3. 5.	26. 4.	2. 5.	25. 4.
	II.	6. 5.	4. 5.	6. 5.	4. 5.
	III.	—	—	8. 7.	15. 6.
	IV.	—	18. 4.	2. 5.	8. 4.
	V.	—	8. 10.	29. 9.	30. 9.
Prunus cerasus L.	I.	2. 5.	30. 4.	1. 5.	—
	II.	8. 5.	6. 5.	9. 5.	—
	III.	—	—	2. 8.	—
	VI.	30. 4.	20. 4.	5. 5.	—
	V.	—	5. 10.	29. 9.	—
Prunus domestica L.	I.	4. 5.	2. 5.	8. 5.	30. 4.
	II.	8. 5.	14. 5.	10. 5.	7. 5.
	III.	—	—	12. 9.	3. 9.
	IV.	4. 5.	—	6. 5.	27. 4.
	V.	—	—	1. 10.	9. 10.
Prunus padus L.	I.	4. 5.	—	26. 5.	1. 5.
	II.	9. 5.	—	29. 5.	10. 5.
	III.	—	—	5. 8.	—
	IV.	26. 4.	—	8. 5.	—
	V.	—	—	9. 10.	12. 10.
Prunus spinosa L.	I.	1. 5.	25. 4.	2. 5.	28. 4.
	II.	6. 5.	6. 5.	6. 5.	5. 5.
	III.	—	—	5. 9.	30. 9.
	IV.	—	30. 4.	10. 5.	25. 4.
	V.	—	—	10. 10.	15. 10.
Pirus communis L.	I.	3. 5.	28. 4.	8. 5.	3. 5.
	II.	8. 5.	6. 5.	10. 5.	12. 5.
	III.	—	—	19. 8.	26. 7.
	IV.	30. 4.	24. 4.	5. 5.	15. 4.
	V.	—	8. 10.	11. 10.	10. 10.
Pirus malus L.	I.	8. 5.	5. 5.	9. 5.	1. 5.
	II.	17. 5.	14. 5.	12. 5.	11. 5.
	III.	—	—	16. 9.	5. 8.
	IV.	4. 5.	20. 4.	5. 5.	11. 4.
	V.	—	12. 10.	12. 10.	14. 10.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Quercus pedunculata Ehrh.	I.	—	10. 5.	8. 5.	3. 5.
	II.	—	15. 5.	20. 5.	10. 5.
	III.	—	—	16. 9.	21. 9.
	IV.	17. 5.	5. 5.	8. 5.	26. 4.
	V.	—	15. 10.	29. 9.	16. 10.
Ribes grossularia L.	I.	28. 4.	20. 4.	18. 4.	9. 4.
	II.	6. 5.	2. 5.	26. 4.	17. 4.
	III.	—	20. 7.	10. 7.	8. 7.
	IV.	6. 4.	18. 3.	15. 3.	6. 3.
	V.	—	—	29. 9.	22. 10.
Ribes rubrum L.	I.	—	22. 4.	18. 4.	14. 4.
	II.	2. 5.	5. 5.	24. 4.	22. 4.
	III.	—	10. 7.	4. 7.	30. 6.
	IV.	—	20. 3.	12. 4.	2. 4.
	V.	—	—	27. 9.	12. 10.
Ribes aureum L.	I.	24. 4.	—	4. 5.	18. 4.
	II.	30. 4.	—	8. 5.	26. 4.
	III.	—	—	24. 7.	—
	IV.	10. 4.	—	27. 4.	12. 3.
	V.	—	—	27. 9.	9. 10.
Robinia pseudaccacia L.	I.	5. 6.	—	5. 6.	3. 6.
	II.	10. 6.	—	9. 6.	10. 6.
	III.	—	—	—	—
	IV.	16. 5.	—	20. 5.	5. 5.
	V.	—	—	30. 9.	20. 10.
Sambucus nigra L.	I.	2. 6.	4. 6.	11. 6.	5. 6.
	II.	18. 6.	14. 6.	14. 6.	12. 6.
	III.	—	—	24. 8.	28. 8.
	IV.	11. 4.	15. 4.	28. 4.	—
	V.	—	—	9. 10.	21. 10.
Sorbus aucuparia L	I.	—	20. 5.	16. 5.	12. 5.
	II.	27. 5.	25. 5.	21. 5.	20. 5.
	III.	11. 9.	—	11. 8.	27. 8.
	IV.	1. 5.	18. 4.	1. 5.	13. 4.
	V.	—	8. 10.	9. 10.	11. 10.
Syringa vulgaris L.	I.	14. 5.	12. 5.	16. 5.	10. 5.
	II.	21. 5.	18. 5.	22. 5.	17. 5.
	III.	—	—	20. 9.	—
	IV.	11. 4.	16. 4.	8. 5.	10. 4.
	V.	—	—	10. 10.	12. 10.
Tilia grandifolia Ehrh.	I.	22. 6.	26. 6.	21. 6.	20. 6.
	II.	27. 6.	8. 7.	24. 6.	27. 6.
	III.	—	—	20. 9.	10. 9.
	IV.	2. 5.	30. 4.	9. 5.	25. 4.
	V.	—	15. 10.	28. 9.	30. 9.
Tilia parvifolia Ehrh.	I.	1. 7.	4. 7.	26. 6.	29. 6.
	II.	5. 7.	12. 7.	3. 7.	7. 7.
	III.	—	—	24. 9.	19. 9.
	IV.	8. 5.	10. 5.	16. 5.	1. 5.
	V.	—	18. 10.	28. 9.	6. 10.

		Sondershausen	Gr.-Furra	Leutenberg	Blankenburg
Vitis vinifera L.	I.	—	20. 6.	28. 6.	16. 6.
	II.	—	5. 7.	1. 7.	23. 6.
	III.	—	20. 9.	28. 9.	23. 9.
	IV.	—	12. 5.	7. 5.	30. 4.
	V.	—	20. 10.	10. 10.	16. 10.
Atropa belladonna L.	I.	—	15. 6.	8. 7.	—
	II.	—	25. 6.	19. 7.	—
	III.	—	—	20. 8.	—
Anemone nemorosa L.	I.	1. 4.	29. 3.	4. 4.	21. 3.
	II.	10. 4.	18. 4.	10. 4.	30. 3.
	III.	—	—	21. 5.	—
Chrysanthemum leucanthemum L	I.	1. 6.	1. 6.	3. 6.	27. 5.
	II.	9. 6.	10. 6.	8. 6.	5. 6.
	III.	—	—	10. 8.	—
Convallaria majalis L.	I.	11. 5.	13. 5.	20. 5.	7. 5.
	II.	15. 5.	24. 5.	24. 5.	15. 5.
	III.	—	—	—	—
Hepatica triloba Chaix.	I.	13. 3.	25. 3.	15. 3.	10. 3.
	II.	19. 4.	18. 4.	1. 4.	20. 3.
	III.	—	—	4. 7.	—
Lilium candidum L.	I.	7. 6.	5. 7.	3. 7.	28. 6.
	II.	—	10. 7.	10. 7.	6. 7.
	III.	—	—	—	—
Narcissus poëticus L.	I.	1. 5.	8. 5.	10. 5.	28. 5.
	II.	18. 5.	14. 5.	16. 5.	7. 6.
	III.	—	—	—	—
Primula officinalis Jacqu.	I.	18. 4.	12. 4.	18. 4.	5. 4.
	II.	1. 5.	29. 4.	27. 4.	12. 4.
	III.	—	—	25. 5.	—
Secale cereale L.	I.	1. 6.	10. 6.	5. 6.	2. 6.
	II.	—	12. 6.	8. 6.	8. 6.
	III.	12. 7.	20. 7.	28. 7.	16. 7.
Salvia officinalis L.	I.	1. 6.	—	—	—
	II.	15. 6.	—	—	—
	III.	—	—	—	—
Salvia pratensis L.	I.	3. 6.	24. 5.	4. 6.	15. 5.
	II.	5. 6.	5. 6.	8. 6.	25. 5.
	III.	—	—	—	—

Literatur-Bericht

zur

Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen nebst angrenzenden Landesteilen.

I. Bodenbau.

1. Thüringen.

1. **Walther, K.** Geologische Beobachtungen in der Gegend von Jena in Thüringen. Neues Jahrb. f. Mineralogie usw., Beilage-Band XXI, S. 63—97 (Tafel II—IV, Stuttgart 1905).

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in zwei Abschnitte, I. Das Tertiär zwischen Bürgel und Kamburg und II. Bemerkungen zur Tektonik der weiteren Umgebung von Jena, von denen besonders der zweite auch von geographischem Interesse ist. Die Ergebnisse des zweiten Abschnittes faßt Verf. selbst in den folgenden Sätzen zusammen: „Die Fortsetzung der Störungszone der Finne stellt sich im wesentlichen als eine doppelte Mulde dar, von denen die eine durch die Orte Kamburg — Gölsa (bei Eisenberg), die andere durch die Orte Döbritschen (an der Saale) — Rauschwitz bezeichnet wird. Der Bau der Schichtenmulden ist ein unsymmetrischer und diese gehen mehrfach in Verwerfungen über. Ungefähr senkrecht zu diesem Störungssystem verlaufen in der weiteren Umgebung von Jena zwei weniger bekannte Dislokationslinien, die von Wichtigkeit sind für die Begrenzung der drei Triasglieder nach NW. und zusammen mit den erstgenannten die beckenartige Anordnung der dortigen Trias bedingen.“ Wüst.

2. **Wagner, R.** Das ältere Diluvium im mittleren Saaletale. (Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanst. u. Bergakad. f. 1904, Bd. XXV, Heft 1, S. 95—204, Taf. III, Berlin 1905.)

Die vorliegende Arbeit gehört mit zum Wertvollsten, was überhaupt über das Thüringische Diluvium bisher geschrieben worden ist. Sie gibt eine ausführliche und gründliche Darstellung des nordischen Diluviums und der über 5 m über dem Niederwasserspiegel der Saale gelegenen Saaleablagerungen des Saaletales und seiner näheren Umgebung von der Gegend von Saalfeld bis zu der von Kösen.

Aus den dem nordischen Diluvium gewidmeten Teilen der Arbeit sind besonders die genaue Festlegung der Südgrenze des nordischen Gesteinsmateriales und der Nachweis einer nordischen Vereisung des Gebietes in zwei verschiedenen Eiszeiten hervorzuheben. Die Südgrenze des nordischen Gesteinsmateriales verläuft erheblich

anders, als bisher angenommen worden ist, von Roda über Ammerbach (südlich von Jena) und Vollradisroda nach Döbritschen. Die nordische Vereisung des Gebietes in zwei verschiedenen Eiszeiten ergibt sich insbesondere aus dem Profil einer Sandgrube bei Rodemeuschel unweit Naumburg, in der ein Mergel mit nicht glazialer Molluskenfauna von einem Schmelzwasserabsatze unterlagert und von einer Grundmoräne überlagert wird.

Die Saaleablagerungen verteilt Verf. — wie Henkel die Saaleablagerungen der Gegend von Naumburg und Kösen — auf drei Terrassen, die er mit Henkel als untere, mittlere und obere Terrasse bezeichnet. Die obere und die mittlere Terrasse enthalten kein nordisches Gesteinsmaterial und sind daher vor der ersten nordischen Vereisung des Gebietes entstanden, während die untere Terrasse nordisches Gesteinsmaterial enthält und demnach nach der ersten nordischen Vereisung des Gebietes entstanden ist. Alle drei Terrassen hat der Verf. von der Gegend von Saalfeld bis zu der von Kösen verfolgen können. Die sich aus den diluvialen Saaleablagerungen ergebenden alten Saaleläufe weichen in ihrem Verlaufe nicht wesentlich vom heutigen Laufe der Saale ab.

Ref. muß sich hier damit begnügen einige der wichtigsten Ergebnisse der schönen Arbeit kurz angedeutet zu haben und im übrigen auf die Arbeit selbst verweisen, welche jeder, der sich für das Thüringische Diluvium näher interessiert, doch selbst einsehen muß. Wüst.

3. **Reichardt, A.** Der Rote Berg und die Ur-Gera. (Thüringer Hausfreund. Sonntags-Beiblatt des Erfurter Allgemeinen Anzeigers, 34. Jahrg., 1906, S. 4—5 und 12—13.)

Der vorliegende populär gehaltene Aufsatz enthält wertvolle neue Beiträge zur Geschichte des Gera-Laufes während der Diluvialzeit, wie man sie in der Sonntags-Beilage einer Tageszeitung nicht zu finden gewohnt ist. Da zu erwarten ist, daß der Verf. seine neuen Ergebnisse noch in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht, werden wir später ausführlicher auf seine Beiträge zur Geschichte des Gera-Laufes zurückkommen. Einstweilen sei nur hervorgehoben, daß sich nach den Untersuchungen des Verf. auch für die Gera-Absätze eine Verteilung der von nordischem Gesteinsmateriale noch freien, also vor der ersten nordischen Vereisung des Gebietes gebildeten Ablagerungen auf zwei verschieden hoch gelegene Terrassen ergibt. Wüst.

2. Harz.

4. **Walther, Karl.** Einige wichtigere Ergebnisse der geologischen Untersuchung des Harzgebirges. Mit 2 Fig. (Mitteil. d. Geogr. Ges. [für Thüringen] zu Jena, 23. Bd., 1905, S. 1—7.)

Der Verf. führt zunächst aus, daß der Harz nach der jetzigen Kenntnis seines geologischen Baues einen sogenannten Horst darstellt, der dadurch entstanden ist, daß an herzynisch gerichteten Spalten ein Stück eines alten karbonischen Faltengebirges stehen blieb, bezw. in die Höhe gepreßt wurde, während das Vorland an den Spalten in die Tiefe sank. Weiter gibt er in einer Tabelle einen Überblick über die gegenwärtige Auffassung von dem Schichtenaufbau im Unterharz, die erst durch Vergleich mit den Ablagerungen im Rheinischen Schiefergebirge und in Böhmen richtig erkannt wurde, und geht dann auf die heutige Anschauung über die wichtigsten tektonischen Linien des Harzes näher ein, auf den silurischen Sattel, der von Lauterberg nach

Gernrode hin das Gebirge schräg durchzieht, dann auf die Stellung des Brockens und Ramberges im Bau des Harzes, und schließt weiter einige Bemerkungen über den Diabas an, dessen Auftreten eine ablenkende Wirkung auf die Richtung des Bleilotes ausübt. Zuletzt gedenkt der Verf. der tertiären Faltungen und Verwerfungen im nördlichen Vorland des Harzes sowie der z. T. erst postglazialen nordsüdlich verlaufenden Störungslinien (Leinetal), die wohl als Folgen der Stauung der herzynisch gerichteten Faltenbewegung gegen das erzgebirgisch gerichtete Grundgebirge des Rheinischen Schiefergebirges zu betrachten sind. Ule.

5. **Erdmannsdörffer, O. H.** Über die Altersbeziehungen zwischen Gabbro und Granit im Brockenmassiv. (Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft, 56. Band, 1904 — wirklich erschienen 1905 —, S. *184—185*.)

Während Lossen der Meinung war, „daß die Eruption der basischeren Eugranite (Diorite, Gabbros usw.) eine vorübergehende Phase während der längere Zeit vor und nach ihrer Aufpressung andauernden Graniteruption war", ist der Verf. durch Untersuchungen, welche später ausführlich veröffentlicht werden sollen, zu der Ansicht gekommen, daß der Harzburger Gabbro zweifellos älter ist als der Granit des Brockens mitsamt seiner randlichen Granit-Diorit-Zone. Wüst.

3. Tiefland.

6. **Cornu, F.** Karpholithführende Quarzgerölle aus den Diluvialablagerungen des Herzogtums Anhalt und der Provinz Sachsen. Mit 1 Figur. (Centralblatt für Mineralogie usw., 1906, S. 77—79.)

Verf. berichtet über von Haase und Mathies im Diluvium der Gegend von Belleben, Cönnern, Alsleben und Bernburg gefundene Quarzgerölle, welche einen mit dem in der Gegend von Wippra anstehend nachgewiesenen übereinstimmenden Karpholith führen. Wahrscheinlich werden diese Funde für die Kenntnis der diluvialen Wasserläufe der genannten Gegenden von Bedeutung werden, doch läßt sich näheres hierüber noch nicht sagen, weil die Angaben über die Fundschichten der interessanten Gerölle unzureichend sind. Wüst.

7. **Nehring, A.** Diluviale Wirbeltier-Reste aus einer Schlote des Seveckenberges bei Quedlinburg. (Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft 56. Band, 1904 — wirklich erschienen 1905 —, S. 290—303, Tafel XXII.)

Nachdem in diesem Lit.-Ber. für 1904, S. 101 (Nr. 10—12) bereits über verschiedene kleinere vorläufige Mitteilungen Nehrings über seine letzten Untersuchungen über diluviale Wirbeltier-Reste vom Seveckenberge bei Quedlinburg referiert worden ist, kann sich das Referat über die nunmehr vorliegende ausführliche Bearbeitung der erwähnten Funde auf die Wiedergabe der vollständigen Faunenliste beschränken. Nagetiere: Alactaga saliens fossilis Nhrg., Spermophilus rufescens Keys. u. Blas., Hystrix sp. (hirsutirostris Brdt?), Lagomys sp. (pusillus Pall.?), Lepus sp. (timidus aut.?). Cricetus vulgaris Leske, Arvicola (Microtus) gregalis Pall., Myodes (Cuniculus) torquatus Pall., Myodes obensis Pall. (M. lemmus Hensel). Raubtiere: Hyaena spelaea Blumenb. (H. crocuta fossilis), Canis aureus L. var., Canis (Vulpes) lagopus L., Canis vulpes L. (Vulpes vulgaris), Foetorius Eversmanni Lesson, Ursus sp. Huftiere: Equus caballus ferus Pall., Rhinoceros tichorhinus Cuv., Bison sp. (priscus?), Cervus euryceros Pohl, Cervus tarandus L. Vögel: Hirundo rustica L. (H. fossilis Giebel), Anser

sp., Anas sp. (A. boschas L.?), Anas crecca L., Lagopus sp. (Lagop. albus Keys. u. Blas.?). Amphibien: Rana sp. Außerdem ist die Existenz des Menschen durch bearbeitete Feuersteine und Knochen bezeugt. Wüst.

8. **Wiegers, F.** Diluviale Flußschotter aus der Gegend von Neuhaldensleben. (Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanst. u. Bergakad. für 1905, Bd. XXVI, Heft 1, S. 58—80, Berlin 1905.)

Die vorliegende Arbeit gibt einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis des Diluviums des nördlichen Teiles unseres Vereinsgebietes. Am wichtigsten ist der Nachweis eines interessanten Interglazialprofiles bei Hundisburg. Hier liegen Flußschotter und zwar Bever-Schotter mit nicht glazialem Fossilienbestande zwischen zwei Geschiebemergeln, von denen der obere der letzten Eiszeit angehört. Diese interglazialen Flußschotter haben Reste von 15 Arten von Landschnecken, 10 Arten von Süßwasserschnecken, 1 Art von Brackwasserschnecken (Hydrobia ventrosa Montf. sp.), 3 Arten von Süßwassermuscheln, nicht näher bestimmten Fischen und kleinen Säugetieren, Equus caballus L., Rhinoceros antiquitatis Blum. und Elephas primigenius Blum. sowie rohe paläolithische Feuersteinwerkzeuge geliefert. Wüst.

9. **Wiegers, F.** Über Glazialschrammen auf der Culmgrauwacke bei Flechtingen. (Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanst. u. Bergakad. f. 1904, Bd. XXV, Heft 3, S. 472—476, Berlin 1905.)

Die vom Verf. neu aufgefundenen Glazialschrammen auf der Culmgrauwacke bei Flechtingen folgen meist zwei Hauptrichtungen, N. 70—88° W. und S. 89—71° W., nur wenige Schrammen zeigen andere Richtungen und zwar die am stärksten von den Hauptrichtungen abweichenden die Richtung N. 1—13° O. Verf. vergleicht die Richtung aller zwischen Öbisfelde und Magdeburg bisher nachgewiesenen Glazialschrammen und kommt dabei zu dem Ergebnisse, „daß selbst auf einem so kleinen Gebiete nicht von einer einheitlichen Bewegungsrichtung des Eises die Rede sein kann, welche man früher anzunehmen geneigt war, sondern daß durch geringe Hindernisse überall lokale Abweichungen hervorgerufen wurden“. Der bei Flechtingen über der geschrammten Culmgrauwacke liegende Geschiebemergel gehört der letzten Eiszeit an. Ob alle Glazialschrammen der Gegend zwischen Öbisfelde und Magdeburg derselben Eiszeit angehören, steht nicht fest; es besteht die Möglichkeit, daß sie von den Vereisungen zweier verschiedener Eiszeiten herrühren. Wüst.

II. Gewässer.

10. **Kaiser, E.** Die hydrologischen Verhältnisse am Nordostabhang des Hainich im nordwestlichen Thüringen. (Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanst. u. Bergakad. f. 1902, Bd. XXIII, Heft 3, S. 323—341, Taf. XVIII, Berlin 1903.)

Verf. behandelt zunächst eine Anzahl von Quellen nach Menge und physikalischer und chemischer Beschaffenheit ihres Wassers und geht dann auf die Beziehungen zwischen den Quellen und dem geologischen Baue des Gebietes ein. Beigegeben ist eine geologische Übersichtskarte des Ostabhanges des Hainich im Maßstabe 1 : 100000 (Taf. XVIII). Wüst.

11. **Koch, L.** Die Rhumequelle bei Rhumspringe. (Zeitschrift für Gewässerkunde, VII. Bd., 2. Heft, S. 91—87.) Dresden, 1905.

Die Rhumequelle, die nordöstlich von Rhumspringe am Südwestharz entspringt, bietet hydrologisch durch ihre große Wasserfülle ein besonderes Interesse dar. Gegenüber den ebenfalls mit großer Quellenergiebigkeit hervorsprudelnden Pader und Lippe in Westfalen sowie der Brenz und Höhgauer Aach in Württemberg zeichnet sie sich namentlich durch die Gleichmäßigkeit der Wasserführung aus. Der Verfasser weist dies an den Feststellungen nach, die über die Wassermenge seit Anfang 1903 an Turbinen in Rhumspringe gemacht worden sind. Danach schließt sich die Wasserführung durchaus den jahreszeitlichen Schwankungen in den offenen Wasserläufen der deutschen Mittelgebirge an; das Maximum fällt auf die Monate Februar bis April, das Minimum zumeist auf August und September. Der absolute Mindestwert betrug 1,345 cbm, der Höchstwert 4,900 cbm pro Sekunde; im Mittel dürften Mindest- und Höchstwert sich etwa wie 1:3 verhalten. Die Normalabflußmenge beträgt etwa 2.833 cbm. Nach andauerndem Regen nimmt die Ergiebigkeit der Quelle sehr rasch zu, woraus der Verfasser schließt, daß sie z. T. von den Flüssen Sieber und Oder gespeist wird, deren Wasser durch Spalten und Erdklüfte des Zechsteins ihr zufließen. Die große Wasserdurchlässigkeit des Zechsteins bedingt aber auch an sich einen starken unterirdischen Abfluß des Regenwassers. Ule.

III. Klima.

12. **Wundt, W.** Temperaturen auf Bergstationen und in der freien Atmosphäre. (Das Wetter, 1905, S. 138—142.)

Durch die täglichen Beobachtungen des Äronautischen Observatoriums bei Berlin ist die Möglichkeit gegeben, festzustellen, inwieweit Höhenstationen die Meteorologie der oberen Luftschichten richtig wiederspiegeln und wie stark der Einfluß des Gebirges die Beobachtungsergebnisse beeinflußt. Der Verf. hat diese Untersuchung durchgeführt für den Brocken. Es ergab sich, daß der Brocken unter dem Einfluß der Schneedecke im Winter um 1—2° kälter ist als die freie Atmosphäre; im Sommer ist er ungefähr um $^1/_2$° wärmer, im Jahresdurchschnitt daher um 0,6° kälter. Die Jahresschwankung beträgt auf dem Brocken 13,7, in der freien Atmosphäre 11,5°, ist also auf der Bergstation um 2,2° größer. Die vertikale Temperaturabnahme zeigt in der freien Atmosphäre eine viel größere Regelmäßigkeit. Der Verf. geht auch auf die Ursachen der Abweichungen ein, die er auf aërodynamische Vorgänge zurückführt. Ule.

13. **Arendt, Th.** Über die Gewitterverhältnisse des Brocken. (Meteorol. Zeitschrift, 1905, S. 223.)

Im Anschluß an G. Hellmanns Studie über das Klima des Brocken (Kettlers Zeitschr. f. wissenschaftl. Geographie. Bd. III, S. 19) bringt der Verf. auf Grund einer nochmaligen Durchsicht der alten Beobachtungsjournale einige wichtige Einzelheiten über die Gewittererscheinungen auf dem Brocken und zwar zunächst über die jährliche und tägliche Verteilung der Gewitter, die auch graphisch dargestellt ist, sodann auch über die Zugrichtung, die von dem Gipfel außerordentlich schwer zu bestimmen ist, weil nur selten Gewitter über diesen hinwegziehen und die Beobachtung der

Ferngewitter oft durch Wolken verhindert ist. Die Feststellung der Gewitterzugrichtung auf dem Brocken sollte nur unter Berücksichtigung der Beobachtung der Nachbarstationen erfolgen.

Seinen Ausführungen über die Gewitter schließt der Verf. noch einige Bemerkungen über andere meteorologische Erscheinungen auf dem Brocken an. So hat er die Windgeschwindigkeit während eines heftigen WSW.-Sturmes an verschiedenen Punkten der Brockenkuppe gemessen: auf der oberen Plattform des Observatoriums betrug sie 20 m, dagegen am Pfeiler neben dem Aussichtsturme nur 5,9 m, am Bahnhofsgebäude 13,4 und in der Nähe der Teufelskanzel 14,9 m. Ule.

IV. Pflanzenwelt.

1. Allgemeines.

14. **Schulz, August.** Studien über die phanerogame Flora und Planzendecke Deutschlands. I. Über das Vorkommen von Carex ornithopoda Willd. und Carlina acaulis L. im Nord-Saale-Unterbezirke. (Zeitschr. f. Naturwissensch., Bd. 78, S. 51—87, 1906.)

Im Jahre 1904 fand Aug. Zobel die bisher aus dem Nord-Saale-Unterbezirke nicht bekannte Carex ornithopoda Willd. im Fuhnetale bei Zehmitz unweit von Radegast, wo sie nicht wie im Süd-Saale-Unterbezirke auf Fels oder Felsdetritus vorquartärer Formationen, sondern auf dem Alluvium der Fuhne wächst. Die aus dem Nord-Saale-Unterbezirke bis vor wenigen Jahren nur aus dessen südlichem Teile, aus dem Salzke-Weidagebiete bekannte Carlina acaulis L. wurde in den letzten Jahren auch im Unterharze und zwar zuerst von Alfred Kalberlah bei Harzgerode und darauf von Kurt Wein bei Wippra aufgefunden. Die erwähnten neuen Funde gehören zu den pflanzengeographisch interessantesten, die in den letzten Jahrzehnten in unserem Gebiete gemacht worden sind. Sie finden in der vorliegenden Arbeit eine ausführliche pflanzengeographische Erörterung. Wüst.

15. **Schulz, Max.** Heimische Orchideen. (Mitt. d. thüring. botan. Vereins. Neue Folge, Heft XIX, 1904, S. 101—122.)

Enthält einzelne Fundortsangaben aus unserem Gebiete. Wüst.

16. **Torges, E.** Zur Gattung Calamagrostis Adans. (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XX, 1904/5, S. 51—62.)

Enthält nicht wenige Fundortsangaben aus unserem Gebiete. Wüst.

17. Berichte über die Hauptversammlungen des thüringischen botanischen Vereins: Frühjahrsversammlung 1904 in Heiligenstadt (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XIX, 1904, S. 123—136); Herbstversammlung 1904 in Erfurt (ebenda, Heft XX, 1904/5, S. 86—93).

Vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1901, Nr. 23; f. 1902, Nr. 27; f. 1903, Nr. 20; f. 1905, Nr. 9.

Gegend von Weimar: IX, 134; XX, 92. — Gegend von Erfurt: XX, 90—91. — Gegend von Sondershausen: XX, 87—88. — Eichsfeld: XIX, 128—130, 135 bis 136; XX, 90. — Südharz: XIX, 129—132. — Bodetal: XX, 87.

Unter diesen kurzen floristischen Mitteilungen nehmen mehr und mehr solche über kritische Phanerogamengruppen und Kryptogamen überhand. So enthalten z. B. die oben aufgezählten Mitteilungen interessante Angaben über die Festuca-Arten des Südharzes von Oßwald (XIX, 130—132) und wertvolle Beiträge zur Moosflora der Gegend von Heiligenstadt und des Südharzes von Quelle (XIX, 120—129).

Wüst.

2. Thüringen.

18. **Picard, K.** Über eine neue Ophrys-Form. (Zeitschr. f. Naturwissensch., Bd. 77, S. 359—364, Tafel IV, Stuttgart 1905.)

Verf. beschreibt unter Beigabe farbiger Abbildungen ein bei Sondershausen gefundenes Exemplar einer Ophrys muscifera Huds. nahe stehenden Ophrys unter der Voraussetzung, daß „die folgenden Jahre die unterscheidenden Merkmale als dauernde erkennen lassen, die durch Samenausstreuung sich auch in den Nachkommen erhalten" als neue Art: Ophrys ambusta. Wüst.

19. **Schultze-Wege, Johanna.** Verzeichnis der von mir in Thüringen gesammelten und gemalten Pilze. (Fortsetzung von Heft XVII, S. 33ff.) (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XX, 1904/5, S. 63—68.)

Vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1902, Nr. 31 u. f. 1903, Nr. 25. Wüst.

20. **Gerbing, L.** Ergänzungen zu dem Aufsatz „Die frühere Verteilung von Laub- und Nadelwald im Thüringerwald." Siehe oben S. 70.

21. **Toepfer, O.** Phänologische Beobachtungen in Thüringen. Siehe oben S. 74.

3. Harz.

22. **Wein, K.** Beiträge zur Flora von Wippra. I. Geranium phaeum L. im Unterharze bei Wippra. (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XX, 1904/5, S. 68—74.)

Verf. kommt in längerer Erörterung zu dem Ergebnisse, daß Geranium phaeum L. bei Wippra nicht verwildert, sondern ursprünglich einheimisch sei. Wüst.

23. **Quelle, F.** Die Kryptogamen in Thals „Sylva Hercynia". (Mitt. d. thüring. botan. Vereins, Neue Folge, Heft XIX, 1904, S. 49—59.)

Verf. übersetzt zunächst die auf Kryptogamen bezüglichen Stellen in Thals „Sylva Hercynia" ins Deutsche und macht dann den Versuch, „die von Thal beschriebenen Formen mit den heute angenommenen Arten zu identifizieren.

Wüst.

24. **Loeske, L.** Zweiter Nachtrag zur „Moosflora des Harzes". (Verh. d. Botan. Ver. d. Prov. Brandenburg, Jahrg. 46, 1904, Berlin 1905, S. 157—201.)

Die vorliegende inhaltsreiche Arbeit liefert viel pflanzengeographisch wertvolles Material und weist für den Harz mehrere dort bisher nicht gefundene Moosarten nach. Daß der Verf. seiner 1903 erschienenen „Moosflora des Harzes" in der kurzen seit-

her verstrichenen Zeit bereits zwei umfangreiche und wertvolle Nachträge folgen lassen konnte, stellt seinem und seiner Mitarbeiter Eifer in der Erforschung der Moosflora des Harzes ein glänzendes Zeugnis aus.

Vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1903, Nr. 30 u. f. 1904, Nr. 21. Wüst.

25. **Schulze, E.** Index Thalianus. Verzeichnis der in J. Thal's Sylva Hercynia (1588) erwähnten Pflanzen. (Zeitschr. f. Naturwissensch., Bd. 77, S. 399—470, Stuttgart 1905.)

Der Verf. gibt ein Verzeichnis der in J. Thals 1588 erschienener Sylva Hercynia, der ersten Harzflora erwähnten Pflanzen unter Nebeneinanderstellung der Thalschen und der modernen systematischen Bezeichnungen für die aufgezählten Gewächse. Wüst.

4. Tiefland.

26. **Schulz, A.** und **E. Wüst.** Beiträge zur Kenntnis der Flora der Umgebung von Halle a. S. II. (Zeitschr. f. Naturwiss., Bd. 78, S. 166—170, Stuttgart 1906.)

Fortsetzung der in diesem Lit.-Ber. f. 1904, Nr. 22 besprochenen Veröffentlichung. Hervorzuheben ist die besondere Berücksichtigung der Flora der quartären Flugsandablagerungen, zu der unterhalb Wettin u. a. Jurinea cyanoides Rchb. gehört. Von pflanzengeographisch wichtigeren Funden sind besonders zu nennen: Alyssum montanum L. auf Muschelkalk bei Lieskau, Helianthemum oelandicum Whlnbg., Teucrium montanum L. und Sesleria coerulea Ard. auf Muschelkalk zwischen der Straße Querfurt—Lodersleben und Gatterstedt, Sesleria coerulea Ard. bei Oberfarnstedt und Ranunculus illyricus L. auf Diluvium in der Dölauer Heide. Wüst.

27. **Zobel, A.** Verzeichnis der im Herzogtum Anhalt und in dessen näherer Umgebung beobachteten Phanerogamen und Gefäßkryptogamen. I. Teil. Dessau 1905. XXX und 106 S. 8°.

Der Verein für Landeskunde und Naturwissenschaften in Dessau bereitet seit mehr als 10 Jahren eine groß angelegte Flora von Anhalt und angrenzenden Gebieten vor. Mit dem vorliegenden, von ihm herausgegebenen und von Zobel zusammengestellten Hefte beginnt er, Vorarbeiten zu dieser Flora zu veröffentlichen, die offensichtlich in erster Linie als Grundlage für die weiteren Forschungen der zahlreichen Mitarbeiter gedacht sind.

Das behandelte Gebiet wird begrenzt: im Norden von der Linie Groß-Oschersleben—Wansleben—Gommern—Schweinitz—Wiesenburg, im Osten von der Linie Wiesenburg—Seust-Wittenberg—Gräfenhainichen—Bitterfeld, im Süden von der Linie Bitterfeld—Zörbig—Löbejün—Hettstedt—Wippra—Auerberg—Breitenstein—und im Westen von der Linie Breitenstein—Allrode—Altenbrak—Heimburg—Halberstadt—Groß-Oschersleben.

Das vorliegende erste Heft bringt 106 Seiten Fundortsangaben, welche lediglich die Gefäßkryptogamen, die Gymnospermen und die Monokotyledonen unter Ausschluß der Gramineen betreffen. Die Fülle der Fundortsangaben stellt dem Eifer, mit dem die Mitarbeiter an ihre Aufgabe herangetreten sind, ein glänzendes Zeugnis aus. Ein Eingehen auf die pflanzengeographlich wichtigen Angaben verbietet ihre große Zahl. Nur den Fund von Carex ornithopoda Willd. in der Fuhneniederung bei Zehmitz

unweit Zörbig kann Ref. nicht unerwähnt lassen, da er einen der pflanzengeographisch wichtigsten Funde darstellt, die in den letzten Jahrzehnten in Mitteldeutschland gemacht worden sind.

Ref. wünscht dem sehr verdienstlichen Unternehmen, das eine Fülle pflanzengeographisch wichtigen Materiales schon geliefert hat und in noch höherem Maße weiterhin zu liefern verspricht, rüstigen Fortgang und die für derartige Unternehmungen erforderliche Unterstützung seitens der an seinem Zustandekommen interessierten Kreise. Wüst.

28. **Ascherson, P.** und **Retzdorff, W.** Übersicht neuer, bez. neu veröffentlichter Funde von Gefäßpflanzen (Farn- und Blütenpflanzen) des Vereinsgebietes aus den Jahren 1902 und 1903. (Verh. d. Botan. Ver. d. Prov. Brandenburg, Jahrg. 46, 1904, Berlin 1905, S. 227—243.)

Vgl. diesen Lit.-Ber. f. 1901, Nr. 46—48 u. f. 1903, Nr. 33. Wüst.

29. **Lindau, G.** Zur Geschichte der Spitznuß und des Kühnauer Sees bei Dessau. Ein Beitrag zur Landeskunde von Anhalt. (Verh. d. Botan. Ver. d. Prov. Brandenburg, Bd. 47, S. 1—19, Berlin 1905.)

Verf. stellt aus der Literatur die Angaben über das Vorkommen der Spitznuß Trapa natans L., im Kühnauer See bei Dessau zusammen und kommt in einer längeren historischen Untersuchung über den Kühnauer See und die benachbarten Teile des Mulde- und Elbe-Laufes zu dem Ergebnisse, daß der Kühnauer See ein im 14. Jahrhunderte abgeschnürtes Altwasser der Elbe darstellt. Wüst.

V. Tierwelt.

1. Allgemeines.

30. **Krohn, H.** Die Brutverbreitung der Möven und Seeschwalben in Deutschland. Mit 4 Kartenskizzen. (Ornithol. Monatsschr., 30. Band, Jhrg. 1905. S. 206—217; 259—270; 302—314.)

Von den für das Binnenland überhaupt in Betracht kommenden Arten sind die Lachmöve (Xema ridibundum) und die Flußseeschwalbe (Sterna hirundo), ferner Sterna minuta und nigra dem Elbgebiete als Brutvögel angehörig und zwar auch innerhalb der Länder, welche für unseren Bericht in Frage kommen. Die Lachmöve wird angeführt von Hamburg, Wittenberge (1884 Brutvogel), sowie von folgenden Orten des Königreichs Sachsen: Rohrbach, Adelsdorf, Schönfeld, Kalkreuth, Dippelsdorf bei Moritzburg, Bautzen, Burkersdorf und Breitenbach (im Erzgebirge). Die Flußseeschwalbe wird registriert von Wittenberge, Wurzen, Rohrbach, Scheußlitz, Dippelsdorf. Magdeburg, für welches Thienemann (s. Referat) Lachmöve und Flußseeschwalbe als Brutvögel angibt, wird von Krohn nicht erwähnt. Die Zwergseeschwalbe ist ein solcher wiederum bei Wittenberge, Wurzen, Dippelsdorf und auf der in Dresdens Nähe gelegenen Elbinsel Gauernitz. Für die schwarze Seeschwalbe endlich wird aus dem Elbgebiete genannt Hamburg, Wittenberge, Ruhland, Großenhain und Liebethal. Taschenberg.

2. Thüringen und Nachbargebiete.

31. **Lindner, C.** Ein Beitrag zur Biologie des Steinsperlings (Petronia petronia L.) (Mit Buntbild.) In.: (Ornithol. Monatsschr., 31. Jhg., 1906, Nr. 1, S. 46—65; Nr. 2, S. 105—121. — Buntbild in Nr. 5.)

Aus den hier niedergelegten Mitteilungen über den „vielleicht interessantesten Vogel Mitteldeutschlands" soll hier nur seine Verbreitung in Thüringen wiedergegeben werden, wo er, wie es scheint, innerhalb ganz Deutschlands am häufigsten angetroffen wird. Nachdem sein Vorkommen in Thüringen zuerst vom alten L. Brehm erwähnt worden ist, wurde es erst wieder vor etwa 20 Jahren von zwei verschiedenen Seiten und zwar unabhängig voneinander festgestellt, nämlich von O. Schmiedeknecht und Hans Freiherrn v. Berlepsch. Derjenige, welcher sich eingehender über den Vogel und sein Vorkommen unterrichten will, sei auf den „Neuen Naumann" (3. Bd. S. 377 u. f.) verwiesen. Lindner, welcher seine Beobachtungen bei Gumperda und Reinstädt angestellt hat, wo er den Steinsperling als Brutvogel antraf und beim Füttern der Jungen beobachten konnte, schließt seinem hochinteressanten Berichte eine tabellarische Zusammenstellung an, aus dem das während eines Jahrhunderts beobachtete Vorkommen des Vogels in Deutschland zu übersehen ist. Für unser Gebiet kommt lediglich Thüringen in Betracht, da die wenigen Angaben über sein Vorkommen im Harze ganz unsicher sind. Auch die in der Literatur niedergelegten Mitteilungen über sein Auftreten in Thüringen, wo er seit etwa 1808 zur Beobachtung gekommen ist, sind nicht alle sicher. Die vom Verf. mit ? versehenen Örtlichkeiten sind: Bürgel, Weida, Herschberg a. S., Groitschen bei Bürgel, Dörrberg und Tambach. Dem gegenüber ist das Vorkommen des Steinsperlings (innerhalb des angegebenen Zeitraums) festgestellt: im mittleren Saaltale (Fuchsturm, Mühltal und Jenzig bei Jena, Lobedaburg, Rotenstein, Rudelsburg bei Kösen), Jena, Gotha, Altenstein, Reinstädter Grund, bei Blankenburg, Nahwinden, Stadt Ilm, Nayza und Seebach, Paditz bei Altenburg.

Bei Gelegenheit seiner Beobachtungen macht Lindner noch folgende interessante Mitteilung. Seit 6—8 Jahren sind auf den kahlen Steilhängen hinter Reinstädt einige Murmeltiere ausgesetzt, „die, obschon durch Raubzeug dezimiert, doch erwiesenermaßen Junge ausgebracht und sich bis jetzt gehalten haben".

Im Anschluß an die Übersicht Lindners über das Vorkommen des Steinsperlings sei bemerkt, daß sich in einem Artikel „Ab- und Zunahme der Vögel für verschiedene Teile Deutschlands tabellarisch festgestellt" von Wilhelm Schuster (Zool. Garten, 45. Jhg., 1904, S. 369—375) über denselben Vogel folgende Notiz findet (S. 370): „Neuerdings zu Hunderten im Reinstädter Grunde bei Kahla im Muschelkalkgebiet Thüringens und bei der Ruine »Hohensalzburg« bei Neustadt an der Saale im Rhöngebirge aufgetreten, 1896—1904 (Schuster)." Taschenberg.

32. **Mushacke.** Ornithologische Beobachtungen um Dresden aus dem Jahre 1905. (Gefiederte Welt. 34. Jhg., 1905, Nr. 26, S. 205—206.)

Aus diesen Notizen, die über den Beginn des Gesanges von Standvögeln und die Ankunft von Zugvögeln handeln, sei nur hervorgehoben, daß Lullula arborea in der Dresdener Heide (12. März) beobachtet wurde und daß in der ersten Hälfte des April das Blaukehlchen (Erithacus suecicus) mehrfach vorgekommen ist, und zwar das weißsternige (von einem Männchen heißt es „weißer Kehlfleck mit rötlichen Federn

im weißen Stern"). Von faunistischem Interesse ist noch Pratincola rubicola, in beiden Geschlechtern am 2. April in den Weiden auf den Dresdener Wiesen beobachtet.
Taschenberg.

33. **Kalbe, H.** Vom Birkenzeisig. (Gefiederte Welt. 34. Jhg. Nr. 10, S. 77—78.)

Dieser Wintergast war im Winter 1903 auf 1904 „bei uns in Thüringen" (eine nähere Ortsangabe fehlt) massenhaft anzutreffen und wurde viel gefangen — und gegessen! Im darauffolgenden Winter fehlte er. Taschenberg.

34. **Rey, E.** Beobachtungen über den Kuckuck in den Jahren 1897—1904. (Journ. f. Ornithol. 53. Jhrg., 1905, S. 304—310.)

Die Beobachtungen unseres Kuckuck-Spezialisten sind z. T. in der Umgebung von Leipzig angestellt und haben einmal eine Abnahme des Vogels (infolge veränderter äußerer Verhältnisse) ergeben und dann eine (vom Verf. bereits früher konstatierte) weitere Zunahme des Laniustypus der gefundenen Eier erkennen lassen. Von den in den genannten Jahren bei Leipzig aufgefundenen 25 Kuckuckseiern zeigen 22 den Würgertypus oder schließen sich ihm wenigstens als Mischtypus Lanius-Sylvia an.
Taschenberg.

35. Tropidonotus tessellatus in unserem Vereinsgebiete. (Zeitschr. f. Naturwiss. 77. Bd., 1904, S. 375.)

Eine in den Waldungen um Gera gefangene Würfelnatter wird in einer kurzen Notiz in durchaus berechtigter Weise als ein der Gefangenschaft entkommenes Exemplar gedeutet; denn bei dem nach unseren bisherigen Kenntnissen eng umgrenzten Vorkommen dieser südlichen Schlangenart innerhalb Deutschlands (Rhein- und Moselgebiet) ist ein Auftreten in Thüringen nur so zu erklären. Taschenberg.

36. **Hesse, E.** Winterbeobachtungen aus der Umgegend von Leipzig. (Ornithol. Monatsber. XIII. Jhg., 1905, S. 89—97; 121—129.)

Verf. teilt zunächst einige Beobachtungen über Arten mit, die er zeitweise im Winter antraf: so Milvus milvus L. bis zum 21. Januar (der rote Milan ist dort auch Brutvogel); Dryocopus martius L. wurde in einem männlichen Exemplare am 10. Nov. und 31. Dez. gesehen und scheint danach daselbst Jahresvogel geworden zu sein. Lanius excubitor maior Pall. wurde in mehreren Individuen vom Anfang Dezember bis Mitte Januar beobachtet; am 7. Januar zeigte sich (auf den Wiesenflächen zwischen Kanitzsch und Bienitz) ein Colcarius lapponicus L. Emberiza schoeniclus überwinterte zahlreicher als in den vorhergehenden Jahren, auch von Turdus pilaris L. (Brutvogel im Gebiete) wurde man im Winter größere Schwärme gewahr (am 25. Februar ca. 100 Stück). Auf den Rohrbacher Teichen wurden am 28. Oktober zwei Colymbus nigricans Scop. nebst einem Colymbus nigricollis Brehm beobachtet. Die erstgenannte Taucherart war im letztvergangenem Winter auf den Flüssen sehr häufig.

Es folgen in systematischer Reihenfolge weitere Beobachtungen über überwinternde Arten bezw. vorübergehende Wintergäste in einem vom Verf. näher bezeichneten Gebiete, dem vor allem auch das Rosental angehört. Es seien genannt: Oedemia fusca L. ♀ (am 22. Januar 1901 beobachtet), Fringilla montifringilla L. (unregelmäßiger Wintervogel); Acanthis linaria L. (am 5. Dez. 1903 in 8 Exemplaren in Gohlis gesehen); Emberiza calandra L. (in den meisten Wintern ziemlich häufig); Motacilla boarula L. (regelmäßig überwinternd); Accentor modularis L. (in den beiden

letzten Wintern in je einem einzelnen Individuum am Scherbelberge beobachtet). Das Rotkehlchen war im Winter 1903/04 geradezu häufig zu finden.

Taschenberg.

37. **Zimmermann, Rud.** Das Vorkommen des Siebenschläfers (Myoxus glis) und Beobachtungen über seine Lebensweise im Königreich Sachsen. Mit einem Verbreitungskärtchen. (Zool. Garten. 46. Jhg., 1905, S. 180—185.)

Der in Süd- und Osteuropa heimische Siebenschläfer scheint seit vorvorigem Jahrhundert in einer Westwärtswanderung begriffen zu sein. Darum sind Angaben über die Orte seines Vorkommens von besonderem Werte. Verf. stellt die ihm bekannt gewordenen des Königreichs Sachsen zusammen. Diese sind folgende: am Valtenberge (im Grenzgebiet des Elbsandsteingebirges und des Lausitzer Gebirges), im Buchenwalde des Großen Winterberges (sächs. Schweiz), im Restaurant zur Friedrichsburg am Königstein (in Starkästen), in Maxen, im Plauenschen Grunde bei Dresden (ob heute noch ist unsicher), in Burgstädt und Wechselburg (Chemnitztal). Diese Angaben waren schon früher in der Literatur niedergelegt. Verf. kann aus eigenen Erfahrungen hinzufügen: den Rochlitzer Berg (nördl. von Wechselburg) und im Städtchen Rochlitz, ferner bei Grimma. Der Bilch wird durch Plünderung der Obstbäume schädlich und ist daher leider Gegenstand der Verfolgung seitens der Obstzüchter. Das Tier beginnt in der hier in Betracht kommenden Gegend seinen Winterschlaf im September und zwar, wie es scheint, stets schon in den ersten Tagen dieses Monats und erwacht daraus im Mai, in dessen letzten Tagen er wieder im Freien zu beobachten ist.

Taschenberg.

38. **Berger, Robert.** Ornithologische Beobachtungen aus dem westlichen Sachsen. (Jahresbericht d. Ver. f. Naturk. in Zwickau [1900], 1902, S. 19—22.)

Die hier niedergelegten Beobachtungen sind zerstreut bereits anderweitig veröffentlicht, bisher aber an dieser Stelle noch nicht berücksichtigt, darum sollen sie jetzt, wenn auch nachträglich, herangezogen werden, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß sie sich an eine von demselben Verf. 1896 publizierte Arbeit „Die Vögel der Umgegend von Zwickau" anschließen. Es werden von uns nur die selteneren und interessanten Vorkommnisse angeführt. Anthus pratensis L. soll stellenweise im Gebiete auch nisten. Falco aesalon Tunst. ist im Oktober 1898 bei Auerbach. im Vogtl. und im Herbst 1901 bei Planitz, Aquila pomarina Brehm im Oktober 1901 bei Kirchberg, Haliaetus albicilla L. im Dezember 1896 bei Schöneck im Vogtl. erlegt; ferner Milvus migrans Bodd. bei Werdau und Wendisch-Rottmannsdorf in je einem Exemplare. Die Steppenweihe (Circus macrurus Gm.) hat sich im Sommer und Herbst 1901 überraschend zahlreich in Deutschland gezeigt, stets in jungen, meist einjährigen Individuen; ein solches wurde bei Irfersgrün, ein anderes bei Kreischa geschossen. Die große Rohrdommel ist (1899) bei Schöneck im Vogtl. vorgekommen; vom schwarzen Storch wurden (3. August 1897) 8 Stück bei Burgstädt beobachtet; der Kampfläufer (Totanus pugnax L.) erschien bei dem Hochwasser der Mulde (Mitte September 1899) in 8 Exemplaren bei Crossen (die zwei erlegten bilden die ersten Belegstücke für Sachsen). Himantopus candidus Bonn. wurde im Herbste 1898 und 1899 im Vogtlande erlegt. Die Pfeifente (Anas penelope L.) überwinterte auf dem Zwickauer Schwanenteiche. Auf diesem wurden gelegentlich auf dem Zuge beobachtet Löffelente (Anas clypeata L.) und Tafelente (Fuligula ferina L.), sowie ein junger Singschwan, der auch erlegt ist. Ferner

wurden von Enten erbeutet je ein Stück von Fuligula cristata Leach (1897 unweit Schwarzenberg), F. marila L. (1895) bei Zwickau, Oedemia fusca L. (1895) ebenda. Der in Sachsen als sehr seltener Gast auftretende Kormoran (Phalacrocorax carbo L.) wurde am 7. Oktober 1899 in der Gegend von Oberwiesenthal in 4 Exemplaren beobachtet. Die dreizehige Möve (Rissa tridactyla L.) wurde 1896 auf der Mulde sei Cainsdorf, 1900 bei Werdau geschossen, die Heringsmöve (Larus fuscus L.) 1898 bei Burgstädt, 1900 im Vogtlande und der Polarseetaucher (Urinator arcticus L.) ist bei Ebersbrunn, bei Reichenbach und Vogtsgrün (1898 und 1900) erbeutet.

Derselbe Verf. hat an anderen Orten seine Beobachtungen über das Brüten der Ringdrossel (Merula torquata) im Erzgebirge mitgeteilt (Ornithol. Monatsber. XII, 1904, S. 160), ferner über das Vorkommen von Phalaropus lobatus L. und Circaëtus gallicus Gm. in Sachsen (wissenschaftl. Beil. z. Leipziger Zeitung, 1904, S. 497) Angaben gemacht.

In einem besonderen Artikel „Ansammlungen von Staren zur Brutzeit“ (ebd. S. 207—209) berichtete weiter derselbe Verf. über den Lieblingsaufenthalt dieses Vogels als Nachtquartier inmitten der Stadt Leipzig. Das sind nämlich eine alte Ulme auf dem „Naschmarkte“ hinter dem alten Rathause und die alten Gesimse und Gitterfenster des letzteren selbst. Der Star bleibt in einer Anzahl von Individuen auch im Winter in Leipzig und seinen Vororten. Taschenberg.

39. Kleine Mitteilungen von zoogeographischem Interesse finden sich in der Ornithol. Monatsschr. 30. Bd. Jhg. 1905, S. 387; 106.

Bei Cöthen sind von Otto Börner registriert eine am Telegraphendrahte verunglückte Zwergtrappe (Tetrax tetrax) und eine dreizehige Möve (Rissa tridactyla). Im Oktober 1903 wurden im Revier Hohenkirchen bei Gotha zwei Exemplare des Sichlers (Plegadis falcinellus L.) beobachtet, einer davon wurde auch erlegt. In derselben Zeit wurde auf einem Teiche bei Georgenthal (Herzogtum Gotha) eine weibliche Eiderente (Somateria mollissima L.) geschossen. Dies teilt (a. a. O. S. 109) Oberlehrer E. Salzmann mit. — Referent berichtet (ebd. S. 551—552) über das Vorkommen des rotsternigen Blaukehlchens (Erithacus suecicus) in der zweiten Hälfte des Mai 1903 bei Roßleben (im Unstruttale). Taschenberg.

40. **Kleinschmidt, O.** Zwei seltenere Funde am Mansfelder See bei Eisleben. (Ornithologische Monatsberichte XIII. Jhg, 1905, S. 64—65.)

Verf. registriert das Vorkommen der Zwergtrappe als Brutvogel und zwar zugleich mit der Großtrappe in der Nähe des Süßen Sees. Ferner erhielt er am 29. November 1904 ein junges Weibchen von Falco peregrinus leucogenys Brm. vom Seeburger Schlosse und am 2. Dezember ein sehr großes Männchen von der großen Rohrdommel (Botaurus stellaris). Verf. fügt noch hinzu: „in diesem Jahre scheint sich wieder Himantopus gezeigt zu haben“ und meint die an vielen Orten beobachteten fraglichen „Avocetten“ auf den Strandreiter beziehen zu dürfen.

Taschenberg.

3. Harz.

41. **Schulze, Erwin.** Fauna Hercynica. Batrachia. (Zeitschr. f. Naturwiss. [Halle a. S.] 77. Bd., 1904. S. 199—230.)

In dem näher auseinandergesetzten Faunengebiete sind 17 Amphibien heimisch, 5 Urodelen und 12 Anuren. Bei der für die meisten Arten über ganz Deutschland

bezw. Europa ausgedehnten Verbreitung sind für das hier behandelte engere Gebiet nur folgende von Interesse: Triton palmatus, Bombinator brevipes und Alytes obstetricans. Es sind für alle Arten sehr viele einzelne Fundorte angegeben. Rana esculenta wird in die beiden Arten ridibunda und viridis zerlegt.

Die lateinischen Beschreibungen, welche dieser Autor seit Jahren bevorzugt und offenbar für ein besonderes Zeichen von Gelehrsamkeit hält, erscheinen im Zusammenhange mit der heimischen Fauna und in einer solchen Zeitschrift nicht nur befremdend, sondern geradezu lächerlich (wie sein an derselben Stelle [S. 371—372] bedauerlicherweise zum Abdruck gebrachter „Conspectus classium et ordinum animalium" höchstens als eine absurde Spielerei bezeichnet werden kann). Taschenberg.

4. Tiefland.

42. **Thienemann, Gustav.** Ornithologische Beobachtungen aus der Umgebung Magdeburgs. (Ornithol. Monatsschr. 30. Bd., Jhg. 1905, S. 533—536.)

Die Uferschwalbe ist durch das Fallen der Festungswälle vertrieben. Die Flußseeschwalbe (Sterna hirundo), deren Ansiedelung an der Elbe bei Magdeburg schon von Naumann erwähnt wird, schien durch Einrichtungen der modernen Kultur ebenfalls verscheucht, kehrte aber im Sommer 1904 in größerer Anzahl wieder zu ihren „altheimatlichen Sandhegern im Flußbette der hier einmündenden ‚Alten Elbe' zurück". Auch die Lachmöve wird als Brutvogel genannt, der sich mehrere Jahre nicht sehen ließ, um erst im trockenen Sommer 1904 in einigen Paaren zurückzukehren, gern in Gesellschaft der Flußseeschwalbe sich aufhaltend. Zu den in dortiger Gegend brütenden Sumpf- und Wasservögeln soll auch die Graugans (Anser anser) gehören. Der große Haubensteißfuß (Colymbus cristatus) brütet in einem stillen Gewässer oberhalb Magdeburgs am Waldesrand. Die folgende Bemerkung ist so allgemein gehalten, daß daraus nichts zu ersehen ist: „Auch die große Rohrdommel, Botaurus stellaris, hält sich hier auf (doch wohl nicht als Brutvogel? Ref.), und daß die gesamte Sippschaft der allgemein vorkommenden Sumpf- und Wasserhühner, der Strandläufer und Stelzvögel zu den hiesigen Brutvögeln gehören, bemerke ich nur flüchtig". Taschenberg.

43. **Mertens, Dr. A.** Vom Biber an der Elbe (Extrait des Comptes rendus du 6me Congrès internationale de Zoologie. Session de Berne 1904. Sorti de presse 1905, S. 250—255).

Verf. berichtet über die Bauten der Biber und den Schaden, den sie anrichten, nach eignen Beoachtungen. Ein Bau befand sich vor einigen Jahren im vielbesuchten Magdeburger Stadtparke, andre in der Kreuzhorst bei Magdeburg. Hier am Ufer der alten Elbe konnte man Stellen finden, die aussahen, als ob Holzhauer hier tätig gewesen wären. An mehreren Plätzen lagen 12—15 Eichen von 20, selbst 30 cm Durchmesser dicht über der Erde abgeschnitten in Reihen nebeneinander, und zwar nicht, wie oft angegeben wird, nach dem Wasser hin gefallen, sondern dem Ufer parallel. An einer schräg liegenden Eiche war sichtbar, daß der Biber auch zu klettern vermag. — Die Zahl der von Wittenberg bis Magdeburg vorhandenen Biber wird auf 150—200 geschätzt. Maenß.

44. **Ausfeld,** Archivdirektor **Dr. E.** Die letzten Wölfe und Wolfsjagden im Gebiete des Herzogtums Magdeburg. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 40. Jahrg., 1905, S. 178—194.)

Im Gegensatze zu der Meinung, daß die Wölfe in den kultivierten Ländern Europas seit Jahrhunderten ausgerottet seien, zeigt der Aufsatz auf Grund der Akten des Magdeburger Staatsarchivs, daß sie in manchen Gegenden Deutschlands noch bis gegen 1800 vorgekommen sind. Vor allem war ihnen der dreißigjährige Krieg sehr zustatten gekommen. 1640 kommen Meldungen aus dem Amte Sommerschenburg über ihr häufiges Erscheinen; ebenso hausen sie zu derselben Zeit in den Forsten bei Aken. 1703 wird im Amte Altenplatho eine Wolfsjagd veranstaltet; 1776 im Drömling. Noch 1796 verüben Wölfe im Kreise Jerichow II Untaten. — 2 Beilagen geben Auszüge aus kurfürstlichen und königlichen Verordnungen, Wolfsjagden im Herzogtum Magdeburg betreffend, und eine Spezifikation, welche Dörfer in die Wolfsjagden zu laufen schuldig, vom Jahre 1700. Maenß.

VI. Volkskunde.

45. **Kirchhoff, A.** Das Slaventum in Buttstädt. Siehe oben S. 73.

46. **Damköhler, Eduard.** Zur Sprachgrenze um Aschersleben. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 19. Jahrg., 1905, S. 197—199.)

Die Richtigkeit der schon früher vom Verf. vertretenen Ansicht, daß die Sprachgrenze um Aschersleben vor 150 Jahren dieselbe gewesen sei wie heute, wird durch ein bisher unverwertet gebliebenes Zeugnis des Dichters G. A. Bürger neu gestützt. Damköhler.

47. **Damköhler, Ed.** Auslautendes er mehrsilbiger Wörter in der Cattenstedter Mundart. (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Heft XXV, S. 52—53, 1905.)

Auslautendem er wird oft ein t angefügt, z. B. Kuffert, Koffer. In den Endsilben -ler und -ner wird e wie franz. è in père gesprochen. In allen andern Fällen wird e vor r tonlos außer in feltscher, dessen e wie franz. è lautet. Diese Aussprache des e in der Endsilbe er herrscht auch im Blankenburger Hochdeutsch. Damköhler.

48. **Damköhler, Ed.** Bûrjunge. (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Heft XXVI, S. 77, 1906.)

In Cattenstedt a. H. und Rübeland pflegt man den Kindern zu Weihnachten ein Gebäck aus Kuchenteich, einen Jungen oder ein Mädchen darstellend und darum bûrjunge und bûrmëken genannt, unter den Weihnachtsbaum zu stellen. Dieses Gebäck wird erst gegessen, wenn der Festkuchen verzehrt ist. Damköhler.

49. **O. E.** Provinzialsächsisches in Berlin (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beiblatt zur Magdeb. Zeitung 1905, Nr. 22, S. 171 ff.).

Der Aufsatz handelt zuerst von der Auswanderung aus der Provinz Sachsen nach der Provinz Brandenburg, insbesondere nach Berlin. Im Jahre 1900 wurden in Berlin 80015 Personen aus der Provinz Sachsen gezählt. Es werden die Stadtteile angegeben, in denen sie sich in größerer Zahl finden, und wie viele 1896—1900 aus Magdeburg, aus Halle und aus der übrigen Provinz übersiedelten. Daran schließt sich eine Übersicht über die im Museum für Völkerkunde in Berlin befindlichen, aus der Provinz Sachsen stammenden vorgeschichtlichen Altertümer und endlich ein Hinweis auf die Modelle von Posthäusern in Städten der Provinz im Reichspostmuseum. Maenß.

VII. Zusammenfassende Landeskunde, Ortskunde. Geschichtliches, Touristisches.

1. Allgemeines.

50. **Langhans, P.** Rechts und links der Eisenbahn. Neue Führer auf den Hauptbahnen im Deutschen Reiche. Gotha, Justus Perthes.

Diese neuen Führer dürften nicht bloß dem denkenden Reisenden auf der Fahrt in nützlicher Weise die Zeit vertreiben, sondern erscheinen auch dazu angetan, das Verständnis für die Natur der durchfahrenen Länder wie überhaupt für das Wesen der modernen Geographie zu fördern und zu vertiefen. An der Hand einer vortrefflichen Karte, die der bekannten Vogelschen Karte des Deutschen Reiches in 1 : 500000 entnommen ist, wird der Leser über alle geographisch interessanten Erscheinungen des Gebietes rechts und links von der Fahrt unterrichtet. Für mehr als 30 der wichtigsten Linien sind bereits solche Führer erschienen. Unser Gebiet berühren die Hefte 1 und 2 „Berlin—Halle(—Leipzig)—Frankfurt a. M." von Heinrich Fischer, 13. und 14. „Berlin—Frankfurt a. M. über Güsten—Sangerhausen—Cassel" von Prof. Dr. W. Sievers, 59 u. 60 „Leipzig—(Halle—)Breslau über Riesa—Dresden, Meißen—Dresden, Eilenburg—Kohlfurt, Eilenburg—Cottbus" von Prof. Dr. Jos. Partsch. 61 und 62 „Halle—Saalfeld—Nürnberg—München" von Prof. Dr. W. Ule. Ule.

2. Thüringen und Nachbargebiete.

51. **Irmisch, Th.** Beiträge zur Schwarzburgischen Heimatkunde. I. Bd. Sondershausen, 1905, Fr. Aug. Eupel.

Der verstorbene Fürstl. Schwarzburg. Archivrat Prof. Dr. Th. Irmisch war schriftstellerisch außerordentlich tätig. Die meisten seiner Schriften waren naturwissenschaftlichen Inhalts. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich aber vorwiegend mit der Heimatskunde des schwarzburgischen Landes, seiner eigenen Heimat. Zahlreiche Arbeiten gingen aus diesen heimatlichen Forschungen hervor, die an verschiedenen Orten, namentlich in Zeitungen, veröffentlicht sind, dadurch aber der Nachwelt verloren zu gehen drohten. Irmisch's Schwiegersohn, Gust. Wilh. Hallensleben, hat daher die zahlreichen Arbeiten gesammelt und damit der Wissenschaft einen großen Dienst erwiesen. In dem vorliegenden stattlichen Bande liegt nun ein Teil der Schriften vor; sie enthalten zunächst einen ausführlichen Aufsatz „Über den thüringischen Chronikenschreiber M. Paulus Jovius und seine Schriften", dann einen Abschnitt über „Die Gräfin Elisabeth zu Schwarzburg, geborene Gräfin von Ysenburg" und schließlich zahlreiche „Beiträge zur Schwarzburgischen Heimatskunde", durchweg historischen Inhalts: „Zur Geschichte des Schwarzburgischen Grafenhauses", „Aus der Geschichte Jechaburgs" und „Zur Schwarzburgischen Schul- und Gelehrtengeschichte". In den Beiträgen „Aus der Geschichte Jechaburgs" sind auch „Einige Nachrichten über Wein- und Obstbau des Jechaburger Stiftes im 16. Jahrhundert", die kulturhistorischen Wert haben. Auf den Inhalt des fast 500 Seiten starken Bandes können wir hier nicht weiter eingehen. Ule.

52. **Cordier, F. W.** Wanderungen durch das romantische Eichsfeld 1. Lief.: Heiligenstadt und Umgebung. Verlag von F. W. Cordier, Heiligenstadt.

Durch eine Reihe gut gelungener Bilder gedenkt uns der Herausgeber in seinen „Wanderungen“ durch das romantische Eichsfeld zu führen. Die erste Lieferung bringt 21 Bilder von Heiligenstadt und Umgebung und zwar sowohl Ansichten der Landschaft wie solche bemerkenswerter Bauwerke. Ule.

53. **Engelmann, Hugo.** Die wirtschaftliche Entwicklung des Kreises Worbis (Eichsfeld). Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co., 1905.

Der Kreis Worbis ist ein Teil des Eichsfeldes mit einer vorwiegend katholischen Bevölkerung infolge der früheren Zugehörigkeit zu Mainz. Der Verf. behandelt nun auf Grund zuverlässigen Aktenmaterials und eigener Kenntnis eingehend die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Kreises, die natürlich im wesentlichen die gleichen sind wie im übrigen Eichsfeld. Die Bevölkerung lebt hier zum weitaus größten Teil von der Landwirtschaft; daneben kommen noch die Hausindustrie, das Hausiergewerbe und die Wanderarbeit, in neuerer Zeit auch die Fabrikindustrie in Betracht. Der Entwicklung der Landwirtschaft ist daher auch der Hauptteil der Arbeit gewidmet. Es werden zunächst die Grundlagen der Entwicklung, d. i. Verteilung und Vererbung des Grundbesitzes und Klima und Boden, besprochen. Dann folgt eine geschichtliche Betrachtung und schließlich wendet sich der Verf. der Entwicklung der einzelnen Zweige des Landwirtschaftsbetriebes zu. In den folgenden Abschnitten behandelt er die Entwicklung der Forstwirtschaft, der Hausweberei, des Hausierhandels, der Wanderarbeit, Industrie und der Verkehrsverhältnisse. Als Anhang sind dem Text eine Reihe statistischer Tabellen beigefügt. Das Buch hat zwar in erster Linie ein volkswirtschaftliches Interesse, bietet aber auch dem Geographen reichhaltiges Material und manche wertvolle Anregung. In den Quellenangaben vermissen wir die Arbeit von Nehmer „Beiträge zur Landeskunde des Eichsfeldes“. Ule.

54. **Rietz, M.** Die „Königliche Gewalt“ in Obhausen-St. Nikolai (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben, Beibl. der Magdeb. Zeitung, 1905, Nr. 18, S. 140f.).

Bei Querfurt liegt die aus den drei Kirchspielen St. Nikolai, Petri und St. Johannis bestehende große Ortschaft Obhausen. Der Petrikirche wurde 1487 ein Ablaßbrief für alle, die hierher wallfahrteten, ausgestellt und 1506 erneuert. Der Ort war aber auch durch eine weltliche Einrichtung bevorzugt, die sogenannte „Königliche Gewalt“. Es ist eine Flurgenossenschaft mit eigenem Gericht. Der Vorsteher des Gerichts hieß Gewaltmeister oder König (daher der Ausdruck „Königliche Gewalt“), er mußte in St. Nikolai wohnen und wurde jährlich gewählt, ebenso die Beisitzer, die „Gewaltbrüder“. Die Gerichtstage wurden bis 1855 abgehalten. Als Lehen und Fronen abgelöst wurden, fing man an die alte Einrichtung als einen lästigen Zopf zu betrachten und die damit verbundenen Abgaben zu verweigern; so ging sie ein. Maenß.

55. **Holstein, H.** Schloß und Benediktiner-Abtei Goseck (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beibl. zur Magdeb. Zeitung 1905, Nr. 18, 19, 20, S. 141f., 148ff., 157f.).

Oberhalb Weißenfels auf bewaldeter Anhöhe an der Saale liegt das Schloß Goseck. Seine älteste Geschichte liegt in Dunkel gehüllt. Nach dem Willen eines Grafen Friedrich verwandelten es seine Kinder 1043 in ein Kloster. Die Geschichte

dieses Klosters wird eingehend erzählt bis zum Jahre 1533, wo es säkularisiert wurde. Zum Schluß werden die Besitzer des Schlosses seit der Säkularisation aufgeführt. Maenß.

56. **Schöne, E.** Landschaftsbilder aus dem Königreich Sachsen. Unter Mitwirkung bewährter Fachleute herausgegeben. Verlag von H. W. Schimpert, Meißen.

Immer mehr macht sich auch in Lehrerkreisen der Wunsch geltend, an Stelle der früher allgemein üblichen politischen Gliederung der Länder natürliche Landschaften der geographischen Betrachtung zugrunde zu legen. In ausgezeichneter Weise ist dieser Wunsch zur Erfüllung gekommen in den von Dr. E. Schöne herausgegebenen Landschaftsbildern aus dem Königreich Sachsen, deren Entstehung auf eine Anregung des Leiters des sächsischen Seminarwesens des Herrn Geh. Schulrates A. Grülich zurückgeht. In dieser Sammlung erhalten wir eine landeskundliche Darstellung Sachsens, die in vieler Hinsicht als mustergültig hingestellt werden kann. Als Landschaften sind wirkliche geographische Einheiten gegeben, in deren Schilderung und Betrachtung dann dem Geiste der modernen Geographie entsprechend die Wechselwirkung zwischen den Einzelerscheinungen, insbesondere zwischen dem Boden und seinen Bewohnern im Vordergrund steht. Die Bearbeitung der einzelnen Landschaften ist besonders bewährten Fachmännern und Kennern übertragen worden. Es liegen uns vor: Heft 2, „Das Vogtland“ von Dr. A. Simon, 1905, und Heft 3, „Die Sächsische Schweiz“ von Dr. H. Stübler, 1905. Beide Hefte sind auch technisch ganz vorzüglich ausgestattet und reichlich mit Bildern und Karten versehen. Obwohl das Königreich Sachsen nicht in unser Arbeitsgebiet fällt, haben wir doch das vorliegende Werk in unseren Literatur-Bericht aufgenommen, weil es in einzelnen Heften uns unmittelbar benachbarte Landschaften behandelt, so in dem Heft „Das Vogtland“, ferner in dem freilich noch nicht erschienenen 8. Heft „Die Leipziger Tieflandsbucht“. Ule.

57. Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig. II. 1906. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1906.

Das 2. Heft der Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs unserer Nachbarstadt Leipzig bringt eine eingehende Geschichte der Leipziger Stadtbibliothek für die Zeit 1677—1801 von Gustav Wustmann und interessante Mitteilungen, ebenfalls von Gustav Wustmann, „Aus Briefen Friederike Oesers“, der Leipziger Jugendfreundin Goethes. Die Briefe sind durch eine Schenkung des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Tröndlin in den Besitz der Stadtbibliothek gekommen. Ule.

3. Harz.

58. **E. v. Sommerfeld.** Der Westbau der Stiftskirche zu Gernrode. (Harzzeitschrift 1905, S. 276—293.)

Das Bauwerk ist das älteste Denkmal romanischer Baukunst auf niedersächsischem Boden. Der Westbau hatte bereits bei der Gründung seine heutige volle Gestaltung mit Westapsis. Die beiden Türme — in ihrer vollen viergeschossigen Höhe — rahmten zuerst vermutlich einen dreieckigen Giebel ein. Die Abänderungen des Westbaues fallen in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Hierher gehört namentlich der Zwischenbau der Glockenstube zwischen den beiden Türmen. Straßburger.

59. **Wieries.** Aus der Chronik des Harlingeroder Pastors Rudolphi. (Harzzeitschrift 1905, S. 116.)

Hierin wird erwähnt, daß bei einem gewaltigen Regen im Jahre 1733 der Vestenburger Teich über dem Schulenberge ausgebrochen ist, weil der Damm noch neu und sehr schlecht fundamentiert war. Der Teich scheint also damals erst angelegt zu sein. Auch einer Papiermühle im Tale der Oker wird gedacht. Straßburger.

60. **Angerstein, H.** Neuwerk im Bodetale. (Braunschweigische Anzeigen 1905. Nr. 304 und 305 vom 29. und 30. Dezember.)

Dieser kleine Beitrag zur Geschichte des Ortes Neuwerk wurde zur Feier der Einweihung des neuen Schulgebäudes geschrieben und enthält im ersten Teile einiges Neue. So soll der Ort, der zuerst in den Jahren 1448 und 1454 erwähnt wird, seine Entstehung und seinen Namen einem ehemaligen „neuen Hüttenwerke" verdanken, das seiner Konstruktion nach von dem damals im benachbarten Hüttenrode bereits bestehenden Werke abwich, indem statt der sog. Rennfeuer die Wasserkraft benutzt wurde. Die Bewohner läßt Verf. zumeist aus Hüttenrode stammen, sie sind wie die Hüttenröder eingewanderte Nordalbinger, doch siedelten sich zu Anfang des 15. Jahrhunderts noch Hüttenleute aus Schwaben, Thüringen, dem Erzgebirge, Hessen und anderen Gegenden hier an, wie die Familiennamen erkennen lassen. Ob diese Angaben richtig sind, entzieht sich vorläufig der Beurteilung.

Der zweite Teil behandelt den neuen Schulbau und die beiden neuen Glocken. Bisher hatte Neuwerk nur eine Glocke, die am 3. September 1870 gesprungen war, als auf die Kunde von der Gefangennahme Napoleons die Jungen in ihrer Freude die Glocke zu kräftig läuteten. Damköhler.

61. **Bode, Georg.** Urkundenbuch der Stadt Goslar und der in und bei Goslar belegenen geistlichen Stiftungen. Herausgegeben mit Unterstützung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen. Dritter Teil (1301 bis 1335). Mit acht Siegeltafeln. Halle 1900. XXXIV und 840 S. 8°. Vierter Teil (1336 bis 1365). Mit acht Siegeltafeln. Halle 1905. XXXV und 831 S. 8°.

Wie die beiden ersten Bände (vgl. Literaturbericht 1896, Nr. 131), so enthalten auch diese neuen eine wertvolle geschichtliche Einleitung über die Entwicklung der Stadt Goslar. Nach dem Hinsinken der Kaiserzeit ist den Königen nur noch das oberste Schutzrecht und das Recht der Besteuerung geblieben, aber auch diese wurden durch Geldablösung bald beseitigt. Seit 1290 erwirbt die Stadt die Vogteirechte über die eigentliche Stadt und allmählich auch über ihre unmittelbare Umgebung. Bergwerkseigentum und Wald gehen in die Hand der reichen Ratsfamilien und später in den Besitz der Stadt über, das ganze Gelände zwischen Stadt und Rammelsberg wird freies Gut der Stadt, ja sogar der Rammelsberg selbst mit seinen Silberschätzen wird als nutzbares Lehengut erworben und dadurch in wesentlichen Beziehungen der Herrschaft des Rats unterstellt. Die Stadt nimmt einen bedeutenden Aufschwung. — Auch diese beiden Bände enthalten jeder ein ausführliches Orts- und Personenregister und zweitens ein Sachregister und Glossar. Eine teilweise Nachprüfung hat ergeben, daß das Ortsregister leider nicht genau und vollständig ist, vgl. Bd. III, Urk. 548 und S. 748. Trotzdem gebührt dem Herausgeber vollste Anerkennung und Dank.

Damköhler.

62. Ergebnis der Volkszählung im Kreise Blankenburg vom 1. Dezember 1905.

Nach der im Blankenburger Kreisblatt vom 31. Dezember 1905 mitgeteilten Einwohnerzahl der einzelnen Ortschaften des Kreises Blankenburg beträgt die Gesamteinwohnerzahl des Kreises 35978, mithin 1883 mehr als im Jahre 1900, und zwar haben alle Orte einen Zuwachs aufzuweisen außer Altenbrak-Wendefurth, Cattenstedt, Treseburg, Stiege und Tanne, welche fünf Orte an Einwohnerzahl zurückgegangen sind. Während Cattenstedt 1048 Einwohner, 239 Haushaltungen und 133 Wohngebäude im Jahre 1900 hatte, hat es jetzt 960 Einwohner, 218 Haushaltungen und 140 Wohngebäude. Dieser auffällige Rückgang der Einwohnerzahl trotz der Vermehrung der Haushaltungen und Wohngebäude wird auf Auswanderung kinderreicher Arbeiterfamilien zurückgeführt, die nicht mehr genügende Beschäftigung in Blankenburg fanden. Damköhler.

63. **Witte, Ernst.** Blankenburg am Harz als Sommerfrische und Ruhewohnsitz. Mit Abbildungen nach Photographien von Lehrer Otto Voigt. Verlag des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Blankenburg. 1905, 40 S. 8°.

Das Schriftchen ist für diejenigen bestimmt, welche in guter Lage, ungestörter Ruhe und frischer Luft längeren und dauernden Aufenthalt suchen, und gibt daher besonders über Klima, Lage und gesellschaftliche Verhältnisse Auskunft. Gewiß ist es in Blankenburg schön, unzweifelhaft herrscht dort ein reges geistiges Leben, aber auch Kastengeist und hohe Preise für Lebensmittel. Die geschichtlichen Notizen enthalten leider manche Unrichtigkeiten. Nicht unter dem Namen eines Grafen von Artois, sondern eines Comte de Lille hat der flüchtige Prinz Ludwig von Frankreich, Graf von Provence, in Blankenburg gewohnt (20). Daß Ludwig Rudolf die vielen seltenen Bäume im Park u. a. aus Nordamerika mitgebracht habe, davon ist nichts bekannt; sie stammen erst aus der Zeit nach dessen Tode im Jahre 1735. Auch ist der Wildpark nicht erst von Ludwig Rudolf angelegt. Sechszehnender (sic) sind nicht darin. S. 25 heißt es: „Die älteste Tochter (Ludwig Rudolfs) heiratete Kaiser Karl VI. und wurde Mutter der Maria Theresia. Die Grafschaft wurde dafür 1707 zum Fürstentum erhoben". Maria Theresia wurde 1717 geboren. Die Abbildungen sind gut. Damköhler.

64. **Ehlers, Adolf.** Burg Anhalt (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beibl. der Magdeburger Zeitung. 1905, Nr. 10, S. 75ff.).

1902/3 haben Ausgrabungen stattgefunden, die Überreste der Stammburg des anhaltischen Fürstenhauses freigelegt haben, nach denen man sich ein Bild von der beträchtlichen Ausdehnung der ehemaligen Burg machen kann. Leider ist das Gemäuer dem Verfalle preisgegeben. Über die Entstehung der Burg finden sich zwei verschiedene Berichte; auch der Name wird verschieden gedeutet („ohne Holz" und „sicherer Aufenthalt"). 1140 wurde sie von Heinrich dem Löwen zerstört, 1145 von Albrecht dem Bären wieder aufgebaut, aber wahrscheinlich während der Bauernkriege abermals zerstört. Auch das Vorhandensein eines Dorfes Anhalt, südwärts der Burg gelegen, wird bekundet. Maenß.

65. **Wüstenhagen, H.** Beiträge zur Siedelungskunde des Ostharzes. Siehe oben S. 13.

66. **Damköhler, Ed.** Gruppierung und Herkunft der Besiedler des Harzes. (Braunschweigisches Magazin. 1905, S. 91—94, 102—107, 109—111.)

Die Besiedelung des Harzes ist verhältnismäßig spät erfolgt, nach Karl dem Großen, und zerfällt in drei Perioden. Die älteste umfaßt die Zeit von etwa 800 bis 1100, in ihr wurden die Orte am Rande des Gebirges gegründet, besonders die, deren Namen auf -rode ausgehen. Aus der Zugehörigkeit ihres Dialektes zu dem des Nachbargebietes im flacheren Lande darf ihre Herkunft aus diesem gefolgert werden. So stammen die Bewohner der diphthongischen Orte im Gebiete von Harzburg bis Osterode aus dem angrenzenden großen diphthongischen Gebiete, das wieder in Unterdialekte zerfällt; die Orte von Osterode bis Lauterberg gehören zum Göttingisch-Grubenhagenschen Gebiete; die mitteldeutschen Harzorte sind früher nicht niederdeutsch gewesen, sondern gehören zu dem größeren mitteldeutschen Gebiete mit den alten Längen î und û. Der Nord- und Nordostrand des Harzes ist monophthongisch, zerfällt aber in mehrere Gruppen. Die Orte von der mitteldeutschen Grenze bis Thale sprechen anlautendes g wie j, ihre Bewohner kamen aus dem angrenzenden j-Gebiete. Timmenrode, Wienrode, Cattenstedt, Blankenburg, Heimburg bilden sprachlich eine Gruppe für sich, die der vorigen jedoch nahe steht. Westerhausen wird eine vlämische Siedlung sein. Das übrige Gebiet von Börnecke bis Ilsenburg zeigt wesentliche Übereinstimmung mit der Sprache des nördlich anstoßenden, ist aber ursprünglich von verschiedenen Volksstämmen besiedelt, von Warnen und Herulern, Angeln u. a.

Die Orte auf dem Harze mit Ausnahme von Braunlage und den oberharzischen Bergstädten verdanken ihre Entstehung nordalbingischer Einwanderung in der Zeit zwischen 1071 und 1073. Das ergibt sich aus historischen Nachrichten, aus der Entstehungszeit dieser Orte und dem Dialekte, besonders aus der Eigentümlichkeit, inlautendes nd wie ng zu sprechen. Sie zerfallen in eine ältere Gruppe, die Viehzucht und Ackerbau trieb und heute noch größeren Landbesitz hat: Hüttenrode, Elbingerode, Benneckenstein, Hasselfelde nebst einigen Wüstungen, und in eine jüngere, aus jener hervorgegangene, die dem Hüttenwesen ihr Entstehen verdankt und daher meist an einem Flusse liegt und wenig Land besitzt. Der Dialekt in beiden Gruppen ist derselbe. Woher die Bewohner von Braunlage stammen, ist ungewiß.

In die dritte Siedlungsperiode, 1520 bis 1620, fällt die Gründung der oberharzischen Bergstädte, deren Bewohner aus dem Erzgebirge stammen. Damköhler.

67. **Damköhler, Ed.** Zwei bisher unbekannte Wüstungen bei Cattenstedt. (Braunschweigisches Magazin. 1903, S. 130—132.)

Im Frühjahr 1902 wurden auf dem Kreuzberge zwischen Cattenstedt und Blankenburg a. H. drei Gräber gefunden, die in einer Reihe und in gleichen Abständen voneinander lagen und nur Knochen ohne irgendwelche Beigaben enthielten. Eine Kinnlade zeigte noch sämtliche Zähne, die aber stark abgenutzt waren. Verf. vermutet, daß in der Nähe des Fundortes eine Siedlung des Namens Hullingerode oder Hedenrode lag, zu deren Kirchhofe die gefundenen Gräber gehörten.

Aus dem Flurnamen Hônrô zwischen Cattenstedt und Timmenrode und aus dem Umstande, daß auf der so benannten Flur in jüngster Zeit Grundmauersteine beim Pflügen gefunden sind, wird auf eine Wüstung Hohenrode an dieser Stelle geschlossen. Damköhler.

68. **Bürger, Karl.** Zu den Wüstungen bei Cattenstedt. (Braunschweigisches Magazin. 1904, S. 48.)

Bürgers Berichtigung, daß die bei Cattenstedt gefundenen Gräber eine genaue Untersuchung erfahren hätten und daß es im ganzen etwa zwanzig in einer Reihe nebeneinander liegende Gräber gewesen seien, ist unrichtig, nur drei Gräber sind untersucht. Damköhler.

4. Tiefland.

69. **Gleitsmann, M.** Die Belastung des ländlichen Grundbesitzes mit öffentlichen Abgaben. Speziell: Ländliche Gemeinde-Finanzen im Kreise Delitzsch. Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co., 1906.

Die Arbeit sucht an der Hand des Aktenmaterials aus dem Kreise Delitzsch die Frage zu beantworten: Wie hoch ist der ländliche Grundbesitz durch öffentliche Abgaben belastet? Nach einer allgemeinen Charakteristik des Kreises und einer Darstellung der Verfassung stellt Gleitsmann im speziellen Teil die Ausgaben für Armenwesen, für Schule und Kirche, für Wegebau und andere öffentliche Dinge fest und ermittelt ebenso die Einnahmen aus Gemeindebesitz, aus Steuern und aus Beiträgen; weiter behandelt er dann die Belastung — auf dem Lande — überhaupt. Die Untersuchung erstreckt sich nicht nur auf die Gegenwart, sondern es wird auch die allmähliche Entwicklung der Verhältnisse berücksichtigt. Besonders wird auch die Verteilung der Lasten und ihre rechtliche Grundlage erörtert. In dem Ergebnisse hat die Arbeit eine allgemeine Bedeutung, da diese auch für die Finanzen anderer ländlicher Gemeinden des Staates gelten. Ule.

70. **Straßburger.** Der Gräberfund auf dem Gebiete der Aschersleber Maschinenfabrik im Herbste 1904. (Harzzeitschrift 1905, S. 149ff.)

Im Nordwesten der Stadt Aschersleben, im Gebiete des sog. Aschersleber oder Gatersleber Sees ist neben vielen andern Urnen und Beigaben auch wieder einmal eine Hausurne gefunden, die manches Eigentümliche und bei den bisher bekannt gewordenen Urnen dieser Art nicht Beobachtetes zeigt. Der Fund weist darauf hin, daß am Ufer des Sees etwa im 8.—6. Jahrh. vor Chr. eine menschliche Ansiedlungsstätte gestanden hat, deren Bewohner, wahrscheinlich Germanen, hier Ackerbau in der ursprünglichsten Form, Viehzucht sowie Fischerei trieben und die Kunst des Spinnens und Webens kannten. Eine beigegebene Tafel gibt eine Abbildung der Urnen. Die Fundstücke sind dem städtischen Museum einverleibt worden.

Straßburger.

71. **Eiserhardt.** Die St. Stephanikirche in Aschersleben. (Montagsblatt, wissenschaftliche Wochenbeilage der Magdeb. Zeitung, 1905, Nr. 44, S. 347 f.)

Über die genannte Kirche findet man in kunstgeschichtlichen Werken nichts, nach dem Verf. ist sie aber doch beachtenswert. Sie ist eine einfache gotische Hallenkirche ohne Prunk und Schmuck aus der Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Mehrere Einzelheiten werden besprochen, besonders der im Verhältnis zur Kirche zu prunkvolle Altar. Maenß.

72. **Wagner.** Die Säkularisation des Bistums Halberstadt. (Harzzeitschrift 1905, S. 161—213.)

Auf S. 170ff. gibt der Verf. eine interessante Zusammenstellung über den damaligen Wert Pommerns und des Bistums Halberstadt. Eine Berechnung der Be-

wohnerzahl und ihrer Dichte, der Ergiebigkeit des Bodens, des Ertrags an Kornfrüchten, des Nutzens aus der Viehzucht u. a. ist da gegeben. Die Dichte der Bewohner für 1648 wird im Halberstädtischen auf 1626 für die Quadratmeile (30 auf 1 qkm), in Pommern auf 450 (8 auf 1 qkm) festgestellt. Straßburger.

73. **Zimmermann, Paul.** Die Städtewappen des Herzogtums Braunschweig. (Braunschweigisches Magazin. 1905, S. 97—101, 111—120, 121—131.)

Für das Vaterländische Museum in Braunschweig haben die Städte des Landes Braunschweig ein großes Fenster gestiftet, das mit den Wappen aller dieser einzelnen Gemeinwesen geschmückt werden soll. Für diese Wappen die richtigen Formen und Farben zu finden, die bei vielen Städten keineswegs feststanden. ist der Zweck dieser Arbeit. Damköhler.

74. Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig. Herausgegeben vom Statistischen Bureau des Herzogl. Staatsministeriums. Heft XVII, 1903, VI und 117 S. 4°.

S. 1—55 werden die Bevölkerungszunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit des Herzogtums Braunschweig im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß der natürlichen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen behandelt und die Nachweisungen bezüglich der einzelnen Einflüsse gegeben: geologische Gestaltung, Höhenlage, Anbaufähigkeit und Güte des Grund und Bodens, Unterschied zwischen Feld und Wald, Wasserzüge, Verkehr, Industrie, Nähe der Städte und Separationen. Das allgemeine Schlußergebnis ist, daß im großen und ganzen auch im Herzogtum Braunschweig hinsichtlich der Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit in dem Zeitraume von 1790 bis 1890 die beiden Hauptfaktoren, Fruchtbarkeit des Grund und Bodens und direkte Ausnutzbarkeit der inneren Erdschätze durch Bergbau und Steinbruchsbetrieb, wirksam gewesen sind. Wo Abweichungen hervortreten, liegen besondere Gründe vor.

S. 59—117 handeln von den Ergebnissen der Viehzählung am 1. Dezember 1900 im Herzogtum Braunschweig. Nach der vergleichenden Übersicht der Ergebnisse der Viehzählungen vom Jahre 1840 und 1890 (S. 71) hatte der Kreis Blankenburg im Jahre 1840 1273 St. Pferde, 6317 St. Rindvieh, 29280 St. Schafe, 3911 St. Schweine und 1875 St. Ziegen. 1900 wurden gezählt 1696 St. Pferde, 5541 St. Rindvieh, 8454 St. Schafe, 10234 St. Schweine und 5328 St. Ziegen. Der Rindviehbestand und Schafbestand zeigen eine Abnahme von 12,3%, bezw. von 71,1%. Dagegen weist der Pferdebestand eine Zunahme von 33,2%, der Schweinebestand eine Zunahme von 161,7% und der Ziegenbestand eine Zunahme von 184,2% auf. Der Rückgang des Rindviehbestandes trotz der Zunahme der Bevölkerung ist wohl zumeist auf die Ablösung der Forstweide zurückzuführen. Die Dorfbewohner können nicht mehr so viel Stück Rindvieh durchwintern wie früher und halten daher mehr Ziegen. Aus der Tabelle S. 106/7 ist dies zwar nicht ersichtlich. Für Cattenstedt z. B. sind im ganzen 164 St. Rindvieh verzeichnet, die Dorfbewohner halten jetzt aber nur 12 bis 15 St., die übrigen kommen auf das Rittergut. Vgl. Literatur-Bericht 1896 Nr. 163. Damköhler.

75. Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig. Herausgegeben vom Statistischen Bureau des Herzogl. Staatsministeriums. Heft XVIII, 1904, VI und 103 S. 4°.

Den Inhalt dieses Heftes bilden „Die ersten fünfzig Jahre des Statistischen Bureaus des Herzogl. Braunschw.-Lüneb. Staatsministeriums 1854 bis 1904 (S. 1—49), Die Ergebnisse der Obstbaumzählung vom 1. Dezember 1900 im Herzogtum Braunschweig (S. 53—69), Die Neuanbauten in den Landgemeinden des Herzogtums Braunschweig in den fünfzig Jahren von 1851 bis 1900 (S. 73—88), Die in der Zeit vom 1. April 1893 bis 31. März 1903 im Herzogtum Braunschweig amtlich untersuchten Schlachtschweine (S. 91—103).“ Unter je 10000 in der genannten Zeit untersuchten Schlachtschweinen waren im Amtsgerichtsbezirk Blankenburg 0,30, im Amtsgerichtsbezirk Hasselfelde und Walkenried 0,00 trichinös. Damköhler.

76. Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig. Herausgegeben vom Statistischen Bureau des Herzogl. Staatsministeriums. Heft XIX, 1905, VI und 140 S. 4°.

Aus dem Inhalte dieses Heftes sei nur hervorgehoben, daß am 1. Dezember 1900 das Herzogtum Braunschweig 464333 Einwohner hatte, mithin 30120 mehr als im Jahre 1895, und zwar entfielen davon auf den Kreis Blankenburg 34095 Einwohner, d. h. 2129 mehr als im Jahre 1895. Die durchschnittliche Bevölkerung auf ein Quadratkilometer dieses Kreises betrug 72 gegen 67 i. J. 1895.

Damköhler.

77. Das Brunnental bei Helmstedt (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beibl. der Magdeb. Zeitung, 1905, Nr. 22, S. 174f.)

Im Brunnental bei Helmstedt hausten eine Zeit lang Wenden; sie legten eine Burg an und gründeten die Niederlassung Pludwitz, woran das benachbarte Dorf Pluderbusch erinnert. Nach Vertreibung der Wenden um 1100 wurde die Niederlassung unter dem Namen Bemesdorp dem Kloster Marienberg als Schenkung vermacht. 1751 wurde hier eine Heilquelle entdeckt, die viele Gäste in das anmutige Tal zog, zu deren Unterhaltung auch ein Theater gebaut wurde. Maenß.

78. **Hecht, Richard.** Die Kirche zu Ummendorf. (Montagsblatt, wissenschaftliche Wochenbeilage der Magdeb. Zeitung[1], 1905. Nr. 36, S. 285f.)

Die 1905 restaurierte Kirche zu Ummendorf ist eins der ältesten kirchlichen Bauwerke des Erzstiftes Magdeburg. Um 1500 wurde sie erweitert und der jetzige Turm erbaut. Beachtenswert sind der Altar mit seinen Schnitzereien und Gemälden, von denen eins aus der Kranachschen Schule stammt, das Grabdenkmal des letzten v. Meyendorf und verschiedene Epitaphien, ferner auch die Kanzel und die Glocken.

Maenß.

79. **Sandvoß, Franz.** Dodeleben. (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Heft XXV, 1904, S. 39—40.)

Dodeleben wird aus dem Eigennamen Thode, Todt, nd. Dode, d. i. Pate und der Endung -leben erklärt. Damköhler.

80. **Sunder, L.** Dodeleben. (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Heft XXV, 1905, S. 68.)

---

[1] Seit 14. Aug. 1905 Titel der bisherigen „Blätter für Handel, Gewerbe usw.“

Dodeleben in Hohendodeleben wird als Taumellochbach gedeutet. Der Name lautet in Kaiserurkunden Dudulon und einmal Tudulon und ist in Dudu-lon oder wahrscheinlicher in Dudul-on zu zerlegen. Die Endung -leben kommt ihm nicht zu.

Damköhler.

81. **Zahn, W.** Die Burg Salzwedel. (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben. Beibl. der Magdeb. Zeitung 1905, Nr. 3, 4, 5, S. 21f., 29ff., 35.)

Auf Grund der nachgeprüften, im 15. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte 1865 veröffentlichten Arbeit Danneils will Verf. auf die Bedeutung der alten Feste aufmerksam machen. Er nimmt, abweichend von anderen, an, daß die Burg von Anfang an auf dem jetzigen Stadtterrain, und zwar an der jetzigen Stelle gelegen habe, macht Angaben über die Befestigung der Altstadt und der Neustadt Salzwedel, bespricht die Bedeutung der Burg für die umliegende Landschaft und ihre inneren Verhältnisse, ihren späteren Verfall und wie sie in Privatbesitz kam. Zum Schluß ist die Rede von dem noch vorhandenen Turme, der ehemals als Bergfried gedient hat und dessen Wiederherstellung jetzt in Aussicht genommen sein soll.

Maenß.

82. **Blasius, Wilh.** Führer zu den megalithischen Grabdenkmälern im westlichen Teile des Kreises Salzwedel. (31. Jahresbericht des Altmärk. Vereins für vaterl. Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abt. für Gesch., 2. Heft, 1904, S. 95—114.)

Es handelt sich um eine Anzahl Megalithe, die zum größten Teil auf einem von Schadewohl im Nordwesten in südöstlicher Richtung bis Klötze sich erstreckenden Höhengürtel verteilt, zum Teil in der Richtung von Stöckheim nach Wallstawe und einzelne bei Gladdenstedt liegen. Sie sind von Danneil im 6. Jahresbericht des Altmärk. Vereins 1843 und von Krause und O. Schötensack in der Zeitschrift für Ethnologie 1893 besprochen worden. Seit Danneils Zeit sind nicht wenige verschwunden. Verf. beabsichtigt, indem er angibt, wie man sie auffinden kann, zum Besuche der noch vorhandenen anzuregen und zu ihrer Erhaltung beizutragen.

Maenß.

83. **Prejawa, H.,** Baurat. Die St. Marienkirche in Salzwedel. (31. Jahresbericht des Altmärk. Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abt. für Gesch., 2. Heft, 1904, S. 11—16.)

Erwähnt wird die Marienkirche in Salzwedel zuerst 1285, doch weisen ihre Anfänge viel weiter zurück. Der in Granit aufgeführte Unterbau des Turmes gehört der alten Befestigung an (vor 1100). An dem Turm wurde 1223—35 eine dreischiffige gewölbte Backsteinbasilika angebaut. Später wurde ein Umbau vorgenommen und dann 1450—68 das Langhaus fünfschiffig gestaltet, der Chor verlängert und achteckig geschlossen, die ganze Kirche nach Aufhöhung der Umfassungsmauern neu eingewölbt. Trotzdem die Höhe bei 31 m Breite und 67 m Länge nur 17,5 m beträgt, sind die Raumverhältnisse von höchst schlanker Wirkung. Da lange nichts für die Erhaltung der Kirche, deren Bau wie einige Ausstattungsgegenstände näher besprochen werden, geschehen ist, hat der Verfall begonnen und wird nun eine gründliche Instandsetzung beabsichtigt, deren Kosten durch eine Lotterie beschafft werden sollen.

Maenß.

84. **Wollesen, E.** Mittelalterliche Topographie der Burg und Stadt Werben in der Altmark. (32. Jahresbericht des Altmärk. Vereins für vaterländ. Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abt. für Gesch., 1905, S. 99—114.)

Die Burg Werben, 1005 zum erstenmal erwähnt, wurde wahrscheinlich zur Zeit Heinrichs I. aus einer wendischen Anlage in eine deutsche Burg verwandelt. Konrad II. errichtete dann zu Werben 1034 ein castrum und versah es mit einer Besatzung. Verf. sucht nun festzustellen, daß die Burg den Platz der Johanniskirche, die Schul-, Markt-, Kirch- und Schadewachtenstraße (ein Plan der Stadt ist beigefügt) umfaßt und das castrum Konrads östlich davon gelegen hat. Eine wendische Burg Prinzlow, Prizlawa, sucht er auf der andren Seite der Elbe, in die die Havel weiter südlich mündete als heute. Mit der Errichtung der Stadtbefestigung fiel die Bedeutung der Burgbefestigung dahin; die hohen mit Wehrgang und Türmen versehenen Mauern umschlossen die Burg, die Stadt Werben und das sog. lange Dorf. 1640 wurde ein Teil der Befestigung niedergelegt, jetzt sind nur spärliche Reste davon übrig bis auf das Elbtor, das restauriert worden ist und eine Zierde der Stadt bildet. Maenß.

85. **Prejawa, H.,** Baurat. „Die alte Burg" bei Grafhorst. (32. Jahresbericht des Altmärk. Vereins für vaterländ. Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abt. für Gesch., 1905, S. 115—118.)

In der Feldmark Kaltendorf bei Öbisfelde liegt unweit des Dorfes Grafhorst eine Flurbezeichnung, genannt die alte Burg. Hier gab es einst wirklich eine Burg, wie auch ein ritterliches Geschlecht v. Grafhorst öfters erwähnt wird. Einige Reste wurden 1898 durch Ausgrabung bloßgelegt, die Fundstücke (im Provinzialmuseum zu Halle) lassen darauf schließen, daß die Burg entstanden und zerstört sein muß, ehe die Burg Öbisfelde in die Geschichte trat. Maenß.

86. **Kupka, Dr. P.** Über die Keramik einiger altmärkischer Burgwälle. (32. Jahresbericht des Altmärk. Vereins für vaterländ. Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abt. für Gesch. 1905, S. 119—122.)

Der Burgberg von Tangermünde hat wahrscheinlich in prähistorischen Zeiten einen Rundwall getragen. Hier fand man 1902 bei der teilweisen Neufundamentierung des Kapitelturmes eine Anzahl Gefäßbruchstücke; auch eine Schanze bei Osterburg enthält Gefäßtrümmer in reichlicher Menge, während sonst die altmärkischen Burgwälle auffallend scherbenarm sind, besonders fand man an mehreren Stellen kein sicher wendisches Fragment. Die beiden genannten bilden also eine Ausnahme; unter dem Tangermünder Materiale ist nicht ein einziges Stück germanischen Charakters vorhanden. Maenß.

87. **Zahn, W.** Geschichte der Dörfer Wendisch- und Deutsch-Kalbau. (32. Jahresbericht des Altmärk. Vereins für vaterländ. Geschichte und Industrie zu Salzwedel. Abt. für Gesch., 1905, S. 39—62.)

Unmittelbar unterhalb der Stadt Tangermünde liegt das Dorf Kalbau (1334 Kalebu von wendisch kalu = Sumpf), seit dem 17. Jahrhundert fälschlich Karlbau genannt als von Karl IV. gebaut. Es ist ein uraltes wendisches Fischerdörfchen, dessen Bewohner bestimmte Rechte und Pflichten hatten und ihre wendische Nationalität besonders lange bewahrt haben. Der Ort hatte seine eigenen Gerichtstage, und die Protokolle der Gerichtsverhandlungen sind von 1633 bis 1800 vollständig erhalten. Das Archiv der Gemeinde ist dem altmärkischen Museum in Stendal zur Aufbewahrung

überwiesen. Außer diesem wendischen gab es auch ein Dorf Deutsch-Kalbau. Es ist zwischen 1365 und 1375 eingegangen; seine genaue Lage — nördlich von Tangermünde — ist nicht mehr nachweisbar. Die Bewohner haben in der Stadt Tangermünde Zuflucht gesucht, wo sie eine besondere Gemeinde oder Ackergilde bildeten, die noch heutiges Tages besteht als eine besondere Deichgenossenschaft. Maenß.

88. **Schmidt, W.,** Hagenau. Der Fiener und seine Umgebung. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 40. Jahrg., 1905, S. 195—219.)

Der Aufsatz (mit Skizze S. 198) handelt von der Lage und Trockenlegung des Bruches 1774—77, von den Torfstichanlagen bei Tucheim und stellt die geschichtlichen Nachrichten über die durch das Gebiet führenden Straßen, die in ihm belegenen Städte, Dorfschaften und Rittergüter zusammen. Maenß.

89. **Reibstein, Dr. E.** Eine Beschreibung des Amts Möckern aus dem Jahre 1640. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 40. Jahrg. 1905, S. 220—242).

1640 forderte das Magdeburger Domkapitel von dem Richter Jakob Bandelow einen Bericht über den Zustand des Amtes Möckern. Ein solcher wurde darauf erstattet und wird hier abgedruckt. Er zählt sämtliche Feuerstellen in Möckern und den Dörfern des Amts auf, gibt dabei an, ob sie demoliert sind oder in esse, berichtet über die vorhandenen Einwohner und den noch gebliebenen Viehstand und läßt einen Einblick tun in die angerichtete Verwüstung. Maenß.

90. **Rosenfeld, Dr. F.** Zustand des Amts Loburg im dreißigjährigen Kriege. (Ebenda S. 243—250.)

Ein Seitenstück zu diesem Berichte über das Amt Möckern bildet das Hausbuch des Amts Loburg von 1641, aus dem hier Mitteilungen gemacht werden. Sie sind bezeichnend für das Elend, das der Krieg hier im Gefolge gehabt hat. Maenß.

91. **Peters, O.** Die älteste Stadtmauer Magdeburgs. Mit drei Abbildungen. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 40. Jahrg., 1905, S. 33—44.)

Die Ausschachtung für das jetzt im Bau begriffene Sparkassengebäude in Magdeburg nördlich des Platzes hinter der ehemaligen Hauptwache hat ein uraltes Mauerwerk aus unregelmäßig gebrochenem Grauwacke-Material zutage gefördert, das nach seiner Lage und Beschaffenheit als ein Teil der schon längst hier vermuteten ältesten Stadtmauer Magdeburgs, und zwar ihres nördlichen Zuges, anzusehen ist. Hiernach und auf Grund eines Aufsatzes von Hülße in der Festschrift des Magdeb. Geschichtsvereins von 1891 gibt Verf. den Verlauf der Mauer an, die die älteste Stadt vor Otto dem Großen umgab und einen Raum von ungefähr 110000 qm umschloß. Nördlich davon, wo sich die Petrikirche befindet, hat nach ihm die Burg gelegen. Als ein Rest dieser dürfte der uralte Turm der Petrikirche, vielleicht das älteste Bauwerk von Magdeburg überhaupt, anzusehen sein. Maenß.

92. **Rosenfeld, Dr. F.** Der Magdeburgische Kammeratlas. (Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 40. Jahrg., 1905, S. 259—314.)

Im Magdeburger Staatsarchiv befindet sich eine Sammlung von Flurkarten in einem stattlichen Bande (50 : 30 cm) mit der Aufschrift: „Atlas camerae Magdeburgensis, das ist: Geometrische Grundrisse derer im Herzogtum Magdeburg befindlichen Ämter.

F. A. Fiedler 1722. In diese Form gebracht.“ Er enthält 74 sauber gezeichnete und kolorierte Doppelkartenblätter in verschiedenen Maßstäben, die einzeln besprochen werden. Sie beruhen auf den Vermessungen, die bei Gelegenheit der Einführung der (nachher wieder aufgehobenen) Erbpacht der Magdeburgischen Domänen vorgenommen wurden, in der großen Mehrzahl zwischen 1702 und 1710. Sie sind zur Feststellung von Umfang und Art des Domänenbestandes im Herzogtum eine eingehende und übersichtliche Quelle, und da sie meist Aufnahmen der ganzen Feldmarken bieten, können sie auch Auskunft geben über Gemarkungsgrenzen, Gehölze, Seen u. a. Beigefügt eine Zusammenstellung des aus dem Kammeratlas sich ergebenden Amtsbesitzes.

Maenß.

93. **Wäschke, Dr.,** Archivrat. Das Zerbster Schloß als Residenz Ludwigs XVIII. von Frankreich. (Montagsblatt, wissenschaftliche Wochenbeilage der Magdeb. Zeitung, 1905, Nr. 47, 48, S. 369 ff., 377 ff.)

Als Ludwig XVIII. sich 1796 in Verona nicht mehr sicher fühlte, wendete er sich an Rußland und bat die Kaiserin Katharina II., ihm einen Aufenthaltsort zu bestimmen, an dem er unter ihrem Schutze sicher wohnen könne. Katharina dachte an das 1793 frei gewordene Zerbster Schloß. Es werden die Verhandlungen mitgeteilt, die deswegen mit dem Fürsten von Bernburg und der Preußischen Regierung geführt wurden, vor deren Abschluß Katharina II. starb. Sie führten nicht zu dem von ihr gewünschten Ergebnis; der Fürst von Bernburg lehnte ab. Maenß.

94. **Gebler, Karl.** Tangermünde. (Montagsblatt, wissenschaftliche Wochenbeilage der Magdeb. Zeitung, 1905, Nr. 44, S. 364 f.)

Der frisch geschriebene Aufsatz gibt das Wichtigste aus der Geschichte und über die erwähnenswerten Bauwerke der Stadt Tangermünde und schildert den Blick vom Stephansturme in die Landschaft. Maenß.

95. **Langer, J.** Die Grenzen der Bistümer Verden und Halberstadt von der Elbe bis zur Ohre. Siehe oben S. 1—12.

96. **Hey, Gustav** und **Schulze, Karl.** Die Siedelungen in Anhalt. Ortschaften und Wüstungen mit Erklärung ihrer Namen. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1905.

Das Buch enthält ein genaues alphabetisch geordnetes Verzeichnis sämtlicher Ortschaften und Wüstungen Anhalts und zwar mit Erklärung ihrer Namen. Die beiden Verfasser haben sich in die Arbeit so geteilt, daß Hey die slavischen, Schulze die deutschen Ortschaften und Wüstungen behandelt hat. Hey gibt in einer „Einleitung“ auch einen kurzen Überblick über die Geschichte der Besiedelung des Landes. Ule.

Inhalts-Verzeichnis zum Literatur-Bericht.

Liste der Bearbeiter des Literatur-Berichts.

Professor E. Damhöhler (Blankenburg a. H.).
Professor J. Maenß (Magdeburg).
Professor Dr. E. Straßburger (Aschersleben).
Professor Dr. O. Taschenberg (Halle).
Privatdozent Professor Dr. W. Ule (Halle).
Privatdozent Dr. E. Wüst (Halle).

Bericht über das Vereinsjahr 1905/1906.

Die Sitzungen.

I. Der Gesamtverein.

Wanderversammlung in Weißenfels am 1. Oktober 1905. Die Teilnehmer besichtigten zunächst vormittags Stadt und Schloß Weißenfels. In der Schloßkirche gab Herr Oberlehrer Schröter (Weißenfels) einen kurzen Überblick über die Geschichte des Schlosses und im besonderen seiner Kirche. Um 12 Uhr fand im Saale des Restaurant zum Bade eine wissenschaftliche Sitzung statt, in der Herr Prof. Dr. Neumann (Weißenfels) einen Vortrag hielt über „Die Entwicklung der Stadt Weißenfels". Er führte etwa folgendes aus: Die ganze Gegend von Weißenfels war im frühen Mittelalter von Wenden bewohnt, wovon noch jetzt die zahlreichen slavischen Ortsnamen auf beiden Saalufern Zeugen sind. Die wendischen Fischerdörfer Tauchlitz und Hocka lagen an den Abhängen des nördlichen Saaleufers, den Überschwemmungen entrückt. Sie haben im 9. Jahrhundert der Stadt Weißenfels Platz gemacht oder sind ihr einverleibt worden. Weißenfels selbst muß nach ihrem Namen als eine deutsche Siedelung betrachtet werden. ohne Zweifel hat sie sich an die Burg angeschlossen, die schon in der Zeit der sächsischen Kaiser auf einer von dem Plateau hervorspringenden nach Norden und Westen steil abfallenden Landzunge begründet wurde. Ein Graf von Weißenfels soll schon in der Ungarnschlacht von 933 mitgestritten haben. Am Ende des zwölften Jahrhunderts finden wir Burg und Stadt im Besitz des Markgrafen Otto von Meißen, sein Sohn Dietrich der Bedrängte war der letzte hier residierende Graf. Der allgemeine Aufschwung der deutschen Städte in den folgenden Jahrhunderten teilte sich auch dem zwischen den Bischofstädten Merseburg und Naumburg gelegenen Weißenfels mit, seine Saalbrücke zog den Verkehr aus den umliegenden Städten und Dörfern hierher. Der an der Saalbrücke mündende Greiselbach, an dessen Oberlauf mehrere Dörfer liegen, kann schon in alter Zeit zur Belebung des Verkehrs beigetragen haben. Unter den späteren wettinischen Markgrafen, Herzögen und Kurfürsten mußte das an einem wichtigen Saalübergange gelegene Städtchen alle Drangsale mitmachen, von denen das mittlere Deutschland so oft heimgesucht wurde, sein hohes Schloß zog immer die verwüstenden Kriegsscharen auf sich, so im thüringischen Bruderkriege, im Hussitenkriege und ganz besonders im 30jährigen Kriege, wo es von Schweden, Kaiserlichen und Franzosen hart mitgenommen wurde. 1644 sprengten die Schweden das sehr feste, im 16. Jahrhundert erneuerte Schloß in die Luft. Bis in die Mitte des

17. Jahrhunderts war Weißenfels ein dürftiges Städtchen, dessen Bewohner sich hauptsächlich von Ackerbau, Weinbau, Fischfang, Holzhandel und Müllerei ernährten. Nur durch sein kursächsisches Amt zeichnete es sich vor den Nachbarorten aus. 1656 starb Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen; in seinem Testament hatte er seine Lande unter seine Söhne geteilt. Weißenfels nebst einigen andern Orten bildete das Erbteil des Herzogs August, Administrator von Magdeburg. Dieser begann 1663 den Wiederaufbau des Schlosses im italienischen Barockstil. Den sehenswürdigsten Teil des riesigen Schlosses Neu-Augustusburg bildet die verschwenderisch ausgestattete Schloßkapelle und die darunterliegende Fürstengruft mit z. T. sehr kostbaren Bronzesärgen. Unter den Herzögen Johann Adolf I., Johann Georg, Christian, Johann Adolf II. erlebte Weißenfels eine glänzende Zeit, viele schöne Barockbauten erhoben sich, ein Gymnasium Illustre war der Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften. Nach dem Aussterben der Linie Sachsen-Weißenfels 1746 fiel die Stadt wieder an das Kurfürstentum Sachsen zurück, sie hatte im siebenjährigen Kriege und in der napoleonischen Zeit viel zu leiden. 1757 und 1813 fanden hier Gefechte statt, der Rückzug des bei Leipzig geschlagenen französischen Heeres ging durch Weißenfels. Durch die Schiffbarmachung der Saale und Unstrut am Ende des 18. Jahrhunderts und durch die Verbindung mit dem Großstaate Preußen (1814) machte die Stadt langsame Fortschritte. Das Schloß wurde für die königl. Unteroffizierschule eingerichtet, das ehemalige Ballhaus der Herzöge dient als Proviantmagazin, das Gymnasium Illustre (in den Räumen des ehemaligen Clarаklosters) wurde durch ein Lehrerseminar ersetzt. Ein schnelleres Wachstum begann in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die in der Nähe liegenden Braunkohlenfelder von den aufkommenden Dampfmaschinen ausgenutzt wurden. Zu der seit alters betriebenen Fischerei, zu der Kürschnerei, die von Leipziger Firmen ihre Aufträge empfängt, zu der jetzt eingegangenen Gerberei trat immer mächtiger die Schuhfabrikation, die jetzt mit über 100 Betrieben der ganzen Stadt ihren Stempel aufdrückt, besonders seitdem in den achtziger Jahren die verbesserten amerikanischen Maschinen und Arbeitsmethoden auch das deutsche Schuhgewerbe beeinflußten. Aber auch viele andere Gewerbe blühen. Mit 31 000 Einwohnern steht Weißenfels heute nur wenigen Städten der Provinz Sachsen nach, und mit der Vergrößerung sucht die Verschönerung gleichen Schritt zu halten.

Nachmittags fuhren die Teilnehmer nach Leisling und wanderten von dort nach Goseck. Hier wurde die Schloßkirche und der Schloßgarten besichtigt und schließlich auch noch eine an der Südwestecke des Dorfes Goseck gelegene Kiesgrube besucht. In dieser gab Herr Dr. Wüst folgende Erläuterungen: In der Grube sieht man — etwa 70 m über der benachbarten Saaleaue — einen diluvialen Saalekies, welcher frei von nordischem Gesteinsmateriale ist und daher vor der ersten nordischen Vereisung der Gegend abgelagert worden sein muß. Dieser Saalkies enthält keine aus dem Ilmgebiet stammenden Gerölle, weil die damalige Ilm von Weimar über Rastenberg, Bibra, Balgstedt, Freiburg a. U. und Zeuchfeld nach der Gegend von Merseburg zu floß. Man sieht den besprochenen Kies in der Grube unterlagert von tertiärem und zwar oligozänem Kiese und überlagert von Geschiebemergel und Löß.

II. Zentralverein zu Halle a. S.

Vorstand am 1. April 1905.

Privatdozent Prof. Dr. Ule, Vorsitzender,
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. v. Fritsch, stellvertr. Vorsitzender,
Privatdozent Dr. Wüst, erster Schriftführer,
Oberlehrer Dr. Sparig, zweiter Schriftführer,
Privatgelehrter Wächter, erster Bibliothekar,
Oberlehrer Dr. Kähler, zweiter Bibliothekar,
Kaufmann R. Krause, Rechnungsführer,
Kaufmann H. Thiele, stellvertr. Rechnungsführer.

Beirat.

Chefredakteur Dr. Gebensleben,
Oberlehrer Dr. H. Hertzberg,
Kaufmann Guido Müller,
Privatdozent Prof. Dr. Schenck,
Oberlehrer G. Stade,
Generalleutnant Exzellenz v. Ziegner.

Sitzung vom 12. April 1905. Prof. Dr. Hultzsch (Halle) gab in seinem Vortrag „Erinnerungen aus Indien" eine sehr anschauliche Schilderung von dem Leben der Europäer in Indien, in dem er selbst 17 Jahre sich aufgehalten hat. Zunächst verbreitete er sich über die Reisewege nach Indien und über die Häfen des Landes, beschrieb sodann die indischen Eisenbahnen sowie auch näher die Fahrt auf diesen. Weiter kam er auf die vielen Gefahren zu sprechen, die den Europäer und in noch höherem Grade den Eingeborenen infolge des Reichtums des Landes an Krankheitserregern bedrohen. Ausführlich behandelte er hierauf die Lebensweise der Europäer. An Nahrungsmitteln ist fast alles zu haben, was uns auch in Europa geboten wird, und es kommen noch viele tropische Erzeugnisse hinzu. Der Haushalt erfordert wegen der eigentümlichen Lebensbedingungen einen großen Aufwand an Dienern und Hilfskräften. Bei steter Mäßigkeit und hinreichender körperlicher Bewegung kann man in Indien sehr gut leben. Der Sport ist hier geradezu aus hygienischen Gründen geboten. Sehr viele Unannehmlichkeiten bereiten die tierischen Mitbewohner der Häuser wie Schlangen, Skorpione, Termiten, Moskitos, Wanzen, Flöhe, Läuse, ferner Ratten, Mäuse usw. Der Verkehr mit den Eingeborenen ist erschwert durch deren religiöse Vorstellungen, nach denen die Europäer unrein sind, weil sie das Fleisch des dem Inder heiligen Rindes verzehren. Zum Schluß gedachte der Redner noch der Tätigkeit der Engländer, der er volle Anerkennung zollte. Die Engländer haben das reiche Land der Kultur erschlossen und zugleich auch durch ihre Fürsorge die wirtschaftlichen Zustände der Eingeborenen gebessert.

Sitzung vom 10. Mai. Prof. Dr. Oskar Mann aus Berlin hielt unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag „Über seine Reisen im

westlichen Persien", die er in den Jahren 1901—1903 zu linguistisch-philologischen Zwecken unternommen hatte. Die Reise führte von Bushire aus durch die Küstenebene zu dem iranischen vegetationsarmen Randgebirge, das auf beschwerlichen Saumpfaden überschritten wurde, zunächst nach der vielgefeierten, aber wenig schönen Rosenstadt Schiras, wo sich der Vortragende längere Zeit aufhielt, um in der Umgebung linguistisches Material zu sammeln. Ende März 1902 begab sich der Reisende nach Bendemir am gleichnamigen Fluß, das durch großartige im 10. Jahrhundert erbaute Bewässerungsanlagen ausgezeichnet ist. Weiter ging es dann durch die oft trostlos öde Ebene von Märodäscht nach der alten Palaststadt Persepolis, deren prachtvolle Ruinen durch Lichtbilder veranschaulicht wurden. Das nächste Ziel war Isfahan, das nach einer interessanten Wanderung durch eine von cannonartigen Tälern unterbrochene Ebene erreicht wurde. Isfahan, einst die Residenz des großen Schah Abbâs, ist jetzt der Haupthandelsplatz Mittelpersiens. Von hier aus unternahm der Reisende eine äußerst anstrengende Wanderung durch die Ebene von Malamir, um die Salomonshöhle zu erforschen und zugleich das wilde Bergvolk der Bakhtiaren zu studieren. Das nächste Ziel war die Provinz Kirmanshah, die nach allen Richtungen durchzogen wurde; sie ist vielfach ein gut bewässertes Bergland von großer landschaftlicher Schönheit, reich auch an wertvollen Denkmälern aus der Zeit der Achämeniden und Sassaniden. Prof. Mann begab sich dann nach der Provinz Luristan, besuchte Teheran, die Landeshauptstadt, die ein besonderes Interesse dadurch bietet, daß sie ein durchaus orientalischer Ort ist, übertüncht vielfach aber von europäischer Kultur. Schließlich wandte sich der Reisende auch noch der Landschaft Kurdistan zu, wo er namentlich in der Landschaft Azerbaidjan bei den Mukrî-Kurden wertvolles linguistisches Material sammeln konnte. In Urmia zwang schließlich eine schwere Erkrankung den Forscher zur Heimreise, die über Tiflis, Batum und das Schwarze Meer erfolgte.

Sitzung im Juni. Der für Sonntag den 25. Juni festgesetzte Ausflug nach Burgscheidungen im Unstruttale fiel ungünstiger Witterung wegen aus.

Sitzung vom 19. Juli. Prof. Dr. Herm. Größler in Eisleben wurde zum Ehrenmitglied ernannt. Prof. Dr. Ule sprach sodann über neue Hilfsmittel zur geographischen Belehrung auf Reisen unter Vorlegung der von Prof. Langhans in Gotha herausgegebenen, im Verlage von Justus Perthes erschienenen Führer „Rechts und links von der Eisenbahn". Darauf berichtete Oberlehrer Dr. H. Hertzberg über „Reiseerinnerungen aus Westpreußen". Der Vortragende hatte den Danziger Geographentag (Pfingsten 1905) besucht und Gelegenheit gehabt, die Ufer der Weichsel von der russischen Grenze bis zum Delta hin kennen zu lernen. Außerdem hatte er dem Putziger Kreis einen zweitägigen Aufenthalt gewidmet. Schon auf der Fahrt durch Pomerellen über Konitz und Pr. Stargard geht dem Reisenden eine Ahnung davon auf, daß er sich hier auf einem Arbeitsfelde nordischer Gletscher befindet, und dieser Eindruck verstärkt sich, je weiter man nach Norden kommt, auch noch nördlich der Flüßchen Rheda und Leba zeigt die Landschaft Spuren der Vereisung. Heute fesselt den Touristen der Wechsel von bewaldeten Hügeln, Flüssen, kleinen Seen, Moorgründen, Wiesen und Feldern, deren Erträge freilich im Gebiet der Tucheler Heide

sehr gering sind. Umgekehrt prangt das Deltaland der Weichsel und z. T. die Niederung in einer Üppigkeit, die freilich durch gelegentliche Hochwasser bedroht wird. Das Durchbruchstal des mächtigen Stromes, der auf russisch-polnischem Boden in ziemlicher Verwilderung dahinfließt, entbehrt keineswegs der Romantik. Steil fallen unterhalb der Brahemündung die etwa 60—70 m hohen Ränder des Landrückens ab, um das etwa 5—6 km breite Tal bis über Marienwerder hinaus zu begleiten. Hier und da sind die Steilränder von Laubwald bedeckt, öfter noch durch Parowen d. h. Regenrisse gespalten, hin und wieder mit einer städtischen oder dörflichen Ansiedelung geschmückt. Charakteristisch ist, daß größere Städte alle auf der Höhe liegen, Thorn, Kulm, Graudenz, Elbing, ja noch in neuerer Zeit ist Schwetz auf dem linken Weichselufer aus der Niederung auf die Höhe verlegt, um der Überschwemmungsgefahr zu entgehen. — Was die deutschen Ansiedler des Mittelalters und der Orden geleistet haben, findet seinen Ausdruck in den Baudenkmälern der Städte, ganz besonders der Marienburg. In der Neuzeit sind bedeutende Arbeiten zur Regulierung der Weichsel ausgeführt, es sind zahlreiche Buhnen und Deiche angelegt, die von Ottlotschin abwärts den Strom begleiten und den Abfluß der Hochwässer und des Eises beschleunigen sollen. Das neueste Wasserbauwerk ist die Geradelegung der sog. geteilten Weichsel, der man jetzt im Werder einen direkten Abfluß nach der offenen Ostsee bei Schiewenhorst verschafft hat (1895). Doch erhält die westliche sog. totgelegte Weichsel noch Wasser genug, um dem Schiffahrtsverkehr von Danzig zu genügen. Noch immer schwimmen große Lasten polnischen Holzes die Weichsel abwärts nach Danzig, während allerdings das galizische Getreide jetzt über Odessa auf den Weltmarkt kommt. Danzig zehrt heute etwas von den Schätzen der Vergangenheit, doch ist die preußische Regierung bemüht, das wirtschaftliche Leben der alten Handelsmetropole zu heben. Bedenklich erscheint dem Besucher Westpreußens die gegenwärtige Zunahme des polnischen Elements, das Abwandern der Deutschen nach Westen und der stärkere polnische Zufluß. Mit der Erörterung der Frage, wie diese Entwicklung etwa gehemmt werden könne, schloß der Vortragende.

Sitzung vom 11. Oktober. Zunächst wurden an Stelle der durch Wegzug von Halle ausgeschiedenen Vorstandsmitglieder Geograph E. Wächter und Oberlehrer Dr. Kähler die Herren cand. phil. Max Winter und Lehrer Plönnigs als Bibliothekare in den Vorstand gewählt. Darauf hielt Herr Botaniker Ernst Ule aus Berlin einen von Lichtbildern begleiteten Vortrag: „Drei Jahre im Gebiet des Amazonen-Stromes". In den Jahren 1900 bis 1903 hatte der Vortragende eine Expedition in die Gegend des mittleren und oberen Amazonen-Stromes unternommen, um dort in erster Linie das Vorkommen und die Gewinnung von Kautschuk zu erforschen, in zweiter aber auch der eigenartigen Pflanzenwelt seine Aufmerksamkeit zu widmen. Er besuchte besonders den Jurua, dann den Unterlauf des Rio Negro, den Marmellos, einen Nebenfluß des Madeira, und führte zuletzt eine Reise nach Peru bis zu den ersten Ausläufern der Anden aus. Als Mittelpunkt der Reisen diente Manaos an der Mündung des Rio Negro. Diese Stadt ist gegenwärtig der Hauptausfuhrhafen für Kautschuk; sie führt davon jährlich an 20000 Tonnen aus, das ist der dritte Teil der Weltproduktion.

In einigen Bildern wurden dann die wichtigsten Kautschukbäume und die Kautschukgewinnung veranschaulicht. Weitere Bilder zeigten die Natur am Rio Negro. Hier gedachte der Vortragende auch der interessanten Ameisenpflanzen, der Cecropia und Triplaris, die bestimmten Ameisenarten zur Wohnung dienen und diesen auch Nahrung geben, wofür sie von den Ameisen gegen Feinde geschützt werden. Er erwähnte ferner die bekannten Schleppameisen, die die Blätter von Bäumen und anderen Pflanzen zerschneiden und die Blattstückchen dann in ihre Baue tragen, wo in diesen Pilze sich entwickeln, von denen die Ameisen sich nähren. Merkwürdiger noch als diese Pilzgärten in den Bauen der Ameisen sind die Blumengärten, die einige Ameisen auf den Bäumen anlegen. Durch Beobachtung und Experiment ist festgestellt, daß gewisse Ameisen die Samen bestimmter Pflanzen auf Bäume und Sträucher tragen und dort in Ritzen und Zweiggabelungen oder in besonders hergerichteten Erdnestern niederlegen, dann durch Hinzutragen von mehr und mehr Erde das Wachstum der Pflanzen fördern und so zugleich eine Vergrößerung und Befestigung ihrer Baue schaffen. Dabei bieten die üppig gedeihenden Pflanzen ihnen auch noch Schutz vor den sengenden Strahlen der Tropensonne und vor den gewaltigen Regengüssen. In dem Landschaftsbild treten diese Blumengärten, die der Vortragende zuerst eingehend erforscht hat, oft deutlich hervor, da zuweilen die Bäume bis in die höchsten Kronen damit belastet sind. Sie gleichen dort schwebenden Blumenampeln oder auch riesigen Heubündeln. — Der Vortragende ging dann zur Schilderung einer Reise nach Tarapoto in Peru über. Zunächst führte er die Zuhörer den Amazonas hinauf an zahlreichen malerisch gelegenen Wohnplätzen vorbei bis an die peruanische Grenze, weiter über Iquitos und Yurimaguaz im Kanoe den Huallaga und Cainarachi hinauf und schließlich quer über das Gebirge hinweg nach Tarapoto, einem Städtchen von 6000 Einwohnern. Hier hat der Wald bei dem trockneren Klima bereits ein wesentlich anderes Aussehen. Der äußerste Punkt der Reise war das Salzgebirge am Huallaga, das am Flußgehänge frei zutage tritt und mit seinen vielen Erosionsrinnen an die Erdpyramiden von Bozen erinnert.

Sitzung vom 8. November. Dr. E. Deckert aus Berlin trug über „Die Wüsten von Arizona“ unter Vorführung vortrefflicher Lichtbilder vor. Arizona ist ein echtes Wüstengebiet, heiß und trocken und mit dürftiger Vegetation. Der Regenfall ist selbst an der Küste gering, die Julitemperatur höher als in den afrikanischen Wüsten. Von diesen unterscheidet sich Arizona nur dadurch, daß es höhere und zahlreichere Gebirge besitzt, die günstig auf die Bodenfeuchtigkeit einwirken und selbst Waldvegetation tragen; sie teilen das Land in mehrere Wüsten. Die Ursache der Wüstenbildung ist in der beständigen Herrschaft einer Anticyklone vor Niederkalifornien zu suchen. Arizona ist nicht pflanzenleer, sondern hat eine Reihe von eigentümlichen Pflanzen, die für die einzelnen Regionen typisch sind. Die Tierwelt ist durch den Menschen stark verändert. An der Ausgestaltung der Wüste sind hauptsächlich Wind und Sonne beteiligt. Die wenigen Niederschläge, die aber meist wolkenbruchartig fallen, wirken ebenfalls bei der Umgestaltung des Bodens mit. Auch den Erscheinungen des Vulkanismus begegnen wir; es finden sich Kegelberge, Lavafelder und Explosionsbecken;

ferner treffen wir Spuren von Erdbeben in Felsspalten und Bergstürzen. Besonderes Interesse erweckt das berühmteste Flußtal Arizonas, der große Cañon des Colorado; er erscheint im wesentlichen als die Erosionsarbeit rückschreitender Wasserfälle. Die Bewohner Arizonas sind Indianer, besonders zwei Stämme, die Navajos und die Moki. Die Navajos waren bis 1863 die Herren der Wüste; sie führen außer Feuerwaffen noch Bogen und Pfeil zur Erlegung der Präriehunde. Die Moki sind seßhaft und treiben Ackerbau (Mais); sie wohnen auf den höchsten Zinnen der Mesa, wo sie vor ihren Todfeinden, den Navajos, genügend Schutz finden. Die europäische Kultur hat trotz aller Bemühungen der Regierung hier noch kaum Eingang gefunden. Es werden Mineralschätze, Kupfer und Salz, ausgebeutte; außerdem wird etwas Schafzucht getrieben. Der Ackerbau mit künstlicher Bewässerung ist zurzeit noch gering und auf weiten Flächen überhaupt nicht möglich.

Sitzung vom 15. Dezember. Ingenieur W. Hentze aus Leipzig sprach über „Abessinien, Land und Leute“. Der Redner hatte den Auftrag erhalten, in Adis-Ababa eine Münze zu bauen. An der Hand zahlreicher Lichtbilder schilderte er den Verlauf der Reise von der ostafrikanischen Küste nach der jetzigen Hauptstadt Abessiniens und gab eine interessante Darstellung vom Leben und Treiben der Abessinier. Dadurch, daß er in unmittelbaren Diensten des Kaisers Menelik stand, war ihm Gelegenheit geboten, in manche abessinische Verhältnisse einen Einblick zu erhalten, die anderen Europäern bisher vollkommen unzugänglich waren. Er behandelte eingehend das Marktleben in Adis-Ababa, besprach die Geschicklichkeit der Abessinier in einzelnen Handwerken (Töpferei, Schmiedekunst), verweilte dann länger bei der Schilderung der abessinischen Soldaten, die hier die herrschende Klasse sind, und ging schließlich auch noch ausführlich auf die religiösen Verhältnisse ein. Die Abessinier gehören dem koptischen Christentum an, das sich in jahrhundertelanger Abgeschlossenheit inmitten von mohamedanischen Völkern erhalten hat. In neuerer Zeit schafft sich auch die moderne Kultur Eingang. Telegraph und Telephon sind bereits in den Dienst des abessinischen Handels getreten.

Sitzung vom 10. Januar 1906. Privatdozent Dr. E. Wüst behandelte das Thema „Thüringens Land und Leute im Eiszeitalter“. Thüringen ist in der zweiten und dritten Eiszeit zum Teil von nordischem Inlandeise überdeckt gewesen. Da sich im Odertale im Harz wohlerhaltene Ufermoränen aus der vierten Eiszeit finden, wird für die zweite und dritte Eiszeit, in denen allgemein die Entfaltung von Eis beträchtlicher war als in der vierten Eiszeit, eine nicht unerhebliche Vergletscherung des Harzes wie des Thüringer- und des Frankenwaldes anzunehmen sein. Der Löß Thüringens gehört im allgemeinen der dritten, der ältere Löß der Gegend von Altenburg vielleicht der zweiten Interglazialzeit an. Aus der dritten und vierten Eiszeit kennen wir glaziale Faunen, aus der ersten und zweiten, wohl auch dritten Interglazialzeit Waldfaunen und aus der dritten Interglazialzeit eine Steppenfauna. Unter den Waldfaunen sind zwei Typen zu unterscheiden: der Süssenborner mit Elephas Trogontherii und der Taubacher mit Elephas antiquus. Die Fauna mit Elephas Trogontherii gehört der ersten Interglazialzeit an. Die Fauna mit Elephas antiquus liegt bei Rabutz, bei Gröbers in Ablagerungen

aus der zweiten Interglazialzeit. Von den übrigen Fundschichten der Antiquusfauna ist es zweifelhaft, ob sie der zweiten oder dritten Interglazialzeit angehören, so auch von den Kalktuffen von Weimar-Taubach, in denen zwei Backzähne von Homo primigenius nebst Artefakten der Chelléo-Moustérienkultur gefunden worden sind.

Sitzung vom 16. Februar. Prof. Dr. Detmer aus Jena sprach auf Grund eigener Reisen über „Die Smaragd-Insel Java, Tropenwelt, Kultur und Bevölkerung des Landes". Der Vortragende landete zuerst in Tandschong Priok, dem Hafen Batavias, die er dann zuerst besuchte. Nach einer einleitenden Darstellung der Geographie Javas schilderte er kurz Batavia und die Hafenstadt Tandschong Priok und ging hierauf über zu einer eingehenden Beschreibung des mit Recht vielgerühmten Botanischen Gartens in Buitenzorg, der für das Studium der tropischen Pflanzenwelt das bedeutendste Lehrinstitut bildet. Der Garten wurde zum Zwecke der Förderung kolonialer Interessen gegründet und dient auch zur Zeit noch vorwiegend der Erforschung tropischer Kulturpflanzen. Buitenzorg ist auch der Sitz der Regierung, dort residiert der Gouverneur von Holländisch-Indien. Die Verwaltung der Kolonien ist nach dem Urteil des Vortragenden eine ganz vorzügliche, namentlich dadurch, daß die Interessen der Eingeborenen möglichst gewahrt werden und außerdem diese auch selbst zum Verwaltungsdienst herangezogen werden. Den weißen Beamten sind stets einheimische beigegeben. Detmer unternahm auch eine Reise nach dem östlichen Java, bei der er die Natur der Insel weiter kennen lernte. Sehr lebhaft schilderte er die Pracht und Üppigkeit der Waldvegetation sowie das Bild der Kulturlandschaft. Überall erblickt man in den Niederungen die smaragdgrünen Reisfelder, die der Insel ihren Beinamen Smaragd-Insel gegeben haben. Bei einer Besteigung eines Vulkanes kam er auch in die höheren Bergregionen. Der Weg zu dem Gipfel des Vulkanes führte durch dichten Urwald und dann durch ein prächtiges Blumenmeer niedriger Sträucher und Kräuter.

Sitzung vom 14. März. Nach Erstattung des Jahresberichtes erfolgte die Vorstandswahl; sie ergab folgende Änderungen: an Stelle des verstorbenen Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. v. Fritsch wurde Prof. Dr. Schenck zum stellvertretenden Vorsitzenden und in den Beirat für diesen Prof. Dr. Brückner gewählt. Darauf hielt Prof. Dr. W. Ule einen Vortrag über „Island". Auf Grund der neueren Literatur, namentlich des Werkes von Thoroddsen, schilderte Redner zunächst die physikalische Natur Islands, besprach die orographischen Verhältnisse und den geologischen Bau dieser Eis- und Feuerinsel und ging vor allem näher ein auf die Kräfte, die an der äußeren Ausgestaltung des Bodens arbeiten, unter denen neben dem Vulkanismus, neben dem fließenden Eis und Wasser auch der Wind eine große Rolle spielt, dessen Spuren besonders in der vegetationslosen und vielfach auch wasserarmen Hochfläche bemerkbar sind, der aber auch die Niederungen mit gewaltigen Mengen von Sand und Staub überschüttet. Island wird infolge seiner Lage inmitten des Hauptdepressionsgebietes auf dem nordatlantischen Ozean von starken Stürmen heimgesucht. Seiner ozeanischen Lage verdankt es freilich auch ein mildes Klima, das zwar nicht mehr den Anbau von Getreide, wohl aber noch den von Kartoffeln

und von Rüben gestattet. In der natürlichen Vegetation herrschen niedere Stauden und Gräser neben Moosen und Flechten vor. Das ermöglicht eine ausgedehnte Viehzucht. Die Armut des Pflanzenkleides auf den eigentlichen Hochflächen verleiht diesen einen wüstenhaften Charakter, der noch durch das Fehlen tierischen Lebens erhöht wird. Nur an den Küsten lebt eine reiche Vogelwelt und in den Binnengewässern wie im Meere finden sich zahlreiche Fische. Fast $^1/_4$ der Bewohner Islands leben vom Fischfang. Diese Bewohner, Nachkommen der Normannen, zeigen in ihrem Wesen und in ihrer Lebensweise eine deutliche Anpassung an die Natur ihrer Umgebung. Infolge ihrer Abgeschlossenheit haben sich bei ihnen alte Sitten und Gebräuche und selbst eine altertümliche Sprache erhalten. Wie alle Nordgermanen besitzen sie eine hohe Bildung und einen unverkennbaren Bildungstrieb. In ihren Liedern spricht sich eine große Liebe zur Heimat aus.

III. Zweigverein zu Magdeburg.

Vorstand:

Prof. Maenß, Vorsitzender,
Oberlehrer Dr. Mertens, Schriftführer,
Oberlehrer Simons, Rechnungsführer,
Sanitätsrat Dr. Braun, Beigeordneter.

Sitzung vom 20. Oktober 1905. Prof. Dr. Halbfaß spricht über Erfahrungen und Eindrücke, die er während eines vierwöchentlichen Aufenthalts in Schottland von Land und Leuten bekommen hat.

Sitzung vom 17. November. Bankier Eugen Alenfeld berichtet an der Hand zahlreicher selbst aufgenommener Lichtbilder über eine Reise im Mittelmeer von Lissabon bis Konstantinopel.

Sitzung vom 15. Dezember. Oberlehrer Fr. Bradhering gibt auf Grund eingehender Studien ein Bild von der Schiffahrt um das Jahr 1500.

Sitzung vom 19. Januar 1906. Der Verein begeht unter starker Beteiligung auch von Damen das Fest seines 25jährigen Bestehens. Oberlehrer Dr. Mertens gibt einen kurzen Überblick über die Vereinstätigkeit in dem verflossenen Zeitraum und dankt besonders dem Vorsitzenden, Prof. Maenß, der die ganze Zeit hindurch die Leitung erfolgreich in Händen gehabt hat. Darauf wurde die umfassende Reihe vorzüglicher Lichtbilder vorgeführt, die Prof. Dr. Edler-Halle von der Saale aufgenommen hat. Der begleitende Text wird von Oberlehrer Dr. Köhn vorgetragen. Unter den Glückwunschschreiben ist besonders das des Zentralvereins in Halle zu erwähnen.

Sitzung vom 16. Februar. Vorsteher R. Weidenhagen spricht über die allgemeine Zirkulation der Atmosphäre mit Berücksichtigung neuerer Beobachtungen über die Passate.

Sitzung vom 16. März. Prof. Maenß trägt vor über die Veränderungen, die die Weichselmündungen im Laufe der Zeit erfahren haben. Im geschäftlichen Teil wird der bisherige Vorstand wieder gewählt.

Verzeichnis der Mitglieder

des

Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erdkunde
am 1. April 1906.

I. Zentral-Verein zu Halle.

1. Ehrenvorsitzender.

1. Geh. Regierungsrat Professor Dr. Alfred Kirchhoff, Mockau bei Leipzig.

2. Ehrenmitglieder.

2. Professor Dr. Hermann Größler in Eisleben.
3. Professor Dr. Siegmund Günther in München.
4. Professor Dr. Sven v. Hedin in Stockholm.
5. Geheimer Admiralitätsrat Professor Dr. Georg v. Neumayer, Direktor der Deutschen Seewarte a. D., Exzellenz, in Neustadt vor der Hart.
6. Professor Dr. Fridtjof Nansen in Christiania.
7. Professor Dr. Hans Meyer in Leipzig.
8. Hofrat Professor Dr. Albrecht Penck in Berlin.
9. Professor Dr. Fritz Regel in Würzburg.
10. Vize-Admiral Freiherr Georg von Schleinitz auf Haus Hohenborn bei Lügde.
11. Professor Dr. Georg Schweinfurth in Berlin.
12. Professor Dr. Alexander Supan in Gotha.

3. Verstorbene Ehrenmitglieder.

Professor Dr. Hugo Berger.
Henri Duveyrier.
Johann César Godeffroy.
Professor F. V. Hayden.
Professor Ferd. v. Hochstetter.
Professor Dr. Heinrich Kiepert.
Dr. Gustav Nachtigal.
Professor Dr. Adolf Erik Freiherr von Nordenskiöld.
Geheimer Hofrat Professor Dr. Friedrich Ratzel.
Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Freiherr von Richthofen.
Dr. Gerhard Rohlfs.
Dr. Eduard Schnitzler (Emin Pascha).
Major Dr. Hermann von Wissmann.

4. Korrespondierende Mitglieder.

13. Professor Dr. Rudolf Credner in Greifswald.
14. Kartograph Ernst Debes in Leipzig.
15. Hermann Habenicht, Kartograph in Gotha.
16. Dr. Theophilus Hahn in Kapstadt.
17. Professor Dr. Kurt Hassert in Köln.
18. Professor Dr. Alfred Hettner in Heidelberg.
19. Professor Dr. Robert Jannasch in Berlin.
20. Archivrat Dr. Eduard Jacobs in Wernigerode.
21. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Richard Lehmann in Münster.
22. Professor Dr. Oskar Lenz in Prag.
23. Professor Paul Langhans, Kartograph in Gotha.
24. Professor Dr. Heinrich Mohn in Christiania.
25. Geheimer Regierungsrat Dr. Wilhelm Reiss in Könitz.
26. J. P. Thomson, Sekretär der Royal Geographical Society of Australasia in Brisbane.

5. Ordentliche Mitglieder.

27. Achtelstetter, Wilhelm, Hotelbes.
28. Ackermann, Louis, Landmesser.
29. Ahrenholz, Hans, Landwirt.
30. Ahrens, Willy, Lehrer.
31. Apelt, Max, Bankier.
32. Benzler, Frau Agnes, geb. Ewald.
33. Bernau, Karl, Seminarlehrer.
34. Brückner, Dr. Eduard, ord. Prof.
35. Bry, Waldemar, Kaufmann.
36. Burghardt, Paul, Lehrer.
37. Buttermilch, Hermann, Kaufmann.
38. Buttermilch, Rudolf, Kaufmann.
39. Dorn, Dr. Ernst, ord. Professor.
40. Eberius, Paul, Kaufmann.
41. Edler, Dr. Friedrich, Prof., Oberlehrer.
42. Fraenkel, Dr. Karl, Geh. Medizinalrat und ord. Professor.
43. Freyberg, Hermann, Brauereibesitz.
44. Gebensleben, Dr. Walter, Chef-Redakteur.
45. Genzmer, Dr. Alfred, außerordentl. Professor.
46. Gille, Otto, Kaufmann.
47. Gocht, Dr. Hermann, Arzt.
48. Grosse, Max, Buchhändler.
49. Grün, Ludwig, Weinhändler.
50. Gründig, August, Administrator der Waisenhausdruckerei.
51. Haase, Hermann, Lehrer.
52. Haaßengier, Ernst, Bankier.
53. Haenert, Karl, Kaufmann.
54. Hellthaler, Theodor, Oberlehrer a. D.
55. Herrn, Paul, Lehrer.
56. Hertzberg, Dr. Gustav, Geh. Reg.-Rat, ordentlicher Honorar-Professor.
57. Hertzberg, Dr. Heinrich, Oberlehrer.
58. Heynemann, Theodor, Kaufmann.
59. Hochheim, Dr. Hans, prakt. Arzt.
60. Jenrich, Richard, Mittelschullehrer.
61. Jentzsch, Otto, Kaufmann.
62. Kallmeyer, Friedrich, Regierungs-Baumeister.
63. Kathe, Ludwig, Kaufmann.
64. Katz, Alfred, Bankier.
65. Klauke, Hugo, Kaufmann.
66. Knoch, Reinhold, Reg.-Baumeister.
67. Kramer, Emma, Frau Direktor.
68. Krause, Richard, Kaufmann.
69. Kroog, Johann, Civil-Ingenieur.
70. Kühn, Dr. Julius, Exzellenz, Wirkl. Geheimer Rat und ordentl. Professor.
71. Kuhnt, Friedrich, Maurermeister.
72. Lehmann, Heinrich, Geh. Kommerzienrat.
73. Leser, Dr. Edmund, außerordentlicher Professor.
74. Leupold, Bruno, Kaufmann.
75. Lorenz, Franz, Lehrer.
76. Loretz, Otto, Kaufmann.

77. Luedecke, Otto, außerordentlicher Professor.
78. Mirus, Marie, verw. Pastor.
79. Müller, Guido, Kaufmann.
80. Nebert, Wilhelm, Fabrikant.
81. Niemeyer, Hermann, Kaufmann.
82. Niemeyer, Klara, Frau Stadtrat.
83. Nietschmann, Paul, Buchdruckereibesitzer.
84. Nietzschmann, Friedrich, Kaufmann.
85. Oppenheimer, Dr. Gustav, Arzt.
86. Oetting, Hermann, Kaufmann.
87. Pansegrau, Heinrich, Rektor.
88. Pfahl, Otto, Direktor der Spar- und Vorschußbank.
89. Pfitzner, Marie, Lehrerin.
90. Piltz, Arthur, Bergwerksdirektor.
91. Plättig, Paul, Rechtsanwalt.
92. Plönnigs, August, Lehrer.
93. Rasch, Dr. Wilhelm.
94. Reetz, Berthold, Lehrer.
95. Reichardt, Julius, Buchhändler.
96. Reinicke, Bruno, Fabrikdirektor.
97. Richter, Georg, Lehrer.
98. Riedel, Richard, Geheimer Kommerzienrat.
99. v. Roenne, Ludwig, Referendar a. D.
100. Schäfer, Dr. Paul.
101. Schenck, Professor Dr. Adolf, Privatdozent.
102. v. Schlechtendal, Dr., Diedrich, Assistent am Mineralog. Institut.
103. Schlüter, Willi, Besitzer einer zoologischen Lehrmittelanstalt.
104. Schneider, Karl, Kaufmann.
105. Schultze, Hermann, Lehrer an der städt. Bürgerschule.
106. Schulze, Ernst, Kaufmann.
107. Seeligmüller, Dr. Adolf, außerordentl. Professor.
108. Seiffert, Wilhelm, Kaufmann.
109. Simon, Reinhold, Pfarrer a. D.
110. Sparig, Dr. Eugen, Oberlehrer.
111. Stade, Georg, Oberlehrer.
112. Steckner, Albert, Kommerzienrat.
113. Steckner, Emil, Geheimer Kommerzienrat.
114. Strey, Franz, Kaufmann.
115. Taschenberg, Dr. Otto, außerordentl. Professor.
116. Tausch, Walter, Buchhändler.
117. Thiele, Hermann, Kaufmann.
118. Ule, Prof. Dr. Willi, Privatdozent.
119. Wangerin, Dr. Albert, ordentl. Professor.
120. Weicke, R., Privatier.
121. Weinstock, Siegfried, Bankier.
122. Wensch, Heinrich, Lehrer.
123. Wenzel, Auguste, verw. Superintendent.
124. Wiegel, Wilhelm, Lehrer.
125. Winter, Max, Assistent am Geogr. Institut der Universität.
126. Wratzke, Arthur, Edelschmied und Hofjuwelier.
127. Wüst, Dr. Ewald, Privatdozent und Assistent am Mineralogischen Institut.
128. Zeiz, Ferdinand, Kaufmann.
129. Zeumer, Hermann, Kaufmann.
130. Ziegner, Dr. Hermann, Arzt.
131. v. Ziegner, Kurd, Generalleutnant z. D., Exzellenz.
132. Zöbisch, Josef, Kaufmann.

---

6. Außerordentliche Mitglieder.

133. Donath, Richard, stud phil.
134. Dorscheid, Otto, stud. math. et rer. nat.
135. Ebermann, Richard, Kandidat.
136. Elsaesser, Otto, stud. math.
137. Erdmann, Julius, stud. phil.
138. Fritzsche, Richard, Dr. phil.
139. Goetz, Paul, Kandidat.
140. Jaenicke, Gustav, stud. phil.
141. Kaiser, Max, stud. math. et rer. nat.
142. Koch, Albert, stud. rer. nat.
143. Kuberka, Felix, Dr. phil.

144. Lengacker, Friedrich, stud. math. et rer. nat.
145. Mertens, Felix, stud. phil.
146. Petzold, Volker, stud. rer. nat.
147. Protz, Robert, stud. phil. et geogr.
148. Richter, Max, Dr. phil.
149. Sachse, Albert, stud. math.
150. Schäfer, Wilhelm, stud. phil.
151. Schulz, Paul, stud. phil.
152. Thielemann, Max, stud. math.
153. Wüstenhagen, Heinrich, Dr. phil.
154. Wütschke, Johann, stud. phil.

II. Zweigverein zu Magdeburg.

155. Berger, Willy, Kaufmann.
156. Blell, Karl, Apothekenbesitzer.
157. Bodenstab, Ernst, Rentner in Neuhaldensleben.
158. Bornstein, Dr. Alfred, Arzt.
159. Bradhering, Fr., Oberlehrer.
160. Braune, Dr. Karl, Sanitätsrat.
161. Brey, Ernst, Oberlehrer.
162. Fritze, Werner, Kgl. Kommerzienrat.
163. Gebler, Hermann, Oberlehrer.
164. Halbfaß, Dr. Wilhelm, Professor in Neuhaldensleben.
165. Hebold, Hermann, Kaufmann.
166. Klotz, Karl Emil, Hofbuchhändler.
167. Köhn, Dr. Max, Oberlehrer.
168. Maenß, Johannes, Professor.
169. Mertens, Dr. August, Oberlehrer, Vorsteher des Naturw. Museums der Stadt Magdeburg.
170. Potinecke, Dr. Richard, Oberlehrer.
171. Purcel, Anton, Fabrikbesitzer.
172. Römling, Paul, Kaufmann.
173. Schnepfe, Hermann, Kaufmann.
174. Simons, Gustav, Oberlehrer.
175. Weidenhagen, Rudolf, Vorsteher der Wetterwarte der Magd. Zeitung.

III. Keinem Teilverein angehörige Mitglieder.[1]

176. Allerverein in Neuhaldensleben.
177. Archiv, Königliches Staats-, Magdeburg.
178. Bauer, Dr. Georg, Oberlehrer in Greifswald.
179. Bielefeld, Rudolf, Lehrer, Zürich.
180. Biereye, Professor Dr. Johannes, Rektor der Klosterschule in Roßleben.
181. Böhme, Udo, Rentier in Aschersleben.
182. Bornhardt, Wilhelm, Bergrat in Bonn.
183. Brasack, Dr. Friedrich, Professor in Aschersleben.
184. Brasse, Dr. Ernst, Oberlehrer am Realgymnasium in München-Gladbach.

[1] Die Mitglieder dieser Abteilung werden gebeten, alle etwaigen Veränderungen in Stellung oder Wohnort dem Vereinsvorstand gefälligst mitteilen zu wollen.

185. Bucholz, Adolf, Stadtrat und Apothekenbesitzer in Erfurt.
186. Clauß, William, Inhaber der Verlagsbuchhandlung Paul Baumanns Nachfolger in Dessau.
187. Damköhler, Eduard, Professor in Blankenburg a. H.
188. Deuticke, Superintendent, Arendsee.
189. Drohsin, Albert, Kaufmann in Aschersleben.
190. Eckerlin, Dr. Hans, Professor in Halberstadt.
191. Ehrlich, Dr. Benno, Professor in Bonn.
192. Fiedler, Dr. Bruno, Oberlehrer in Schleiz.
193. Förster, Rudolf, Fabrikbesitzer in Freyburg.
194. Fröhlich, Max, Rektor in Aschersleben.
195. Gaul, Dr. Julius, Oberlehrer in Bremerhaven.
196. Gerbing, Frau Louise, Südende bei Berlin.
197. Göderitz, Direktor d. Braunkohlenwerks Augusta bei Bitterfeld.
198. Henkel, Dr. Ludwig, Professor, Oberlehrer in Schulpforta.
199. Herzberg, Dr. Paul, Direktor der landwirtschaftlichen Schule, Arendsee.
200. Hintze, Heinrich, Oberlehrer in Gardelegen.
201. Hoffmann, Bernhard, Rentier in Erfurt.
202. Hoffmann, Ferdinand, Fabrikbesitzer in Erfurt.
203. Holtheuer, Dr. Richard, Professor in Leisnig.
204. v. Jagow, Landrat, Osterburg.
205. Keil, Wilhelm, Direktor der Provinzial - Taubstummen - Anstalt in Halberstadt.
206. Kieser, Otto, Kantor in Freistewitz bei Torgau.
207. Kloß, Ewald, Fabrikbesitzer in Freyburg.
208. König, A., Amtsgerichtsrat in Aschersleben.
209. Koepert, Dr. Otto, Oberlehrer in Dresden.
210. Krüger, Georg, Rentier in Aschersleben.
211. Krüger, Dr. Wilhelm, Professor, Direktor der herzogl. Landesversuchsstation in Bernburg.
212. Kuntze, Gustav, Stadtrat in Aschersleben.
213. Lorenz, Dr. Georg, Realschul-Oberlehrer in Barmen.
214. Matthes, Prof. Dr. Isolin, Realgymnasial-Oberlehrer in Altenburg.
215. Mayer, Dr. Georg, Oberlehrer in Aschersleben.
216. Michaelis, Paul, Oberbürgermeister in Aschersleben.
217. Obst, Emil, Kirchenrendant in Bitterfeld.
218. Petry, Arthur, Gymnasial-Oberlehrer in Nordhausen.
219. Rausch v. Traubenberg, Baron Dr. Paul, in Petersburg.
220. Reinhardt, Dr. Friedrich, Professor in Aschersleben.
221. Reischel, Dr. Gustav, Oberlehrer in Hannover.
222. Rupprecht, Georg, Lehrer in Brehna.
223. Saalfeld, Dr. Günther Alexander, Gymnasial-Oberlehrer a. D. in Friedenau bei Berlin.
224. Schatte, Dr. Walter, Kand. des höheren Schulamts, Schrimm.
225. Schlüter, Dr. Otto, in Friedenau bei Berlin.
226. Schneider, Past., Sanne b. Arendsee.
227. Schröter, Otto, Lehrer in Geusa bei Merseburg
228. Schulze, Dr. Erwin, in Ballenstedt.
229. Stade, Dr. Hermann, Ständ. Mitarbeiter am Meteorol. Institut in Berlin.
230. Staute, Dr. Hermann, Brauereibesitzer in Freyburg a. U.

231. Steffen, Dr. Max, Oberlehrer an der Ober-Realschule zu Bochum.
232. Steinmeyer, Dr. Rudolf, Gymnasialdirektor in Aschersleben.
233. Straßburger, Dr. Emil, Professor in Aschersleben.
234. Stürcke, Hermann, Geh. Kommerzienrat in Erfurt.
235. Toepfer, Schulrat Dr. Hermann, Realschuldirektor a. D. in Sondershausen.
236. Trittel, Gustav, Oberlehrer in Oschersleben.
237. Trommsdorff, Dr. Hugo, Chemiker in Heidelberg.
238. Venediger, Dr. Edmund, Direktor der Oberrealschule in Erfurt.
239. Wächter, Ernst, Privatgelehrter in Degerloch bei Stuttgart.
240. Weyhe, Dr. Emil, Professor am Gymnasium in Dessau.
241. Wolff, Friedrich, Geh. Kommerzienrat in Erfurt.
242. Zech, Leonhard, Professor an der Oberrealschule in Halberstadt.

Verzeichnis

derjenigen Vereine, Institute, Redaktionen usw., mit welchen der Verein für Erdkunde sich im Schriftentausch befindet.

Deutsches Reich.

Alpenverein, Deutscher und österreichischer.
Annaberg: Annaberg-Buchholzer Verein für Naturkunde.
Augsburg: Naturhistorischer Verein.
Bamberg: Naturforschende Gesellschaft.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
„ Deutsche Kolonialgesellschaft.
„ Gesellschaft für Erdkunde.
„ Hydrographisches Amt der Kaiserlichen Admiralität.
„ Märkisches Provinzial-Museum.
„ Königl. Preufsisches Meteorologisches Institut.
„ Redaktion des „Tourist“.
„ Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg (Märk. Provinzial-Museum).
„ Touristen-Klub für die Mark Brandenburg.
„ Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.
„ Evangelischer Afrikaverein.
Bonn: Naturhistorischer Verein der preufsischen Rheinlande und Westfalens.
Braunschweig: Verein für Naturwissenschaften.
Bremen: Geographische Gesellschaft.
„ Meteorologisches Observatorium Bremen.
„ Naturwissenschaftlicher Verein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.
Cassel: Verein für Erdkunde.
„ Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
„ Verein für Naturkunde.
Chemnitz: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
„ Königl. Sächs. meteorologisches Institut.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
„ Provinzialkommission zur Verwaltung der Westpreufs. Provinzial-Museen.
Darmstadt: Verein für Erdkunde und verwandte Wissenschaften.
Dessau: Verein für Anhaltische Geschichts- und Altertumskunde.
„ Statistisches Bureau von Anhalt.
„ Verein für Anhaltische Landeskunde.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte.
Dresden: Droguen-Grofsgeschäft von Gehe & Comp.
„ Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis“.
„ Verein für Erdkunde.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Emden: Naturforschende Gesellschaft.

Erfurt: Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.
" Verein für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Frankfurt a. M.: Handelskammer.
" Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft.
" Verein für Geographie und Statistik.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein des Regierungsbezirks Frankfurt a. O.
Freiberg i. S.: Altertumsverein.
Freiburg i. Br.: Naturforschende Gesellschaft.
Giefsen: Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
" Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde.
Görlitz: Naturforschende Gesellschaft.
Göttingen: Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Mathematisch-physikalische Klasse.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumskunde.
Greifswald: Geographische Gesellschaft.
Guben: Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
Halle a. S.: Königliches Oberbergamt.
" Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertumsverein.
" Handelskammer.
" Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher.
" Naturforschende Gesellschaft.
" Studentischer Verein für Erdkunde.
Hamburg: Deutsche Seewarte.
" Geographische Gesellschaft.
" Handelskammer.
" Naturwissenschaftlicher Verein.
" Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
" Hauptstation für Erdbebenforschung.
Hannover: Naturhistorische Gesellschaft.
Harzklub.
Heidelberg: Naturhistorisch-medizinischer Verein.
Hof: Nordfränkischer Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde.
Jena: Geographische Gesellschaft.
Karlsruhe: Naturwissenschaftlicher Verein.
Kiel: Ministerialkommission zur Untersuchung der deutschen Meere.
" Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
" „Heimat", Monatschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.
Königsberg i. Pr.: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landshut i. B.: Botanischer Verein.
Leipzig: Deutscher Verein zur Erforschung Palästinas.
" Naturforschende Gesellschaft.
" Museum für Völkerkunde (Grassi-Museum).
" Verein für Erdkunde.
Lübeck: Geographische Gesellschaft.
Magdeburg: Museum für Natur- und Heimatkunde zu Magdeburg.
" Naturwissenschaftlicher Verein.
" Wetterwarte der Magdeburgischen Zeitung.
Mannheim: Verein für Naturkunde.
Marburg: Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften.
Metz: Verein für Erdkunde.
Mühlhausen: Altertumsverein.
München: Geographische Gesellschaft.
" Bayerische Botanische Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora
Münster i. W.: Geographischer Apparat der Universität zu Münster i. W.
Güstrow: Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.
Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft.
Offenbach: Verein für Naturkunde.
Osnabrück: Naturwissenschaftlicher Verein.
" Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück.
Passau: Naturhistorischer Verein.

Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Rudolstadt: Meteorologische Gesellschaft.
Schmalkalden: Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
Stettin: Gesellschaft zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen.
„ Verein für Erdkunde.
Straßburg: Zentralstelle des meteorologischen Landesdienstes in Elsaß-Lothringen.
„ Vogesen-Klub.
„ Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek.
Stuttgart: Königl. Württembergisches statistisches Landesamt.
„ Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg.
„ Württembergischer Verein für Handelsgeographie.
„ Diöcesanarchiv von Schwaben.
Ulm a. D.: Verein für Mathematik und Naturwissenschaften.
Weimar: Thüring. Botan.-Verein.
Wernigerode: Harzverein für Geschichte und Altertumskunde.
„ Naturwissenschaftlicher Verein des Harzes.
Wiesbaden: Nassauischer Verein für Naturkunde.
Wolfenbüttel: „Braunschweigisches Magazin“, Organ des Ortsvereins für Geschichte und Altertumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel.
Zwickau: Verein für Naturkunde.
„ Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

Österreichisch-Ungarische Monarchie.

Außig: Naturwissenschaftlicher Verein.
Brünn: Naturforschender Verein.
„ k. k. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.
Budapest: k. ungarische geographische Gesellschaft.
„ k. ungarische geologische Anstalt.
„ k. ungarische geologische Gesellschaft.
„ k. ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.
„ Redaktion der „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn“.
„ Redaktion der mathematischen und naturwissenschaftlichen Berichte aus Ungarn.
Freiwaldau: Mährisch-Schlesischer Sudeten-Gebirgs-Verein.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
„ Verein der Ärzte für Steiermark.
Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde.
„ Siebenbürgischer Karpathenverein.
Igló: Ungarischer Karpathenverein.
Innsbruck: Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein.
„ Ferdinandeum.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum von Kärnthen.
Böhm.-Leipa: Nordböhmischer Exkursionsklub.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
„ Verein für Naturkunde in Österreich ob der Enns.
Prag: Kgl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
„ Naturhistorischer Verein „Lotos“.
„ Lesehalle der deutschen Studenten.
Salzburg: Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.
Temesvar: Südungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Triest: Società adriatica di science naturali.
Wien: k. k. Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftl. Klasse.
„ k. k. geographische Gesellschaft.
„ k. k. geologische Reichsanstalt.
„ k. k. militärgeographisches Institut.
„ k. k. naturhistorisches Museum.
„ Handels-Museum.
„ Österreichischer Touristenklub.

Wien: Verein der Geographen an der Universität.
„ Verein für Höhlenkunde.
„ Verein für Landeskunde von Nieder-Österreich.
„ Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
„ k. k. Zentral-Anstalt für Meteorologie und Geodynamik.

Schweiz.

Aarau: Mittelschweizerische geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
Basel: Naturforschende Gesellschaft.
„ Redaktion des „Evangelischen Missions-Magazins“.
Bern: Geographische Gesellschaft.
„ Naturforschende Gesellschaft.
Chur: Naturforschende Gesellschaft Graubündens.
Frauenfeld: Thurgauische naturforschende Gesellschaft.
St. Gallen: Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
„ Ostschweizerische geographisch-kommerzielle Gesellschaft.
Genf: Société de géographie.
Lausanne: Société vaudoise des sciences naturelles.
„ Institut agricole de Lausanne.
Neuchâtel: Société neuchâteloise de géographie.
„ Société des sciences naturelles.
Zürich: Naturforschende Gesellschaft.
„ Geographisch-Ethnographische Gesellschaft.

Niederlande.

Amsterdam: Aardrijskundig genootschap.
Haag: Koninglijk institut voor de taal-, land- en volkenkunde von Nederlandsch-Indië
„ Indisch genootschap.

Belgien.

Antwerpen: Société de géographie.
Brüssel: Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique.
„ Société belge de géographie.
„ Université Nouvelle. Institut géographique.
„ La Société d'études coloniales.

Frankreich.

Bordeaux: Société de géographie commerciale.
Cherbourg: Société nationale des sciences naturelles et mathématiques.
Douai: Union géographique du nord de la France.
Havre: Société de géographie commerciale.
Lyon: Société de géographie.
Marseille: Société de géographie.
Montpellier: Société languedocienne de géographie.
Nancy: Société de géographie de l'Est.
Paris: Société de géographie.
„ Société de géographie commerciale.
„ Redaction de „Revue géographique internationale“.
Rochefort: Société de géographie.
Rouen: Société normande de géographie.
Toulouse: Société de géographie.
Tours: Société de géographie.

England und Schottland.

Edinburg: Royal society.
Glasgow: Philosophical society.
London: Royal geographical society.
„ Royal society.
Manchester: Geological society.
„ Geographical society.
Rochester: Academy of science.

Schweden.

Gotenburg: Göteborgs kongl. vetenscaps och vitterhets samhäller handlingar.
Stockholm: Svenska sällskapet för anthropologi och geografi.
„ Geologiska Föreningen.
„ Bibliothèque de l'Académie Royale des Sciences.
Upsala: Geologisches Institut.

Norwegen.

Bergen: Bergens Museum.
Christiania: Redaktion des „Archiv for Mathematik og Naturvidenskab".
„ Physiografiske förening.
„ Konglige Norske Videnskabers Selskap.
„ Norske Gradmaalingskommission.
„ Nordhavs Expedition.
„ Norske Geografiske Selskap.
Throndjhem: Kong. Norske Videnskabers Selskap.

Dänemark.

Kopenhagen: Kgl. dansk. geografiske Selskap.

Italien.

Mailand: Società d'esplorazione commerciale in Africa.
Neapel: Società africana d'Italia.
Rom: Comitato geologico d'Italia.
„ Società geografica italiana.
„ Vaticanisches Observatorium.

Spanien.

Madrid: Sociedad geográfica.

Portugal.

Lissabon: Sociedade de geographia.

Rumänien.

Bukarest: Societatea geographica romana.
„ Institut meteorological romaniei.

Rußland.

Dorpat: Naturforscher-Gesellschaft.
Helsingfors: Geografiska foreningen i Finland.
„ Sällskapet för Finlands Geografi.
Kiew: Société des naturalistes.
Moskau: Société impériale des naturalistes.
Petersburg: Komité für die geologische Landesaufnahme Rußlands.
„ Kaiserl. russische geographische Gesellschaft.
Riga: Naturforscher-Verein.

Afrika.

Lome: Amtsblatt für das Schutzgebiet Togo.

Amerika.

Baltimore: Maryland Weather Service.
Boston: Society of natural history.
„ American-Academy of arts and sciences.
Buenos-Aires: Instituto geografico Argentino.
„ Departamento national de estadistica.
„ Dirección general de estadistica municipal.

Buenos-Aires: Museo Nacional.
" Oficina Demografica Nacional.
Codobar: Academia national di ciencias.
Costa-Rica: Instituto fisico geografica nacional de Costa-Rica.
La Plata: Direccion general de Estadistica de la Provincia de Buenos-Aires.
Lima: Sociedad geográfica de Lima.
Mexico: Sociedad geográfica y estadistica de la republica Mexicana.
" Tacubaya, Observatorio astronómico.
" Deutscher wissenschaftlicher Verein.
Minneapolis-Minnesota: Geological and natural history survey of Minnesota.
New York: American geographical society.
Ottawa: Geological and Natural History Survey of Canada.
Philadelphia: American philosophical society.
" Academy of Natural Sciences.
Quebec: Geographical society.
Rio de Janeiro: Instituto historico geographico e ethnographico do Brazil.
St. Louis: Academy of sciences.
San Francisco: California academy of sciences.
" Geographical society of the Pacific.
" Geographical society of California.
Santiago de Chile: Deutscher wissenschaftlicher Verein.
São Paulo: Commissão Geografica et Geologica de São Paulo.
Toronto: Canadian Institute.
Washington: Engineer department U. S. army.
" Smithsonian Institution.
" U. S. department of the interior.
" U. S. department of agriculture.
" U. S. geological and geographical survey of the territories.
San José de Costa Rica: Instituto fisico-geografico nacional.
San Salvador: Observatorio astronomico meteorológico.

Asien.

Batavia: Koninglijke natuurkundige vereeniging in Nederlandsch-Indië.
Manila: Departement of the interior Ethnological Survey publications.
Shanghai: China branch of the Royal Asiatic Society.
Tiflis: Kaukasische Sektion der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
" Kaukasisches Museum.
Tokio: Geographische Gesellschaft.
" Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

Australien.

Brisbane: Royal Geographical Society of Australia, Queensland branch.
Melbourne: Royal Society of Victoria.
" Royal Geographical Society of Australasia (Victorian Branch).
" Secretary for mines, department of mines.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen nebst angrenzenden Landesteilen. 1.—3. Jahrg. 1891—1893 à 4 M., 4. Jahrg. 1894. 3 M., 5. Jahrg. 1895. 4 M., 6. Jahrg. 1896. 3 M., 7. Jahrg. 1897. 4 M., 8. Jahrg. 1898. 4 M., 9. Jahrg. 1899. 4 M., 10.—12. Jahrg. 1900—1902 à 3 M., 13. Jahrg. 1903. 4 M., 14. Jahrg. 1904. 4 M., 15. Jahrg. 1905. 4 M.

Assmann. Dr. Richard, **Die Gewitter in Mitteldeutschland.** gr. 8. 74 Seiten nebst 8 Tafeln und einer Hagelkarte. 3 M. 60 ₰.

Damköhler. Ed., **Zur Charakteristik des niederdeutschen Harzes.** 8. 25 Seiten mit 1 Karte. 1 M. 20 ₰.

Elfert. Dr. Paul, **Die Bewölkungsverhältnisse von Mitteleuropa.** 8. 97 Seiten nebst 2 Tafeln und 2 Karten. 4 M.

Friedrich, Dr. Paul, **Über die Tertiärflora der Umgegend von Halle a. S.** gr. 8. 12 Seiten. 50 ₰.

Friese. H., **Beitrag zur Hymenopterenfauna des Saaltals.** gr. 8. 36 Seiten. 1 M.

Haushalter. Professor B., **Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östich der Elbe.** 4. 50 Seiten und 2 Sprachkarten. 1 M. 60 ₰.

Haushalter. Professor B., **Die Mundarten des Harzgebietes.** gr. 8. 21 Seiten nebst 1 Karte. 1 M.

Haushalter. Professor B., **Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch** von Hedemünden a. d. Werra bis Staßfurt a. d. Bode. gr. 8. 21 Seiten mit 1 Karte. 1 M. 20 ₰.

Herschenz. Dr. O., **Untersuchungen über Harzer Baryte.** 8. 63 Seiten nebst 1 Tafel. 1 M. 60 ₰.

Kirchhoff. Professor Dr. Alfred, **Die territoriale Zusammensetzung der Provinz Sachsen.** Karte und 20 Seiten Text. 1 M.

Kleemann. Dr. Reinhold, **Beiträge zur Kenntnis des Klimas von Halle** (1851—1885). gr. 8. 24 Seiten und 1 Tafel. 1 M.

Leicher, Dr. Paul, **Orometrie des Harzgebirges.** gr. 8. 52 Seiten nebst 5 Tafeln. 2 M. 40 ₰.

Litteratur. die landeskundliche. für Nordthüringen, den Harz und den provinzialsächsischen wie anhaltischen Teil an der norddeutschen Tiefebene. Herausgegeben vom Verein für Erdkunde zu Halle. gr. 8. 174 S. 3 M.

Mertens, Dr. August, **Der Hopfenbau in der Altmark.** Ein Beiblatt zur Landeskunde und Wirtschaftsgeschichte. gr. 8. 55 Seiten mit 1 Karte. 2 M.

Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1883. 5 M., 1884. 4 M., 1885. 4 M., 1886. 5 M., 1887. 4 M. 50 ₰, 1888. 4 M., 1889. 3 M., 1890. 4 M., 1891. 5 M., 1892. 5 M., 1893. 5 M., 1894. 4 M., 1895. 5 M., 1896. 4 M., 1897. 5 M., 1898. 5 M., 1899. 5 M., 1900. 4 M., 1901. 4 M., 1902. 4 M., 1903. 5 M., 1904. 5 M., 1905. 5 M.

Rackwitz. Dr. R., **Zur Volkskunde von Thüringen insbesondere des Helmegaus.** gr. 8. 26 Seiten mit 1 Karte. 1 M. 20 ₰.

Woltersdorff, W., **Unsere Kriechtiere und Lurche.** Vorläufiges Verzeichnis der Reptilien und Amphibien der Provinz Sachsen und der angrenzenden Gebiete nebst einer Anleitung zu ihrer Bestimmung. 8. 38 Seiten. 1 M.

Wüst. Dr. E., **Beiträge zur Kenntnis des Flußnetzes Thüringens vor der ersten Vereisung des Landes.** gr. 8. 17 Seiten mit 1 Karte. 1 M.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

